

Carina Eichele

DAS LEISTUNGS- PRINZIP IM TREND- SPORT

Erweiterungen jenseits
von Sieg und Niederlage

KÖR
PER
KUL
TUR
EN::

[transcript]

Carina Eichele
Das Leistungsprinzip im Trendsport

KörperKulturen

Editorial

Die jüngste (Wieder-)Entdeckung des Körperbegriffs in den Sozial- und Kulturwissenschaften »verkörpert« paradigmatisch ein neuartiges materialistisches Verständnis von Gesellschaft und Kultur, das von einer Inkorporierung symbolischer Ordnungen ausgeht. Die Reihe **KörperKulturen** stellt diesen innovativen Diskursen um den Körperbegriff ein eigenes editorisches Profil zur Verfügung, das die interdisziplinäre Vielfalt körpertheoretisch inspirierter Perspektiven zeigt.

Carina Eichele (Dr. phil.), geb. 1988, ist Lehrbeauftragte am Institut für Sportwissenschaft der Universität Hildesheim. Ihre Forschung widmet sich der Bedeutung von Leistung und der Entwicklung von Sport und Bewegung aus sozial- und bildungswissenschaftlicher Sicht. Darüber hinaus arbeitet sie zum Thema Beziehungsfähigkeit.

Carina Eichele

Das Leistungsprinzip im Trendsport

Erweiterungen jenseits von Sieg und Niederlage

[transcript]

Die vorliegende Arbeit wurde am Fachbereich Erziehungs- und Sozialwissenschaften der Universität Hildesheim mit dem Titel »Das Prinzip Leistung. Beobachtungen zum Trendsport« als Dissertation angenommen.

Erstgutachter: Prof. Dr. Peter Frei

Zweitgutachterin: Prof. Dr. Vera Volkmann

Datum der Disputation: 01. Juli 2025

Diese Veröffentlichung wurde aus Mitteln des Publikationsfonds Niedersachsen-OPEN, gefördert aus zukunft.niedersachsen, unterstützt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz BY 4.0 lizenziert. Für die ausformulierten Lizenzbedingungen besuchen Sie bitte die URL <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>.

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

2026 © Carina Eichele

transcript Verlag | Hermannstraße 26 | D-33602 Bielefeld | live@transcript-verlag.de

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (Text und Data Mining) zu gewinnen, ist ohne schriftliche Zustimmung der Rechteinhaber*innen untersagt.

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus

Umschlagabbildung: © EyeEm Mobile GmbH / iStock

Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen

<https://doi.org/10.14361/9783839465363>

Print-ISBN: 978-3-8376-8079-9 | PDF-ISBN: 978-3-8394-6536-3

Buchreihen-ISSN: 2702-9891 | Buchreihen-eISSN: 2702-9905

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Einleitung	7
1 Leistung im Sport – zwischen soziologischer und anthropologischer Bestimmung ..	15
1.1 Entwicklungsgeschichte des Prinzips	18
1.2 Präzisierungen eines kritisierten Prinzips	34
1.2.1 Leistung als Aktion und Präsentation	39
1.2.2 Leistung als Können und Könnensbewusstsein	48
1.3 Zivilisationstheoretische Wendung des Prinzips	58
1.3.1 Vom Fremd- zum Selbstzwang	60
1.3.2 Figurationen eines leistungsorientierten Sports	64
1.4 Aktuelle Tendenzen – Trendsport als Alternative zum Prinzip?	76
1.4.1 Zu den Merkmalen des Trendsports	79
1.4.2 Trendsport als leibliche Erfahrung und Lebensstil	87
1.5 Anthropotechnische Aufklärung: Üben als Prinzip	99
2 Grounded Theory als Methodologie	111
2.1 Erkenntnistheoretische Implikationen	114
2.1.1 Zum Verhältnis von Theorie und Empirie	124
2.1.2 Zum Verhältnis von Theorie und Praxis	129
2.2 Vorgehensweise: Zirkularität und permanenter Vergleich	134
2.2.1 Datengenerierung: Leitfadenterviews und theoretisches Sampling	138
2.2.2 Datenanalyse: Kodieren und Theoretisieren	150
3 Das Prinzip Leistung – empirische Zusammenhänge und theoretische Konzeption ..	167
3.1 Leisten als rationales Verhältnis von Erproben und Steigern	171
3.1.1 Ein pfadbedingtes Geschehen	171
3.1.2 Spezialisierung und Vielseitigkeit	182
3.1.3 Kontinuität mit Plan und Gefühl	200
3.2 Leisten als Präsentation von Perfektion	214
3.2.1 Sichtbarkeit	214
3.2.2 Messbarkeit, Medien und Stil	228

3.2.3 Stürzen als Leistung	238
3.3 Leisten als Akt sozialer Vergemeinschaftung	246
3.3.1 Zugehörigkeit	246
3.3.2 Miteinander trotz Vergleich	256
3.3.3 Selbstüberwindung	265
3.4 Leisten als Verhältnis von materialem Erleben und ästhetischer Erfahrung	271
3.4.1 Natur und Raum	274
3.4.2 Material und Körper	288
3.4.3 Verstehen und Gestalten	299
3.5 Leisten als Management von Gesundheit	310
3.5.1 Verletzung und Krankheit	310
3.5.2 Körper als Ressource	320
3.5.3 Wohlbefinden herstellen	330
4 Fazit	339
Literaturverzeichnis	347

Einleitung

Leistung stellt eine zentrale Kategorie im Feld von Sport und Bewegung dar. Die vorliegende Arbeit widmet sich dem *Facettenreichtum* dieser Kategorie und untersucht, wie das Leistungsprinzip genauer zu verstehen ist. Dazu wird die Handlungs- und Deutungsebene der Sportler*innen betrachtet und ein Fokus auf trendsportliche Kontexte gelegt, in denen sich eine Öffnung des Verständnisses andeutet. Entgegen eines engen Begriffsverständnisses, welches Leistung mit Gewinnen gleichsetzt, geht es in dieser Arbeit darum, ein weites Verständnis des Leistungshandelns zu entwickeln und Leisten im Sinne von Lernen, Entwicklung und Erfahrung zu begreifen.

Um ein *Verständnis von Leistung* zu entwickeln, das in der empirischen Welt grundgelegt ist, galt es, mit Aktiven ins Gespräch zu kommen und etwas über ihre Handlungsweisen und Bedeutungszuschreibungen zu erfahren, damit auf dieser Basis ein umfassendes Bild von Leistung gezeichnet werden kann. Die Betrachtung des *Trendsports* verfolgt das Ziel einer Erweiterung des Verständnisses von Leistung, was von der Annahme gestützt wird, dass hier Kontraste und Weiterentwicklungen zu finden sind. Es war nicht das Ziel, danach zu fragen, was unter Leistung verstanden wird, sondern zu rekonstruieren, wie umfassend Leistung bei der Betrachtung des sportlichen Tuns zu verstehen ist. Es ging darum, anhand von Interviewdaten ein möglichst ganzheitliches Bild von Leistung zu extrahieren.

Eine entsprechende Herangehensweise vermag, entgegen einem engen Begriffsverständnis, das Wesen und die Qualität des Leistens im Sport offenzulegen. Mit Blick auf die Curricula des Unterrichtsfaches Sport und die Perspektive der Sportlehrkräfte belegt Ruin ein überwiegend »funktional-normatives« Verständnis von Leistung (vgl. 2015, S. 45, 191). In der Schule erfahren Schüler*innen demnach eine Leistungssozialisation, die ein eher enges Verständnis von Leistung vermittelt. Diese Sozialisation dürfte sich in anderen formalisierten Kontexten fortsetzen. Ein enges Begriffsverständnis schränkt jedoch die Sicht auf das Prinzip Leistung ein.

Auf der Handlungs- und Sinnebene betrachtet, steht ein enges Leistungsverständnis dem Facettenreichtum der Kategorie und dem Verständnis des Prinzips im Weg. Es entkoppelt die Leistung vom Prozess. Jedoch machen gerade dieser Prozess und die dabei zugrundeliegenden Bedeutungszuschreibungen den Wesenskern der

Sache aus. Anstatt Leistung unverbunden neben andere Perspektiven des Sporttreibens zu stellen, wird Leistung in der vorliegenden Arbeit in den Zusammenhang mit anderen Kategorien sportlichen Handelns gestellt. Eindruck, Ausdruck, Miteinander, Wagnis und Gesundheit sind als Perspektiven sportlichen Handelns (vgl. Kurz 1977, Ehni 1977) nicht ohne Leistung zu haben. Die vorliegende Arbeit stellt das Leisten in den Mittelpunkt der Betrachtung und untersucht, was aus dieser Perspektive – auch im Hinblick auf andere Sinnperspektiven – über sportliches Handeln deutlich wird.

Für dieses Anliegen hat sich eine qualitative Untersuchung im Forschungsstil der Grounded Theory Methodologie angeboten, weil ein derart offenes Vorgehen die Sinngebungen und Bedeutungszuschreibungen der Akteur*innen aufdecken kann und einen umfassenden Blick auf das Prinzip ihres Handelns ermöglicht. Auf diese Weise kann herausgefunden werden, welche Rolle Leistung in ihrem Tun spielt und welches Verständnis von Leistung ihrem Handeln zugrunde liegt. Um diesen Fragen auf den Grund zu gehen, sind für die vorliegende Arbeit qualitative Interviews mit Sportler*innen aus unterschiedlichen sportlichen Kontexten durchgeführt worden. Die Methodologie der Grounded Theory sieht ein zirkuläres Vorgehen zwischen Datengenerierung und Analyse vor, nach dem ebenfalls die Auswahl der Interviewpartner*innen stattgefunden hat. Es handelt sich um ein vergleichendes Verfahren, bei dem durch ein offenes, axiales und selektives Kodieren, relevante Phänomene aufgedeckt, Beziehungen zwischen ihnen hergestellt und diese im Hinblick auf eine Kernkategorie verdichtet werden. Es geht darum, gegenstandsverankerte Erkenntnisse zu gewinnen (vgl. Strauss & Corbin 1996).

Mit der Frage nach dem Facettenreichtum des Leistens im Sport ist das Phänomen *Trendsport* in den Fokus der Untersuchung gerückt. Hierunter sind »Veränderungstendenzen des Sports, die (explizit oder implizit) mit bewegungskultureller Erneuerung einhergehen« (Schwier 2003, S. 18) zu verstehen. Es bestand Interesse daran, herauszufinden, was das Leisten in diesem Feld ausmacht und wie das Leistungsprinzip innerhalb dieser neuartigen Formen des Sich-Bewegens ausgestaltet wird. Offensichtlich ist dabei, dass der Begriff »Trendsport« ebenso wie der Leistungsbegriff eine große Offenheit mit sich bringt. In der sportsoziologischen Literatur zum Trendsport finden sich Charakterisierungen des Phänomens, die das Thema Leistung berühren und darüber Abgrenzungsversuche unternehmen (vgl. u. a. Schwier 2003, 2008 & Gugutzer 2004, 2012). Aus systemtheoretischer Perspektive werden alternative Codierungen und damit die Bedeutung des Leistens, von Sieg und Niederlage, diskutiert. Während Bette, ebenso wie Schimank (vgl. 1995, S. 36 & 1988, S. 185), »Sieg und Niederlage« als den binären Code des Sports ausweist und damit zwischen »überlegener/unterlegener Leistung« differenziert (Bette 1999, S. 36, Herv. i. O.), sieht Stichweh (1990) die zentrale Leitunterscheidung des Sports in der »Differenz von leisten/nicht leisten (i.e. nicht das Erwartete leisten)« (S. 384, Herv. i. O.). Hiermit deuten sich bereits Leistungsverständnisse unterschiedlicher Weite

an, wobei die Unterscheidung von leisten/nicht leisten einen größeren Betrachtungswinkel erlaubt, der beispielsweise auch den Blick auf gesundheitssportliche Kontexte sowie den Einzug einer individuellen Bezugsnorm ermöglicht. Für die Zielsetzung dieser Arbeit kann nur die letztgenannte Leitdifferenz tragend sein. Die systemtheoretische Perspektive eröffnet für die vorliegende Arbeit lediglich einen Blickwinkel auf die Leistungsthematik, wohingegen für die Analysen die Perspektive auf das Handeln der Aktiven und ihre Bedeutungszuschreibungen gerichtet wird. Der Trendsport wird darüber hinaus im Kontext entwicklungs- und sozialgeschichtlicher Zusammenhänge eingeordnet und gedeutet.

Zum Trendsport finden sich im Wesentlichen zwei Argumentationsfiguren (vgl. Schwier 2008, S. 12). Während die eine die wirtschaftliche Dimension und den Produktcharakter des Trendsports sowie das Entwicklungsstadium der jungen Sportarten betont und damit von der Anpassung erfolgreicher Trendsportarten an das bestehende Sportsystem ausgeht (vgl. Lamprecht, Murer & Stamm 2003), sieht die andere Seite den Trendsport als einen den »konventionellen Sieges- und Wettkampfcode überschreitenden« Sport mit »Erlebnis- und Spaßorientierung« und damit ein »alternatives Sportverständnis« (Schwier 2008, S. 12). Schwier weist darauf hin, dass der Forschungsstand zu diesem Phänomen »keinesfalls als hinreichend bezeichnet werden« kann (2008, S. 12). Dies gibt Anlass dazu, Trendsport und Leistung gemeinsam in den Blick zu nehmen und zu schauen, was eine derartige Betrachtung sichtbar macht.

Die Frage, *wie das Leistungsprinzip im Sport genauer beschrieben werden kann und wie es über verschiedene Kontexte hinweg zu bestimmen ist*, hat die Forschung geleitet. Es geht dementsprechend sowohl um den Facettenreichtum der Kategorie als auch um zentrale Gemeinsamkeiten des Prinzips, die sich über verschiedene Kontexte hinweg zeigen und das Leisten zum Prinzip erheben. Es hat sich die Frage angeschlossen, was sich mit Blick auf den Trendsport über das Leisten herausfinden lässt. Dabei wird sich zugleich zeigen, was aus der Perspektive von Leistung über das Phänomen Trendsport zu erfahren ist und was diese Betrachtungsperspektive für das Verständnis von Leistung mit sich bringt.

Die Fokussierung auf Leistung im Trendsport verspricht, einen erweiterten Blick auf das Leistungsprinzip und den Wesenskern des Sports zu eröffnen, der sich stets in Entwicklung befindet. Es geraten aktuelle Tendenzen und Perspektiven in den Aufmerksamkeitshorizont, womit sich zugleich beständige Elemente des Prinzips Leistung zeigen werden. Mit der Beobachtung des Leistens im Trendsport wird möglicherweise deutlicher, worum es *wirklich* geht.

Insbesondere in den 1960er und 1970er Jahren ist das Leistungsprinzip bereits intensiv diskutiert worden. Im Jahr 1964 hielt der Ausschuss deutscher Leibeserzieher unter dem Titel »Die Leistung« seinen dritten Kongress ab, wobei einleitend betont wird, wie »vielgestaltig und komplex« das Thema ist (Balz 1964, S. 10). Bereits hier ist »Das pädagogische Problem der Leistung und der Leibeserziehung« von

Wolfgang Klafki thematisiert worden (vgl. 1964). Im Zuge des Aufkommens der Neuen Linken fand eine kritisch distanzierte Auseinandersetzung mit dem Leistungsprinzip statt, die gleichzeitig zahlreiche Fürsprecher des Prinzips auf den Plan rief. Zur Diskussion standen die »Manipulation«, die »Entfremdung« und die »Sinnentleerung« der Leistung (vgl. u. a. Lenk 1973, Gebauer 1972). 1973 erschien ein Herausgeberband zur »Philosophie des Sports«, in dem die Leistung das zentrale Thema ist (vgl. Lenk et al.). 1974 ist der »Sinn und Unsinn des Leistungsprinzips« in einem Symposium von namhaften Vertretern verschiedener Fachdisziplinen diskutiert worden, unter ihnen der »Nestor« der deutschen Sportwissenschaft, Ommo Grupe, wobei der Begriff »Leistung« im Vorwort als »Reizwort« beschrieben und die »Leistungsgesellschaft« als zentraler Diskussionspunkt benannt wird (Müller 1974, Herv. i. O., vgl. Grupe 1974). Auf dem Klappentext wird das Anliegen dargestellt, die Notwendigkeit von Leistung gegenüber einer »Entartung des modernen Leistungsverständnisses« zu zeigen (ebd.).

Dass es an einer »Pädagogik des Leistens« mangelt, weil sich die Sportpädagogik dem Thema über lange Zeit verschlossen habe, konstatiert Krüger noch 1984, was auch 1997 noch als Stand der Dinge präsentiert wird (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 271). Das Thema Leistung ist folglich keinesfalls abgeschlossen und wird es wegen seiner grundlegenden Bedeutung für menschliches (Sport und Bewegungs-)Handeln auch nie sein. Vielmehr stellt sich im Hinblick auf den Trendsport die Frage der Vereinnahmung der sportlichen Leistung für wirtschaftliche Zwecke erneut (vgl. Lamprecht, Murer & Stamm 2003).

Seitdem hat sich Meinberg (2009) intensiv mit der Leistungsethik beschäftigt und dabei die Frage der Moral betrachtet. Der Nachwuchsleistungssport ist von Frei et al. (2000) mit Blick auf die »Belastungen und Risiken im weiblichen Kunstturnen« erforscht worden, wobei es explizit um »Innensichten, pädagogische Deutungen und Konsequenzen« ging. Das Thema Leistung und das Verständnis hiervon ist in dieser qualitativen Untersuchung an verschiedenen Stellen relevant geworden. Zahlreiche weitere sportwissenschaftliche Forschungsarbeiten berühren das Thema (vgl. u. a. Ruin 2015, Hapke 2018, Erdmann 2004, Krüger & Hummel 2015, Meier 2023), es hat jedoch bisher nicht wie bei dieser Arbeit im Mittelpunkt einer empirischen Untersuchung aus geistes- und sozialwissenschaftlicher Sicht des Sports gestanden.

Eine empirische Annäherung an das Leisten im Sport mit besonderem Blick auf den Trendsport – wie sie diese Arbeit vornimmt – stellt dementsprechend ein Desiderat dar. Es erscheint überaus bedeutungsvoll, sich dem Thema Leistung erneut und mit Blick auf aktuelle Ausgestaltungen des Sports zu widmen, weil darin Bestimmungsmomente und Bedeutungszuschreibungen liegen, die es zu beachten gilt, um ein tieferes Verständnis der Kategorie Leistung zu ermöglichen und Wandlungsprozesse zu verstehen.

Die grundlegende Relevanz des Themas liegt auf der Hand. Die Erkenntnisse der vorliegenden Untersuchung sind für das professionelle Handeln im Feld von Sport und Bewegung bedeutungsvoll, weil sie ein tieferes Verständnis des Prinzips Leistung und damit für das Handeln der Akteur*innen ermöglichen. Ein derartiges Verständnis ist insbesondere – aber nicht nur – von pädagogischer Relevanz. Das Verständnis von Zusammenhängen und Bedeutungszuschreibungen hinsichtlich des Leistungsprinzips ist für Sportlehrkräfte und Trainer*innen in gleicher Weise relevant und kann darüber hinaus für alle Personen bedeutsam sein, die im weiteren Sinne an der Gestaltung von Sport und Bewegungsangeboten beteiligt sind. Zudem kann das zusammengestellte Wissen für aktive Sportler*innen als Reflexionsanlass für das eigene Handeln dienen. Schlussendlich bieten die vorliegenden Analysen ebenfalls Anlass, nach der gesellschaftlichen Bedeutung und Ausgestaltung von Sport, Bewegung und Leistung zu fragen.

Für die Darstellung des Leistungsprinzips im Sport sieht die vorliegende Arbeit zuerst eine *theoretische Hinwendung* vor (Kap. 1), die in der Praxis jedoch in einem zirkulären Hin- und Herbewegen zwischen Theorie und Empirie entstanden ist. Die theoretische Auseinandersetzung zeigt verschiedene, sich ergänzende Perspektiven auf das Prinzip Leistung und hat Fragen an das Datenmaterial aufgeworfen. Zuerst erfolgt eine entwicklungsgeschichtliche Annäherung, wobei Leistung als leitendes Gesellschaftsprinzip betrachtet wird (Kap. 1.1). Darauf aufbauend werden präzisierende Überlegungen zum Leistungsprinzip aus soziologisch-pädagogischer Perspektive vorgestellt, die im Zuge der Leistungskritik der 1970er Jahre und davor entstanden sind (Kap. 1.2). Dabei wird Leistung mit Gebauer (1972) als Aktion und Präsentation und mit Klafki (1964) als Können und individuelles Könnensbewusstsein erörtert. Es folgt eine zivilisationstheoretische Wendung nach Elias und Dunning (Kap. 1.3), die eine Entwicklung vom Fremd- zum Selbstzwang beobachten und Figurationen eines leistungsorientierten Sports analysieren. Daraufhin wird das Phänomen Trendsport und seine bisherigen Bestimmungen genauer unter die Lupe genommen (Kap. 1.4). Die leitende Frage ist dabei, inwiefern der Trendsport als Alternative zum Prinzip Leistung richtig verstanden sein kann. Zuerst erfolgt eine Charakterisierung des Trendsports nach Schwier (vgl. 2003, 2008), woraufhin mit Gugutzer (vgl. 2004, 2012) die Perspektive der leiblichen Erfahrung eingenommen wird, um die Qualität des Trendsports weiter zu verdeutlichen. Abschließend wird mit Sloterdijk (2009) das Üben zum zentralen Prinzip menschlichen Handelns erklärt und damit eine anthropotechnische Sichtweise eröffnet (Kap. 1.5).

Folgend wird die *Grounded Theory als Methodologie* sowie die Konzeption der Forschung vorgestellt (Kap. 2), indem zunächst erkenntnistheoretische Implikationen mit Blick auf das Verhältnis von Theorie und Empirie sowie Theorie und Praxis bedacht werden (Kap. 2.1). Anschließend wird die konkrete Vorgehensweise der Untersuchung dargestellt (Kap. 2.2). Zuerst geht es um die Datengenerierung mittels Leitfadenterviews und um das theoretische Sampling. Danach wird das Vorgehen

bei der Datenanalyse mit den Kodierverfahren der Grounded Theory Methodologie nachvollziehbar gemacht.

Im *empirischen Teil* wird das Leistungsprinzip auf der Grundlage der Interviewdaten analysiert und es werden Ansätze einer theoretischen Konzeption des Leistens in Sport und Trendsport entwickelt (Kap. 3). Hierbei geht es wesentlich um Zusammenhänge mit anderen zentralen Kategorien des Sporttreibens und um Bedeutungszuschreibungen, die aus den Daten extrahiert worden sind. Das Kapitel gliedert sich anhand der Schlüsselkategorien, die sich als mit der Kategorie Leistung in enger Verbindung stehend herauskristallisiert haben. Diese Kategorien sind das Präsentieren, das Vergemeinschaften, das materiale Erleben und ästhetische Erfahren sowie die Kategorie Gesundheit. Die Betrachtung des Verhältnisses der Schlüsselkategorien zur Kernkategorie *Steigerung* ermöglicht eine facettenreiche Bestimmung des Leistens, weil auf diese Weise aus verschiedenen Blickwinkeln auf das Phänomen geschaut und ein umfassendes Verständnis für die Bedeutung der Kategorie Leistung gewonnen werden kann. Die Unterkapitel, die sich aus den Schlüsselkategorien ergeben haben, sind als Fragen zu lesen, die darauf gerichtet sind, inwiefern die jeweilige Schlüsselkategorie das Leisten bestimmen kann. Einleitend wird danach gefragt, inwiefern sich Leisten als rationales Erproben und Steigern kennzeichnen lässt, womit eine erste Charakterisierung des Leistungshandelns vorgenommen wird (Kap. 3.1). Es fällt bereits auf, dass es sich hierbei um ein suggestives Nachfragen handelt, welches deutlich macht, dass sich das Leisten nicht einseitig bestimmen lässt und vielmehr durch die Vielfalt der Perspektiven – die sich durch die verschiedenen Schlüsselkategorien ergeben – verständlich wird. Das fast rhetorische Fragen eignet sich dazu, die Kontroversen und Pole sowie die Komplexität einer Bestimmung des Leistens zu verdeutlichen. Die benannten Kategorien haben sich ebenso wie die leitenden Fragen, unter denen sie betrachtet werden, während der Analysearbeit und unter Beachtung der theoretischen Perspektiven auf das Prinzip Leistung als besonders relevant und aufschlussreich gezeigt.

Im ersten Unterkapitel (Kap. 3.1) werden zentrale Eigenschaften des Leistens verdeutlicht. Dies sind die Pfadbedingtheit des Geschehens, das Verhältnis von Spezialisierung und Vielseitigkeit sowie die Kontinuität des Tuns zwischen Plan und Gefühl. Im zweiten Unterkapitel wird als erste Schlüsselkategorie die Präsentation von Leistung als Bestimmungsmöglichkeit betrachtet und danach gefragt, inwiefern Leisten als Präsentation von Perfektion verstanden werden kann (Kap. 3.2). Hierbei geht es um die Bedeutung von Sichtbarkeit, Messwerten, Medien und Stil, sowie um die Betrachtung von Stürzen als Leistung. Das dritte Unterkapitel beschäftigt sich mit der Frage, inwiefern Leisten als Akt sozialer Vergemeinschaftung zu verstehen ist (Kap. 3.3). Mit dem Fokus auf das Miteinander trotz des Vergleichs wird ein Kontrast zum Konkurrenzdenken aufgemacht und Zugehörigkeit wird im Unterschied zu Einsamkeit thematisch. Es geht ebenfalls um die Selbstüberwindung im Leisten. Viertens wird eine Bestimmung des Leistens als Verhältnis zwi-

schen materiem Erleben und ästhetischer Erfahrung diskutiert (Kap. 3.4). Hier geraten Natur und Raum, Körper und Material sowie das Verstehen und Gestalten als zentrale Kategorien des Leistens in den Blick. Abschließend geht es um das Verhältnis von Gesundheit und Leistung. Es wird gefragt, inwiefern das Leisten als Gesundheitsmanagement zu verstehen ist (Kap. 3.5). Es werden Verletzung und Krankheit, der Körper als Ressource sowie das Herstellen von Wohlbefinden als Bestimmungsmomente des Leistungshandelns vorgestellt. In diesem Ausblick ist bereits die kontrastierende Bestimmung des Leistens angedeutet, die sich zwischen den einzelnen Unterkapitel und innerhalb dieser ergibt. Auf diese Weise soll es gelingen, den Facettenreichtum der Kategorie Leistung darzustellen, um sich auf diesem Weg einer Bestimmung des Prinzips Leistung anzunähern, die das Phänomen Trendsport ein bedenkt und von diesem lernt.

Abschließend werden die Erkenntnisse in einem Fazit zusammengebracht, wobei die Einordnung des Leistens im Zusammenhang mit den anderen Sinnperspektiven des Sports ebenso im Fokus steht wie die Betrachtung des Trendsports aus der Perspektive von Leistung (Kap. 4).

1 Leistung im Sport – zwischen soziologischer und anthropologischer Bestimmung

Die spezifische Erscheinungsform des Leistungsprinzips unserer »(spät)modernen« Gesellschaft wird bei einer genaueren Betrachtung der Entwicklungsgeschichte hin zum heutigen Leistungsverständnis besonders deutlich. Gleichzeitig zeigt sich dabei die enge Verflechtung, die zwischen dem Leistungsdenken von Gesellschaft im Allgemeinen und Sport im Speziellen besteht. Die Sportsoziologie hat dieses Wechselverhältnis zum Gegenstand ihrer Forschung gemacht. In diesem Zusammenhang ergibt sich in Bezug auf die vorliegende Arbeit eine zentrale Frage, welche die Einordnung des Leistens zwischen gesellschaftlichem Prinzip und anthropologischem Wesensmerkmal des Menschen betrifft. Wie kommt das Leistungshandeln zustande? Inwiefern liegt der Wille zum Leisten im Menschen selbst begründet und inwiefern ist ihm innerhalb unserer Gesellschaftsstrukturen ein bestimmtes Leistungsprinzip auferlegt? In welchem Verhältnis stehen diese äußeren und inneren Faktoren zueinander? Welche Erklärungs- und Begründungszusammenhänge diesbezüglich in der Literatur auszumachen sind und welche theoretischen Positionen soziologischer, anthropologischer und pädagogischer Fassung demzufolge als theoretischer Analyserahmen für den empirischen Teil dieser Arbeit dienen können, soll im weiteren Verlauf dieses Kapitels geklärt und dargestellt werden.

Die Leistungsthematik ist folglich mit sehr grundsätzlichen, gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Entwicklungen verwoben. Zugleich handelt es sich beim Leisten um ein Wesensmerkmal des Menschen (vgl. Lenk 2010), das sich innerhalb gesellschaftlicher Strukturen ausprägt. Dementsprechend spielen beide Perspektiven für die vorliegende Auseinandersetzung eine wichtige Rolle. Die Auswahl entsprechender soziologischer und anthropologischer Bezüge folgt dem Fokus auf das Leisten im (Trend)Sport. Für die Bestimmung des Leistungsprinzips sind gesellschafts- und handlungstheoretische Auseinandersetzungen notwendig, ohne die die meisten fundierten sozialwissenschaftlichen Arbeiten ohnehin nicht auskommen (vgl. Schimank 2013, S. 5f.).

Auf der Suche nach den Anfängen des modernen Leistens werden die Grundpfeiler des Leistungsbegriffs offenkundig, die eng mit denen unserer Gesellschaft

zusammenhängen. Die zunächst folgenden Darstellungen reichen dementsprechend von einer allgemeinen sozialgeschichtlichen Perspektive, zu konkreten Entwicklungen im Bereich des Sports, wobei beides nur unvollständig und selektiv bleiben kann. Bei der zunächst chronologischen Betrachtung findet neben dem Vorschreiten auf dem Zeitstrahl immer auch eine Fokussierung auf den (Trend)Sport und hier bereits auch auf sportpädagogische Aspekte statt. Auch dabei erfolgt wiederum eine Auswahl zugunsten der für die Entwicklung des Leistungsbegriffs relevanten Aspekte (Kap. 1.1).

Die Entwicklung des »modernen« Leistens hat im auslaufenden 18. Jahrhundert begonnen, wo bekanntlich mit der Französischen Revolution in Frankreich, der Industriellen Revolution ausgehend von England und der beginnenden »Aufklärung« zentrale politische, ökonomische und philosophische Wandlungsprozesse eingeleitet wurden. Der Zeitraum um das Jahr 1800 herum wird demnach auch als Hochphase der als »Moderne« bezeichneten Epoche angesehen, in der sich Prozesse der Rationalisierung, Differenzierung, Individualisierung und Domestizierung vollzogen haben, die starke Auswirkungen auf das damalige Leben und Denken hatten. Diese Epoche hält bis heute an und wird aufgrund der Tatsache, dass die Gesellschaft, beziehungsweise ihre Mitglieder, zunehmend die Ambivalenz und Paradoxie dieser Wandlungsprozesse auf struktureller, kultureller, persönlicher und global-klimatischer Ebene erkennen und vor Augen geführt bekommen, seit den 1970er Jahren als »Spät- oder Postmoderne« oder auch »reflexive Moderne« bezeichnet. Die veränderte Denkweise seit dieser Zeit – ein zunehmend kritisches Hinterfragen der Fortschrittsentwicklungen – ist im Verlauf dieses Kapitels in zweifacher Hinsicht von besonderer Relevanz (vgl. Degele & Dries 2005, S. 9–41).

Zum einen gilt dies, weil mit ihr eine tiefere Auseinandersetzung mit dem Leistungsprinzip einhergegangen ist, die erhebliche Präzisierungen hervorgebracht hat. Einige der aus dieser kritischen Diskussion hervorgegangenen theoretischen Betrachtungen des Leistungsprinzips werden im weiteren Verlauf des Kapitels genauer betrachtet (1.2). Insbesondere werden die Perspektiven von Gebauer (1972) und Klafki (1964) vorgestellt, womit sowohl ein (sport)soziologischer als auch ein pädagogischer Blickwinkel auf die Leistung (im Sport) eingenommen wird. Mit Gebauer geht es um Aktions- und Präsentationsleistung (Kap. 1.2.1) sowie die Frage nach der »manipulierten« und »entfremdeten« Leistung. Mit Klafki wird Leistung als Können und Könnensbewusstsein erörtert (Kap. 1.2.2).

Zum anderen gilt dies, weil aktuelle Entwicklungstendenzen im Sport auch im Kontext dieser gesellschaftlichen Entwicklungen gedeutet werden. Sportsoziolog*innen, die sich mit der Thematik des Trendsports beschäftigen, beschreiben dementsprechend auch den Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Verhältnissen und der Trendsportkultur, die immer wechselseitig aufeinander wirken. In diesem Hinblick stellt sich die Frage, welche Auswirkungen die gesellschaftlichen Veränderungen auf die Gestaltung von Sport und Bewegung haben. Es wird darum

gehen, welche Besonderheiten den Trendsport charakterisieren (Kap. 1.4.1). Dazu wird die bisherige Bestimmung und Diskussion des Trendsport in der Sportsoziologie und -Pädagogik dargestellt, wobei die Arbeiten von Schwier (u.a. 2003 & 2008) maßgeblich sind, sie werden durch weitere Perspektiven ergänzt, wie die Systemtheoretische von Bette (1999, 2004 & 2011). Anschließend wird danach gefragt, inwiefern der Trendsport aus einer körpersoziologischen Perspektive genauer bestimmt werden kann, wozu insbesondere die Arbeiten von Gugutzer (2004 & 2012) betrachtet werden und zu Gebauer et al. (2004) in Bezug gesetzt werden (Kap. 1.4.2).

Als weiterer theoretischer Bezugspunkt ist die Zivilisationstheorie von Elias in den Blick geraten, welche die Veränderungsprozesse der »Modernisierung« auf gesellschaftlicher (Soziogenese) und persönlicher (Psychogenese) Ebene betrachtet und eine Entwicklung vom Fremd- zum Selbstzwang ausmacht (Kap. 1.3). Damit wird die in Kap. 1.1 eingeschlagene entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise fortgeführt und eine Perspektive auf den Trendsport eröffnet, nach der er sich von externen Zwängen und von außen vorgegebenen Strukturen abzuwenden versucht. In Fortsetzung von Elias analysiert Dunning die Figuration des Leistungssports auf der Grundlage seiner Entwicklung aus dem englischen Sport. Dunning beobachtet im Vergleich zum ursprünglich rein »spaßorientierten« Sport und der Orientierung an »Muße« eine zunehmende Ernsthaftigkeit des Tuns, die auch mit verstärkter Wettkampforientierung und Leistungsdenken einhergeht (vgl. Elias & Dunning 2003, S. 169–229). Es stellt sich die Frage, wie das Leistungshandeln im Trendsport aus diesem Blickwinkel aussieht.

Nach der Darstellung des zivilisationstheoretischen Blicks auf den leistungsorientierten Sport ist zur Bestimmung des Leistungsprinzips im Trendsport eine Annäherung an den – sehr unscharfen – Trendsportbegriff und die unter ihn fallenden Handlungspraktiken notwendig. Es folgt in Kap. 1.4 dementsprechend eine Darstellung zu bisherigen Auseinandersetzungen mit diesem vorrangig in Szenen ausgeübten Sport. Unter diesen überwiegend sportsoziologischen Betrachtungen der aktuellen Entwicklungstendenzen finden sich verschiedene Perspektiven und Blickwinkel. Sie reichen von dem Standpunkt der Angleichung des Trendsports an den bestehenden Sport bis hin zur Betonung der Andersartigkeit des Trendsports. Schwier versteht unter Trendsport »neuartige bzw. lifestylegerecht aufbereitete Bewegungsformen« mit Verbreitungspotential, welche die »eingewöhnten Sportvorstellungen überschreiten und zuvor unbekannte oder vernachlässigte Auslegungen des menschlichen Sich-Bewegens in unseren Horizont rücken« (Schwier 2003, S. 18). Es werden die zentralen Charakteristika des Trendsports nach Schwier (2003) beschrieben, sowie der gesellschaftliche und strukturelle Rahmen erörtert, in dem sich der Trendsport entwickelt und es erfolgt eine Darstellung der körpersoziologischen Betrachtungsweise, welche die Erfahrungen der Sportler*innen in den Mittelpunkt stellt. Dabei wird sich zeigen, inwiefern das Handeln der Trend-

sportler*innen als auch die dahinterliegenden Erlebnisbedürfnisse im Kontext der »spätmodernen« Gesellschaft verortet werden können (vgl. Gugutzer 2012).

Für die »Hochmoderne« erscheint das neu aufkommende Fortschrittsdenken spezifisch zu sein, welches auf das moderne Leisten verweist. Dieses kennzeichnet sich durch einen Komplex aus Steigerung, Spannung und Geschwindigkeit. Insbesondere das Rekordstreben ist eine wesentliche Neuheit dieser Zeit und ist seitdem aus dem modernen Leistungsverständnis – nicht nur des Sports – kaum noch wegzudenken (vgl. Eichberg 1984, S. 98, Degele & Dries 2005, S. 21, 35–39). Es wird dementsprechend um die Frage gehen, wie der Trendsport vor diesem Hintergrund zu verstehen ist.

Dieser Ausblick soll nun zum Ausgangspunkt der folgenden Darstellungen werden und ist gleichzeitig die wesentliche Thematik des ersten Unterkapitels, in dem es nun um die Entwicklungsgeschichte des modernen Leistungsprinzips im Sport geht.

1.1 Entwicklungsgeschichte des Prinzips

Das »moderne« Leistungsverständnis ist heutzutage derart allgegenwärtig, selbstverständlich und wird als universell angenommen, dass seine *Kontingenz* kaum möglich erscheint. Weil es so tief in die Grundfesten unserer Gesellschaft und unseres Denkens eingewoben ist, scheint die Abwesenheit des Prinzips und seiner Erscheinungsform kaum vorstellbar. Immer dann, wenn etwas derartig selbstverständlich ist, sogar schon natürlich erscheint, fällt es schwer, die Eigenheit der Sache noch zu erkennen. In diesem Fall ist eine entwicklungsgeschichtliche Betrachtung äußerst hilfreich, weil sie das »Anders-Möglich-Sein« aufzeigt und damit die Sensibilität für die Besonderheiten des als universell Wahrgenommenen steigert beziehungsweise erst ermöglicht. Es gilt zu bemerken, dass das Prinzip universell ist, seine Erscheinungsform und Ausgestaltung nicht. Um das Besondere des »modernen Leistens« herauszustellen, werden deshalb einleitend zwei geschichtliche Kontraste aufgemacht, bevor dann wesentliche Entwicklungsschritte hin zum modernen Leistungsverständnis aufgezeigt werden.

Einen ersten Kontrast stellt die Kraftkultur des 15. und 17. Jahrhunderts dar. Sie kam zum Ausdruck, wenn man sich beispielweise im Armdrücken auf Volksfesten maß. Der Sieger wurde zwar geehrt und ihm wurde entsprechendes Ansehen zuteil, manchmal ging es auch um Preise, es gab jedoch kaum absolute Messungen, sondern vielmehr relative Vergleiche. Die Angaben über die erbrachten Leistungen waren häufig eher geschätzt als gemessen, was nicht an der fehlenden Messtechnik lag, diese war bereits verfügbar. Vielmehr war es darin begründet, dass die Ergebnisse dieser »Wettkämpfe« eine strukturell andere Bedeutung hatten als im heutigen Leistungssport. Es ging damals darum, eine Eigenart einer erinnerungswürdigen

Person festzuhalten. Man konnte den Gewinner beispielsweise als Stärksten im Dorf ausmachen, es war aber nicht möglich, die Leistung darüber hinaus vergleichbar zu machen. Dementsprechend gab es damals noch keine Rekordlisten und vor allem auch kein gezieltes oder systematisches Training hin auf diese Leistungen, was sich stark vom »modernen Leisten« unterscheidet. Die Steigerung der Leistungswerte war kein zentrales Anliegen dieses Männervergleiches, ebenso wie diese Leistungen nicht festgehalten wurden, wohingegen beispielsweise über die Aufwendungen für Schützenpreise genau Buch geführt wurde.

Diese volkstümliche Spielkultur mit ihren kampfbetonten Kräftevergleichen war weder Leistungssport noch entwickelte sie sich zum industriegesellschaftlichen Sport weiter. Sie verschwand im 17. und 18. Jahrhundert unter der Einflussnahme der Obrigkeiten oder wurde teilweise zu Exerzierformen verändert (vgl. Eichberg 1984, S. 96f.).

Des Weiteren stellt auch die höfische Kultur des 17. und frühen 18. Jahrhunderts einen Kontrast dar. Bei den Exerzitien und Formalübungen der Oberschichten wie zum Beispiel den Reitformationen und höfischen Tänzen ging es um Maßhalten statt Wettkämpfen. Resultate und Leistungsmessungen spielten nur eine marginale Rolle. Lediglich in einigen »Disziplinen« ging es um die erzielten Ergebnisse, welche teilweise mit Preisen honoriert wurden. Auch hier hatte das Festhalten des Ausgangs keinen Stellenwert, weder wurden Rekorddaten noch andere Erfolge überliefert. Leisten hieß damals, einer vorgegebenen Verpflichtung nachzukommen und Pflichten zu erfüllen, welche man jemandem schuldig war. Man leistete einen Dienst ab. Das damalige Leisten benötigte stets ein Objekt, an dem es sich ausrichtete und welches seine inhaltliche Füllung erst ermöglichte. Auch den Begriff der Leistungsfähigkeit gab es zu dieser Zeit noch nicht. Dementsprechend ging es bei den Tänzen und Reitübungen darum, das rechte Maß, die ästhetisch-formale Ordnung und die Normen einzuhalten. Es ging nicht darum, die Normen zu übertreffen, so wie es für das »moderne Leisten« kennzeichnend ist. Stattdessen waren die Normen charakterisiert als fein, galant, geschickt, manierlich, perfekt, vollkommen, wohlgefällig, wohlproportioniert oder zierlich – um nur einige Beispiele zu nennen. Diese Charakteristika entsprechen dem, was sich in den »geometrisierten Körpern« vollzog (Eichberg 1984, S. 96). Dem »Primat der Haltung und der Präsentation«, der »vollkommenen Form« und der »Zirkulation« wurde Vorrang eingeräumt vor der »Produktion von Daten« und Fortschritt sowie der »Entwicklung in den offenen Zeithorizont hinein« (Eichberg 1984, S. 96, vgl. ebd., S. 95f.).

»Beides aber, Begriffe und Körper, verwies auf die Sozialgeometrie des sich entfaltenden Staates im Zeitalter des Absolutismus. Adlige Repräsentation und die Zirkularität des bürgerlichen Handelskapitals, Sozialdisziplinierung in Manufakturen und Kasernen bildeten den Kontext für die Konfigurationen des Denkens und Bewegens. Der Leistungssport war ihnen fremd.« (Eichberg 1984, S. 96).

Beide vormodernen Kulturen unterscheiden sich also insbesondere in Bezug auf die Vergleichbarkeit von Leistungen vom »modernen Leisten« und kannten auch den Leistungsbegriff als solchen noch nicht. Da Leistungen eine andere Bedeutung hatten, wurden Leistungen eher geschätzt als gemessen, obwohl es bereits messtechnische Möglichkeiten gab. Als wesentlicher Kontrast zum »modernen Sport« sind zusammenfassend das Fehlen von gezieltem und systematischem Training, Rekordlisten, sowie festgehaltenen absoluten Leistungsmessungen, die überregionale Vergleiche erst möglich machen, festzuhalten (vgl. ebd., S. 97).

Ein erster zentraler Entwicklungsschritt hin zum modernen Leistungsverständnis personifiziert sich – nicht nur mit Blick auf Sport und Bewegung – in GutsMuths, der ab 1786 Pädagoge und Gymnastiklehrer am »Philanthropinum« war, einer bedeutenden deutschen Reformschule in Schnepfenthal. Er übte mit seinen Schülern systematisch und arbeitete methodische Lehr- und Lernwege zu den Leibesübungen aus. GutsMuths etablierte das bis heute gültige methodische Prinzip »vom Leichten zum Schweren«. Er lehnte Zwang ab. Darüber hinaus war er einer der Ersten, der die Leistung exakt gemessen und akribisch festgehalten hat. Dafür entwickelte er zahlreiche Messverfahren und Geräte, wie zum Beispiel einen Armkraftmesser sowie Schub- und Stoßinstrumente. Darüber hinaus arrangierte er Wettkämpfe an der Reformschule in Schnepfenthal. Mit dem Begriff »Gymnastik« wollte er zeigen, dass er sich in der Tradition der von den Oberschichten angesehenen antiken griechischen Gymnastik verortete (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 88–91).

Im Gegensatz zu den Exerzitien ging es GutsMuths darum, dass seine Schüler die Normen übertreffen. Die Protokollierung der Leistungen war ihm, wie die Gesamtheit seiner Leibesübungen, insbesondere von pädagogischer Bedeutung. Über das Laufen heißt es in seiner »Gymnastik für die Jugend«:

»Die Übung selbst muß mit mehr Genauigkeit und gleichsam unter Berechnung angestellt werden, denn es ist bei aller Anstrengung auch für die Jugend angenehm, bestimmt zu wissen, was man geleistet hat und wieviel man mehr leistete als ehemals; kein echteres Aufmunterungsmittel als Erkennung des Fortschreitens.« (GutsMuths 1804, Nachdruck 1970, S. 90, zit. n. Eichberg 1984, S. 93).

Es ging GutsMuths nicht nur um die Verbesserung der absoluten Leistung, es war für ihn ebenso entscheidend, wie und unter welchen Umständen seine Schüler zu ihren Leistungen gelangten. Er beobachtete, ob sie das Resultat von Bemühungen waren oder aufgrund günstiger körperlicher Voraussetzungen zustande kamen. In seinen Rekordlisten hielt er dementsprechend nicht nur die erbrachten Leistungen fest, sondern auch die Rahmenbedingungen der jeweils erbrachten Leistungen wie zum Beispiel Bodenbeschaffenheit und Wetterverhältnisse. Im Philanthropinum führte er sogenannte »Meritentafeln« ein, in die, für alle erkenntlich, Nägel für

erbrachte Leistungen eingeschlagen wurden. Jeder Schüler konnte daran seinen Rang im Vergleich zu anderen ablesen.

Die Leistung des Einzelnen und die Möglichkeit, diese verbessern zu können, wurde von GutsMuths dementsprechend stark betont. Damit antizipierte er zentrale Prinzipien des »modernen« Sports- und Leistungsverständnisses und damit einhergehend des »modernen« Menschenbildes. Mit der Kraftvermehrung und der Perfektionierung der Messmethoden tauchen hier die Grundzüge des modernen Wettkampfsports mit seinen »cgs-Sportarten« erstmals auf, die nicht nur in ihrer Bezeichnung auf dem englischen Einheitssystem von »centimeter, gram, second« basieren (vgl. Eichberg 1984, S. 92).

Auch wenn sich die Philanthropen, die Menschenfreunde, als deren zweiter wichtiger Vertreter der Theologe und Gründer des Philanthropinums Christian Gotthilf Salzmann zu nennen ist, auf die Erziehungsphilosophie Rousseaus beriefen, stellt ihr Ansatz eher den Gegenpol von Rousseaus »natürlicher Erziehung« dar. Zwar war der Ausgangspunkt jeweils der Körper, doch verstanden die Philanthropen mit der Erziehung ihrer Zöglinge hin zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft Rousseau falsch. Er sah das Zusammenwirken von guten Einzelmenschen innerhalb der Gesellschaft als Grund für alles »Unnatürliche« und »Schlechte«. Rousseau erachtete die menschliche Kultur demnach als schlecht und hielt folglich auch nichts von einer Erziehung, die sich an dieser Kultur orientiert. Bis heute bewegt sich die körperliche Erziehung zwischen diesen beiden gegenüberliegenden Polen. Zum einen ist dies eine rationale, an »Nützlichkeit« orientierte Erziehung mit dem Ziel Kinder »gesellschaftsfähig« zu machen und sie in die herrschende Kultur zu integrieren. Zum anderen ist dies eine Leibeserziehung als Kulturkritik mit dem Ziel den Menschen zu seiner »Natur« zurückzuführen (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 88f., 92f.).¹

1 Mit GutsMuths und Rousseau zeigt sich bereits zu Beginn der Entwicklung einer pädagogischen Theorie der Leibeserziehung die Bandbreite des Theorie-Praxis-Bezugs. GutsMuths entwickelte seine Erziehungstheorie als Begründung der von ihm im Unterricht durchgeführten Leibesübungen, er war Lehrer und Erzieher – Praktiker. Hingegen ist Rousseaus Theorie einer negativen Erziehung nicht aus der Praxis entstanden, noch wurde sie mit der Absicht geschrieben, die erzieherische Praxis direkt zu beeinflussen oder unmittelbar zu verändern. Als Theoretiker nutzte er den Roman um seine philosophische Grundthese aufzuhellen, nach der der Mensch sein Glück in seiner Natur und nicht in der Kultur findet. Rousseau hatte als Philosoph und Schriftsteller dennoch großen Einfluss auf die politische und pädagogische Theorie. Er war mit seinen Werken ein wichtiger Wegbereiter im Prozess der französischen Revolution und der damit einhergehenden Aufklärung. Sein Denken hat damit noch heute einen großen Stellenwert und eine aktuelle Bedeutung, da die Zeit der Aufklärung, wie bereits dargestellt, die Grundpfeiler unserer modernen Gesellschaft begründet hat. Auch wenn Rousseaus Einfluss auf die Geistesgeschichte und Gesellschaftskonstitution von derartiger Relevanz ist, ist seine Verbindung zur Praxis deutlich anderes gelagert als die von GutsMuths, und das nicht nur aufgrund des Ausmaßes seines Einflusses. Vielmehr handelt es sich um

Diese Perspektive lässt sich auf das Verhältnis von Leistungssport und Trendsport übertragen, wobei der Leistungssport als Abbild der Gesellschaft und der Trendsport als Gegenwelt gedeutet wird. Entgegen derartiger Gegenüberstellungen wird hier ein komplexeres Verhältnis von Trendsport und Leistung angenommen, dass es genauer zu erforschen gilt.

Während die Perspektiven auf den Trendsport in Kapitel 1.4 genauer beleuchtet werden, soll an dieser Stelle abschließend der Zusammenhang zwischen Erziehungs-, Leistungs- und Sportverständnis bemerkt werden, der hier zumindest indirekt durchscheint. Das Sport- und Leistungsverständnis hat großen Einfluss auf die Art von Erziehung, welche in, durch und mit Sport stattfinden kann. Umgekehrt bedingt das Erziehungsverständnis die Art des Sports und des Leistens, die für eine bestimmte Erziehung zweckdienlich erscheint. In pädagogischer Hinsicht ergeben sich Unterschiede zwischen der Partizipation von Kindern und Jugendlichen im klassischen Leistungssport und jener in trendsportlichen Szenen. Zu diesem Aspekt werden sich in den empirischen Untersuchungen dieser Arbeit Ableitungen andeuten. Sie sind nicht das explizite Ziel dieser Forschungsarbeit. Leser*innen können jedoch vielfältige Anhaltspunkte zur Beantwortung dieser Fragestellung finden.

Auch die Frage nach dem Ursprung des Leistungsprinzips wird im Hinblick auf Rousseaus Perspektive auf Gesellschaft und Erziehung in gewisser Weise erneut aufgeworfen und um einige Anschlussgedanken ergänzt. Es erscheint offensichtlich, dass der »natürliche Mensch«, den Rousseau bewahren möchte, ein leistender Mensch ist. Und auch wenn Rousseau beabsichtigt, das Kind vor den schlechten Einflüssen der Gesellschaft zu bewahren, hat auch in seiner Erziehung das Wettkämpfen einen Stellenwert. Hierin scheint keine »unnatürliche« und »schlechte« Entwicklung im Zusammenwirken der Einzelpersonen innerhalb der Gesellschaft gesehen zu werden. Gehört also das Wettkämpfen ebenso wie das Leisten zur Natur des Menschen?

Inwiefern liegt das Leisten im Wesen des Menschen selbst begründet und inwiefern ergibt es sich aus der Gesellschaft, die die Einzelpersonen bilden und sich

eine andere Art der »Praxisrelevanz«, die am Beispiel des Erziehungsromans sehr deutlich wird. Das von Rousseau dargestellte Ideal ist in der Erziehungspraxis nicht zu erreichen und erscheint daher praxisfern. Seine Verbindung zur Praxis ist also sehr indirekt. Seine Theorie wird jedoch bis heute dazu genutzt, die Bedeutung der »natürlichen Erziehung« zu begründen und Fragen zu Zielen und Formen der am Körper ansetzenden Erziehung zu diskutieren. Hingegen konnte GutsMuths Theorie, die sich sehr direkt und konkret auf die Praxis bezieht und sich mit der Didaktik und Methodik beschäftigt, dazu dienen die Leibeserziehung als lehr- und lernbares Fachgebiet zu konstituieren (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 93f.). Hier zeigt sich bereits welche jeweils wichtige, aber unterschiedliche Bedeutung verschiedene Arten von Theorie für die Praxis haben können. Damit ist ein erstes Lösungsangebot für ein noch in der heutigen Sportpädagogik akutes Spannungsverhältnis gemacht. Das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis wird in Kapitel 2.1.2. ausführlich thematisiert.

damit immer auch wechselseitig aufeinander beziehen? Was kommt von innen, was von außen? Da der Mensch niemals aus der Gesellschaft herausgelöst werden kann, um derartige Fragen zu untersuchen, verbleiben die Antworten auf philosophischer Ebene. Unstrittig ist dabei, dass sich Mensch und Gesellschaft gegenseitig bedingen und der Mensch die Gesellschaft konstituiert. Inwiefern ist das Leistungsprinzip durch das Wesen des einzelnen Menschen in die Gesellschaft gekommen und inwiefern hat es sich im Zusammenwirken der Einzelmenschen innerhalb der Gesellschaft entwickelt? Die vorliegende Auseinandersetzung geht davon aus, dass sowohl die anthropologische Perspektive auf das Wesen des Menschen als auch die soziologische Perspektive auf die Gesellschaft und das soziale Handeln des Menschen innerhalb dieser, seine jeweilige Bedeutung hat, um sich diesen Fragestellungen weiter anzunähern. Ein mehrperspektivischer Blick eröffnet in diesem Sinne immer die Möglichkeit zu umfassenderen Erkenntnissen.

In diesem Zusammenhang erscheint es auch logisch, dass Rousseaus Erziehungsroman »Emile« fiktiv ist. Emiles Erziehung, die im engen Sinne gar keine ist, sondern von der Grundidee getragen wird, dass sein Erzieher alle einer »natürlichen Entwicklung« hinderlichen äußeren Einflüsse von ihm fernhält, nennt Rousseau »negative Erziehung«. Rousseaus Zielsetzung war es, mit dieser Art von Erziehung zur »wahren Natur« des Menschen zurückzufinden und das »verdorbene« in der Kultur zu überwinden. Vielfältige körperliche Erfahrungen nehmen dabei die zentrale Stellung innerhalb des Erziehungs- und Entwicklungsprozesses ein. Das Kind soll beim Laufen, Spielen, Schwimmen, aber eben auch bei Wettkämpfen seine Wahrnehmung schärfen und seinen Körper einzuschätzen lernen. Es soll Sinne und Körper beherrschen sowie abgehärtet und gesund werden, sich seine Umwelt durch Bewegung erschließen (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 92f.).

In diesen Erziehungsabsichten lassen sich zentrale Aspekte eines Leistungshandelns sehen, ganz unabhängig davon, inwiefern das Kind vor der Kultur der Gesellschaft »geschützt« wird. Damit ist wiederum auf die Universalität des Leistens verwiesen, dem damit der Status des »Natürlichen« zugewiesen werden kann. Auch wenn das Leistungshandeln, wie in den bisherigen Ausführungen ersichtlich, in der Entwicklungsgeschichte durchaus unterschiedliche Ausgestaltungen hatte, so zeigt sich zugleich, dass es stets ein Leistungshandeln gab.

Der Beginn der Genese des modernen Leistens lässt sich um das Jahr 1800 orten, in die Zeit, in der auch GutsMuths wirkte. Dass sich zu diesem Zeitpunkt tatsächlich etwas »Neues« entwickelte, was nicht schon immer da gewesen ist, haben die angeführten Kontraste gezeigt. Ebenso ist offensichtlich geworden, inwiefern gesamtgesellschaftliche Entwicklungen und jene im Bereich des »Sports« miteinander einhergehen. Dem »Sport« kann mitunter sogar eine leitende Rolle innerhalb dieser gesellschaftlichen Entwicklungen zugesprochen werden. Auch die wesentlichen und neuartigen Merkmale des modernen Leistensverständnisses sind nun bereits herausgestellt worden. Im Folgenden sollen diese eine weitere Konkretisie-

rung erfahren, indem auf dem Zeitstrahl weiter vorangeschritten wird und weitere Entwicklungen im Hinblick auf Sport, Gesellschaft und Zeitgeist betrachtet werden.

Im Zusammenhang mit dem einleitend beschriebenen Fortschrittsdenken, das mit Beginn der Moderne immer präsenter geworden ist, wurde sowohl die Produktivität des Einzelnen als auch die der Länder forciert und entsprechenden Modellen unterworfen. Beispielhaft dafür stehen die zu dieser Zeit vorgenommenen Forschungen des französischen Naturwissenschaftlers François Peron, der einen Zusammenhang zwischen zivilisatorischer Produktivität und quasi-sportiver Körperentwicklung herstellte. Dazu erhob er in den Jahren 1800 bis 1804 Daten von Völkern des Südseebereichs mit einem »Dynamometer«. Er erstellte mit diesem Instrument zur Kraftleistungsmessung Tabellen zu den Körperkräften von Malaien auf Timor, Tasmaniern und australischen Aborigines, aus denen er genaue Übereinstimmungen ihrer durchschnittlichen Körperkraft mit ihrer Zivilisationsstufe ableitete. Er setzte die Ergebnisse ins Verhältnis zu den Werten der Franzosen und Engländer, was ihn darauf schließen ließ, dass die körperlichen Kräfte schwächer seien, je »wilder« das Volk sei. Im Umkehrschluss komme eine höhere Kraftleistung der »Vollendung der Zivilisation« näher (vgl. Eichberg 1984, S. 93f.).

Dieser Blick auf den Zusammenhang zwischen der Leistungsfähigkeit der »Körperkräfte« und der gesellschaftlichen Organisation spiegelt den damaligen Zeitgeist innerhalb des Prozesses der Produktivierung wider. Aus sportlicher Sicht begann hier mit den cgs-Sportarten der Wettlauf gegen die Uhr. In politischer Hinsicht war dies die Zeit des europäischen Kolonialismus. Es bestand in vielerlei Hinsicht ein Wettbewerb um höhere Leistungen gegeneinander. Der Weg des ständigen Fortschritts in genau eine Richtung – vorne – schien eindeutig. Der Gedanke des Imperialismus, des Kämpfens verschiedener Völker um die Vormachtstellung in der Welt, hat hier ebenfalls seinen Ursprung. Im intellektuellen Bereich ist diesen Prozessen durch die Verarbeitung der neuen Entwicklungen und Denkfiguren in Theorien und Modellen Rechnung getragen worden (vgl. ebd., S. 94). Der hier durchscheinende Fortschrittsidealismus hat sich als viel weniger eindeutig herausgestellt als er zu diesem Zeitpunkt erschien.

Einleitend wurden diese Umbrüche bereits als politisch, ökonomisch und philosophisch dimensionalisierte Modernisierungsschübe betitelt. Es wird nun deutlich, inwiefern diese Veränderungen das gesellschaftliche Leben sowie das Denken und Handeln umstrukturierten und dadurch eine Entwicklung hin zum heutigen Sport und dem damit im Allgemeinen einhergehenden Leistungsstreben erst ermöglicht haben. Inwiefern ein derartiges Leistungsstreben des Menschen durch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen beeinflusst ist und in welcher Weise es sich um eine dem Menschen innewohnende anthropologische Größe handelt, bleibt weiter zu klären. Festzustellen ist an dieser Stelle erneut, dass die Genese des modernen

Leistens im Sport den gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen hin zu einer Leistungsgesellschaft gefolgt beziehungsweise damit Hand in Hand gegangen ist.

Dies ist auch an der zu dieser Zeit in England stattfindenden Entwicklung zu sehen, wo eine den gesamtgesellschaftlichen Voraussetzungen entsprechende Vorverlagerung der Entstehung der modernen Leistungskultur zu sehen ist. Gemäß der von England ausgehenden industriellen Revolution mit der dafür zentralen Weiterentwicklung der Dampfmaschine von Newcomen durch Watt im Jahr 1865 und der damit einhergehenden Industrialisierung weist hier auch die Entstehung des Sports eine entsprechende Verfrühung auf. Diese nationale Ungleichzeitigkeit untermauert den dargelegten Zusammenhang zwischen den Entwicklungen in Gesellschaft und Sport. Die bereits seit dem 18. Jahrhundert in England aufkommenden Übungen um Sieg und Niederlage hatten ihre Vorläufer in den Pferde- und Laufrennen, die in Großbritannien bereits im 17. Jahrhundert stattfanden. Weitere wichtige Details zur Geschichte des englischen Sports werden im Kontext der Dunning'schen Figurationsanalyse in Kapitel 1.3. ausführlich vorgestellt und im Hinblick auf das Leistungsdenken und Handeln genauer untersucht.

Die bereits dargelegten Modelle der Körpererziehung von GutsMuths und Rousseau finden sich beide im Turnen Jahns wieder, welches sich relativ gleichzeitig zum englischen Sport entwickelte. Auf der »Hasenheide«, einem naturwüchsigen Gelände außerhalb Berlins, führte der Hilfslehrer einer an Pestalozzi orientierten Erziehungsanstalt Elemente eines natürlichen Bewegungserlebens durch. Die Turner drückten mit ihren gestählten Körpern ihren Protest gegen die herrschenden Verhältnisse aus. Sie wollten nicht nur Kritik an Politik, Gesellschaft und Kultur üben, sondern auch körperlich auf den Feind vorbereitet sein, bis der Turnplatz 1820 durch die preußische Regierung geschlossen wurde. Mit diesem nutzenorientierten Handeln und der starken Betonung ihres Gemeinschaftsdenkens, zu dem auch Regeln und Sitten eines turnerischen Verhaltens gehörten, unterschieden sie sich jedoch deutlich von den Idealen des Erziehungsromans von Rousseau (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 95).

Dass das Turnen Einzug in die Schulen hielt, war der Verdienst von Spieß, der es mit Hilfe verschiedener, methodisch und organisatorisch ausgerichteter Bücher, unterrichtsfähig machte. Das Jahn'sche Turnen widersprach der autoritären und formalen Ordnung der preußischen Schulen und konnte zudem aufgrund seines Verbots nicht Grundlage eines Schulfaches werden. Spieß – der in der Tradition Jahns und Pestalozzis stand – entwickelte ein System von Frei- und Ordnungsübungen am Platz und ohne Geräte – im Unterschied zu Jahn. Er verfolgte damit das Ziel, möglichst viele Schüler mit unterschiedlichen Lernvoraussetzungen gleichzeitig und effektiv zu unterrichten. Was sich daraus im Schulturnen entwickelte, entsprach genau genommen weder der Idee des »wilden« Turnens von Jahn noch

der ganzheitlichen Bildung von Pestalozzi. Das Schulturnen war systematisch, starr und autoritär (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 100f.).²

Aus dem preußischen Schulturnerlass (1842) wird noch einmal der rationale Zweck des Schulturnens deutlich, mit dem kräftige und gesunde – also leistungsfähige Söhne (später auch Töchter) für das Vaterland ausgebildet werden sollten (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 105). Das zunehmend erstarrende und formalisierte Turnen wurde entgegen der Forderung Spieß' nicht von wissenschaftlich ausgebildeten Lehrpersonen durchgeführt und verlor in den Schulen sowohl bei Lehrpersonen als auch Schüler*innen verstärkt an Ansehen (vgl. ebd., S. 107). Nach zahlreichen Kritikschriften am deutschen Turnen, die lange Zeit nicht beachtet, aber bereits seit den 1860er Jahren mit dem wesentlichen Argument des zu starken Drills verfasst wurden, wurde 1882 vom preußischen Kultusminister ein »Spielerlass« verkündet. Dieser hatte einerseits eine freiere Art der körperlichen Erziehung und eine Abwendung von den herdenartig, formiert und mit Drill durchgeführten Frei- und Ordnungsübungen zur Folge. Andererseits hatte im Rahmen der nun vom englischen Sport überlieferten und übernommenen Spiele der Wettkampf eine bedeutende Rolle. Wiederum war die Aufrechterhaltung der Wehrtüchtigkeit, die beispielsweise durch das kampfbetonte Fußballspiel besser gefördert werden sollte als durch das starre Turnen, der maßgebliche politische Hintergrund (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 108f.).

Im Zuge dieser Spielbewegung begann sich auch eine Reformpädagogik und das »natürliche Turnen« zu entwickeln, die in den 1920er Jahren parallel mit dem »Olympismus« zur Entfaltung kamen und dann eine Konkurrenzsituation von Turnen und Sport hervortreten ließen. Dabei entfernten sich auch freier, vereinsgebundener Sport und Schulturnen immer weiter voneinander. Im Gegensatz zum Sportartenlernen des Vereinssports aber auch im Unterschied zum Turnunterricht nach

2 Wie eng (Militär-)Politik, Kultur und Leibeserziehung miteinander in Verbindung standen zeigt sich am »preußischen Barrenstreit« (1860–1863), an dessen Ende der Einzug des Spieß'schen Turnens in die Schulen stand. Zuvor hatte in der Turnlehrausbildung für Schule und Armee eine Abkehr vom deutschen Turnen nach Jahn stattgefunden, weshalb die Barren aus der Zentralturnanstalt verbannt wurden. Stattdessen orientierte sich der Leiter der Turnanstalt an der schwedischen Gymnastik, die auf GutsMuths zurückging. Nach Protestbewegungen seitens der Turner und der Diskussion des Themas auf der ersten deutschen Turnlehrerversammlung 1861 als auch im Abgeordnetenhaus setzten sich der König und die Regierung unter Ministerpräsident Bismarck zugunsten des deutschen Turnens durch, jedoch in der Spieß'schen Variante – die Barren wurden wieder aufgestellt. Im Hintergrund dieser Diskussion stand die Frage, welchen Einfluss die Regierung auf die Militärpolitik nehmen konnte, die allein der Weisung des Königs unterlag. Die Herausbildung einer bestimmten Art von Leibesübungen oder des Turnens war also vielmehr Ergebnis einer politischen Auseinandersetzung im Demokratisierungs- und Parlamentarisierungsprozess als eine Folge pädagogischer Ausdifferenzierung (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 102f.).

Spieß, ging die reformpädagogische Erziehung vom Kinde aus und hatte die Entfaltung der Persönlichkeit im Rousseau'schen Sinne zum Ziel, was sich im »natürlichen Turnen« in den Schulen widerspiegelte (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 110–113).

Ein wichtiger Entwicklungsschritt für den außerschulischen »Sport« vollzog sich Ende des 19. Jahrhunderts mit der Gründung der ersten internationalen Fachverbände für die vorhandenen Sportarten und der nationalen Sportverbände. Einer der ersten war 1884 das Profi-Ringen, bis 1914 folgten bereits zahlreiche andere Sportarten wie Turnen (1903) und Tennis (1912). Damit entstand ein organisatorischer Überbau des Sports, der dann die ersten Weltmeisterschaften und den Sport als Leistungshandeln im engeren Sinne ermöglichte (vgl. Eichberg 1984, S. 91f.).

Ein nächster bedeutender Schritt auf dem Weg zum modernen Leistungsverständnis war die (»Wieder-«)Einführung der Olympischen Spiele 1896 durch Pierre de Coubertin. In seinen »Olympismus« ging das Leistungs- und Wettkampfkonzzept des englischen Sports und nicht des deutschen Turnens ein, welches die relative Leistung des Einzelnen in den Mittelpunkt stellte. Coubertin ging davon aus, dass der Einzelne über den Vergleich mit anderen im Wettkampf zu immer besseren Leistungen angespornt wird. »Immer der erste zu sein und überlegen den anderen« (Homer) wurde zum olympischen Motto »citius, altus, fortius« (schneller, höher, stärker) erhoben und ist bis heute im Höchstleistungsstreben sichtbar. Auch Coubertin hatte ebenso wie GutsMuths neben dem Steigerungsgedanken erzieherische Absichten und wollte die Prinzipien von Gleichheit und Fairness sowie die Vorbildfunktion der Athleten implementieren. Der Olympismus war eine ursprünglich pädagogische Idee und verfolgte darüber hinaus die Zielsetzung mit Hilfe des englischen Sports den Franzosen zu neuer Stärke zu verhelfen, nachdem sie im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 gegen die Deutschen verloren hatten – erneut fällt hier die Verflechtung mit politischen und militärischen Absichten auf. Die zentralen Unterschiede zu den antiken Olympischen Spielen – die als Vorbild dienten – im Blick habend, betonte Coubertin jedoch die Internationalität und die demokratische Idee des modernen Olympismus. Dieser wurde von ihm in einem engen Zusammenhang zur Entwicklung der modernen Welt gesehen und nutzte die Bedeutung, welche die Athletik in dieser Welt gewonnen hatte. Der Wettkampf um Sieg und Niederlage sollte, Coubertins Ideal nach, fortan als Mittel der Erziehung dienen, insbesondere der Friedenserziehung. Dass der Sport mit seinem Höchstleistungsstreben diesbezüglich nicht nur positive Effekte haben kann, erkannte auch Coubertin bereits und diskutierte die Zweischneidigkeit des modernen Sports. Ihm war klar, dass auf Grundlage des Olympismus sowohl Krieg vorbereitet als auch Frieden gefestigt werden konnte, sowohl »gute« als auch »schlechte« Eigenschaften gestärkt werden konnten. Jedoch war er davon überzeugt, dass der Sport als Mittel der Erziehung zu Fairness und als Impuls für jeden Einzelnen dienen sollte, an sich zu arbeiten, sich zu vervollkommen. Damit hatte er explizit nicht nur die Hochleistungssport-

ler, sondern die gesamte Bevölkerung im Blick (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 113–116, Eichberg 1984, S. 92).

Ein etwas genauerer Vergleich des antiken, griechischen »Sports« mit dem modernen Sport zeigt darüber hinaus, dass zwar einige Ähnlichkeiten zu erkennen sind, trotzdem können die heutigen Olympischen Spiele nicht als Wiederaufnahme der antiken Olympischen Spiele aufgefasst werden, weil sie sich aufgrund von Gewalt und kriegerischer Tradition stark von den modernen Spielen unterscheiden. Die Gleichheit der Rechte und der offene Ausgang des Wettkampfs sind heutzutage – auch wenn dies immer häufiger durch Doping untergraben wird – in anderer Weise gegeben als es noch in der Antike der Fall gewesen ist. Ebenso werden die Leistungen und Erfolge nicht mehr wohlwollenden Göttern, sondern dem leistenden, sich steigernden Individuum selbst zugeschrieben, was einen bedeutenden Unterschied, gerade in Bezug auf das Leistungsdenken, darstellt.

Nach dem ersten Weltkrieg (1914–1918) erforderte der Wiederaufbau der Weimarer Republik, besonders nach der Niederlage der Deutschen, außerordentliche Leistungen der Wirtschaft und damit einhergehend ein Höchstmaß an Arbeitskraft und Motivation. Die hohe politische und soziale Bedeutung, die der Implementierung eines spezifischen Leistungsprinzips und der Erziehung zum »neuen« leistungsfähigen Menschen zu jener Zeit zugeschrieben wurde, führt die Veranstaltung einer »Großen Ausstellung für Gesundheitspflege, Soziale Fürsorge und Leibesübungen« (»Gasolei«) im Jahre 1926 in besonderer Weise vor Augen. Die in Düsseldorf durchgeführte Messe war mit ca. 7,5 Millionen Besucher*innen und einer Ausstellungsfläche von 40.000 m² die größte der Weimarer Republik. Die Gasolei war auch Ausdruck des fortbestehenden kolonialistischen Denkens und transportierte propagandistisch das Gelingen der »Zivilisierungsmission« bei den »zur Arbeit zu erziehenden« Kolonisierten, welche nun im eigenen Land fortzuführen war. Dies entsprach der damaligen Gesellschaft, in der Disziplinierungsmaßnahmen für jene vorgesehen waren, die nicht dem Maßstab von produktiven Bürger*innen entsprachen. Man hatte also die »Verwertbarkeit« der Bürger*innen für die Republik im Blick, weshalb man im Rahmen der Messe die Zielsetzung einer Verbesserung der Leistungsfähigkeit der eigenen Bevölkerung verfolgte. Dazu wurden neben der Unterrichtung über die »sozialdarwinistische Vererbungslehre« auch Zwangsmaßnahmen gegenüber den Kolonisierten durchgeführt. Die Zurschaustellung der Kolonialisierten als »verwahrlost« und »faul« wurde genutzt, um den Deutschen entsprechendes Verhalten »auszutreiben« und stattdessen ihren Beitrag zum Wohle des Volkes und ihre dafür notwendige Optimierung einzufordern. Neben diesen rassistischen Darstellungsformen eröffnete die Messe dem Publikum aus allen westlichen Ländern eine (pseudo-)medizinische Aufklärung sowie Freizeitangebote. Das Leistungsdenken, welches hier in die Gesellschaft eingepflanzt werden sollte, um die Hauptintention der Ausstellung – Deutschland zu neuer Größe zu verhelfen – umzusetzen, war demnach bestimmt

von den rassistischen, kolonialistischen und sozial-chauvinistischen Denkmustern jener Zeit (vgl. Michels 2017, vgl. Eichberg 1984, S. 91).

In dieser Zeit gab es bereits verschiedene Gruppen, die sich gegen das zu jener Zeit bereits ausgeprägte Leistungsprinzip im Sport mit Konkurrenzen, Stoppuhr und Siegpriämien wandten. Darunter waren sowohl Turner, Gymnastiker, Autoren der völkischen Rechten als auch der sozialistischen Arbeiterkultur. In der Sowjetunion gab es bis 1925 sogar Bestrebungen, den Sport durch nicht-leistungsorientierte Formen zu ersetzen, da er als bürgerlich-kapitalistisch begriffen wurde. Dieses Misstrauen erwies sich nicht nur bezüglich politischer, sondern auch im Hinblick auf industrielle Interessen als nicht unberechtigt, was die Gasolei zeigte. Die Industrie hatte schon damals den reproduktiven Aspekt des Sports erkannt und hob die Zusammenhänge von Produktivitätssteigerung und Sportaktivität, industriellen Interessen und Leistungsmotivation hervor, welche sich auch darin offenbarten, dass der führende Industrielle der Weimarer Republik, Ernst Poensgen, den Vorsitz des Vorstandes der Gasolei innehatte (vgl. Eichberg 1984, S. 90f.).

Der Höhepunkt des politischen Missbrauchs des Sports und des Leistungsdenkens ereignete sich jedoch zur Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland. Zwar hatte die NSDAP bei ihrer Usurpation 1933 weder ein Konzept zu Erziehung noch zu Leibeserziehung und Sport, jedoch machte Hitler sein auf Abhärtung, Kampf- und Gewaltbereitschaft ausgerichtetes »Erziehungsverständnis« schnell offenkundig. Es rückte einen kampfbetonten Wehrsport für die Jugend in den Mittelpunkt, bei dem die »arische Herrenrasse« geformt werden sollte. Damit wurde »Sport« und »Erziehung« vollkommen in den Dienst der Politik gestellt. Die bedeutende Rolle der Leibeserziehung für die Bildung der NS-Ideologie wurde noch dadurch verstärkt, dass man an bereits aus Leibeserziehung, Turnen und Sport bekannte Motive anknüpfen konnte – die bei genauerem Hinsehen nichts mit den Idealen der NS-Regierung gemeinsam hatten. Darüber hinaus gab es von Seiten des Sports kaum Widerspruch oder gar Widerstand gegen die Instrumentalisierung sportlicher Werte (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 117–120.).

Hatte der Leistungsbegriff in den 1920er Jahren noch nicht den Status des Selbstverständlichen, war das Leistungsprinzip eines der »obersten praktischen Grundsätze des Nationalsozialismus« (Mayers Lexikon, 1939 zit. n. Eichberg 1984, S. 90). Es gab Leistungsprüfungen und Auszeichnungen in allen Bereichen, zum Beispiel der »Reichsberufswettkampf« oder das »Reichssportabzeichen«. Die Ausrichtung der Olympischen Spiele im Jahr 1936 stellte zusammen mit dem Herausragen des Deutschen Reichs auf dem Medaillenspiegel den Höhepunkt der Selbstdarstellung dar. Das Höchstleistungsstreben war fester Bestandteil der NS-Kultur und Hitler wollte auf dieser Grundlage die Weltherrschaft erreichen. Darüber hinaus war das Leisten ein zentraler Bestandteil und grundlegende Kategorie des NS-Rassismus. Die »Leistungsrasse« wurde den »Nicht-Leistungsfähigen« dualistisch gegenübergestellt, weil die NS-Ideologie die »arische« oder

»nordische Rasse« als »produktiv« und insbesondere die Juden und Zigeuner als »unproduktiv« ansah. Damit versuchte man die »Ausrottung« dieser und anderer »Nicht-Leistungsfähiger« zu rechtfertigen (vgl. Eichberg 1984, vgl. Grupe & Krüger, 1997, S 114–120).

Nach dem zweiten Weltkrieg war die zentrale Absicht zunächst, Leibeserziehung und Sport von der Vereinnahmung durch die militärische Erziehung zu lösen. In der BRD knüpfte man mit dem freien, vereinsgebundenen Sport an die Tradition des 19. Jahrhunderts und der Weimarer Zeit an und strebte die Autonomie des Sports von der Politik an. Für den Vereinssport stellt die Gründung des Deutschen Sportbundes 1950 eine wichtige Basis dar, die auch für die Organisation von Wettkämpfen und Leistungsvergleichen grundlegend war. Im Schulsport fand zunächst eine Orientierung an klassisch-humanistischen Bildungsidealen statt und man hatte die ganzheitliche Entwicklung und spielerische Entfaltung im Blick, was sich in den 1956 herausgebrachten »Empfehlungen zur Förderung der Leibeserziehung in der Schule« zeigt. Später wurden die Absichten weniger abstrakt und man beabsichtigte, die Schüler*innen im Schulsport auf den außerschulischen Sport vorzubereiten, was sich im »Aktionsprogramm für den Schulsport (1972)« zeigt. Davon verabschiedete man sich nicht, rückte jedoch durch das »Zweite Aktionsprogramm für den Schulsport« (1985), dem Konzept der Handlungsfähigkeit, anschließend den Sport wieder mehr als Erziehungs- und Erfahrungsraum in den Fokus. In der DDR wurde die Verflechtung von Sport und Politik hingegen fortgeführt. Der Schulsport hatte die Aufgabe, die kommunistisch-sozialistische Gesinnung aufzubauen und integrierte die Wehrerziehung. Dazu fand eine klare Orientierung an Sportarten, Leistungs- und Altersklassen statt, wobei die Leistungsbeurteilung und Notenvergabe ebenso zentrale Rollen einnahmen. Der Hochleistungssport wurde zentralistisch und systematisch gefördert und diente der Innen- und Außendarstellung der Leistungsfähigkeit der sozialistischen Republik (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 121–125).

Aus dieser entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung ist das Zusammenspiel zwischen Sport und Gesellschaft mit seinen Einflüssen auf das Leistungshandeln und Denken sehr deutlich geworden. Dieses reicht bis zur politischen und sogar militärischen Instrumentalisierung des Sports, wofür das sportliche Leistungsprinzip maßgeblich war. Zudem sind wesentliche Eckpfeiler der Entstehung des modernen Sport- und Leistungsverständnis dargelegt worden. Damit ist eine fundierte Grundlage gelegt, um im nächsten Kapitel die kritische Diskussion des Leistungsprinzips in der »Spätmoderne« und die daraus hervorgehenden theoretischen Präzisierungen genauer zu betrachten.³

3 Darüber hinaus hat sich in diesem Kapitel gezeigt, dass der Vereinssport, der mit seiner pyramidenartigen Gesamtstruktur eng mit dem olympischen Sport verbunden ist, aufgrund der Historie eine andere Basis und theoretische Grundlegung hat, als der Schulsport.

Auch mit Blick auf die pädagogische Bedeutung von Sport und Bewegung kann in diesem Zusammenhang die Frage nach dem Selbstzweck und der Eigenständigkeit des Sports angeschlossen werden. In der sportpädagogischen Debatte sind sowohl die Auffassung von einem stets für extrasportive Zwecke genutzten Sport als auch von der Möglichkeit eines auf eigenständigen Werten beruhenden Sports vertreten worden (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 126f.). Eine derartige Verortung weist in eine ähnliche Richtung wie die dieses Kapitel rahmende Frage nach der Verortung des Leistungsprinzips zwischen Gesellschaftsprinzip und anthropologischem Wesensmerkmal, welches das Handeln leitet. In beiden Fällen lässt sich eine Ungewissheit darüber konstatieren, was von innen und was von außen kommt, schließlich ist beides wechselseitig miteinander verbunden, sodass eine Trennung nicht sinnvoll erscheint. Einer handlungstheoretischen Erklärungsweise folgend, liegt der Sinn einer Handlung zunächst im Handeln selbst, weil Sinn Grundkategorie des Handelns ist – auch des sportlichen Handelns. »Der Sinn sportlichen Handelns liegt zunächst im Handeln selbst« (Ehni 1979, S. 191, Herv. i. O.). Ehni weiter folgend kann aber gerade deshalb dem Sport von außen Sinn gegeben und ein beliebiger, instrumentalisierender Zweck auferlegt werden. Der Sport ist, anders gesagt, auf vielfältige Weise sinn- und bedeutungsvoll (vgl. ebd., S. 192, vgl. Ehni 2000, S. 16 & 32).

Der Sport mit seinen Zielen, Inhalten und Erscheinungsformen sowie seine Erziehungsfunktion sind also stets von den gesamtgesellschaftlichen Bedingungen geprägt (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 126). Damit ist auch gesagt, dass es gerade in der heutigen vielfältig ausdifferenzierten Gesellschaft nie den *einen* Sport geben kann, sondern eine Vielfalt »kultureller Objektivationen« (Bernett 1975, zit. n. ebd.) des Sports. Diese wissenssoziologische Betrachtungsweise betont noch einmal die bereits mehrfach angeklungene Auffassung einer sozialen Bedingtheit des Denkens, die sich auf das Handeln im Bereich von Sport und Bewegung auswirkt. Dies scheint insbesondere im Hinblick auf die Betrachtung des Leistens im Trendsport ein wichtiger Hinweis zu sein.

Darüber hinaus zeigt auch eine bedeutungsgeschichtliche Analyse auf sprachlicher Ebene von Bausinger (2006), dass der moderne Begriff des Leistens noch im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts im allgemeinen Sprachgebrauch kaum eine Rolle spielte. Von der beschriebenen Bedeutung des Leistens bei GutsMuths und Jahn abgesehen, die besondere Leistungen sogar bekannt machen wollten, wurde das Wort für das Erfüllen einer Verpflichtung oder einer Schuldigkeit gebraucht und verstanden (ebd., S. 126). Dem noch heute gebräuchlichen Sinn des Wortes als Folge leisten, Dienst leisten und Gehorsam leisten entsprechend, lässt sich darin eine in der Umwelt des Menschen liegende Verankerung des Leistens erkennen. Gleiches zeigt sich bei der Betrachtung von Erzählungen bedeutender Taten vor 1800. Zunächst fällt auf, dass die Momente von Leistung – welche noch nicht als solche bezeichnet wurden, die in der Dichtung, den Legenden und der Epik beschrieben wurden, die Gebiete extremer Leidenschaft, Askese- und Tugendleistungen sowie heroische

Taten betrafen. Im Märchen wurde erzählt, wie aus Stroh Gold gesponnen wurde und auch besondere Taten im Essen und Trinken wurden als besondere Leistungen niedergeschrieben. Darüber hinaus zeigt sich auch hier, dass die bedeutenden Taten Wenigen zugeschrieben wurden und die Leistungen aller anderen als Pflichterfüllung galten. Genau jene Erbringung von Diensten und Pflichten ist als Leistung bezeichnet worden, wohingegen die herausragenden Taten, die in den Erzählungen festgehalten wurden, nicht als solche bezeichnet wurden. Zwar war die besondere Steigerung den Wenigen vorbehalten, weil ihre Leistungen jedoch nicht mit einem Dienst in Zusammenhang standen, wurden die Leistungen nicht als solche bezeichnet. Außerdem sind die Leistungen in bestimmten Bereichen verortet, weshalb sich die Besonderheit in ihrem jeweiligen Rahmen bemisst. Für große Krieger gilt dann ein anderer immanenter Maßstab als für heldenhafte Märtyrer oder besondere Arbeiter, was ihre Vergleichbarkeit unmöglich macht. Die Übertragbarkeit der Leistung, welche durch ihre Abstraktion erst ermöglicht würde, wurde weder gesucht noch gebraucht. Die gleiche Einschränkung wird bei den verwandten Wörtern »tüchtig« und »streben« ersichtlich. Tüchtig hieß gebrauchts- oder funktionstüchtig, erst nach 1800 wurde es im Sinne von Leistung und Kraft verstanden. Streben bedeutete vor seiner Ausrichtung auf ein Ziel oder sogar über dieses hinaus zunächst ein »zappelndes« Sich-Bewegen (ebd., S. 128). Sowohl Leistung als auch Tüchtigkeit und Streben waren im Unterschied zum heutigen Gebrauch in einen festen, unveränderlichen Rahmen eingebunden, der dem statischen Menschen- und Gesellschaftsbild entsprach, wodurch die Begriffe ihren Sinn und ihre Begrenzung erhielten (vgl. Bausinger 2006, S. 123–128).

Leistung – im heutigen Sinne – wurde also erst mit dem Beginn des Aufklärungsdenkens um 1800 nach und nach zum Gesellschaftsprinzip. Es hat eine Entwicklung vom einzuhaltenden Maß als Norm bei den Exerzitien zum Messen einer ins Unbestimmte zu steigernden Leistung stattgefunden. Diese Veränderung ist aus dem vorliegenden Kapitel deutlich geworden. Durch das aufklärerische Grundprinzip jederzeit selbst zu denken, wurden die herkömmlichen Grenzen durchbrochen und ein drastischer Wandel eingeleitet. Maßgebend waren zunehmend nicht mehr Traditionen und Normen, sondern die kritische Vernunft, was dann auch die Orientierung hin zu den Idealen der Vervollkommnung und der Perfektibilität verschob und sich zu einer Fortschrittsvorstellung steigerte. Erst dadurch wird Leistung zum Wert für sich und in sich selbst. Denn sie ist nicht mehr an einen vorgegebenen Rahmen gebunden, genügt einem Muster oder erfüllt einen Dienst. Sie steht für sich selbst und ist im Prinzip »Übertrumpfung« (Bausinger 2006, S. 129f.).

Die Darstellung der Entwicklungsgeschichte des Leistungsprinzips hat im Kontext der vorliegenden Arbeit drei Zielsetzungen verfolgt. Erstens konnte gezeigt werden, dass das Leisten in der Historie verschiedene Formen angenommen hat und seine universell erscheinende »moderne Form« durch ein spezielles Prinzip von Steigerung gekennzeichnet ist. Zweitens wird in diesem Zusammenhang klar,

inwiefern das sportliche Leistungsprinzip mit grundsätzlichen Gesellschaftsprinzipen zusammenhängt und politisch genutzt und gestaltet wurde. Und drittens zeigen sich die Besonderheiten und Merkmale des modernen Leistungsverständnisses im Rahmen dieser vergleichenden Betrachtung. Es bleibt daher festzuhalten, dass sich das Leistungsprinzip in unserer Gesellschaft zu einem universell geltenden Wert etabliert hat, wobei Leistung als eine ständige Steigerung um seiner selbst Willen – losgelöst von einem Objekt oder Dienstherren – als auch zum Zweck des Vergleichs mit anderen zu verstehen ist (vgl. Eichberg 1984, S. 95).

Bereits in den 1980er Jahren hat sich Eichberg abschließend mit der Frage beschäftigt, ob mit dem Aufkommen von Yoga und anderen alternativen Bewegungskulturen eine Abwendung von der Leistungskonfiguration eingeläutet wurde, die sich seit über 200 Jahren zur universellen Norm entwickelt hat. Zunächst erscheint es tatsächlich so, als würde sich der Sport selbst aufheben – und das nicht nur im Bereich des Trendsports und alternativer Bewegungspraktiken. Versinnbildlicht wird dies zum Beispiel durch eine Zeitmessung, die genauer ist als die Normvorgaben für die Abmessungen des Schwimmbeckens oder durch die Gewichtsverhältnisse, die sich an verschiedenen Orten der Welt unterscheiden. Ebenso haben klimatische und biologische Größen wie Wind und Genetik Einfluss auf die Leistung und entziehen sich dem menschlichen Zugriff. Auch das Doping stellt eine Emanzipation vom leistenden Subjekt dar und führt statt eines Wettkampfs der Sportler*innen zu einem der sie umgebenden Systeme verschiedener Fachwissenschaften (vgl. Eichberg 1984, S. 102f.). Ebenso fehlen den Noten im Sportunterricht die Voraussetzungen einer Vergleichbarkeit der Leistungsmessungen, sie messen nicht, was sie vorgeben, und machen sich damit absurd (vgl. ebd.). Darüber hinaus »korrespondiert die tendenzielle Selbstaufhebung des Sports mit anderen gesellschaftlichen Prozessen« (Eichberg 1984, S. 104). So seien ökonomische Wachstumsgrenzen erreicht worden und der Rüstungswettstreit habe zu einem »Overkill und der Wahrscheinlichkeit des ›Extremismus‹ geführt« (Eichberg 1984, S. 104, Herv. i. O.). Das Ganze geht mit einem Leiden der Bevölkerung an Stress einher. Dementsprechend stehen auch die Yogis dafür, dass die Selbstverständlichkeit der Steigerungslogik verloren gegangen sei. Jedoch warnt auch Eichberg bereits revidierend vor »voreiligen Schlüssen« und stellt in Frage, ob die neuen Körperkulturen »wirklich eindeutig eine Alternative« darstellen (Eichberg 1984, S. 105). Auch wenn diese Bewegungsformen im Gegensatz zu anderen Sportformen raum-neutral sind, zeigt sich auch hier eine neue Zergliederung sowohl räumlicher, zeitlicher als auch sozialer Art. So werden spezielle Einrichtungen und Angebote für bestimmte Zielgruppen geschaffen, die dann wiederum zur Leistungssteigerung im Berufsleben und innerhalb des Leistungssports dienen sollen. Am Ende von Eichbergs Ausführungen steht die These einer kompensatorischen Funktion des Gesundheitssports für die Aufrechterhaltung der Leistungskonfiguration, womit dem Sport eine reproduktive Funktion zugeschrieben wird. Damit würde das Bestehende durch eine weitere Facette erweitert oder

die »Nicht-Leistungs-Übungen«, die zunächst der Reproduktion des Leistens dienen, werden sogar selbst zu einem Produktionsverhalten, zu einer neuen Form von Sport und Bewegung (vgl. Eichberg 1984, S. 102ff.).

Mit dieser entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung ist eine erste Annäherung an das Leistungsprinzip bereits gelungen. Die Perspektive Eichbergs, der hier abschließend die Frage nach dem Produktionsverhalten und der neuen »Nicht-Leistungs-Übungen« des Sports aufwirft, soll im Folgenden erweitert werden, wozu eine soziologisch-pädagogische Perspektive eingezogen wird. Die Bedeutung der »Nicht-Leistungs-Übungen« wird im Laufe der Betrachtung weiter zu diskutieren sein. Es erscheint fragwürdig, ob es solche überhaupt geben kann. Genau in diesem Punkt scheint eine wesentliche Frage hinsichtlich des Leistungsprinzips zu liegen, die ebenfalls das Verständnis für das trendsportliche Leisten berührt.

1.2 Präzisierungen eines kritisierten Prinzips

Das unaufhaltsame Voranschreiten des Fortschritts- und Höchstleistungstrebens in allen Gesellschaftsbereichen, insbesondere in der Wirtschaft, offenbarte immer mehr seine Grenzen und Schattenseiten und zeigte seine negativen Folgen. Der über lange Zeit ungebrochene Optimismus des Fortschritts wurde durch einen kritisch-distanzierten Blick auf die Entwicklungsprozesse abgelöst oder zumindest ergänzt. Die Mitglieder der Gesellschaft setzen sich zunehmend reflexiv mit den Entwicklungen der »Moderne« auseinander, worauf auch die Begriffe der »Post-moderne« oder »reflexiven Moderne« verweisen. Die kritische Betrachtung und das In-Distanz-Treten zu den Entwicklungstendenzen ereignet sich sowohl auf der Ebene der Gesamtgesellschaft als auch innerhalb der Gesellschaftsmitglieder parallel zum weiteren Fortschreiten im »Modernisierungsprozess«. Ihren Höhepunkt erreicht die Gesellschaftskritik, die sich insbesondere auch gegen die Leistungskultur richtete, in den 1970er Jahren. Sie wurde von der Neuen Linken hervorgebracht und stand demnach im Kontext einer grundsätzlichen Kapitalismuskritik. Der Sport ist von dieser insofern betroffen gewesen, weil er als »Inkarnation« des gesellschaftlichen Leistungsprinzips und als »Paradebeispiel« einer »manipulierten, sinnentleerten und entfremdeten« Leistung kritisiert wurde (vgl. Degele & Dries 2005, Lenk, Moser & Beyer 1973, Müller 1974, Lenk 1973, Gebauer 1972, 1973).

Die öffentlich-politische Diskussion hat nicht nur zahlreiche Gegner des Leistungsprinzips, sondern auch Vertreter des Sports und der Sportwissenschaft als Fürsprecher auf den Plan gerufen. Eine zentrale Rolle als Befürworter des Leistungsprinzips nahm Lenk und neben ihm sein Trainer Adam, mit dem er im Ruder-Achter olympisches Gold geholt hatte, sowie der Politologe Graf von Krockow ein. Sie alle haben sich auch theoretisch mit der Leistungsthematik beschäftigt und ihre Sichtweise in den Diskurs eingebracht. In der Sportwissenschaft im Allgemei-

nen und in der Sportpädagogik im Speziellen erfolgte zu diesem Zeitpunkt – von Ausnahmen abgesehen – vor allem eine kritisch-distanzierte Auseinandersetzung mit der Leistungsthematik. Hingegen war Leistung während der 1960er Jahre noch ein zentrales Thema, sowohl auf dem Kongress für Leibeserziehung als auch in der allgemeinen Soziologie und Pädagogik. Insbesondere sind hier die Arbeiten von Klafki hervorzuheben, der sich auch mit der Leistung im Sport beschäftigt hat und unter anderem das Könnensbewusstsein in den Mittelpunkt seiner Betrachtung gerückt hat. Krüger kommt 1989 zu der Einschätzung, die auch 1997 noch als Stand der Dinge präsentiert wird, »es gebe gar keine ›Pädagogik des Leistungshandelns‹, [...] weil die Sportpädagogik jahrelang den Wettkampf und Leistungssport ignoriert oder sogar verteufelt habe.« (Grupe & Krüger 1997, S. 271, Herv. i. O.). Ein Blick auf aktuelle Veröffentlichungen, von denen insbesondere die Arbeit von Meinberg (2009) zu nennen ist, macht jedoch erkenntlich, dass der Vorwurf von 1997 nicht mehr uneingeschränkt gelten kann. Denn hier findet beispielsweise eine intensive Bearbeitung des Gebietes der Leistungsethik im Leistungssport von Heranwachsenden statt. Davon abgesehen ist das Thema Leistung keinesfalls auf den Wettkampf- und Leistungssport einzuschränken und es erscheint weiterhin sinnvoll, die Bearbeitung dieses Themas fortzusetzen, wozu die vorliegende Arbeit einen Beitrag leistet.

Im Folgenden kann es nicht darum gehen, die Leistungsdiskussion der 1970er Jahre nachzuzeichnen, vielmehr sollen ausgewählte Präzisierungen des Leistungsprinzips dargestellt werden, die in diesem Rahmen hervorgebracht wurden. In dieser Hinsicht ist die Kontroverse um das Leistungsprinzip für die vorliegende Arbeit besonders gewinnbringend, da aus ihr zahlreiche theoretische Auseinandersetzungen erwachsen sind. Im Folgenden wird nach einem kurzen Einblick in die Leistungsdiskussion der 1970er Jahre, die einige Präzisierungen der Besonderheiten des sportlichen Leistungsprinzips enthalten, das Konzept einer Leistungsgesellschaft beleuchtet. Dies geschieht insbesondere anhand von Lenks Arbeiten, in denen er die Eigenleistung betont. Im Anschluss werden die Argumentationen von Klafki und Gebauer detaillierter vorgestellt. Während Klafki sich mit der pädagogischen Bedeutung der Leistung beschäftigt, nimmt Gebauer wichtige Unterscheidungen in Bezug auf Aktions- und Präsentationsleistungen vor und erläutert die sich daraus ergebenden Konsequenzen. Beides bietet im Kontext der vorliegenden Arbeit theoretische Sensibilität und Fragen für die empirische Analysearbeit und ermöglicht eine weitere Bestimmung und Konkretisierung des Leistungsbegriffs.

Von seinen Kritikern wird der (Hochleistungs-)Sport verstärkt als eine Ausprägung oder sogar Steigerung gesellschaftlicher Leistungsorientierung angesehen. Das sportliche Leistungshandeln stimme mit dem des industrialisierten Arbeitslebens überein und sei ebenso fremdbestimmt – manipuliert – wie nicht zur Selbstverwirklichung geeignet – so der Vorwurf. Geht man jedoch davon aus, dass überwiegend Gegenteiliges auf sportliches Leistungshandeln zutrifft, sofern

der Sport unter entsprechenden Voraussetzungen betrieben wird, stellt sich die Frage, was dieses sportliche Leistungshandeln ausmacht. Es reicht also für die Ansprüche dieser Arbeit nicht aus, auf die Analogien zwischen Gesellschaft und Sport zu fokussieren – auf diese Weise kann der Mehrwert des Sports nicht erkannt werden. Zwar bieten derartige Analysen – wie in der bereits beschriebenen Entwicklungsgeschichte – durchaus ein erhebliches Erkenntnispotential in Bezug auf die Entstehung des Leistungsdenkens und seine spezifische Erscheinungsform in der »Moderne«, jedoch ist damit die Sache des sportlichen Leistens noch nicht ausreichend geklärt. Gerade aufgrund der bedenklichen Weiterentwicklung des Leistungsdenkens in bestimmten Bereichen der Gesellschaft mit seiner Ausrichtung in eine sinnleere Richtung, kann eine alleinige Betrachtung der Parallelen zwischen Sport und Gesellschaft nicht zielführend sein.

Was kennzeichnet das Leistungshandeln im Sport im Unterschied zum Leisten in anderen Gesellschaftsbereichen und unter welchen Voraussetzungen grenzt sich das Leistungshandeln im Sport von dem in anderen Gesellschaftsbereichen ab? Inwiefern zeigt sich damit, dass die erhobenen Vorwürfe unzutreffend sind? Diese Fragen sollen bei der Darstellung der sich aus der Leistungsdiskussion der 1970er Jahre ergebenden Präzisierungen des Leistungsprinzips im Sport leitend sein.

Zunächst kann mit Grupe (1974) davon ausgegangen werden, dass sich die positiven oder negativen Wirkungen des Leistungsprinzips auf das Individuum erst aufgrund seiner Ziele und der Gewichtung im Vergleich zu anderen Prinzipien ergeben. Das Leistungsprinzip ist zunächst als neutral und gleichwertig mit anderen Prinzipien anzusehen.

Im Zusammenhang mit den dargestellten gesamtgesellschaftlichen Veränderungen und der Entstehung des modernen Leistens als auch bei der Diskussion des Leistungsprinzips steht die Entwicklung zu einer Leistungsgesellschaft, welche die Herkunfts- oder Ständegesellschaft – zumindest prinzipiell – abgelöst hat, immer wieder im Fokus. Auch heute scheint man nicht von einer reinen Leistungsgesellschaft sprechen zu können, in der ausschließlich die persönliche Leistung als Zuteilungskriterium und Gestaltungsprinzip fungiert. Der Einfluss anderer Kriterien und Prinzipien widerspricht diesem Idealbild: So konkurrieren beispielsweise das Sozialprinzip, das Vererbungsprinzip oder das Zugehörigkeitsprinzip (Konfession, Staatsbürgerschaft usw.) sowie viele weitere bei der Verteilung wirkenden Prinzipien mit dem Leistungsprinzip (vgl. Lenk 2010, S. 524f.). Gleichzeitig ergebe sich die Berechtigung des Leistungsprinzips erst aus dieser humanisierenden Modifizierung und Mischung des Leistungsprinzips mit anderen Prinzipien (vgl. Lenk 2010, S. 524). Hinzu kommt, dass ein durchgehend anwendbarer einheitlicher Maßstab der Leistungsbemessung – was also inwiefern als Leistung beurteilt wird – nicht denkbar ist und schon allein deshalb eine reine Leistungsgesellschaft im engeren Sinne eine Utopie bleiben müsse (vgl. Lenk 2010, S. 523). Dementsprechend wird in der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskussion über die Thema-

tik häufig eine Erfolgsgesellschaft konstatiert. Die hier mitlaufende und auch kaum abschließend zu beantwortende Frage nach den tatsächlich wirkenden Gestaltungsprinzipien und den vorherrschenden Leistungsbemessungsmaßstäben – also auch den Erfolgskriterien – ist jedoch im Kontext der vorliegenden Überlegungen zunächst zweitrangig und zwar aus zwei Gründen.

Einerseits ist hier zunächst die Feststellung entscheidend, dass Leistung grundsätzlich von den meisten oder zumindest vielen Mitgliedern der Gesellschaft als schätzens- und erstrebenswert beurteilt wird (vgl. Lenk 2010, S. 526). Unabhängig von allen Diskussionspunkten handelt es sich also um einen zentralen, anerkannten und geteilten Wert hochkultureller Gesellschaften. Andererseits erscheint die Schwierigkeit der Leistungsbeurteilung im Sport zumindest auf den ersten Blick weitaus eindeutiger als in allen anderen Gesellschaftsbereichen – es kann davon ausgegangen werden, dass der Sport gerade auch deshalb ein derart beliebtes Feld des Leistungshandelns ist. Trotzdem bestehen auch hier durchaus erhebliche Diskrepanzen, wenn es darum geht, was als Leistung zu bewerten ist, wie und nach welchen Kriterien diese zu beurteilen ist und unter welchen Einflussfaktoren die Leistung steht. Auch hier wird letztendlich der Erfolg einer Leistung bewertet. Jedoch scheint der Sport mit seinen Einteilungskriterien nach Alter-, Geschlechts- und Gewichtsklasse zumindest verhältnismäßig klare Kategorien für seine Leistungsvergleiche festlegen zu können. Auch diese sind nicht unumstritten und weitere Einflussfaktoren zum Beispiel finanzieller und struktureller Art können nicht ausgeschaltet werden. Das wird beispielweise auch deutlich, wenn man an das Kriterium der Behinderung und die damit einhergehende Frage des Einflusses von hochentwickelten Prothesen sowie die daraus resultierende Frage der Einteilung dieser Sportler*innen in Vergleichsklassen denkt. Die Besonderheit des Sports im Vergleich zu anderen Gesellschaftsbereichen besteht auf jeden Fall darin, dass die Sportler*innen ihre sportmotorische Leistung nur selbst erbringen können – auch wenn ihre sportliche Leistung in ein größeres Geflecht eingebunden ist und im Zusammenwirken mit anderen Personen erbracht wird. In anderen Bereichen ist die Zuordnung einer Leistung oder eines Erfolgs zu genau einer Person deutlich schwerer oder kaum möglich. Ein Extrembeispiel, welches dieses Spezifikum veranschaulicht, ist das »Ghost-Writing« – eine Schreibleistung wird komplett von Dritten übernommen, wobei der Erfolg einem*r anderen zugeschrieben wird. Vergleichbares ist auf den Sport übertragen nicht denkbar. Sportmotorische und sportliche Leistungen lassen sich nicht stellvertretend erbringen. Damit sind sowohl die Einflussfaktoren deutlich überschaubarer als auch die Einteilungskriterien eindeutiger als in anderen Gesellschaftsbereichen. Darüber hinaus wird im Sport eine Leistung, die möglichst frei von außerhalb der Sportler*innen liegenden Einflussfaktoren ist, zum besonderen Wert erklärt. Auch wenn ein »sauberer« – dopingfreier – Sport trotz erheblicher formaler Bemühungen keine Realität ist, wird er jedoch ebenso wie »Fairness« als anzustrebender,

zentraler Wert geteilt. Eine Tatsache, die allein deshalb bemerkenswert ist, weil sie aufgrund der unzähligen Einflussfaktoren und parallel wirkender Prinzipien in anderen Gesellschaftsbereichen gar nicht denkbar ist.

Das Leistungshandeln im Sport ist darüber hinaus – wiederum im Vergleich zu anderen Gesellschaftsbereichen – zunächst folgen- und bedeutungslos. Es hat zunächst keinen außerhalb des Sports liegenden Sinn, weil der Sinn des Sports zuerst grundsätzlich im sportlichen Handeln selbst liegt (vgl. Ehni 1979, S. 191). Sportliches Handeln ist also zunächst sinn- und zweckfrei. Damit kann dem Leistungshandeln im Sport ein beliebiger Sinn gegeben werden, was das Handeln im Sport grundsätzlich vom Handeln in anderen Gesellschaftsbereichen unterscheidet. Der jeweilige Sinn des Leistens wird im Sport also in besonderer Weise erst von der*dem Akteur*in konstruiert. Ebendies ist auch als Grundlage des empirischen Teils dieser Arbeit zu verstehen, welche die Bedeutung, das Verständnis und die Ausgestaltung des Leistungshandelns aus der Perspektive der Akteur*innen betrachten wird.

Bei Klafki (1974, S. 107) heißt es dazu:

»Der Sinn der Leistung kann nie vollständig in ihr selbst liegen. Leistung muß als ein dialektischer Begriff verstanden und praktiziert werden. Leistung erfährt ihren Sinn von ihren dialektischen Gegenpolen her – von ihrem Beitrag zur Erhöhung der Qualität des Lebens, von der Erfahrung des Glücks, der Freude des Könnens, der erfüllten Gegenwart und vom Spiel her. Solche Erfahrung dialektischer Gegenpole des Leistens kann sich bisweilen schon im Vollzug der Leistung selbst einstellen – etwa im Sport oder auch in der konzentrierten, einsamen oder gemeinsamen Arbeit an einer Problemlösung, z.B. in der Tätigkeit von Wissenschaftlern oder auch in der pädagogischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen.«

Damit wird – über das bisher gesagte hinaus – die Besonderheit des sportlichen Leistens herausgestellt, die bereits in sich selbst als sinnvoll erfahren werden kann. Wie sich im Folgenden genauer zeigen wird, trifft dies jedoch nur zu, wenn sie es unter bestimmten Voraussetzungen vollzogen wird und in ihr ihre dialektischen Gegenpole erfahren werden können.

Auch Klafki (1974) stellt fest, dass die Leistungsgesellschaft mehr Ideal als Realität ist, was er insbesondere am bisher nicht realisierten – aber für eine Leistungsgesellschaft vorauszusetzenden – Kriterium der Chancengleichheit festmacht (vgl. S. 86f.). Klafki versteht die allgemeine Rede von der Leistungsgesellschaft zudem als Indiz dafür, dass eine Mehrzahl der Gesellschaftsmitglieder der Überzeugung sei, eine entsprechend leistungsgerechte Verteilungsgrundlage sei tatsächlich realisiert. Auch diesbezüglich lässt sich in der Realität ein anderes Bild auffinden und belegen (vgl. S. 83f.).

Mit einer weiteren Problematik des Leistungsprinzips im Sport setzt sich Gebauer (1972) in Form des manipulierten Leistens auseinander, das den Ent-

fremdungstendenzen der Leistungsgesellschaft entspricht beziehungsweise in ähnlicher Weise wirkt. Er unterzieht die Leistung im Sport einer Untersuchung, in der er auf die Unterscheidung von Aktions- und Präsentationsleistung abhebt. Dabei kann Gebauer auch zur weiteren Beantwortung der Frage nach der Wirkweise des Leistungsprinzips und der damit zusammenhängenden Rolle der Leistungsbewertung beitragen, die in der bisherigen, einleitenden Darstellung bereits in Ansätzen aufgezeigt und in ihrer Spezifik für den Sport verdeutlicht werden sollte.

1.2.1 Leistung als Aktion und Präsentation

Gebauer nimmt zunächst eine Präzisierung in Bezug auf das Phänomen Leistung vor, welche voraussetzt, Leistung nicht als einheitliches Phänomen, sondern als Ausdruck für Phänomene mit Ähnlichkeiten und Besonderheiten zu betrachten. Der einheitliche Sprachgebrauch darf also nicht über die Vielfältigkeit der damit bezeichneten Phänomene hinwegtäuschen. Ein Hinweis, der für diese Arbeit methodologische Relevanz besitzt und sich mit der hier vertretenen Annahme deckt, dass sich Leistung durch einen besonderen Facettenreichtum auszeichnet. Mit Bezug auf Lenks Idee einer »Philosophie der Leistung« stellt Gebauer die Frage, ob wissenschaftliche, künstlerische und sportliche Leistungen nicht ganz Verschiedenartiges bezeichnen. Diese These weiter ausbauend wird in der Konzeption dieser Arbeit davon ausgegangen, dass sogar innerhalb des Sports mit »Leistung« durchaus Verschiedenes bezeichnet und verstanden wird und dass das Leisten zugleich einen gemeinsamen Nenner darstellt. Gebauer führt als erstes Indiz für diese These die Tatsache an, dass für das deutsche Wort »Leistung« im Englischen und Französischen keine Entsprechung zu finden ist. Im Französischen lässt sich ein Zusammenhang zwischen künstlerischer, industrieller und sportlicher Leistung nicht sprachlich ausdrücken. Das französische Wort »performance« ist zudem in seiner Bedeutung eng verknüpft mit dem Erfolg der Leistung. Auch im Englischen, wo die Wörter »performance« und »achievement« zu finden sind, ist diese Verbindung zum Ziel oder Ergebnis, das »achieved« werden soll – dem Erfolg – sehr stark. Der Gebrauch des Begriffes »Leistung« ist folglich präzisierungsbedürftig (vgl. Gebauer 1972, S. 182f.).

Zunächst ist dafür festzustellen, dass ein Begriff von Leistung, welcher auf das messbare Resultat von Handlungen fokussiert, keiner Philosophie bedarf. Vielmehr ergibt sich die Notwendigkeit einer genaueren Betrachtung, wenn es nicht um das Ergebnis, sondern um eine bestimmte Art und Weise des Handelns geht, die als Leistung bezeichnet wird, was auch bei Begriffen wie »Leistungsbereitschaft« oder »Leistungswille« der Fall ist. Die Schwierigkeit, die sich beim Begriff »Leistung« im Vergleich zu anderen Begriffen wie zum Beispiel »Schmerz« ergibt, ist, dass die Anwendbarkeit des sprachlichen Ausdrucks nicht anhand des Vorhandenseins bestimmter Kriterien geklärt ist. Die Verwendung des Begriffes »Leistung« setzt

im Unterschied zu Kriterien bedingten Wörtern wie »Schmerz« »den Bezug auf historisch sich wandelnde soziale Standards voraus, von denen die jeweilige Handlung abweicht.« (Gebauer 1972, S. 184). Die Leistung wird also erst in Bezug auf soziale Standards als solche erkannt. Das Weiterspielen eines verletzten Fußballspielenden ist eine Leistung im Verhältnis zu der üblichen Spielweise verletzter Spieler*innen, dem Ausscheiden. »In dieser Hinsicht ähnelt ›Leistung‹ Ausdrücken wie ›Verbesserung‹ und ›Erfolg‹, deren Verwendung einen Bezug auf bestimmte soziale Standards impliziert. ›Leistung‹ ist immer eine ›Leistung im Verhältnis zu‹ bestimmten Standards.« (Gebauer 1972, S. 185, Herv. i. O.).

Im Unterschied zu Verbesserung und Erfolg ist mit Leistung jedoch kein Bezug auf ein Wertesystem vorgenommen, weil die sozialen Standards keine Systeme von Werten bilden. Der soziale Standard wäre im Fußballbeispiel die Spielweise. Der Gebrauch des Ausdrucks Leistung beschreibt also keine Wertungen. Die Normen der Art und Weise des Handlungsvollzugs stellen den sozialen Standard dar. Entfernt sich eine Vollzugsweise von diesem – überbietet also das Etablierte – wird sie als Leistung bezeichnet. Im Beispiel: Der allgemeine Standard für die Handlungsweise verletzter Spieler*innen wird durch das Weiterspielen überboten. Ebenso kann die Verwendung des Begriffs »Verbesserung« über seine deskriptive Gebrauchsweise hinaus auch für die Bewertung einer Handlung in Bezug auf soziale Standards verwendet werden. Dabei sagen die Sprecher*innen etwas darüber aus, wie sie selbst im Verhältnis zu den von ihnen akzeptierten Standards eine Handlungsweise bewerten, also als Verbesserung und nicht als Verschlechterung. Dann ist der Gebrauch des Wortes normativ, ebenso wie die beschriebene Gebrauchsweise des Wortes »Leistung«, die dann nicht eine Bewertung im Verhältnis zu Standards der Gesellschaft beschreibt, sondern selbst eine Wertung ist. Im Sinne Gebauers ist Leistung demnach ein »bewertendes Prädikat für eine bestimmte Art und Weise, etwas zu tun. Eine ›Leistung‹ wird konstituiert, wenn jemand eine Handlung in bestimmter Weise ausführt *und* ein Beobachter diese Art des Handlungsvollzugs als ›Leistung‹ bewertet.« (Gebauer 1972, S. 185f., Herv. i. O.).

Die Leistung, welche immer anhand dessen bewertet wird, *wie* etwas getan wird, zeigt sich an Handlungen beziehungsweise daran, was die Betrachter*innen als solche bezeichnen. Deshalb lässt sich der Leistungsbegriff anhand der verschiedenen Arten differenzieren, *wie* sich die Leistung zeigt. Einerseits kann die handelnde Person selbst Leistung in ihrem Erleben erfahren, wobei die Person selbst die Art ihres Handelns als Leistung bewertet. In diesem Fall geht es um subjektive Auffassungen von Kriterien, die als erfüllt empfunden werden (ein Gefühl von Schnelligkeit, Beweglichkeit, Stärke). Andererseits können auch die intersubjektiv erkennbaren Aktionen von Handelnden als Leistung bewertet werden. In diesem Fall sind es intersubjektiv ausweisbare, objektivierte Kriterien. Auch wenn diese Kriterien nicht objektiv sind, erlauben sie auf der Grundlage der durch sie gebildeten Systeme von sozialen Bewertungsstandards eine Entscheidung darüber, ob es sich um eine Leis-

tung handelt. So können dann die Kriterien für die Leistung – nicht aber die Leistung selbst – gemessen werden (vgl. Gebauer 1972, S. 183–186).

Weil Leistung, wie festgestellt, kein ausweisbares Phänomen ist, muss auch von einer »Philosophie der Aussagen über Leistungen« gesprochen werden. Anhand sozial etablierter Standards und durch Rückschlüsse von subjektiven oder intersubjektiven Kriterien werden in einheitlicher Weise »Leistungs-Aussagen« in Bezug auf »Quasi-Ursachen« konstruiert (vgl. Gebauer 1972, S. 187).

Die – notwendigerweise normativen – soziologischen Aussagen über Leistung, als hauptsächlich Aussagenbereich neben dem Individualpsychologischen, sind insbesondere als Ideologiekritik an der industriellen Arbeitsleistung im Anschluss an Marx formuliert worden. Die entstehenden objektivierten Leistungskriterien sind einer politisch-ökonomischen Kritik unterzogen worden. In diesem Kontext hat Adam die Utopie einer Leistungsgesellschaft entworfen, in der alle Rangzuweisungen allein aufgrund des Leistungsprinzips vorgenommen werden und somit von allen Gesellschaftsmitgliedern als gerecht anerkannt werden. Im Sport sieht Adam dies als teilweise verwirklicht an und »definiert ›Leistung‹ als jede ›Aktion‹, die Grundlage einer Rangordnung sein kann« (Gebauer 1972, S. 188, Herv. i. O.). Das Dilemma, dass auch unmoralische oder täuschende Handlungen als Leistungen bewertete Aktionen darstellen können und als solche als anerkannte und gerechte Verteilungsgrundlage gelten gelassen werden müssen, liegt in der Problematik begründet, dass es keine definierte Leistung gibt. Die Kriterien, welche Grundlage zur Beurteilung einer Aktion als Leistung sind, sind nie abschließend festgelegt, sondern können stets erneuert und erweitert werden. Ebenso ist es möglich, dass neuartige Leistungen konstruiert werden. Jede Handlung, welche die entsprechenden Kriterien erfüllt um als Leistung zu gelten und demnach als Leistung gilt, muss dementsprechend als Grundlage einer Rangordnung akzeptiert werden. Dabei wird eine Leistung erst dann zu einer solchen, wenn ein bewertendes Individuum, welches auf die Kriterien aufmerksam wird, bestimmte Aspekte einer Situation als Erfüllung der Kriterien für eine Leistung ansieht. Der gleiche Vorgang ist konstitutiv für den »Erfolg«, weshalb Leistung und Erfolg als zwei Aspekte desselben Vorgangs unabdingbar miteinander verknüpft sind. »Erst *im ›Erfolg‹* wird eine ›Leistung‹ konstruiert, und nur *durch eine ›Leistung‹* ist ein ›Erfolg‹ möglich. Aus diesem Grund sei eine ›Leistungsgesellschaft‹ notwendig eine ›Erfolgsgesellschaft.« (Gebauer 1972, S. 189, Herv. i. O.).

Damit ist die bereits aufgeworfene Frage nach unserem Gesellschaftsprinzip weiter beantwortet. Auch wenn weitere Prinzipien als Verteilungsgrundlage mitwirken und die Maßstäbe zur Beurteilung der Leistungen, wie hier weiter konkretisiert, notwendigerweise nicht abschließend bestimmt und ebenso wenig vereinheitlicht werden können, führt Leistung als Verteilungsprinzip zur Erfolgsorientierung und nutzt das Medium des Erfolgs, in dem sich die Leistung als Beurteilungsmaßstab zeigt. Deshalb löst sich auch die von Lenk problematisierte

Tatsache der Anerkennung von vorgetäuschten oder passiven Leistungen in unserer Gesellschaft durch diese Argumentation auf. Denn entsprechende Erfolge beruhen ebenso auf Leistungen – jedoch Leistungen anderer Fassung. Wenn es keine Erkenntnis »eigentlicher Leistungen« gibt, sondern nur objektivierte Kriterien für das Vorliegen von Leistungen, können Leistung und Erfolg nur analytisch, nicht jedoch tatsächlich, voneinander getrennt werden (vgl. Gebauer 1972, S. 189, vgl. Lenk 2010, S. 523).

Gebauer führt für diesen Sachverhalt die Unterscheidung zwischen der »Aktionsleistung« und der »Präsentationsleistung« ein, wonach das, was die Gesellschaft als Leistung bezeichnet und sozial anerkennt, aus zwei Leistungen besteht. Die Aktionsleistung ist die Aktion, welche bestimmte sozial etablierte Leistungskriterien aufweist. Die Präsentationsleistung ist die Aktion, welche die Aktionsleistung als den gesellschaftlichen Normen entsprechend darstellt, die Kriterien der Leistung dramatisch aufführt, und somit die Anerkennung der Aktion als Leistung herbeiführt. Nach dieser Überlegung ist die Darstellung einer Aktion als Leistung – auch wenn sie eigentlich keine sei – ebenso eine anzuerkennende Leistung und nicht nur eine »Scheinleistung«, weil eine umso erheblichere Präsentationsleistung vollbracht wird, welche aufgrund der Tatsache ihrer gesellschaftlichen Anerkennung bereits eine Leistung sein muss. Dementsprechend kann nicht von »Scheinleistungen« oder »simulierten Leistungen« gesprochen werden, das würde eine bloß einseitige Anerkennung von Aktionsleistungen und eine nicht zu begründende Diskreditierung von Präsentationsleistungen voraussetzen. Am deutlichsten wird dies am Beispiel von Politikern oder Managern, deren Präsentationsleistung häufig eine »größere« Leistung ist als ihre Aktionsleistung. Das bedeutet im Umkehrschluss auch, dass Adams Utopie in unserer Gesellschaft, mit Einschränkung der von Lenk beschriebenen humanisierenden Mischung des Leistungsprinzips mit anderen Prinzipien, weitgehend als Wirklichkeit angesehen werden kann. Alle Gesellschaftsmitglieder erhalten ihren Rang aufgrund ihrer Leistung, wenn auch teilweise »nur« aufgrund von Präsentationsleistungen. Das Leistungsprinzip ist also aufgrund der aus zwei Teilleistungen bestehenden Leistung selbst im Idealfall ein Erfolgsprinzip, weil eine Leistung nur dann als solche anerkannt wird, wenn sie erfolgreich als solche präsentiert wird – mit Goffman gesprochen, sogar dramatisch aufgeführt wird (vgl. Gebauer 1972, S. 189–191).

Der Annahme, dass die Präsentation von Leistungsnormen selbst eine spezifische Leistung konstituiert, weiter folgend, konkretisiert Gebauer mit Hilfe von Goffmans Theorie der Identitätskonstitution die »performance«, als Leistung, die genau jene Präsentationsleistung bezeichnet und gleichfalls die einzige englische Übersetzungsmöglichkeit darstellt. Leistung, oder performance, bezeichnet nach Goffman »alle die Tätigkeiten eines gegebenen Teilnehmers (der Interaktion – G.G.) bei einer gegebenen Gelegenheit, die dazu dient, in irgendeiner Weise irgendeinen der anderen Teilnehmer zu beeinflussen.« (Goffman 1959, S. 15 zit. n. Gebauer

1972, S. 191). Das Individuum zielt darauf ab, andere Interaktionsteilnehmer dahingehend zu beeinflussen, seine gegenüber der sozialen Gruppe präsentierten Projektionen der eigenen Persönlichkeit anzunehmen. Goffmans Theorie weiter einbeziehend kommt der performance bei der Konstitution der Persönlichkeitsidentität eine zentrale Bedeutung zu, um Identitätskriterien zu entsprechen, welche wiederum erst anerkannt werden, wenn sie mittels Präsentationsleistungen entsprechend dargestellt werden. Auf die Identität des Darstellenden wird von den Interaktionsteilnehmer*innen demnach nur bei erfolgreicher Darstellung – Präsentationsleistung – geschlossen. Erst dann wird die Identität auch als solche angenommen. Die fiktive Ursache Identität, auf die anhand der »performten« Kriterien geschlossen wird, wird dann für das Entstehen der vorgeführten Kriterien verantwortlich gemacht, welche wiederum als Wirkungen der Identität interpretiert werden. »Sign-activities«, welche Kriterien als Zeichen der »Identität« hervorbringen, können sowohl verbale Symbole als auch nicht verbale Handlungen sein. Identität wird aufgrund des Rückschlusses gebildet, der anhand der in den Interaktionen präsentierten, sozial normierten Kriterien entsteht und von der Interaktionsgemeinschaft akzeptiert wird. Es ist also keine Konstruktion von innen heraus. Dementsprechend müssen sportliche Leistungen als Ausdruck der Identität verstanden und von der sozialen Gruppe als Identität des Handelnden akzeptiert werden. Bestimmte Züge der sportlichen Aktion, welche dann als Persönlichkeitsmerkmale hervorgebracht werden können, die im Kontext des Sports zumeist sehr positiv bewertete Identitätskriterien wie zum Beispiel Mut, Geschicklichkeit oder Ausdauer sind, werden dann zu allgemeinen Identitätsmerkmalen der Sportler*innen. Aber diese Rückwirkung bietet nicht nur Chancen für die Identitätskonstruktion, sondern lässt sich insbesondere im Kontext des Leistungssports auch als große Gefahr ausdeuten (vgl. Gebauer 1972, S. 191–193).

Genau diese »manipulierte Leistung« ist in den 1970er Jahren der zentrale Kritikpunkt der Neuen Linken am Leistungssport gewesen. Um diesem Argument zu entgegnen, ist eine sozialphilosophische Begründung notwendig. Die Unterscheidung zwischen freiwilligen und unfreiwilligen Leistungen hilft hier wegen der Unmöglichkeit, die eigentliche Leistungsdisposition zu erkennen, nicht weiter, da – wie bereits festgestellt – schon die Leistung an sich nicht festgestellt werden kann, sondern bloß, ob eine Handlung die entsprechenden Merkmale aufweist, welche der Beobachter als Kriterium dafür versteht. Die Kriterien für Freiwilligkeit sind wiederum stark abhängig von der jeweiligen Definition und den sozialen Konventionen und ermöglichen demnach keine theoretische Differenzierung. Ebenso verhindert die Insignifikanz der Klassifikation in freiwillig und unfreiwillig eine argumentative Nutzung dieser Differenzierung, weil damit nur etwas über die Art und Weise des Zustandekommens der Leistung, aber nichts über die Leistung selbst gesagt ist. Gleichartige Leistungen könnten unter unterschiedlichen Bedingungen Zustandekommen (vgl. Gebauer 1972, S. 194f.)

Inwiefern die Kritik der manipulierten Leistung, welche eigentlich auf das industrielle Leistungsprinzip abzielt, auch in Bezug auf Fehlentwicklungen im Sport gerechtfertigt ist, erklärt Gebauer ebenfalls in Anlehnung an Goffmans Theorie. Mit der »manipulierten Leistung« ist ein nur scheinbar befreiendes und identitätskonstruierendes Leistungstraining gemeint, welches diese Merkmale in Wirklichkeit gar nicht besitzt – so der Vorwurf. Damit der Leistungssport tatsächlich Entwicklungschancen für die Identität bieten kann, müssen der Theorie Goffmans zufolge zunächst zwei Bedingungen erfüllt sein. Ausdruckselemente und Ausdrucksfähigkeit der »sign-activity« müssen erstens umfangreich und ausgeprägt genug sein, um entsprechende Identitätskriterien zu erfüllen und sich ausdrücken zu können. Zweitens muss für eine Identitätskonstitution durch sportliche Leistung die Möglichkeit gegeben sein, dass die Sportler*innen die Fähigkeit haben, ihre Aktionsleistungen in Eigenregie durch Präsentationsleistungen darstellen zu können. Der Vorwurf an den Leistungssport ist, dass derartige, vielfältige Darstellungsmöglichkeiten häufig nicht gegeben und dementsprechend die für die Identitätskonstitution notwendigen Bedingungen nicht vorhanden sind (vgl. Gebauer 1972, S. 195f.).

Auch wenn – Gebauer zufolge – die beschriebene Problematik auf einen großen Teil der Leistungssportler*innen nicht zutrifft, lassen sich im Leistungssport dennoch Tendenzen und Fehlentwicklungen finden, bei denen die Kritik prinzipiell gerechtfertigt ist. Zur Verdeutlichung überzeichnet Gebauer den ungünstigen Fall des nicht identitätskonstruierenden Charakters des Sports, auf den die Manipulationsthese der Kritiker zutrifft. In diesem Leistungssport – seinem »worst case« – herrscht das spezielle Leistungsprinzip des Überbietens, in dem es stets darum geht, bestehende Marken in Richtung eines nicht festgelegten Ziels zu übertreffen. »Der sportliche ›Leistungsfortschritt‹ wird um seiner selbst willen herbeigeführt. Die oft zitierte Zweckfreiheit des ›Leistungssports‹ besteht in der Freiheit von Zweck und Sinn des ›Leistungsprinzips.« (Gebauer 1972, S. 197, Herv. i. O.). In diesem Kontext ist es an sich egal, in welcher Disziplin, unter welchen Umständen und mit welchem Ausgang der Fortschritt durch die Sportler*innen erzielt wird. Im Extremfall werden sogar der Bereich und das Ziel des Fortschritts von den körperlichen Voraussetzungen abhängig gemacht, welche die jeweiligen Sportler*innen mitbringen. Dies wäre zum Beispiel gegeben, wenn ein Kind in jungen Jahren mit dem Schwimmen beginnt, allein weil es eine günstige körperliche Disposition für diese Disziplin mitbringt. Es spezialisiert sich darüber hinaus auf die Rückenschwimmtechnik, allein weil hierbei höhere Chancen auf Wettkampferfolge prophezeit werden, obwohl das Kind mehr Spaß an der Delphintechnik hat und davon abgesehen viel lieber Trampolin turnen würde. Eine Identitätskonstruktion seitens der Sportler*innen ist in diesem überzeichneten Beispiel nicht möglich. Stattdessen können die Sportler*innen eine vorgefertigte Identität annehmen und verkörpern, die ihnen von ihrer sozialen Umwelt angeboten wurde – die Identität der Leistungssportler*innen. Grundsätzlich ist der Einfluss der sozialen Umwelt auf die Identität

unproblematisch und vielmehr zentraler Bestandteil von Goffmans Theorie. Im Fall der manipulierten Leistungssportler*innen werden jedoch der gesamte Identitätsentwurf sowie seine Inszenierung von seiner Umwelt übernommen. Das nimmt den Sportler*innen selbst die Möglichkeit, eine eigene Identität zu entwickeln und diese durch Aktionsleistungen zu präsentieren, denn der Leistungssport hat – anders als beispielsweise der Tanz – die Vielfalt seiner Ausdrucksmöglichkeiten auf eine Art Zeichen reduziert – die Überbietung. Dementsprechend kann an den Aktionsleistungen der Sportler*innen nur eine Art von Kriterium abgelesen werden. Die Art und Weise ihrer Aktionsleistungen wird einzig am Resultat erkenntlich und kann zwar theoretisch auf eine Ursache bezogen werden, lässt aber aufgrund des Mangels an weiteren Kriterien nur auf eine einzige Identität schließen. Die kritisierte Manipulation besteht nun darin, dass die Leistungssportler*innen in der Öffentlichkeit trotzdem das Image einer einzigartigen und besonderen Persönlichkeit haben und dieses auch für sich selbst als Identität annehmen (vgl. Gebauer 1972, S. 196ff.).

Die Problematik konkretisiert sich bei der Betrachtung der Ausdrucksmöglichkeiten, mit denen sich die Sportler*innen ihrer Umwelt mitteilen. Diese sind, wie beschrieben, aufgrund des quantitativen Überbietungsprinzips auf nur eine Art von Zeichen reduziert. Die »sign-activity« bietet damit für die Sportler*innen nicht die Möglichkeit der Kommunikation mit der Gesellschaft, da sie mit nur einem Zeichen keine Information übermitteln können. Weil sie also weder Kontakt noch Identität aufbauen können, ist es unumgänglich die von der Umwelt angebotene Identität anzunehmen. Aufgrund des Mangels an Zeichen zur Darstellung kann die »geliebte Identität« nicht an den Aktionen der Sportler*innen abgelesen werden und ist somit für sie äußerst ungünstig, weil sie sie in Interaktionssituationen nicht selbst darstellen können. Die von ihnen nicht leistbare Präsentationsleistung muss ebenso wie die Identitätskonstitution von ihrer Umwelt übernommen werden. Sie vollführen also Aktionsleistungen, zu denen sie ihre Umwelt veranlasst, die dann eine Identität präsentieren, an die sie selbst glauben, die sie aber nicht selbst inszenieren können. Damit ermöglichen sie ihrer sozialen Umwelt und den Massenmedien, sie als eine bestimmte Identität darstellen zu können. Dadurch ist es wiederum möglich, ihre Aktionsleistungen in einen neuartigen – von der Umwelt konstruierten – Kontext einzubetten. In diesem werden die Aktionsleistungen von der Gesellschaft als Identitätskriterien anerkannt, wodurch die Aktionsleistungen der Sportler*innen mit Hilfe der Präsentationsleistungen ihrer sozialen Umwelt eine Bedeutung erhalten, weil sie im Kontext der Präsentation zu Zeichen werden. Auf diesem Weg gelingt es Gebauer zufolge, die Sportler*innen als außergewöhnliche Persönlichkeiten darzustellen. Der entscheidende Nachteil ist jedoch, dass die Sportler*innen für die Präsentation ihrer Identität stets auf ihre Umwelt angewiesen sind und damit ihre Identität nicht von den Situationen lösen können, in denen sie von ihrer Umwelt präsentiert werden – ihre Identität steht in einem absoluten Abhängigkeitsverhältnis (vgl. Gebauer 1972, S. 198f.).

In diesem Fall trifft auf den Leistungssport die von der Linken ursprünglich insbesondere an die industrielle Arbeit – mit ihren vielfältigen Abhängigkeiten – gerichtete Kritik zu. Aufgrund des Mangels an Sprache ihrer Aktionsleistungen, welche ihnen die Möglichkeit zu Präsentationsleistungen nehme, bleiben sowohl die Arbeiter*innen als auch die Sportler*innen »identitätslose« und »willfähige« Individuen, die von jenen abhängig sind, die für sie die Präsentationsleistungen vollbringen (Gebauer 1972, S. 199). Erst wenn sie zu ihren Aktionsleistungen nicht mehr fähig sind, gewinnen sie über ihre Situation Gewissheit und verlieren ihre Identität – was bei Sportler*innen meist schon nach ihrer Jugend der Fall sei. Damit gingen die Leistungssportler*innen trotz ihrer als außergewöhnlich präsentierten Identität in der gleichen Masse unter wie die Arbeiter*innen, denen keine öffentliche Anerkennung zuteilwerde. Jedoch sei die Situation für die Sportler*innen deutlich dramatischer, weil der Sport ihnen versprach, der Massenidentität und den mit ihr einhergehenden »Identitätsschäden« zu entkommen. Die Leistungssportler*innen seien so gesehen mit den Künstler*innen, die vielfältige und selbstständige Ausdrucksmöglichkeiten besitzen, nicht im Entferntesten verwandt, (vgl. Gebauer 1972, S. 199f.). Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass mit Blick auf den Trendsport immer wieder die Nähe des Sports zur Kunst gesehen wird (vgl. Schwier 2003, 2008)

Jedoch gibt es nach Gebauer auch die Chance, dass die Sportler*innen im Leistungssport die Möglichkeit erhalten, über ein Zeichensystem und die Fähigkeit zu Präsentationsleistungen zu verfügen. Dies sei zum Beispiel der Fall, wenn der Sport politisiert wird und die Gesellschaft dadurch nicht nur eine einzige Art von Identitätskriterien erkennt. Die vielfältigen Kriterien werden weder von den Sportler*innen noch von ihrer Umwelt präsentiert, können jedoch an ihren Handlungen gegenwärtig sein. Wenn eine entsprechende Handlung als Konvention und Identitätskriterium angenommen wird, besteht die Aktionsleistung nicht mehr nur in der originären sportlichen Leistung der Sportler*innen, sondern auch in ihrem Verhalten »drum herum« – beispielsweise bei Medaillenübergaben oder Pressekonferenzen. Eine neuartige und originäre Präsentationsleistung könne in diesem Fall vom Publikum als Spracherweiterung anerkannt werden. In gleicher Weise können auch die Turnerbünde und die Arbeitersportvereine als Beispiel für ein anderes Leistungsprinzip gelten, welches eine Vielfalt von Identitätskriterien an den Aktionsleistungen erkennen ließe und den Sportler*innen die Möglichkeit gebe, diese selbstständig für Präsentationsleistungen zu nutzen (vgl. Gebauer 1972, S. 200).

Bedeutung können die Zeichen des demzufolge potentiell vielfältigen Zeichenreservoirs des Sports nur durch eine Einbettung in außer-sportliche Kontexte erhalten. Den Grund für die ansonsten nicht vorhandene Möglichkeit der Leistungssportler*innen zu eigenen Präsentationsleistungen sieht Gebauer in einem kulturgeschichtlichen Erklärungszusammenhang. In der griechischen Antike war der sportliche Wettkampf Teil eines Gesamtkults, in dem religiöse Mythen dar-

gestellt wurden. In den festgelegten Kultabläufen übernahmen die sportlichen Wettkämpfe die Mimesis nicht verbaler Handlungen. Als während der Krise des griechischen Götterglaubens der Gesamtkult in die große agonale Dreiheit auseinanderfiel, blieb der Wettkampf, im Gegensatz zu Recht und Tragödie, als Bestandteil ohne Aussagensystem zurück. Als Handlungssystem kann er ohne Sprache – ohne verbales Darstellungssystem – den Mythos nicht mehr in seiner Gesamtheit darstellen. Damit fiel der Wettkampf aus dem Zusammenhang des Mythos heraus. Auf diese Weise verlor der Wettkampf seinen Ausdruck und ist somit ein Überbleibsel eines vormals zusammengehörigen Symbolgefüges, welches seinen Sinn verloren hat und »ist bis heute ein System potentieller Zeichen in einem Ideenvakuum.« (Gebauer 1972, S. 202).

Der in der Kritik stehenden »Leistungsmanipulation«, welche diese Leere erfolgreich erhalte, begegnet Gebauer mit einer Gegenüberstellung von »Leistungsmotiviertem« und »Faulen«. Das Prinzip der Faulheit würde in dieser Überlegung einen ausschließlichen Rückgriff auf Präsentationsleistungen ohne das Vollführen von Aktionsleistungen meinen. Im Rahmen dieses Verhaltens ist die Identitätskonstitution des im Arbeitskontext entfremdeten Individuums möglich. »Die ›Faulheit‹ als Konzentration auf ›Präsentationsleistungen‹ ist die Darstellung von nichts anderem als der eigenen ›Identität‹.« (Gebauer 1972, S. 202, Herv. i. O.). Variabel sind dabei die Präsentationsmittel, wobei das Zelebrieren von Ritualen stets Bestandteil der Präsentation ist. In Bereichen, die dem Leistungsprinzip verschlossen bleiben, stelle Faulheit geradezu das Mittel dar, mit Identitätskriterien zu spielen und dadurch Identität zu konstruieren. Beispiele dafür seien die Hippie-Kultur, die Verführungskunst oder der schöne Körper einer Frau. Mit der Hinwendung der Gesellschaft zum Prinzip der Faulheit interpretiere diese das Leistungsprinzip, wobei die Leistung in der Sichtbarmachung der eignen Identität bestehe. Auch wenn damit kein Ideal begründet ist, weil die abendländische Gesellschaft eine alleinige Anwendung des Leistungsprinzips auf Präsentationsleistungen als unmoralisch und gesellschaftsschädigend ansieht, demonstrieren die Faulen den Leistungsmotivierten durch das Gelingen ihrer Präsentationsleistungen auf unterschwellige Art und Weise ihre Überlegenheit.

Die Forderung der Gesellschaft nach Aktionsleistung bleibt indes bestehen, weshalb es für die Individuen nur in den Momenten nach Aktionsleistungen angemessen sei, ihre Identität durch Präsentationsleistungen darzustellen. Gebauers finale Ableitung ist ebenso naheliegend wie entscheidend. Sowohl Aktionsleistung als auch Präsentationsleistung sind für die Identitätskonstitution als notwendig anzuerkennen und sollten daher miteinander verbunden sein (vgl. Gebauer 1972, S. 200ff.).

Betrachtet man die Inszenierung des Leistungshandelns von Trendsportler*innen in ihren Szenen und in den von ihnen produzierten und rezipierten Medien sowie auf ihren Events, scheint dieser Anspruch hier in Perfektion eingelöst zu wer-

den. Auch die Darstellung von Coolness, Leichtigkeit und Gelassenheit kann als Indiz dafür gedeutet werden. Schließlich scheint es gerade in diesen Sportarten ein anzustrebendes Kriterium zu sein, die anspruchsvollen Bewegungskünste einfach wirken zu lassen – worauf Castigliones Begriff des »Sprezzatura« passt, womit genau diese Inszenierung des Anspruchsvollen als leicht gemeint ist. Viele der Trendsportszene zeigen zudem eine Nähe zu alternativen Szenen, wie der von Gebauer benannten Hippiekultur. Auch ein gewisses Maß der Inszenierung von »Faulheit« könnte als Teil ihrer Praxis aufgefasst werden, bei der »Mühelosigkeit« dargestellt werden soll. Inwiefern schränken derartige Zuschreibungen den Blick auf ihr Leistungshandeln ein und inwiefern halten derartige Einschätzungen einer genaueren Beobachtung stand? Und inwiefern haben sie eine Selbstbestimmung über ihr Leistungshandeln erreicht? Gibt es weitere Facetten und Besonderheiten ihres Leistungshandelns? Dazu wird es im Folgenden ebenso Aufklärungsansätze geben wie zur Rolle der kreativen Inszenierung des eigenen Stils, der nur einen Teil ihres vielfältig erscheinenden Zeichensystems zur Konstruktion von Identität ist.

1.2.2 Leistung als Können und Könnensbewusstsein

Bereits vor der in diesem Kapitel schon mehrfach thematisierten Hochphase der Leistungsdiskussion in den 1970er Jahren, betrachtet Klafki das pädagogische Problem der Leistung auf dem 1964 abgehaltenen Kongress der Leibeserzieher, welcher unter dem Titel »Die Leistung« abgehalten worden ist. An Jahn anschließend versteht er Leistung als Inbegriff individuellen Könnens. Dies ermögliche erst die Kategorie Leistung als Richtmaß pädagogischen Handelns zu nutzen. Die Sinnggebung von Leistung als individuelles Können schließt an Herman Nohls »kopernikanische Wende« an, nach welcher Ansprüche der Gesellschaft vor dem Hintergrund der Bedeutung für das Kind und das Können des Kindes je individuell hinterfragt werden müssen, was nicht als einseitige »Pädagogik vom Kinde aus« missverstanden werden darf. Nohl weiterentwickelnd muss dabei die »*Dialektik von objektiver Leistungsanforderung und individueller Leistungsfähigkeit*« (Klafki 1964, S. 34, Herv. i. O.) beachtet werden. Dabei zeigt sich eine komplizierte Beziehung, die nicht allein damit erklärt ist, dass individuelle Leistungsfähigkeit und Leistungswille »erst angesichts objektiv vorgegebener Leistungsanforderungen und Leistungserwartungen erwachen« (ebd.). Die Seite der Anforderungen fungiert nicht nur als Auslöser, vielmehr ist das, was sich an individueller Leistungsfähigkeit zeigt, in seinem Ausmaß und Inhalt durch diesen objektiven Pol des Verhältnisses immer schon mitbestimmt und vermittelt durch jenes, mit dem sich der Einzelne konfrontiert sieht. Das Leistungspotential ist dabei inhaltlich vielfältig und unbestimmt sowie individuell verschieden, wenngleich auch je unterschiedlich begrenzt. Tendenziell ist es jedoch – entsprechend der jeweiligen gesellschaftlichen Erfordernisse – größer als angenommen (vgl. ebd., S. 33f.).

Die erste der von Klafki angeführten soziologisch fundamentalen Struktureinsichten in das Leisten ist damit bereits benannt und kann im Hinblick darauf konkretisiert werden, dass sich der Erwartungspol im Kontext eines komplizierten Gefüges verortet – der Gesellschaft. Individuelle Leistung ist also ein gesellschaftlich vermitteltes Phänomen. Jedoch sind Leistungsfähigkeit und -bereitschaft damit nicht allein als Produkt gesellschaftlicher Erwartungen misszuverstehen. Als zweites Strukturmerkmal betont Klafki die Freiheit, die durch das in unserer Gesellschaft geltende Leistungsprinzip erworben wird. Trotz aller Kritik am Leistungsprinzip und den gegebenen Einschränkungen seiner Gültigkeit sollte demnach nicht das Prinzip an sich grundsätzlich in Frage gestellt werden. Als dritte Einsicht stellt er die Ausgleichsfunktion des Sports nach Plessner dar, mit der als besonderes Merkmal die Nachvollziehbarkeit und Verständlichkeit sowie die damit einhergehende öffentliche Anerkennung der im Sport erbrachten Leistungen einhergeht, die in anderen Gesellschaftsbereichen nicht gegeben ist. In den letzten beiden Struktureinsichten ist bereits das vierte Element enthalten, nach dem sich im Sport die Freiheit vom Zwang mit dem Leistungsprinzip verbindet. Das ist entscheidend, weil sowohl »Nicht-Arbeit« als auch Leistung für den modernen Menschen erstrebenswerte und bejahte Prinzipien sind. Fokussiert man wie Plessner zu stark auf eine Ausgleichsfunktion des Sports, drängt man den eigenständigen, immanenten Sinn des Sports in den Hintergrund. Um diesen Sinn zu erfassen und damit die These der Leistung als Inbegriff individuellen Könnens zu begründen, ist die Annahme leitend, dass der Sport für den leiblichen Menschen die Möglichkeit bietet, diesen als in sich selbst sinnvoll zu erfahren (vgl. Klafki 1964, S. 35–39).

In dieser Annahme spiegelt sich eine anthropologische Grundstruktur besonderer Bedeutsamkeit wider – die Verbindung des Menschen mit seinem Leib. Diese Beziehung ist Klafki zufolge nicht als Einheit zu verstehen.

»Der Mensch ist mit seinem Leib *zugleich geeinigt und von ihm unterschieden*; er erfährt sich als geistiges Wesen, als Person immer in seiner Leibgebundenheit – man denke nur an die Sprache –, und doch erfährt er seinen Leib zugleich als ›das Andere‹, besser als ›sein Anderes‹.« (Klafki 1964, S. 40, Herv. i. O.).

Daran schließt sich das Verständnis des Menschen an, in dem dieser als »weltoffenes«, auf Lernen, Selbst- und Weltgestaltung ausgerichtetes Wesen angesehen wird. Demnach müssen auch bewegungsbezogene Auseinandersetzungen erlernt werden. Und diese Leistung wird, insbesondere in ihren Anfängen, nicht als Last, sondern als Lust empfunden. Am Könnenserwerb des Laufens zeigt das Kind die Freude am Leisten und dem leibhaften Erschließen seiner Welt. Ein Prozess, der sich durch das Kindes- und Jugendalter als sinnvolle Erfüllung beim Wetteifern, Erkunden und Überwinden von Schwierigkeiten hindurchzieht und pädagogisch

entscheidend ist. Die fundamentale Bedeutung der Könnenserfahrung und des Könnensbewusstseins für Bildung und Erziehung hat Klafki zufolge – wie in Kapitel 1.1 dargestellt – eine lange pädagogische Tradition zurückreichend bis zur Thymoslehre Platons. Klafki sieht hierin auch das zentrale Motiv des Sports (vgl. Klafki 1964, S. 39ff.).

»Der pädagogische Sinn der Leistung liegt darin, daß Sie der Weg zum eigenen Können und das Medium freudigen Könnensbewusstseins ist.« (Klafki 1964, S. 41, Herv. i. O.). Leistung steht in seinem Wortursprung im Zusammenhang mit »lernen« und bedeutet »erfahren haben«. Leistung wird dadurch zur zentralen Kategorie allen menschlichen Lernens und stellt nicht nur einen Teilbereich neben anderen dar. Das wird insbesondere deutlich am Spiel, das ohne Leistung gar nicht zustande kommt und für das es aus diesem Grund auch ein Training gibt. Deshalb werden auch spielerische Leistungen hervorgehoben und andersherum Bedenken geäußert, wenn ein Kind »nicht spielen kann«. Dementsprechend will Klafki den Leistungsbegriff nicht nur den objektiv messbaren Dimensionen vorbehalten. Gerade aus pädagogischer Perspektive muss Leistung »vielmehr generell als Überwindung von Schwierigkeiten, als Bewältigung irgendeines selbstgesetzten Bewegungsziels, als *das objektive Maß eines individuellen Könnens* verstanden werden« (Klafki, 1964, S. 43, Herv. i. O.).

Die unterschiedliche Bedeutung des Leistungsmoments in verschiedenen sportlichen Disziplinen zeige sich beispielsweise an der Verschiedenheit zwischen Leichtathlet*in und Gymnast*in. Auf der einen Seite dürften Leichtathlet*innen ihren Leistungswillen äußerlich augenscheinlich werden lassen und dieser manifestiere sich in der aufsteigend-linearen Struktur in Richtung eines Endpunktes, auf der anderen Seite zeige sich die Leistung der Gymnast*innen gerade darin, dass sich ebendiese Anspannung nicht äußerlich zeigen darf und hingegen der Anschein von Leichtigkeit gezeigt werden soll. Im glücklichen Fall erfahren die Sportler*innen im Bewegungsvollzug ebendiese Widerstandslosigkeit ihres förmlich aus sich selbst heraus schwingenden Handelns, welches jedoch – und das erscheint entscheidend – durch die vorangegangene Erfahrung der Anspannung vermittelt ist. Darin wird die Paradoxie menschlichen Könnens als einem »nicht-könnenden Können« deutlich, welches stets neu ermöglicht werden muss. Klafki spricht in Bezug auf diese Beispiele von den verschiedenen Modifikationen des Leistungsprinzips, die genauer zu bestimmen sind (vgl. Klafki 1964, S. 41–45).

Anders als Gebauer betont Klafki den in sich selbst liegenden Sinn des Sports als zweckfreies Handeln. Aufgrund des freudigen Könnensbewusstseins des Heranwachsenden ist das Leistungsmoment in sich selbst sinnvoll. Anders als Gebauer fokussiert Klafki damit den pädagogischen Wert des Leistens, welcher nur dann gegeben ist, wenn der Sport in der bestimmten Art und Weise einer frei wählbaren, nicht-notwendigen Kunst vollzogen wird – was auch Gebauer als Ideal ansieht. Folglich machen auch diejenigen einen Fehler, die Sport als Mittel für etwas anderes nutzen und der Annahme folgen, über ihn bestimmte Eigenschaften ausbilden

zu wollen, die dann in oder für andere Bereiche relevant sind. Diese nicht belegte oder sogar wissenschaftlich in Frage gestellte Übertragungsvorstellung einspringt einem funktionalen Bildungsverständnis, gegen welches einzuwenden ist, dass sich entsprechende Eigenschaften wie Mut stets in verschiedenen Bereichen und Situationen entwickeln. Entsprechende Übertragungseffekte erfolgen, der Motivations- und Lernforschung zufolge, wenn überhaupt als bewusster Transfer. Aus pädagogischer Sicht können entsprechende Möglichkeiten nur durch Reflexionsgespräche hergestellt werden, in denen das Erfahrene und seine Übertragbarkeit thematisiert werden und aufgrund dessen die Heranwachsenden selbsttätig eine Einordnung des Sports in ihren Bildungsgang vornehmen können (vgl. Klafki 1964, S. 45–48).

Die Bedeutung des Sports für und innerhalb der Bildung ist aus der »Polarität von verpflichtenden Anforderungen und frei wählbaren Möglichkeiten der menschlichen Existenz« zu verstehen (Klafki 1964, S. 49, Herv. i. O.). Damit der Heranwachsende nicht in seiner Produktivität verkümmert, muss er auch als homo ludens angesprochen werden, was insbesondere im Sport möglich ist. Daraus ergibt sich, dass alle Sportformen um ihrer selbst willen betrieben werden dürfen und sollten. Das »Leistenkönnen ohne leisten zu müssen« (Klafki 1964, S. 50, Herv. i. O.) wird damit zum konstitutiven Moment eines freudvollen Sporttreibens. Ebenso wenig wie der Musikunterricht habe der Sportunterricht die Aufgabe, eine darüberhinausgehende Funktion zu erfüllen. Weder soll Musikunterricht Erholung noch Sportunterricht Gesundheit herstellen. Die Freude an der Leistung ist Ziel und Motiv des Sports zugleich (vgl. Klafki 1964, S. 50).

An diese Überlegungen schließt Klafki die Frage nach der Art der ethischen Bedingungen des Sports an, unter denen das Leistungsmoment steht. Grundsätzlich ist Klafki zu Folge eine Problematisierung des Leistungsstrebens und der Überbietungspraxis im Sport hinfällig, weil es für ihn konstitutiv ist. Gerade dort wo das Messen – vielmehr als in anderen Gesellschaftsbereichen – überhaupt möglich ist, würde seine Zurückweisung einen zentralen Bestandteil des Sports auslöschen. Problematisch ist allein die Möglichkeit, dass sich im Falle eines erfolgreichen Höchstleistungsstrebens der Leistungswille mit anderen Motiven verbinden kann und der Sportler nicht im Stande ist, seine Exponiertheit zu verarbeiten, ohne dabei anderen die Freude am Leisten zu nehmen. Die Gefahr ist umso größer, je höher die objektive Leistung in der Bezugsgruppe ist und umso schwieriger und wichtiger wird es auch, das Leistungsbewusstsein in die Haltung der Gesamtperson zu integrieren, was als pädagogische Aufgabe zu verstehen ist (vgl. Klafki 1964, S. 51f.).

Innerhalb des Sports finden sich dreierlei Maßstäbe. Erstens die relative oder persönliche Höchstleistung, verstanden als freiwillige optimale Leistung. Zweitens die Einbindung der Einstellung zur sportlichen Leistung, als individuelle Integration in das Gesamte der Lebensbezüge. Drittens sind der Leistungswille und die Leistungsanforderung an den immanenten ethischen Bedingungen eines Sports

mit Spielcharakter zu messen. Deshalb darf der Sport nicht ernst genommen werden, die Erziehung zum sportlichen Ethos jedoch umso mehr (vgl. Klafki 1964, S. 53f.).

Um dies erfolgreich umzusetzen, ist nach Klafki die Beziehung zum leistenden Kind ausschlaggebend, weil diese ihm den Glauben in seine Leistungsfähigkeit geben kann. Darüber hinaus sei zu erkennen, dass ein demokratischer Führungsstil der Lehrperson den besten Einfluss auf das Leistungsniveau habe. Die im Kontext des pädagogischen Leistungsprinzips beabsichtigten individuellen Könnenserfahrungen werden zudem zunächst in einem kleinen Bereich oder einer bestimmten Sportart gewonnen, bevor das Motiv zur Leistungssteigerung ausgebildet wird, was auch für den Sportunterricht eine individuelle Schwerpunktbildung nahelegt. Weil die Leistungsmotivation von vorhergehenden Erfolgs- und Misserfolgserfahrungen abhängig ist, ist es darüber hinaus wichtig, auch Erfolgserlebnisse für leistungsschwächere Schüler*innen zu ermöglichen. Dazu eignen sich Klafki zufolge Gruppenwertungen und Gruppenwettkämpfe sowie die Formen innerer Differenzierung in methodischer und didaktischer Art. Ebenso sollten sich Schüler*innen im Sportunterricht innerhalb bestimmter Zeitspannen individuelle Leistungsziele setzen und den Weg der Zielerreichung dokumentieren. Darüber hinaus schlägt Klafki längere Perioden mit stärkerer Fokussierung auf den Sport, wie zum Beispiel Sport- und Zirkuswochen oder Schullandheimaufenthalte, zur Entwicklung der Leistungsfreude vor. Abschließend betont er die Reflexionsgespräche, welche nicht nur im Kontext der Höchstleistenden, sondern gerade auch bei der Bewältigung von Misserfolgen eine zentrale Rolle einnehmen. Um vor der »Perversion des Leistungswillens und der Leistungsfreude« zu schützen ist jedoch »*die Freude an der Leistung des anderen*« (Klafki 1964, S. 58, Herv. i. O.) ausschlaggebend und auch als pädagogische Aufgabe anzuerkennen. Diese Fähigkeit ist insbesondere auch für die Rolle der Zuschauenden entscheidend (vgl. Klafki 1964, S. 54–58).

Klafki liefert in seiner pädagogischen Betrachtung des Leistens wichtige anthropologische Überlegungen, welche die Stellung des Leistens im sportlichen Handeln des Menschen verdeutlichen. Die Bedeutung von Leistung als grundlegende Kategorie wird insbesondere daran deutlich, wie eng sie mit dem freudvollen Tun verbunden ist, an dem sich menschliches Handeln orientiert. Es bleibt abschließend noch einmal herauszustellen, dass das Leisten – auch Klafki zufolge – für den Menschen einen eigenständigen Wert in sich selbst hat und nicht nur im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Strukturen und Ansprüchen bedeutungsvoll ist. Das leistungshandeln ist bereits im Menschen selbst angelegt, da er auf Lernen ausgerichtet ist und dieses auf Leistung beruht.

Die Bedeutung der Leistungskategorie, die Klafki hier im Hinblick auf verschiedene Aspekte betont, wurde jedoch nicht nur in den 1970er Jahren in Frage gestellt und kritisiert. Auch in den daran anschließenden Jahrzehnten herrscht zumindest eine partiale Stimmung der Abkehr von der konventionellen Leistungsethik und dies

sowohl im gesamtgesellschaftlichen wie sportlichen Bereich. Diesen Wandel in Gesellschaft und Sport proklamieren Dietrich und Heinemann als den »nicht-sportlichen Sport« (1989). Mit diesem gehe ein Wertewandel einher, der mit einem »Bedeutungsverlust von Leistungsorientierung und Leistungsmotivation« einhergehe (Heinemann 1989, S. 27). Zahlreiche sozialwissenschaftliche Untersuchungen würden darauf hinweisen, dass die »konventionelle Leistungsethik an Einfluß verloren hat« (Digel 1986, S. 20, zit. n. Heinemann 1989, S. 27). Das zeige sich vor allem auch in der Bedeutung des Begriffs »Spaß«, mit dem das Handeln immer häufiger beschrieben wird und verdeutlicht, dass eine »gegenwartsbezogene Selbstbeglückung« das »zukunftsorientierte Leisten« (ebd.) als Sinnorientierung des Menschen abgelöst habe. Dem entspreche auch, dass ein auf Leistungssteigerung ausgerichtetes Handeln die Gegenwart vernachlässige, was gerade expressive Sportformen zu vermeiden versuchen und sich demnach vom Leistungsstreben abwenden. Dieser Sport sei vielmehr dafür gemacht, »gegenwartsbezogenes, freudvolles Erleben und die Ausblendung von Alltag, Zukunft und Zweck« zu ermöglichen (Heinemann 1989, S. 27). Auf den Punkt gebracht bedeutet diese Diagnose, dass Leistungsorientierung diesen Zielsetzungen grundsätzlich widerspreche.

In dieser Arbeit wird hingegen davon ausgegangen, dass beides miteinander vereinbar ist. Leistungsorientierung muss nicht Zukunftsorientierung bedeuten und ist keinesfalls mit ihr gleichzusetzen. Die Orientierung an Spaß muss dem leistungsorientierten Handeln nicht widersprechen. Vielmehr kann gerade aus der Gegenwartsverhaftung eine besondere Leistungsfähigkeit hervorgehen, was gleichzeitig mit Spaß einhergeht (vgl. Csikszentmihaly 2010). Dass gerade das Leistungshandeln und Lernen für den Menschen ein freudvolles Tun bedeutet, hat Klafki zweifelsfrei und mehr als hinreichend begründet herausgestellt. Dieser Auffassung folgend, wird der Aspekt des Genusses des Tuns, der zugleich Leistung hervorbringt, genauer betrachtet. Inwiefern im Trendsport eine Neuausrichtung des Sports zu sehen ist und welche Bedeutung dem Leistungsprinzip in diesem Zusammenhang zukommt, wird sowohl in der weiteren theoretischen Auseinandersetzung als auch in der empirischen Analyse genauer untersucht.

Möglichweise ist der Versuch einer Abwendung – im Sinne einer kritischen Distanz – vom Leistungsprinzip, wie sie Dietrich und Heinemann (1989) kritisieren, notwendig, um sich ihm anschließend auf neue Art und Weise zuzuwenden. Die Erörterung von Elias' Sozialisationstheorie, in welcher der Prozess der Zivilisierung vom Selbst- zum Fremdzwang analysiert wird, vermag in diesem Zusammenhang weitere Aufklärung zu geben. Nach zwei Exkursen wird diese Perspektive im Hinblick auf das Leistungshandeln im Sport genauer vorgestellt. Der erste Exkurs widmet sich dem Leisten als Selbstverwirklichung und zieht eine interkulturelle Perspektive ein. Der zweite Exkurs gibt einen kurzen Einblick in das Leistungsverständnis der Curricula und Lehrkräfte. Mit Hilfe einer interkulturellen Betrachtung des Leistens werden an dieser Stelle zunächst weitere Einblicke in sein erfüllendes,

zweckfreies Moment offeriert, das die Orientierung am Ergebnis in den Hintergrund rückt und dadurch das von Klafki betonte freudvolle Tun ermöglicht. Mit Blick auf die Lehrpläne wird sich eine fast gegenläufige Auffassung zeigen.

Exkurs 1: Leisten als Selbstverwirklichung – eine interkulturelle Perspektive

Wagner (1974) entwickelt im Zuge einer Auseinandersetzung mit der Fragestellung nach der Vereinbarkeit von Leistungssteigerung und Selbstverwirklichung einige gewinnbringende Gedanken in Bezug auf den Leistungsprozess. Diese Überlegungen schließen an die Thematik Heinemanns an. Wagner kommt jedoch im Sinne der hier vertretenen Auffassung zu einer anderen Schlussfolgerung bezüglich der Bedeutung des Leistungsprinzips.

Seine Argumentation steht, wie für diese Zeit charakteristisch, im Kontext der Beschäftigung mit dem Wandel der Arbeitsverhältnisse im Zuge der weiter fortgeschrittenen Industrialisierung und Kapitalismusorientierung und der aufkommenden Kritik der »Neuen Linken«. Dieser entgegnet Wagner jedoch mit einer Betrachtung der Ausgestaltung und Zielsetzung des Leistungsprinzips, wobei er durchaus die derzeitigen Verhältnisse kritisiert, nicht aber die Leistungsorientierung grundsätzlich in Frage stellt. Wagner folgend muss vielmehr ihre Ausgestaltung überprüft werden.

Zunächst unterscheidet er zwischen verschiedenen Zielsetzungen von Leistungen, die auch Motivation zur Leistung sind. Neben dem »Überleben«, »die Erde sich untertan machen« und »die Welt zu verändern« betrachtet er die Leistungsziele »andere Menschen übertreffen« und »sich selbst übertreffen« (Wagner 1974, S. 146.). Während beim Übertreffen anderer das Konkurrenzprinzip gilt, setzt das Übertreffen von sich selbst innere Maßstäbe voraus, anhand derer der eigene Fortschritt bestimmt werden kann. Dieses letztgenannte Ziel sieht Wagner als wenig populär und am Ehesten bei den Yoga-Lehren als präsent an. Den Wert der Leistungsziele, andere zu übertreffen und gesellschaftliche Verhältnisse zu ändern, die Wagner zufolge von besonderer Aktualität sind, zweifelt er an, da diese nicht bewusstenbildend sind oder zur Weiterentwicklung des einzelnen Menschen beitragen. Den Konflikt zwischen den verschiedenen Zielsetzungen der Leistung, der sich in jenem zwischen marxistisch und kapitalistisch Orientierten versinnbildlicht, sieht Wagner als den Kern der Sache verfehlend (vgl. Wagner 1974, S. 146–149).

»Wie empirisch gesichert (nach Heckhausen), sind Gesellschaftsveränderer stärker Leistungsmotiviert als konservative Kräfte. Das könnte zum Paradoxon überspitzt dann heißen: Die Abschaffer des Leistungsprinzips sind ihrerseits außerordentlich leistungsmotiviert. Sie streiten sich mit ihren Gegnern nicht eigentlich um das Leistungsprinzip, sondern um die möglichen Ziele von Leistung.« (Wagner 1974, S. 149)

Im Kontext einer Orientierung am Leistungsprinzip werden Quantitäten gemessen und verglichen. Schwieriger wird es dort, wo gleiches mit Qualitäten geschehen soll. In diesem Fall kann das Bestreben entstehen, Qualitäten durch Kennzahlen zu quantifizieren⁴, wie zum Beispiel Glauben durch Kirchlichkeit, um so dem Leistungsprinzip weiteren Vorschub zu leisten. Die Problematik liegt auf der Hand. Die Quantifizierung von Leistungen darf nicht die hinter den Leistungen stehenden Werte verschleiern und ihnen damit ihren Sinn rauben (vgl. Wagner 1974, S. 149ff.).

Das in der Arbeitswelt geltende Leistungsprinzip steht im Kontext der Industrialisierung und erzeugt eine ähnliche Problematik. Die industrielle Arbeit, welche die Zerlegung des Arbeitsprozesses in Teilprozesse zur Effizienzsteigerung und die Maschinisierung der Arbeit beinhaltet, ist für den Menschen in zweierlei Hinsicht problematisch. Auch wenn aufgrund des Taylorismus die Zurechenbarkeit der Einzelleistungen zum Arbeiter gelöst ist, lassen sich dennoch Erfolge nicht auf die Einzelperson zurückführen, weil die Arbeit in komplexe Handlungsketten eingebunden ist, in denen zahlreiche Arbeiter mitwirken. Dementsprechend schwer ist es, sich mit der geleisteten Arbeit zu identifizieren. Darüber hinaus ist der Spezialisierungsgrad selbst jener Arbeit, die nicht im Sinne der Fließbandarbeit zergliedert ist, und für die der Begriff der Berufsarbeit angemessen ist, so hoch, dass auch hier die Distanz zum Ergebnis der Leistung – dem großen Ganzen – enorm hoch ist. Deshalb ist auch in diesem Fall eine Identifikation mit der Arbeit nur schwer möglich. Die Entfremdung wird zudem durch die große Distanz zwischen Leistungserstellung und dem Genuss des Leistungserfolgs verstärkt (vgl. Wagner 1974, S. 153 & 161)

»Die minimale Distanz wäre dann gegeben, wenn Leistungs-Erstellung und -Ergebnis so sehr ineinander übergehen, dass sie praktisch untrennbar werden: Dann handelt es sich – in der Terminologie des Aristoteles – um *enérgeia*, also um jene Art von Wirksamwerden, die ihr Ergebnis in sich selbst enthält und keiner Produktion, Ent-äußerung oder Objektivierung mehr bedarf.« (Wagner 1974, S. 161)

In künstlerischen, wissenschaftlichen oder religiösen Tätigkeiten – dem Gestalten, dem Forschen oder der Liturgie – ist das der Fall. Aber auch auf Arbeiten wie das Haarschneiden kann das zutreffen. Die damit im Zusammenhang stehenden Berufe haben also aufgrund ihrer minimalen Entfremdung ein besonderes Potential zur Selbstverwirklichung. Begründet liegt das in mehreren Faktoren. Erstens befriedigen die entsprechenden Tätigkeiten selbst und nicht erst das daraus Hervorgehende, wie zum Beispiel die Bezahlung oder das Werk. Zweitens werden sie selbstverantwortlich oder sogar in wirtschaftlicher Selbstständigkeit ausgeführt und ha-

4 In der Wissenschaftshistorie ist ähnliches bei der Abspaltung der Naturwissenschaft von der Naturphilosophie geschehen, indem die Technik die Natur mit den Aspekten von Materie sowie Energie, Zeit und Raum quantifizierbar machte (vgl. Wagner 1974, S. 150).

ben deshalb einen organisatorisch hohen Grad an Selbstverantwortung. Drittens ermöglicht die Tätigkeit ständige Leistungssteigerung und Lernen aufgrund der unmittelbaren Rückkopplung des Erfolgs an die eigene Leistung. Dies veranschaulicht sich am Rockmusiker, der die Stimmung auf seinem Konzert direkt erfährt und vom Publikum eine unmittelbare und von den Medien eine kurzfristige Rückmeldung über seine Leistung erhält – bei einer Plattenaufnahme wäre dies bereits anders (vgl. Wagner 1974, S. 161f.).

Entscheidend ist, dass in diesen Beispielen der Prozess wichtiger ist als das Resultat. Darin ähneln sich die beschriebenen Tätigkeiten und das vor-industrielle Kunsthandwerk. Selbst wenn sich das Resultat als Ziel des Prozesses versteht, steht doch die Tätigkeit im Vordergrund.

»Ein Maskenschnitzer des Senufo-Stammes in Westafrika fertigt seine eigenen Geräte, fällt seinen eigenen Baum, um Material zu gewinnen, opfert den Göttern für diese Verletzung der Erdrinde. Er schnitzt eine Maske ohne Mitarbeiter und ohne Rücksicht auf die Zeit, nicht um sie zu verkaufen, sondern um sie dem Kult zu übergeben. Sobald er jedoch Knappheit und Konvertibilität der menschlichen Arbeitszeit entdeckt – und diese Entdeckung ist in Westafrika in vollem Gange – ist es vorbei mit dieser Idylle, der Prozeß der Industrialisierung setzt ein. Er ist unumkehrbar.« (Wagner 1974, S. 162)

Der Sport ist als ein Bereich der Freizeitgestaltung anzusehen, der entsprechende Selbstverwirklichungsmöglichkeiten bereithält, die im Erwerbsleben immer weniger aufzufinden sind – und das aufgrund der Rückkopplung und der Zurechenbarkeit des in ihm Geleisteten. Damit sind das Hobby im Allgemeinen und der Sport im Speziellen kein Verabschieden vom Leistungsprinzip, sondern eine Leistungswelt mit selbstgewählten Zielen und Interessen. Kann diese Art der Freizeitgestaltung aus wirtschaftlicher Sicht als Rückschritt hinter die Industrialisierung betrachtet werden, so ist sie in Bezug auf die Selbstverwirklichung ein klarer Fortschritt (vgl. Wagner 1974, S. 163f.).

Es stellt sich die Frage, inwiefern auch im Sport ein industrielles Leistungsverständnis anzutreffen ist, das sich in den Bereich der Freizeit übertragen hat, schließlich sind hier dieselben Menschen tätig. Insofern ein solches Deutungsmuster anzutreffen ist, bleibt offen, ob dieses wirklich unumkehrbar ist (vgl. ebd.) und welche Rolle dem Trendsport hierbei zukommen kann.

Es bleibt festzustellen, dass das Leistungsprinzip auch im Freizeitbereich eine große Rolle spielt. Auch wenn Wagner die Selbstverwirklichungsmöglichkeiten des Sports herausstellt, bleibt offen, ob diese wahrhaftig vorhanden sind und tatsächlich ein freies und selbstgewähltes Leisten stattfindet. Der Mensch hört in seiner Freizeit nicht auf, etwas zu leisten. Die Frage danach, inwiefern eine Pause vom industriellen Leistungsstreben überhaupt möglich ist, berührt jene nach der Freiheit des Men-

schen. Während dieses Kapitel mit der leitenden Frage, nach der Ursache des Leistungshandeln des Menschen, bereits vielfältige Antworten aufgezeigt hat, bleibt zugleich letztbenannte Frage offen. Insbesondere mit Klafki ist deutlich herausgestellt worden, dass das Leisten im Wesen des Menschen begründet ist. Gleichzeitig hat die entwicklungsgeschichtliche Herangehensweise die Begründung des Leistungsprinzips in der historisch gewachsenen Gesellschaft aufgezeigt. Die Verortung des Leistungsprinzips zwischen anthropologischer und soziologischer Ebene soll nach dem zweiten und letzten Exkurs anhand einer zivilisationstheoretischen Zugangsweise, die beide Bezugsgrößen mit einbezieht, weiter erschlossen werden. Es geht auch darum, das Verhältnis beider Ebenen weiter zu klären.

Exkurs 2: Leistung im Schulsport – zur Perspektive der Curricula und Lehrkräfte

Ruin (2015) hat den Sportunterricht auf der Ebene der Lehrpläne betrachtet und macht in den meisten Bundesländern eine klare Orientierung an einem sehr engen Leistungsbegriff aus. Mit der Ausnahme Nordrheinwestfalens, wo der Leistungsbegriff im Lehrplan eine deutliche Öffnung und Differenzierung erfahren hat, kann über alle Bundesländer hinweg eine starke Ausrichtung an normierten Leistungsvorgaben festgestellt werden, die in den Kompetenzerwartungen formuliert sind. Im Rahmen der Kompetenzorientierung hat demnach sogar eine noch stärkere Fokussierung auf Leistung und ihre Steigerung stattgefunden (vgl. Ruin 2015, S. 195). Leistung spielt zwar in allen Lehrplänen eine große Rolle, jedoch wird unter den von Ruin untersuchten Lehrplänen nur in Nordrheinwestfalen »ein kritisches Auseinandersetzen mit gesellschaftlichen (vielfach normierten) Leistungsverständnissen angeregt und die Orientierung an einer individuellen Bezugsnorm vertreten. Ebenso werden die Bezüge zwischen individueller Leistung, gesellschaftlichen Leistungserwartungen und personaler Identität thematisiert.« (Ruin 2015, S. 195). Auf der Ebene der Lehrpläne gemessen, findet Ruin zufolge im Sportunterricht eine »klare Orientierung an normierten Leistungserwartungen [...], mit dem Ziel die eigenen Leistungen letztlich zu optimieren« statt (2015, S. 191). Darüber hinaus verstehen laut einer Interviewstudie von Meier und Ruin (2015) die Sportlehrkräfte Leistung häufig in einer funktional-normativen Weise, bei der kontinuierliche Leistungsüberprüfungen, klare Normenvorgaben darüber, was als Leistung zu gelten hat und die Zielsetzung die Leistungsfähigkeit zu steigern vorherrschen (vgl. Ruin 2015, S. 45).

1.3 Zivilisationstheoretische Wendung des Prinzips

Die in den vorangegangenen Kapiteln beschriebenen Entwicklungen des Leistens lassen sich auch als Entwicklung vom Fremd- zum Selbstzwang beschrieben. Norbert Elias stellt genau dies in den Mittelpunkt des von ihm als »Zivilisierung« beschriebenen Prozesses. Die Besonderheit seiner (»Modernisierungs-«) Theorie im Vergleich zu anderen Theorien ist, dass er in seiner auf einen weiten Zeitraum (ab 800 n. Chr.) ausgerichteten Theorie Prozesse analysiert, die erst im Laufe des 20. Jahrhunderts klarer hervortreten. Die spätestens in den 1920er Jahren augenscheinlich werdenden Veränderungen, die der Arbeit an seinem Hauptwerk »Über den Prozess der Zivilisation« (1935–1937) direkt vorausgehen, äußern sich in Elias' Interesse an der Frage, warum die sich zunehmend ausdifferenzierende Gesellschaft mit ihren Koordinationserfordernissen ohne staatliche Zwangsmaßnahmen oder Verhaltenskontrollen auskommt. Die ohne Handlungsvorgaben ablaufenden Abstimmungs- und Anpassungsprozesse zwischen einer Vielzahl von räumlich distanzierter Akteur*innen, die zudem auf den ersten Blick eine historisch einzigartige Freiheit genießen, sind aus Elias' Sicht nur unter Einbezug der Geschichtlichkeit der gesellschaftlichen Entwicklungen zu erklären. Elias plädiert daher grundsätzlich für eine stärkere Berücksichtigung der langfristigen Prozesse im Rahmen soziologischer Forschung, weil dies für die Erklärung aktueller Situationen von großer Bedeutung ist (vgl. Rosa, Strecker & Kottmann 2013, S. 202–207).

Mit der Betrachtung der Entwicklungsgeschichte des Leistens wurde diesem Anspruch Elias' bereits Rechnung getragen. Aber noch in einem weiteren Aspekt entspricht ein zentraler Ansatzpunkt Elias' der Absicht dieses Kapitels und ist damit äußerst hilfreich und anschlussfähig. In seiner Theoriebildung überwindet er die einseitige Erklärung mit Perspektive auf entweder Gesellschaft oder Individuum, die immer eine Entscheidung für das eine und gegen das andere voraussetzt. Er folgt nicht der tradierten Trennung – dem Dualismus von Gesellschaft und Individuum, sondern vermittelt beide miteinander, anstatt sie einander gegenüberzustellen (vgl. ebd.).

Aus wissenschaftstheoretischer Perspektive zeigt sich diese Trennung in der Herausbildung zweier Disziplinen, die sich auf ihre jeweilige Perspektive spezialisiert haben, die Psychologie für das Individuum und die Soziologie für die Gesellschaft. Elias beabsichtigt jedoch mit seiner Figurationssoziologie beide Perspektiven zu verbinden, weil sich die beiden Untersuchungsperspektiven zwar voneinander unterscheiden, aber nicht trennen lassen (vgl. Elias 2006, S. 165). Eine mehrperspektivische Analyse kommt, Elias folgend, den tatsächlichen Vorgängen näher (vgl. ebd., S. 167). Das »Fürwortmodell« soll in diesem Zusammenhang dabei helfen,

»den perspektivischen Charakter der menschlichen Interdependenzgeflechte verständlich zu machen. [...] Demgemäß gehört es zu den Aufgaben der Soziologie, mindestens die Perspektive der dritten und der ersten Person in Rechnung zu stellen. Auch in diesem Sinn weist das Fürwortmodell darauf hin, daß man sich Menschen nie als einzelne vorstellen kann, sondern immer nur als Menschen in Figurationen. Die Interdependenz jedes Menschen als jemand, der in bezug auf sich selbst ›Ich‹, in bezug auf andere ›Du‹, ›Er‹ oder ›Sie‹, ›Wir‹, ›Ihr‹ und ›Sie‹ sagen kann, ist eine der elementaren, der universalen Aspekte aller menschlichen Figurationen.« (Elias 2006, S. 168f., Herv. i. O.).

Im Sinne seines Ansatzes einer Soziologie sozialer Prozesse und der Überwindung des Dualismus von Individuum und Gesellschaft hat der Zivilisationsprozess eine doppelte Struktur. Es ergeben sich einerseits Veränderungen auf der Ebene der Gesellschaftsform, die Elias *Soziogenese* nennt, und andererseits Veränderungen auf der Ebene der Persönlichkeitsstrukturen, die er als *Psychogenese* beschreibt. Beide entwickeln sich komplementär und sind nur in Abhängigkeit voneinander und unter Beachtung ihrer Entwicklungsgeschichte zu begreifen (vgl. Rosa et al. 2013, S. 205ff.).

Die von Elias propagierte Methode der Figurationsanalyse meint ein ständiges Mit-Bedenken der »Ich«- und »Wir«-Perspektive, von Individuum und Gesellschaft, wobei sich der Begriff »Individuum« auf interdependente Menschen in der Einzahl und der Begriff »Gesellschaft« auf dieselben in der Mehrzahl bezieht (vgl. Elias 2006, S. 165). Die Figuration ist das Geflecht aus sich wechselseitig aufeinander beziehenden Individuen. Zwischen ihnen bestehen Macht- und Spannungsverhältnisse, die sich im Laufe des Figurationsprozesses immer wieder verändern können. So existiert das Spiel beispielweise nicht als Spiel an sich, unabhängig von den Spielenden, sondern wird durch die verflochtenen Handlungen mehrerer interdependenter Gruppenmitglieder konstituiert, die zusammen eine Figuration bilden. Im Elias'schen Verständnis stellen Figurationen den zentralen Gegenstand soziologischer Untersuchungen dar. Damit wird den Interdependenzen der Menschen besondere Aufmerksamkeit geschenkt, weil davon ausgegangen wird, dass aus ihnen das Verhalten der Menschen resultiert. Erklärungen lassen sich dementsprechend nicht durch eine eingeschränkte Betrachtung des Verhaltens des Einzelnen finden, sondern durch eine Untersuchung der Figuration, in denen dieses zustande kommt (vgl. Elias 2006, S. 170–176).

1.3.1 Vom Fremd- zum Selbstzwang

Ausgangspunkt von Elias Theoriebildung ist die Frage, wie Individualisierung angesichts der Abhängigkeitsverhältnisse innerhalb der hochgradig verflochtenen Gesellschaft von gleichzeitig überaus unterschiedlichen und unabhängigen Individuen möglich ist. Sein zentraler Gedanke besteht darin, dass im Prozess der Zivilisation eine zunehmende Verlagerung der äußeren Zwänge und externen Verhaltenskontrollen ins Innere des Individuums hinein stattfindet, beziehungsweise bereits stattgefunden hat. Er geht davon aus, dass sich in diesem langfristigen Prozess die Persönlichkeitsstrukturen und die Gesellschaftsstrukturen wechselseitig so herausbilden, dass sie zueinander passen, womit er seinen Anspruch der Überwindung der Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft bei seiner Theoriebildung einlöst.

Der moderne Mensch beherrscht sich demnach selbst und ist folglich nicht frei von sozialen Zwängen, Regulation und Herrschaft. Er hat den Fremdzwang in einen weitaus effektiveren Selbstzwang umgewandelt. Auf dieser Basis ist es ausdifferenzierten modernen Gesellschaften möglich, ihre beachtlichen Koordinationsleistungen zu erbringen. Das moderne Individuum kennzeichnet demnach sein hoher Grad an Beherrschtheit und Selbstkontrolle, sein vorausschauendes und geplantes Handeln, sowie die Vermeidung des Einflusses von Affekten oder plötzlichen Bedürfnissen auf dieses Handeln. An Stelle der Gewalt eines externen Herrschers tritt demnach das Diktat innerer »Verhaltensdispositionen«. Diese Zivilisierung begreift Elias als zeitlose und universelle Aufgabe aller Gesellschaften, deren Erfüllung Menschen erst »gesellschaftsfähig« macht. Zum Zusammenleben ist es also notwendig, dass der Mensch seine natürlichen Anlagen zur Selbstregulierung durch das Erlernen von Trieb- und Affektkontrolle im Sinne der gesellschaftlichen Zivilisationsmuster ausbildet. Dem geht die Annahme voraus, dass im Menschen die anthropologischen Voraussetzungen vorhanden sind, sich zu zivilisieren. Darauf kann dann wiederum die Überlegung aufbauen, dass die Verhaltensregulierung in Gesellschaften in eine bestimmte Richtung verläuft. Zur Beschreibung von Zivilisationsprozessen ist ein Wissen darüber notwendig, »auf welche unwandelbaren Gemeinsamkeiten wie auch auf welche wandelbaren Verschiedenheiten der Menschen sich der Begriff der Zivilisation bezieht. Der gesellschaftliche Zwang zum Selbstzwang und das Erlernen einer individuellen Selbstregulierung im Sinne wandelbarer gesellschaftlicher Zivilisationsmuster sind soziale Universalien.« (Elias 1986c, S. 383 zit. n. Rosa, Strecker & Kottmann 2013, S. 205f., vgl. ebd., S. 202–207).

Zur Grundlage von Elias' Denken gehört, dass sich Wandlungsprozesse vom Fremd- zum Selbstzwang der menschlichen Verhaltensregulierung in allen Gesellschaften finden lassen. Die Aufgabe des Soziologen ist es demnach, sowohl die Art und Weise als auch die Formen des Selbstzwangs genauer zu bestimmen und herauszufinden, welche Ereignisse und sozialen Prozesse für spezifische

Entwicklungen eine Rolle gespielt haben oder spielen. Der Auflösung des Dualismus zwischen Gesellschaft und Individuum folgend sind dabei keinesfalls lineare oder kausale Ursache-Wirkungszusammenhänge anzunehmen. Es kann weder die Sozio- noch die Psychogenese als Ursache oder Wirkung identifiziert werden. Vielmehr lässt sich die Entwicklung als lose Kopplung und Gleichschritt beider beschreiben. Das Wahrnehmen von Menschen als eigenständige Einheiten ist darüber hinaus nur in einer bestimmten Form von Gesellschaft möglich – konkret: in modernen Gesellschaften. Das macht uns zu gesellschaftlichen Individuen, die sich selbst und andere als abgeschlossene Einheiten erfahren. Und das wiederum nur als Ergebnis eines gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses. In dieser gesellschaftlich begründeten, spezifischen Form des Mensch-Seins, den der Individualismus darstellt, schwimmt der Dualismus zwischen Individuum und Gesellschaft (vgl. ebd.).

Elias und Dunning, die sich gemeinsam mit der Entwicklung des Sports im Zivilisationsprozess beschäftigt haben, weiter folgend sind verschiedene Bereiche des Lebens unterschiedlich stark von gesellschaftlichen oder individuellen Zwängen geprägt. Auch die Vielzahl an sportlichen Aktivitäten lassen sich innerhalb dieses Kontinuums jeweils unterschiedlich einordnen. Zunächst stecken Elias und Dunning einen allgemeinen Rahmen dieser Zwänge ab, innerhalb dessen dann auch verschiedene sportliche Handlungen verortet werden können. Das »Arbeitsleben« und die »Muße« stellen dabei gegenüberliegende Pole dar. Die »Freizeit«, welche – Elias und Dunning folgend – nicht allein als Mittel zur Wiederherstellung für die Arbeit gesehen werden darf, ist der Bereich, in dem individuelle Maßgaben Priorität haben. Insofern Freizeit nicht nur eine Funktion für die Arbeit, sondern eine eigene Bedeutung hat und eine Erscheinung eigener Art ist, ist sie auch bedeutungsvoll für den Menschen, was es genauer zu bestimmen gilt (vgl. Elias & Dunning 2003, S. 169ff.).

Auch in Bezug auf Spannungsverhältnisse wird die Freizeit häufig als Gegenteil zur Arbeit dargestellt. Doch Elias und Dunning zufolge suchen Menschen gerade auch in ihrer Freizeit nach Spannung und Abenteuer. Menschliche Figurationen sind grundsätzlich auch gar nicht ohne Spannungsverhältnisse zu haben. Jedoch erzeugen Freizeitbeschäftigungen »angenehme Spannungen« und sind demnach als Medium der »Entspannung« nicht treffend beschrieben (vgl. ebd., S. 172f.). Darüber hinaus muss Freizeit als »Spektrum« gesehen werden, allein weil die Bedeutung von Muße innerhalb dieses Feldes sehr unterschiedlich sein kann und eine einheitliche Deutung von Freizeit allein aufgrund mangelnder Differenzierung nicht möglich wäre. Das fließend ineinander übergehende Spektrum der verschiedenen Bereiche der Freizeit eint die in ihnen im Vergleich zum Arbeitsleben vorzufindende Lockerung der Affektkontrolle. Im Grad der Formalisierung unterscheiden sich die jeweiligen Bereiche, wobei der Bereich von »Muße, Müßiggang und Zeitvertreib« durch den höchsten Grad an Selbstbestimmung gekennzeichnet ist. Sportliche Betätigungen sind in Elias' und Dunning's Typologie der Freizeitbeschäftigungen – die sie

als vorläufig und empirisch zu validieren ausweisen – in den Bereichen »Intermediäre Freizeit« sowie »Muße, Müßiggang, Zeitvertreib« zu finden. Darüber hinaus gibt es noch den Bereich der »formalisierten Freizeit«, in dem beispielsweise das Schlafen, Essen, die Körperpflege, Haushaltsführung und das Einkaufen verortet werden. Die »intermediäre Freizeit« enthält »Aktivitäten, die wiederkehrende Bedürfnisse nach sozialer Orientierung, Bildung und/oder Selbstverwirklichung und Selbstbestätigung befriedigen« (Elias & Dunning 2003, S. 177f.). Unter den verschiedenen Unterkategorien dieses Bereichs sind das Amateursportler- und Trainertum in der Unterkategorie »private Arbeit« angesiedelt, die sich durch ein gewisses Anspruchsniveau und ein kommunikatives Profil sowie durch eine hohe emotionale Resonanz auszeichnen. Innerhalb des Bereichs »Muße, Müßiggang, Zeitvertreib« wird Sport in die Unterkategorie »Mimetische« oder spielerische Beschäftigungen« (Elias & Dunning 2003, S. 179, Herv. i. O.) eingeordnet. Diese gliedert sich wiederum in drei Subkategorien. Erstens kann am Sport in organisierter Form, als Sportvereinsmitglied, teilgenommen werden, was einen »Kernbereich der entformalisierenden, die Affektkontrolle lockernden mimetischen Aktivitäten und Erfahrungen« (Elias & Dunning 2003, S. 179) darstellt und diesen Charakter meist durch die körperliche Bewegung und Erregung erhält. Zwar bestehen auch hier gewisse Formalisierungen und Zwänge, jedoch werden diese freiwillig akzeptiert. Sie können in ihrer Emotionalität je nach Tätigkeit variieren und bis hin zu gefühlsgeladenen Aktivitäten wie Tanzen oder Bergsteigen reichen. Zweitens sind sportliche Aktivitäten auch unter der »Teilnahme als Akteur an weniger stark organisierten, mehr individualisierten mimetischen Tätigkeiten« verortet (Elias & Dunning 2003, S. 179). Drittens ist eine Teilnahme als Zuschauer*in möglich (vgl. ebd., S. 174–179).

Innerhalb dieses Spektrums ist der Formalisierungsgrad von zentraler Bedeutung.

»Unter ›Formalisierungen‹ sind gesellschaftliche Zwänge zu verstehen, die sich aus der Interdependenz der Individuen ergeben. Das Verhalten des einzelnen wird damit weitgehend festgelegt und einer entsprechenden Affektkontrolle unterworfen. Den Stimmungen, Gefühlen und emotionalen Bedürfnissen des Augenblicks kann nicht nachgegangen werden. Der Grad der Formalisierung kann variieren.« (Elias & Dunning 2003, S. 180, Herv. i. O.)

Der Bereich der »Muße« unterliegt den geringsten Fremdwängen, wobei auch hier gesellschaftliche Fremdwänge bestehen, jedoch nicht in dem Ausmaß wie im Bereich der »formalisierten Freizeit« oder der »Arbeit«. Auch wenn die Freiheit für unmittelbares und spontanes Vergnügen auch im Bereich der Muße nicht unbegrenzt ist, können emotionale Erregungen und angenehme Spannungen in Übereinstimmung mit den gesellschaftlichen Zwängen erlebt werden. Die Spannungen im Bereich der Muße sind mit den sonstigen gesellschaftlichen Spannungen verflochten,

was daran zu erkennen ist, dass eine spielerische Spannung stets in Richtung eines ersten Konflikts umzukippen droht. Jedoch ist dieser Grenzbereich des Erlaubten gerade für den Sport charakteristisch und für das Vergnügen entscheidend. In der sportlichen Konkurrenz wird es gerade dann spannend, wenn nicht entweder die Regeln eingehalten oder verletzt werden, sondern wenn man sich im Bereich dazwischen befindet. Dementsprechend spielt der Sport ständig mit seinen eigenen Standards. Aber auch mit gesellschaftlichen Standards wird im Sport durch die in ihm stattfindende Lockerung der Affektkontrolle und die Entformalisierung gespielt – beispielsweise mit dem gesellschaftlichen Verbot körperlicher Angriffe beim Boxsport (vgl. Elias & Dunning 2003, S. 182f.).

Die unterschiedlichen Erscheinungsformen des gegenwärtigen Sports können dementsprechend im Spektrum dieser fließenden Abstufung der Formalisierung mit der damit einhergehenden Verlagerung vom Fremd- zum Selbstzwang konkreter eingestuft werden. Auf der einen Seite des Pols ist der Hochleistungssport mit seiner starken Formalisierung und den vergleichsweise stark ausgeprägten gesellschaftlichen Zwängen zu verorten. Währenddessen lassen sich die informell organisierten Erscheinungsformen des sogenannten »Trendsports« auf der anderen Seite einordnen. Derartige Klassifizierungen dürfen jedoch nicht überhöht werden, schließlich ist der Einzelfall in einen je spezifischen Kontext eingebunden, der bestimmte Zwänge und Freiheitsgrade mit sich bringt. Im Bereich des Trend- und Extremsports werden Abhängigkeiten von Wirtschaft, Marken und Medien entsprechend diskutiert. Damit ist die Frage angeschnitten, inwiefern eine Abgrenzung des Trendsport anhand des Übergangs in Wettkampfstrukturen sinnvoll ist, was an die Frage geknüpft ist, inwiefern Akteur*innen durch die Wettkampfteilnahme oder das Annehmen von Sponsoring in formalisierte Strukturen eintreten, die mit Zwängen einhergehen. Es ist zu klären, welche Merkmale des Trendsports das Kriterium eines informellen Tuns ergänzen, um von Trendsport zu sprechen. Allgemeine Trends im Sport sind nicht per se mit dem »Trendsport« gleichzusetzen. Die Individualisierung des sportlichen Tuns ist an vielen Stellen des Freizeitsports bereits zum Normalfall geworden. Fitnessstudios sind komplett darauf ausgerichtet, dass Sportler*innen ihre Aktivitäten in möglichst großer zeitlicher Unabhängigkeit ausführen können. Smartphone-Apps steigern dies durch zusätzliche örtliche Unabhängigkeit. Parallel zur Verringerung der Interdependenzen auf der einen Seite haben sich mit den Szenen andererseits neuartige Vergemeinschaftungsformen entwickelt (vgl. Hitzler & Niederbacher 2010), die als informelle Konstrukte weniger formale oder zumindest andersartige Zwänge mit sich bringen. Zugleich stellen sie neuartige Interdependenzgeflechte dar. Der Einfluss dieser Art der Vergemeinschaftung in Szenen auf die Zwänge sollte zunächst unabhängig von der Wettkampfteilnahme oder Sponsoring betrachtet werden, die wiederum einen spezifischen Grad an Fremdzwängen mit sich bringen.

Die Szenen, die im Trendsport an die Stelle der Vereinsstrukturen treten, zeichnen sich durch ein entsprechendes Gruppengefüge und »Wir-Gefühl« aus, gleichzeitig bleibt das individuelle Tun in hohem Maße selbstbestimmt (vgl. Hitzler & Niederbacher 2010). Zwar bringen die Interdependenzgefüge in den Szenen ebenfalls Fremdwänge mit sich, es bestehen jedoch keine formalen Verpflichtungen. Viele der in Szenen betriebenen Sportarten sind ohnehin »Individualsportarten«, wobei auch diese nicht ohne die entsprechende Gemeinschaft auskommen. Auch »Mannschaftssportarten«, bei denen Mitspieler*innen notwendig sind, werden in Szenenstrukturen betrieben. Spielgemeinschaften bilden sich jedoch flexibel und spontan, auf organisatorischer Ebene besteht – im Vergleich zum Vereinssport – kein Fremdwang. Damit unterscheiden sich die Szenen in der Art und Weise ihrer Formalisierung deutlich vom Vereinssport. Inwiefern sich diese reduzierten Zwänge auf der formalen Ebene jedoch auf jener des sozialen Miteinanders widerspiegeln oder inwiefern hier »Fremdwänge anderer Art« etabliert sind, die dann wiederum mit einem erhöhten Maß an Selbstzwang gleichzusetzen wären, bleibt zu klären.

1.3.2 Figurationen eines leistungsorientierten Sports

Die Auseinandersetzung mit den Entwicklungen im Sport und der damit einhergehenden kritischen Diskussion des Leistungssports – wie in Kapitel 1.2 beschrieben – führt Dunning in einer Figurationsanalyse der vorherrschenden *Trends des modernen Sports* fort. Dabei fragt er insbesondere nach dem Leistungsstreben und der sozialen Bedeutung des Sports. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist die Beobachtung, dass der Sport mit zunehmendem Konkurrenzdenken, Ernsthaftigkeit und Leistungsorientierung betrieben wird und damit einhergehend die »amateurhaften Werte« (Dunning 2003, S. 378), Einstellungen und Strukturen zunehmend in den Hintergrund rücken. Er sieht eine Rückläufigkeit in der ursprünglichen Ausrichtung am Vergnügen und der Selbstbezüglichkeit des Sports (vgl. ebd.).

Erklärungen zu derartigen Tendenzen hatten bereits Rigauer, Huizinga und Stone hervorgebracht. Diese Ansätze, die den Sport und seine Entwicklungen im Zusammenhang zur Industrialisierung deuten, werden von Dunning als wenig befriedigend eingestuft. Auch für die vorliegende Forschungsfrage sind diese Ansätze nicht hilfreich. Dunning sieht hingegen einen »Zusammenhang zwischen dem Prozeß der Zivilisation und dem Trend zur wachsenden Ernsthaftigkeit der sportlichen Betätigung« (Dunning 2003, S. 378) und nimmt eine figurationstheoretische Erklärung vor, die im Folgenden detaillierter dargestellt werden soll (vgl. Dunning 2003, S. 378).

Zunächst betont Dunning, dass Sport nicht unabhängig von der Gesamtfiguration mit ihren sozialen Interdependenzen existiert, in die er eingebettet ist. Er ist also mit der Gesellschaft als Ganzer sowie mit der Art und Weise ihrer internationalen Verflechtung verbunden (vgl. ebd., S. 367). Darüber hinaus nehmen Elias

und Dunning im Sport eine Spannungsbalance zwischen interdependenten Polaritäten an, wie zum Beispiel zwischen gegnerischen Mannschaften, zwischen der Dehnbarkeit und Starre der Regeln oder zwischen Zusammenarbeit und Wettbewerb. Daraus leitet Dunning ab, dass Konsens und Konflikt nicht fälschlicherweise als dichotome Gegensätze angenommen werden dürfen. Der Zweck, den Sport für den einzelnen Menschen erfüllt, vorrangig ob er Vergnügen bringt und auf sich selbst gerichtet (egozentrisch) ist, oder nach Belohnung strebt und auf andere gerichtet ist, ist also abhängig von den unterschiedlichen Interdependenzgeflechten in die er eingebunden ist. Unter bestimmten Umständen sind diese Zwecke miteinander nicht vereinbar (vgl. ebd., S. 369f.).

Auch Huizinga, Stone und Rigauer versuchen die Polarität zwischen »Ernsthaftigkeit« und »Spiel« sowie den Interessen von Spieler*innen und Zuschauenden aus unterschiedlicher Perspektive zu erklären. Huizinga geht davon aus, dass zwischen den Polaritäten von Ernsthaftigkeit und Spiel in westlichen Gesellschaften vor dem 19. Jahrhundert ein Gleichgewicht bestanden habe, welches mit der Industrialisierung und den damit einhergehenden Entwicklungen zugunsten der Ernsthaftigkeit aus der Balance geraten sei. Dass der Sport in dieser Zeit trotzdem einen erheblichen Aufschwung erlebt hat, der bis heute anhält, sieht Huizinga als Beleg für das Abflauen der Spielstimmung im Sport. Ebenso wie die Gesellschaft sei der Sport ernst geworden. Ebenso führt er die Orientierung der Amateursportler an den Berufssportlern als Argument für diese Entwicklung an. Dunning sieht in dieser Deutung Huizingas eine nicht hinreichende Beachtung des Einflusses der Soziogenese und erkennt bei Stone eine Weiterentwicklung von Huizingas Argumentation (vgl. ebd., S. 372f.).

Gegenstand von Stones These ist die zweifache Dynamik des Sports, welche entsteht »aus der Art und Weise, wie der Sport in die ›Wettkämpfe, Spannungen, Ambivalenzen und Anomalien‹ der Gesamtgesellschaft eingebunden ist, und ergibt sich zum Teil aufgrund gewisser, ihrer Struktur immanenter Merkmale.« (Dunning 2003, S. 373, Herv. i. O.). Demnach wird, Stone zufolge, der gesamte Sport »von den widersprüchlichen Prinzipien von Spiel (play) und Vorführung (display) beeinflusst.« (Dunning 2003, S. 373). Er könne also entweder die Erwartungen der Zuschauenden oder die der Spielenden erfüllen, wobei die an den Zuschauenden ausgerichtete Vorführung (display) ein »Nicht-Spiel« (dis-play) darstellt und den Spielcharakter des Sports dekonstruiert. Wenn ein Sportereignis also für viele Zuschauende vorgeführt wird – zum Schauspiel wird, treten die Interessen der Spieler*innen hinter die der Zuschauenden. Auch die Spielfreude der Teilnehmenden werde dann zugunsten der Inszenierung von »schönen« und sehenswerten Spielzügen für die Zuschauenden hintenangestellt. Dadurch verliere der Sport wesentliche Charakterzüge wie die Spontaneität und vor allem das spielerische Erzeugen von Neuem – seinen ungewissen Ausgang (vgl. ebd., S. 373f.).

Rigauer nimmt hingegen einen ausbeuterischen Charakter der Arbeit – im marxistischen Sinne – an und sieht den Sport in kapitalistischen Gesellschaften demnach als Form der Erholung für die Arbeit. Ihm widmeten sich ursprünglich vorrangig Mitglieder der herrschenden Klasse, um sich zu vergnügen. Damit schreibt Rigauer dem Sport eine Ausgleichsfunktion zur Arbeit zu, wobei der Sport im Zuge der Industrialisierung den Charakter der Arbeitswelt angenommen habe. Gleichzeitig hat sich der Sport auch innerhalb der unteren Klassen ausgebreitet. Der Sport sei demnach ebenso wie die Arbeit durch ein Streben nach Leistung gekennzeichnet. Das Rekordstreben und die Etablierung der Methoden der Leistungsverbesserung versteht Rigauer als Beleg dafür. Trainingsmethoden wie das Intervall- oder Zirkeltraining würden darüber hinaus die industrielle Arbeit kennzeichnenden Prinzipien der Entfremdung und Entmenschlichung reproduzieren – ähnlich einer Fließbandarbeit. Der Sport gleiche der Arbeit, was noch aufgrund der die Sportler*innen umgebenden Akteur*innen (z.B. Trainer*innen, Manager*innen, Ärzt*innen) verstärkt werde und selbst im Individualsport der Fall sei, noch deutlicher jedoch im Mannschaftssport – wo der*die Einzelne noch mehr einer unter Vielen sei, die im Sinne einer Arbeitsteilung funktionieren und nach den Maßgaben des vorgeschriebenen (Taktik-)Plans arbeiten, den sie selbst nur randständig mitgestalten können. Die Selbstgestaltungsmöglichkeiten der Sportler*innen seien dementsprechend gering – insbesondere auch auf verwaltungs(politischer) Ebene. Dieser Analyse folgend kann der Sport also immer weniger eine Entlastungs- oder Ausgleichsfunktion zur Arbeit einnehmen, weil in ihm Leistungsorientierung, Entfremdung und Anstrengung vorherrschen. Der anhaltende Glaube an die Ausgleichsfunktion des Sports ist Rigauer zufolge eine »Verschleierungsideologie«, welche dazu diene, die wahre Funktion des Sports vor den Sportler*innen zu verbergen. Diese sei die Etablierung einer Leistungs- und Arbeitsethik sowie einer Gruppenloyalität in den Freizeitbereich, um das Funktionieren der fortgeschrittenen Industriegesellschaft zu ermöglichen. Rigauers These ist demnach, dass der Sport auf diese Weise der Aufrechterhaltung des Gesellschaftssystems und der Verstärkung der Macht der herrschenden Klasse diene (vgl. ebd., S. 374f.).

Dunning setzt sich jedoch kritisch zu diesen, zunächst nachvollziehbar erscheinenden Theorien in Distanz. Er bezweifelt, dass der Spielcharakter des Sports derart verschwunden ist, wie Huizinga diagnostiziert, er dermaßen entfremdet und der Arbeitswelt gleich ist, wie Rigauer annimmt, oder ein derartiges Ungleichgewicht zwischen Spiel und Vorführung besteht, wie Stone postuliert. Dunning sieht hierin noch keine hinreichenden Erklärungen für die zunehmende Ernsthaftigkeit des modernen Sports. Ihm zufolge können hingegen, neben der direkten persönlichen Freude, auch andere Formen von Zwang und/oder Belohnung der zunehmenden Ernsthaftigkeit entgegenwirken. Darüber hinaus kritisiert er die bei Rigauer fehlende Differenzierung zwischen verschiedenen Formen der Arbeit und des Sports

sowie unterschiedlichen Ländern und Zeiten als auch in Bezug auf verschiedene Gruppen, die entweder stärker leistungsorientierte Werte vertreten oder den Mußecharakter des Sports betonen (vgl. ebd., S. 375f.). Die diesen Ansätzen fehlende soziogenetische Analyse – also die Betrachtung der Entwicklung hin zu zunehmender Ernsthaftigkeit »mit ihren strukturellen sozialen Ursprüngen eindeutig in Verbindung zu bringen« (Dunning 2003, S. 376) – unternimmt Dunning unter Berücksichtigung dreier zusammenhängender Prozesse, auf welche er die wachsende Ernsthaftigkeit im Sport zurückführt. Dies sind »die Staatsbildung, die funktionale Demokratisierung und die Verbreitung des Sports durch das sich ausdehnende Netzwerk internationaler Interdependenzen.« (Dunning 2003, S. 378).

»Damit kann ein Zusammenhang zwischen dem Prozeß der Zivilisation und dem Trend zur wachsenden Ernsthaftigkeit der sportlichen Betätigung vermutet werden. Dieser Zusammenhang könnte zum Beispiel zum Teil in der Tatsache bestehen, daß das kontrolliertere und zivilisiertere moderne Individuum, als Ergebnis seiner Sozialisation in die stärker einschränkenden Standards des komplexeren und mit mehr Zwängen verbundenen Systems sozialer Interdependenzen hinein, weniger fähig ist, spontan und ungehemmt am Sport teilzunehmen, als sein weniger zivilisierter und emotional weniger kontrollierter Vorfahr, der in einem weniger komplexen und weniger auf Zwängen beruhenden System sozialer Interdependenzen lebte.« (Dunning 2003, S. 378f.)

Dunning will erklären, welche Zusammenhänge zwischen der zunehmenden Ernsthaftigkeit und den drei benannten Prozessen genau bestehen und wie dies darüber hinaus mit der internationalen Verbreitung des Sports zusammenhängt. Entsprechend der einleitend beschriebenen Methode der Figurationsanalyse geht er davon aus, dass seine Erklärung – durch die Auflösung der Dichotomie von Ursache und Wirkung und zwischen dem »Materiellen« und dem »Ideellen« – umfassender ist als jene von Stone, Huizinga oder Rigauer und auch zutreffender als eine Weber'sche Erklärung sein könne. In Rechnung gestellt wird hierfür das spezifisch Soziale, also die rationale Dynamik sozialer Figurationen (vgl. ebd., 379f.).

Um die benannten Zusammenhänge nachzuweisen, widmet sich Dunning der Auflösung des Amateurrethos, das ihm zufolge dem Trend zu wachsender Ernsthaftigkeit entspricht, sowie der Entwicklung des Sports im vorindustriellen Großbritannien. Anhand von Letzterem kann er zeigen, warum dort ein »auf sich selbst gerichteter« Sport für alle Gesellschaftsschichten möglich war – also ein Sport nur zum Vergnügen. Daraufhin ist es ihm möglich zu klären, warum sich mit der Entstehung von urban-industriellen Nationalstaaten stärker leistungsorientierte und »auf Andere gerichtete« Formen des Sports entwickelt haben, die ebenso mit einem stärkeren Identitätsstreben und der Ausrichtung an finanzieller Belohnung einhergehen (vgl. ebd., S. 380).

Sowohl das moderne Großbritannien als auch herrschende Sportgruppen auf der ganzen Welt, so wie das Internationale Olympische Komitee (IOC) und seine Mitgliedsverbände, vertreten Dunning zufolge ein Amateurethos. Im Mittelpunkt dessen steht das Ideal eines »Sports zum Vergnügen«. Alle anderen Ideale und Regeln (z.B. fair play) sind diesem Ziel untergeordnet und dienen dazu »Spielwettkämpfe« zu ermöglichen, an denen mit Freude und Erregung teilgenommen werden kann. Die wachsende Ernsthaftigkeit im Sport wurde mit diesem Argument bereits 1868 von Trollope kritisiert und als Gefahr für den Sport und sein öffentliches Ansehen gedeutet. Dies ist in Teilen mit der Kritik am zu stark leistungsorientierten Sport in den 1970er Jahren tatsächlich eingetreten. Trollopes Kritik entstand jedoch in einer Zeit, in der es kaum Berufssportler*innen gab, sodass sie sich gegen die wachsende Ernsthaftigkeit im Amateursport wandte und konkret auf die englischen Public Schools bezogen sein dürfte (vgl. ebd., S. 380).

Mit dem »Spielekult« in den englischen Internaten ging die an sportlichen Aspekten orientierte Einstellung von Lehrpersonen, die Auswahl von Schülern mit Weisungsbefugnis gegenüber Jüngeren anhand sportlicher Leistungen, die herausragende Stellung des Faches Sport im Lehrplan, die Instrumentalisierung des Sports als Mittel der Charaktererziehung sowie die Beteiligung der Lehrer an den Spielwettkämpfen der Schüler einher. Hieraus wird deutlich, dass die Entwicklung zu wachsender Ernsthaftigkeit im Sport ihren Ursprung im Amateursport hatte, da für die Mehrheit der Internatsschüler aufgrund ihres Standes eine Karriere auch ohne akademische Ausbildung gesichert war und sie sich somit dem Amateursport widmen konnten. Im Gegensatz zu Huizinga, der den Konflikt zwischen Berufs- und Amateursportlern als Ursache für zunehmende Ernsthaftigkeit sieht, deutet Dunning die Formulierung des Amateurethos sogar als Gegenideologie zum Trend der zunehmenden Ernsthaftigkeit. Seine deutlichste und umfassendste Fassung erhielt diese nämlich zur Zeit der Entstehung des Berufssports. Die vor 1880 noch lose Sammlung von Werten wurde im Zuge der Professionalisierung neuer Sportarten wie Fußball und Rugby zu jener Zeit in Großbritannien zu einem konkreten Amateurethos ausformuliert, weil sich die Amateursportler von den Berufssportlern in Bezug auf die Organisation und Ausgestaltung ihres Sports bedroht fühlten (vgl. ebd., S. 380–385).

Daran anschließend stellt Dunning die These auf, dass die Internatsschulen, die bekräftigten, für einen Sport zum Vergnügen zu stehen, vielmehr Klassen- und regionale Feindschaften ausprägten und den Verlust ihrer einstigen Vormachtstellung bedauerten, was dem ausgewiesenen Ethos eher zuwiderlief. Auch die soziale Situation der Internatsschulelite – so Dunnings These weiter – stand der tatsächlichen Umsetzung eines solchen Sports im Weg, weil die Internatsschüler ihre Teilhabe am Sport durch die von unten aufsteigenden Berufssportler aus niedrigen Gesellschaftsschichten bedroht sahen. Die Formulierung des Amateurethos sollte die Beteiligung am Sport für die Elite sichern, was sie als Recht der herrschenden Klasse

verstanden. Der von der Internatsschulelite kritisierte Charakter des Berufssports fand sich jedoch im Spielekult der Schulen wieder, was ebenfalls für diese Auslegung spricht. Zugleich zog sich die Internatsschulelite in immer mehr Sportarten aus der Konkurrenz mit den Berufssportlern zurück, weil sie von diesen nicht besiegt werden wollten. Auch das zeigt, dass sie ihren Sport nicht nur zum Vergnügen ausführten, sondern auch um als erfolgreiche Sportler Ansehen zu erlangen. Selbstverständlich hat dabei auch die Tatsache eine Rolle gespielt, dass derart ungleiche Wettkämpfe aufgrund des unterschiedlichen Trainingspensums und Leistungsniveaus wenig spannend gewesen wären. Jedoch nahmen sich die Internatsschuleliten auch zunehmend aus amateursportlichen Konkurrenzen zurück und führten vermehrt Wettkämpfe innerhalb ihrer eigenen Kreise durch, was wiederum die These bekräftigt, dass sie befürchteten, Niederlagen zu erleiden, was sie zu vermeiden versuchten. Dunning zufolge beschreibt die Ausrichtung am Vergnügen diese Sportkultur somit nicht treffend. Es zeige sich vielmehr die Ernsthaftigkeit, mit welcher der Sport betrieben wurde, ebenso wie die hohe Bedeutung, die es hatte, aus Leistungsvergleichen als Sieger hervorzugehen. Würde man das Ethos eines Sports zum Vergnügen verteidigen, ließe sich darüber hinaus ein Zusammenhang zwischen dem empfundenen Vergnügen und der Teilnahme an Konkurrenzen ableiten, in denen der Sportler als Sieger hervorgehen kann. Die Erfolgsorientierung hat demnach in diesem Kontext den Wert eines am Vergnügen orientierten Sports abgelöst (vgl. ebd., S. 380–385).

Weitere Belege für seine Interpretation liefert Dunning mit einer Figurationsanalyse des Sports im Großbritannien des 18. Jahrhunderts. Dazu stellt er zuerst fest, dass sowohl die soziale Gesamtfiguration als auch das Gesamtmuster der sozialen Interdependenzen im vorindustriellen Großbritannien im Allgemeinen sehr wenig auf Erfolgs- und Leistungsstreben ausgerichtet waren. »Auf andere gerichtete« Formen der Teilnahme waren aufgrund des relativ geringen strukturellen Drucks, der weder auf Gruppen hohen noch niedrigen Status bestand, sowohl im sportlichen als auch in anderen Bereichen wenig verbreitet. Volkstümliche Spiele wurden aufgrund des geringen Grades an Zentralstaatlichkeit und nationaler Einheitlichkeit beispielsweise nur regional für sich gespielt. Zwar gab es traditionelle Konkurrenzen zwischen benachbarten Dörfern, jedoch keine nationalen Wettkämpfe. Weil es sich bei der Aristokratie und Gentry um nationale Klassen handelte, gab es bei ihnen auch nationale Wettkämpfe, weshalb sie eine Ausnahme darstellten. Bei ihnen entstanden ein »auf andere gerichtetes Sporttreiben« und entsprechende Konkurrenzen. Jedoch standen diese Gruppen weder in sportlicher noch in sonstiger Hinsicht unter einem wirksamen Druck von oben oder unten. Weil sich die Staatsbildung noch auf einem sehr geringen Niveau befand, waren Aristokratie und Gentry »der Staat« und sie nutzten diesen zu ihrem Vorteil. Als herrschende Klasse waren sie nicht ernsthaft bedroht, weil sie die Vorherrschaft des Parlaments über die Monarchie errichtet hatten und somit über die Gesellschaft

herrschen konnten, die sich durch eine große Ungleichheit der Machtverteilung zwischen den Klassen kennzeichnete. Ihre Statussicherheit verhalf ihnen dazu, dass sie sich zu jeder Zeit ihrer Überlegenheit und der ihnen zuteilwerdenden Ehrerbietung sicher sein konnten. Dieses Muster zwischen den oberen und unteren Klassen setzte sich im Bereich des Sports in Form völliger Abhängigkeiten der Berufssportler von ihren Herren fort. Die Aristokratie und Gentry hatte an sportlichen Spielwettkämpfen sowohl als Initiator und Organisator als auch als Teilnehmer mitgewirkt. Die Berufssportler, deren Lebenschancen von ihren Schutzherrn völlig abhängig waren, stellten dementsprechend keine Gefahr für die Interessen und Werte der Herrschenden dar. Auch die Tatsache, dass finanzielle Vorteile in Form von Wetteinnahmen und Berufseinkommen aus den Sportwettkämpfen hervorgingen, war unproblematisch und wurde nicht eingeschränkt oder verborgen. Entscheidend ist, dass die Mitglieder der herrschenden Klassen »zum Spaß« an den Spielen teilnehmen konnten, egal ob sie gegeneinander oder mit ihren Schützlingen spielten. Ihre Machtposition und Autonomie – ihre soziale Situation – ermöglichte eine »auf sich selbst gerichtete oder egozentrische Form der Teilnahme am Sport« und das »Amateurethos als eindeutige Ideologie zu entwickeln« (Dunning 2003, S. 387). Sie waren also »beinahe Amateure im ›idealtypischen‹ Sinne des Wortes« (ebd., Herv. i. O., vgl. ebd., S. 385ff.).

»Wenn meine Diagnose zutrifft, so folgt daraus, daß die soziale Gesamtfiguration des vorindustriellen Großbritanniens, und wie man mit einiger Sicherheit wohl sagen kann, auch anderer vorindustrieller Gesellschaften der Entstehung intensiven Konkurrenzdrucks in sportlichen Beziehungen, ob innerhalb oder zwischen herrschenden und untergebenen Gruppen, nicht förderlich war. Es folgt daraus außerdem, daß die Soziogenese des Drucks zur Entwicklung von Formen der Partizipation am Sport, die auf andere gerichtet und leistungsorientiert waren, in jener sozialen Figuration zu suchen ist, die im Zusammenhang mit der Industrialisierung entstand.« (Dunning 2003, S. 387)

Den langfristigen Trend zum Leistungsstreben im Sport sowie zur zunehmenden Ernsthaftigkeit sportlicher Betätigungen auf der einen Seite und der Industrialisierung auf der anderen Seite erklärt Dunning als Zusammenhang zwischen diesen sozialen Prozessen. Dabei spielt der von Elias als »funktionale Demokratisierung« (Dunning 2003, S. 388) bezeichnete Prozess eine zentrale Rolle. Dieser meint einen Wandel der Machtbalance. Dadurch entsteht ein Ausgleich innerhalb und zwischen den Gruppen, was darüber hinaus mit den miteinander zusammenhängenden Prozessen der Verlängerung der Interdependenzketten und der Staatsbildung verflochten ist (vgl. Dunning 2003, S. 387f.).

Um die Bedeutung dieses Zusammenhangs zu verstehen, ist es notwendig, den von Durkheim entwickelten Ansatz zur Arbeitsteilung jenem von Elias gegenüber-

zustellen. Die Struktur von Industriegesellschaften zeichnet sich Durkheim zufolge durch einen hohen Grad an sozialer Interaktion zwischen Gruppen und Individuen sowie durch eine hohe Bevölkerungsdichte aus, sie hat also eine hohe »materielle«, »moralische« und »dynamische« Dichte (Dunning 2003, S. 388). Die Wirkung der Arbeitsteilung in solchen Gesellschaften sei nach Durkheim, dass die erzeugten Konkurrenzzwänge durch die Arbeitsteilung reduziert und vielleicht sogar beseitigt werden könnten. Zwei Wirkweisen seien dafür denkbar: Einerseits erzeugen die Konkurrenzen Spannungen, die zur Spezialisierung in verschiedene Berufsbereiche führt, andererseits werden »Interdependenzbildungen« geschaffen.

Dunning sieht in diesem Ansatz von Interdependenz einen zu sehr auf »organische Solidarität« gründenden und demnach utopischen Ansatz, weil funktionale Interdependenz und Arbeitsteilung auch Konflikte und Antagonismen fördern und nicht notwendigerweise zu einer harmonischen und kooperativen Integration führen. Elias sieht in dem sich auf zahlreichen Ebenen vollziehenden Wandel hingegen einen langfristigen Wandel der gesamten Sozialstruktur. Das führt ihn zu der Annahme, dass längere und differenziertere »Interdependenzketten« entstehen. Dieser soziologisch bedeutsamste Aspekt des gesamten sozialen Wandlungsprozesses fällt mit der Integration funktional differenzierter Gruppen in umfassende Netzwerke und der Entstehung größerer funktionaler Spezialisierung zusammen. Damit einhergehend wandelt sich die Machtbalance innerhalb und zwischen Gruppen, wobei sich Elias zufolge die Machtdifferenziale verringern. Der Grund für diese Veränderung liegt in der Abhängigkeit von Anderen, der Inhaber spezialisierter Rollen ausgesetzt sind. Sie können daher wechselseitig Kontrolle aufeinander ausüben. Erreichen bestimmte Gruppen einen hohen Grad von Organisation, mit dem sie das Gesamtsystem durch ihr kollektives Handeln stören können, erhöhen sich die Machtchancen dieser spezialisierten Gruppen weiter. Wechselseitige Abhängigkeiten vergrößern sich nach dieser Argumentation durch die Entstehung längerer Interdependenzketten und die zunehmende Arbeitsteilung. In Elias Modell entstehen aufgrund dessen Muster »multipolarer Kontrolle« innerhalb und zwischen Gruppen, was eine soziale Gesamtfiguration entstehen lässt, in welcher ein aufgrund der Abhängigkeiten wirkungsvoller Druck durch Andere auf bestimmte Individuen und Gruppen entsteht (vgl. Dunning 2003, S. 388ff.).

Für die Figurationsanalyse bedeutet dies, dass der interregionale und repräsentative Sport durch die moderne Struktur sozialer Interdependenzen hervorgebracht wurde. Entsprechende Forderungen entstanden in vorindustriellen Gesellschaften wegen der fehlenden nationalen Vereinheitlichung und unzureichender Kommunikations- und Transportmittel nicht. Aufgrund des Provinzialismus erschienen nur räumlich benachbarte Gruppen als Gegner. In Industriegesellschaften treten auch Gruppen als Gegner in Erscheinung, die keine geographische Nähe zueinander haben und es entsteht Interesse daran, sich miteinander zu vergleichen und zu messen, denn moderne Gesellschaften unterscheiden sich in entschei-

denden Punkten und Gegebenheiten wie »Weltoffenheit«, das Vorhandensein von relativer nationaler Vereinheitlichung sowie Transport- und Kommunikationsmitteln und von Sportarten mit internationalen Regeln, von vorindustriellen Gesellschaften. Industriegesellschaften kennzeichnet demnach ein ausgeprägter Grad an interregionaler sportlicher Interaktion, was im Prozess der Interaktion innerhalb bestimmter Sportarten zur Bildung von Schichten führt. Im Sinne einer hierarchischen Einteilung haben moderne Industriegesellschaften Sportler*innen und Mannschaften an ihrer Spitze, welche die größten Einheiten – Staaten – repräsentieren (vgl. ebd., S. 390).

Für den Sport bedeutet das Dunning zufolge darüber hinaus eine Reproduktion der in urbanen Industriegesellschaften wirkenden Zwänge und Kontrollen.

»Die Folge ist, daß Spitzensportler und -sportlerinnen nicht unabhängig sein und zum Spaß spielen können, sondern gezwungen sind, ihr Handeln auf andere auszurichten und sich in ernsthafter Weise am Sport zu beteiligen. Das heißt, sie sind nicht in der Lage, für sich selbst zu spielen, sondern gezwungen, umfassendere soziale Einheiten wie Städte, Regionen oder Staaten zu repräsentieren. In dieser Eigenschaft erhalten sie materielle und/oder prestigemäßige Belohnungen sowie Trainingseinrichtungen und -zeit. Im Gegenzug wird von ihnen erwartet, daß sie eine »sportliche Leistung« erbringen, das heißt die Art von Befriedigungen erzeugen, die die Kontrolleure und »Konsumenten« des Sports verlangen, nämlich das Schauspiel eines aufregenden Wettkampfs, für den potentielle Zuschauer zu bezahlen bereit sind, oder es wird erwartet, daß sie durch den Sieg das »Image« und den »Ruf« der sozialen Einheit bestätigen, mit der sich die Kontrolleure und Konsumenten identifizieren.« (Dunning 2003, S. 391, Herv. i. O.)

Um an die entsprechende Stelle der Hierarchie zu gelangen oder dort zu verbleiben, sind eine starke und konstante Leistungsmotivation sowie eine langfristige Planung und strikte Selbstkontrolle als auch der Verzicht auf unmittelbare Befriedigung erforderlich. Der große Konkurrenzrahmen des modernen Sports von lokaler bis zu internationaler Fassung zeigt das mit seiner beachtlichen Teilnehmer*innenzahl. Die Sportler*innen müssen sich aufgrund des Organisations- und Kontrollaufwandes nicht nur in Bezug auf die Befriedigung ihrer unmittelbaren Bedürfnisse – im Rahmen des ständigen Übens und Trainierens – unterordnen (vgl. Dunning 2003, 390f.).

»In jeder genannten Hinsicht erzeugt die soziale Figuration, das Muster der Abhängigkeit zwischen Gruppen, das für einen urban-industriellen Nationalstaat charakteristisch ist, Zwänge, die der praktischen Verwirklichung des Amateurethos und der mit ihm verbundenen Betonung des Vergnügens als dem zentralen Ziel des Sports entgegenwirken, genauer gesagt: Die Figuration erzeugt Zwänge, die der Verwirklichung unmittelbaren kurzfristigen Vergnügens

und dem sportlichen Wettkampf als ›Selbstzweck‹ entgegenwirken, und führt dazu, daß an die Stelle dieser Ziele sowohl bei den Spielern als auch bei den Zuschauern längerfristige Ziele, wie der Sieg in der Liga oder im Pokal, sowie Befriedigungen treten, bei denen Identität und Prestige stärker im Mittelpunkt stehen.« (Dunning 2003, S. 391f., Herv. i. O.)

Diese Folgen wirken jedoch nicht nur im Spitzensport, sondern bis in alle Ebenen des Sporttreibens hinein – erstens, weil die im Spitzensport gesetzten Normen auch von anderen Sportler*innen befolgt werden. Zweitens wirkt die Konkurrenz um Belohnungen für Spitzenleistungen ebenso als Zwang. Diese Zwänge entstehen jedoch nicht allein innerhalb des Sports, vielmehr sind die in unserer Gesellschaft allgegenwärtigen Unsicherheiten und Ängste ausschlaggebend. Diese werden erzeugt in einer Gesellschaft, »die von multipolaren Zwängen und Kontrollen gekennzeichnet ist und in der die Grundlagen für Identität und Status, die mit traditionellen Formen von Klassen-, Autoritäts-, Geschlechts- und Altersbeziehungen verbunden waren, allesamt durch die funktionale Demokratisierung, das heißt durch den egalisierenden Prozeß, der Elias zufolge mit der Arbeitsteilung einhergeht, untergraben worden sind.« (Dunning 2003, S. 392, vgl. ebd.).

Des Weiteren leitet Dunning aus der wachsenden Ernsthaftigkeit des Sporttreibens einen Zusammenhang zur zunehmenden sozialen Bedeutung des Sports ab. Innerhalb der modernen sozialen Figuration sind ihm zufolge im Kontext der sich wandelnden Balance zwischen Arbeit und Freizeit drei Aspekte ursächlich für die wachsende Bedeutung des Sports. Der Sport ist erstens zu einem der wichtigsten Mittel für die Erzeugung angenehmer Erregung und zweitens zur kollektiven Identifikation geworden. Der dritte, mit den anderen zusammenhängende Grund ist, dass sich für viele Menschen der Sport als Hauptquelle von Sinn im Leben herausgebildet hat (vgl. Dunning 2003, S. 393).

Der Sport erfüllt eine »Entformalisierungsfunktion«. Dies schließt an die bereits dargelegte Argumentation von Elias und Dunning zur Bedeutung des Sports für die Erzeugung von angenehmer Erregung an. Demzufolge ist die Nachfrage nach sportlichen Erlebnissen in jenen Gesellschaften besonders groß, die einen hohen Formalisierungsgrad aufweisen und ein hohes Niveau von Gefühls- und Affektkontrolle erfordern – und dies, weil auch oder insbesondere in hochgradig formalisierten Industriegesellschaften mit multipolaren Zwangs- und Kontrollstrukturen das universelle Bedürfnis nach »Entformalisierung« herrscht. Zwar gibt es keine Gesellschaft ohne Formalisierung oder einen »Nullpunkt« der Zivilisation. Der im Sport stattfindende Entformalisierungsprozess – das erlaubte Erzeugen von Emotionen in der Öffentlichkeit – ist dabei ebenso zivilisierenden Kontrollen unterlegen. Demnach sind auch die im Sport erzeugten Erregungen sozialen Grenzen und Kontrollen unterlegen, sie können aber trotzdem stark und intensiv sein. Insbesondere bei großen Sportereignissen, die eine große Masse von Zuschauenden

anziehen, kann der Sport so – wie bei den Aborigines – zur Erzeugung kollektiver Erregung und dadurch zum »heiligen«/»quasi-religiösen« Phänomen werden, weshalb Sportplätze auch heute häufig noch immer als »heiliger Rasen« bezeichnet werden. In diesem Zusammenhang erscheine es auch nachvollziehbar, warum der Sport die durch den Bedeutungsverlust anderer Instanzen entstandenen Lücken im sozialen Leben schließen konnte und somit – Durkheim folgend – inzwischen teilweise einer »quasi-religiösen« Betätigung gleiche. Dunning stellt fest, dass die These eines Sports als säkulare Religion in der heutigen säkularen Zeit nicht weit hergeholt daherkomme. Und es verwundere kaum noch, dass mancherorts verstorbene Fans ihre Asche in Stadien verstreuen lassen (vgl. ebd., S. 394).

Davon abgesehen erscheint die Bedeutung des Sports als Mittel zur kollektiven Identifikation und Sinnstiftung in der modernen Gesellschaft in dieser Argumentation offensichtlich. Dunning zufolge enthält der Sport dieses Potential, weil er ein Kampf um Sieg oder Niederlage, eine Auseinandersetzung zwischen Gegnern ist – Mannschaften und Individuen. Er dient dazu »Eigen- und Fremdgruppen« zu bilden und ist demnach ideal dafür geeignet Gruppenidentifikation zu schaffen. Auf vielen Ebenen können so »Sie- und Wir-Gruppen« entstehen, die den Sinn für Zusammengehörigkeit und Einheit durch das Vorhandensein einer anderen Gruppe stärken. Dass im Sport die Auseinandersetzung mit einem Gegner zentral ist, ist dafür ausschlaggebend. So kann das »Wir-Gefühl« erzeugt werden, das Wahrnehmen des Gegners als »die Anderen« (vgl. ebd., S. 395).

Wo der Nationalstaat ein wirksames Monopol auf Gewaltanwendung innehat, bietet der Sport damit die einzige Möglichkeit, aus unpersönlichen, komplexen und großen sozialen Gebilden eine Einheit zu formen. Ähnliches geschieht auf internationaler Ebene, wenn bei den Olympischen Spielen oder Fußballweltmeisterschaften in Friedenszeiten eine Gelegenheit entsteht die Einheit von Nationalstaaten zu demonstrieren. Der bestehende – wenn auch labile und mit Ausnahmen versehene – Weltfrieden, als auch die hochgradige internationale Verflechtung ist also eine grundlegende Voraussetzung für die internationale Verbreitung und Bedeutsamkeit des Sports. Sportliche Großereignisse fungieren demnach als Bühne für internationale Konkurrenzen, bei denen die im Vorhinein zwischen den Nationen bestehende Spannung darüber entscheiden inwieweit diese zu tatsächlichen Kämpfen werden. Weil man diese Bühne als Gewinner verlassen möchte, verlangen derartige Konkurrenzen ein Höchstmaß an anhaltender Leistungsmotivation, Selbstkontrolle sowie Selbstverleugnung (vgl. Dunning 2003, S. 393–396).

In der Tatsache des auf den Sportler*innen lastenden sozialen Erfolgsdrucks liegt Dunnings These folgend die Problematik des zunehmenden Verlusts des spielerischen Elements aus dem Sport begründet. Daraus ergibt sich auch, dass aufgrund des durch sportliche Erfolge zu erlangenden nationalen Prestiges ein immer stärkeres Eingreifen des Staates in den Sport zustande kommt – wie es Huizinga bereits beanstandete. Damit sei der Argumentation eines Sports als profitablen Kriegs-

ersatz der Weg bereitet, wobei der Sport als Abstraktion betrachtet werden müsse – losgelöst von den an ihm teilnehmenden Menschen. Inwiefern die Figurationen, welche von interdependenten Menschen konstituiert werden, der Zusammenarbeit und friedlichen Konkurrenz im Sport und in anderen Gesellschaftsbereichen förderlich sind oder ob sie immer wieder zu Kriegen und Konfrontationen führen, sei dabei fraglich (vgl. Dunning 2003, S. 396f.).

Die Formen des Trendsports – die im Folgenden in den Blick genommen werden – sieht Dunning als Möglichkeit, den Sport wieder auf sich selbst gerichtet auszuführen, wie vor der Industrialisierung (vgl. Dunning 2003, S. 380). Trotzdem stellt ihm zufolge das Leistungsmoment auch in diesen Sportformen ein wesentliches Element dar. Im Kontext der aktuellen Figuration ist es ohnehin nicht denkbar, dass Menschen (einen) Sport völlig ohne Leistungsprinzip betreiben können, eben weil sie derart in einen Sozialisationsprozess eingebunden sind, der zum Ergebnis hat, dass ein vollständig vom Leistungsdenken befreites Handeln gar nicht möglich ist. Es ist den Menschen der westlichen Gesellschaften inkorporiert (vgl. Dunning 2003, S. 378f.). Darüber hinaus ist das leistende Tun ein Wesensmerkmal des Menschen (vgl. Klafki 1964, Lenk 2010).

Betrachtet man die informelle Organisationsstruktur des Trendsports erscheint dieser tatsächlich ein gegenläufiges Bild zu zeichnen. Auf den ersten Blick demonstrieren die Akteur*innen hier ein ausschließlich am Spaß und an Freiheit orientiertes Tun und konterkarieren damit die von Dunning beschriebene zunehmende Ernsthaftigkeit von Sport und Gesellschaft. Gleichzeitig wird der Trendsport auch aus der Perspektive der zunehmenden Vereinnahmung durch Marketinginteressen und der Angleichung an das bestehende Sportsystem betrachtet (vgl. Lamprecht, Murer & Stamm 2003).

Dunning und Elias haben darauf verwiesen, dass es in den vielfältigen Sport- und Gesellschaftsbereichen unterschiedliche Ausprägungsgrade von Zwängen und Formalisierung gibt und das Entsprechendes empirisch zu untersuchen sei. Inwiefern auch im Trendsport eine Auseinandersetzung mit Fremd- und Selbstzwängen stattfindet, soll Teil der folgenden Betrachtungen werden. Dazu gilt es zunächst den Begriff »Trendsport« genauer zu fassen, um später Differenzierungen vornehmen zu können und im Sinne Dunnings und Elias' zwischen vielfältigen Ausprägungen und Kontexten unterscheiden zu können, die sich innerhalb des durchaus weiten Feldes des Trendsports finden lassen. Dementsprechend folgen im nächsten Kapitel theoretische Betrachtungen zum Trendsport, die den Begriff und das Feld genauer in den Blick nehmen.

Elias und Dunning haben gezeigt, welche Funktionen der Sport in der heutigen Welt übernimmt. Er ist für viele Akteur*innen zur Hauptquelle von Sinn geworden und stiftet Identität. Deshalb verwundert es nicht, dass der Sport den Stellenwert eines Lebensstils erhält, was im Trendsport besonders augenscheinlich wird. Die Auseinandersetzung mit der zivilisationstheoretischen Perspektive hat weitere

Fragen an Theorie und Empirie aufgeworfen, die insbesondere die Selbstzweckhaftigkeit, das Interdependenzgeflecht und die Freiwilligkeit des Tuns, als einem zwischen Spaß und Ernsthaftigkeit Verortetem betreffen.

1.4 Aktuelle Tendenzen – Trendsport als Alternative zum Prinzip?

Betrachtet man die sportlichen Handlungsvollzüge des Trendsports – wobei weiter zu klären bleibt was hierunter zu verstehen ist, fallen auf den ersten Blick beträchtliche Unterschiede zu traditionellen Sportformen auf. Avantgardistisch präsentieren sich die Trendsportler*innen als Künstler*innen auf ihren Boards oder mit anderen, den Stil ihres Sports verkörpernden Bewegungen und Accessoires. In vielerlei Hinsicht unterscheidet sich ihr Sporttreiben vom in Vereinen oder Fitnessstudios betriebenen Sport. Entsprechende Beschreibungen aus sportsoziologischer Perspektive lassen sich insbesondere bei Schwier (vgl. u.a. 2003 & 2008) und Bette (vgl. u.a. 1999, 2004, 2011) finden. Gugutzer (vgl. u.a. 2004 & 2012) hat sich unter einer körpersoziologischen Perspektive mit dem Trendsport beschäftigt und es gibt darüber hinaus Veröffentlichungen zur Thematik, die sich beispielsweise dem »Leben in Szenen« (Hitzler & Niederbacher 2010) oder der »Treue zum Stil« (Gebauer et al. 2004) widmen.⁵ Darüber hinaus ist die Genese und Entwicklung von Trendsportarten eine nicht unwichtige Perspektive, wenn es um eine Abgrenzung und Bestimmung des Trendsports geht (vgl. u.a. Breuer & Michels 2003).

Die Grenzen zwischen »trendsportlichem« und »leistungssportlichem« Engagement sind fließend und dementsprechend gestaltet sich die Handlungspraxis und die in ihr vorherrschenden Sinnperspektiven und Bedeutungszuschreibungen. Der Regisseur des Snowboardfilms »The Art of Flight«, Curt Morgan stellt diese Unterschiede mit rhetorischem Geschick gegenüber:

»Es wird immer Fahrer wie den Olympiasieger Shaun White geben, die sich über Wettbewerbe definieren. Allerdings herrscht bei diesen Events ein anderes Verständnis von Snowboarden. Es gibt Kunstschnee und strenge Regeln. Viele Fahrer mögen das nicht und ziehen sich ins Hinterland zurück. Sie reizt die Unsicherheit, das Puristische. Sie treten lieber gegen das Gelände an statt gegen einen Kontrahenten. Filme sind ihre Möglichkeit, der Welt zu zeigen, was sie können.« (Der Spiegel 43/2011, S. 115)

Damit ist bereits ein zentraler Hinweis auf die Bandbreite und die schwimmenden Abgrenzungslinien innerhalb der trendsportlichen Handlungspraktiken gegeben.

5 In diesen Kontext ist ebenso der Herausgeberband »Aufs Spiel gesetzte Körper« (Alkemeyer, Boschert, Schmidt & Gebauer 2003) einzuordnen, in dem auch ein Aufsatz von Bette zu finden ist.

Es wird deutlich, dass Sportarten als Zuordnungskriterium nicht in Frage kommen. Genau diese Vielfalt des Tuns soll in der vorliegenden Forschungsarbeit genauer betrachtet werden – sie hat besondere Relevanz. Eins wird bereits an dieser Stelle deutlich: Das Leistungsprinzip ist stets Bestandteil der Handlungspraxis, in der Ausgestaltung finden sich jedoch Unterschiede.

Zunächst ist jedoch zu klären, wie der Trendsportbegriff trotz der sich bereits zeigenden Vielfalt und Abgrenzungsschwierigkeiten genutzt werden kann und welche Erklärungs- und Deutungszusammenhänge bezüglich der Entwicklung entsprechender Sport- und Bewegungsformen auszumachen sind. Schließlich ließe sich bereits in Frage stellen, ob Snowboarden überhaupt noch ins Begriffsverständnis des Trendsports fällt und wie entsprechende Entwicklungen in Richtung eines formalisierten und institutionalisierten Wettkampfsports einzuordnen sind.

Die Frage, ob sich die Trendsportler*innen mit ihrem Sporttreiben grundsätzlich vom sportlichen Leistungsprinzip abwenden (können), wie es immer wieder von ihnen selbst und teilweise auch aus sportsoziologischer Perspektive beschrieben wird, ist der bisherigen theoretischen Argumentation folgend bereits geklärt – das Leistungsprinzip ist universell. Jedoch bleibt offen, welche unterschiedlichen Ausgestaltungen des Leistungsprinzips im Feld von Sport- und Bewegung auszumachen sind und was hier die Besonderheit des Trendsports ausmacht. Eine sehr interessante Einschätzung aus systemtheoretischer Perspektive findet sich hierzu bei Bette (1999), der wiederum zur Selbsteinschätzung eines Skate-Magazins Stellung nimmt:

»Der Weg der Selbstprofilierung läuft auch beim Skateboarding über ein differenziertes Distinktionsmanagement. Das Monster Skateboard Magazine (4/1996) formulierte hierzu: ›Diese Individualität und die damit verbundene Freiheit haben uns nämlich bisher zum Glück vor Mannschaftstrikots und IOC bewahrt, denn eines ist Skateboarding mit Sicherheit nicht: ein von Regeln und Leistungszwang eingeeengter ›Sport‹, bei dem die Leistung letzten Endes vor dem Spaß an der Sache kommt.‹ Die Skateboard-Szene ist, entgegen dieser Behauptung, schon seit Jahren keine homogene Kollektivität mehr. Wie in den anderen Straßensportarten auch, so existieren neben den spaßorientierten Freizeitartisten jeweils leistungssportlich Ambitionierte, die von der Sportartikelindustrie gesponsert werden und in Sporthallen vor einem breiten Publikum ihre Wettbewerbe durchführen. Ähnliches gilt für das Sportklettern in Betonwänden, das Mountainbike-Fahren in Hallen und die Abfahrtsrennen der Inline-Skater. Nahezu jede alternative Bewegungskunst ist bisher durch den Leistungssport anerkannt worden.« (Bette 1999, S. 203f., Herv. i. O.)

Der Grundgedanke dieses Kapitels – als auch dieser Arbeit – ist, dass trotz der beträchtlichen und nicht von der Hand zu weisenden Unterschiede und Vielfalt im Feld des Sports eine zentrale Gemeinsamkeit allen sportlichen Handelns im Leis-

tungsprinzip liegt. Gleichzeitig lassen sich – so der Ansatzpunkt der empirischen Untersuchung – vielfältige Facetten des Prinzips Leistung ausmachen. Selbst in den noch nicht vom Leistungssport »annektierten« und als »alternativ« ausgewiesenen Trendsportpraktiken ist das Leistungsprinzip eine zentrale Größe – auch wenn dies mitunter auf die »Hinterbühne« verlagert wird. Welche Ausgestaltung erhält dieses Prinzip bei den »spaßorientierten Freizeitartisten« im Vergleich zu den wettkampforientierten Trendsportler*innen? Inwiefern sich eine derart trennscharfe Unterscheidung überhaupt halten kann und welche Rolle die Wettkampfteilnahme für eine Abgrenzung des Trendsports spielt, wird im Folgenden zu klären sein.

Wenn eine völlige Abwendung vom Leistungsdenken nicht möglich ist, wird die Frage nach den Facetten der Ausgestaltung des Leistungsprinzips in diesen Kontexten, die teilweise eine Gegenwelt propagieren, umso relevanter.

Im Sinne einer »Nicht-Hintergebarkeit« des Leistungsprinzips sollen die folgenden Betrachtungen zum Feld des Trendsports, in dem Maße, wie sie diese Haltung in Frage stellen, als Darstellung des Forschungsstandes und der ersten Aufschlüsselung des Feldes verstanden werden – ganz im Sinne einer theoretischen Sensibilität, eines Wissens über das Feld. Die soziologische Betrachtung des Trendsports soll zunächst eine Charakterisierung seiner besonderen Merkmale liefern. Dazu gehört es, die Entstehung von Trendsportarten und ihre Entwicklungsstadien genauer anzuschauen (Kap. 1.4.1). Beides ist für die vorliegende Arbeit wichtig, um sich einem Begriffsverständnis des Trendsports anzunähern und zu klären, inwiefern er sich vom »klassischen« Sport und dem (Hoch-)Leistungssport im Speziellen unterscheidet. Zudem soll die Erfahrungsdimension der Sportler*innen noch stärker in den Fokus gerückt werden. Dafür wird eine körpersoziologische Perspektive eingezogen, die ebenso die modernen Gesellschaftsstrukturen für die Ausgestaltung des sportlichen Tuns in Rechnung stellt (Kap. 1.4.2).

Die bisher vorliegenden (soziologischen) Betrachtungen sind für das Verständnis der Besonderheiten des Trendsports äußerst gewinnbringend. Auch die Beschreibung der Gegensätzlichkeit des Trendsports im Hinblick auf das Leistungsprinzip hat in diesem Zusammenhang ihre Berechtigung, weil damit wesentliche Charakteristika im Unterschied zum »klassischen« Sport verdeutlicht werden. Damit wird lediglich ein weiteres komparatives Datum im Forschungsprozess geschaffen, das dem noch tieferen Verständnis und der genaueren Betrachtung dient und weitere Eigenschaften und Dimensionen hervorbringt. Es geht darum, bisherige Forschungsarbeiten zum Trendsport um einen weiteren Aspekt zu ergänzen und nicht darum, etwas zu widerlegen. Mit der Betrachtung des Leistungshandelns wird in dieser Arbeit ein neuer Schwerpunkt gesetzt und damit eine weitere Perspektive geschärft.

1.4.1 Zu den Merkmalen des Trendsports

Bei der Zuwendung zum Phänomen Trendsport, fällt zuerst die Unschärfe des Begriffs auf, zu dem Schwier (2003) in Anlehnung an ein Goethe-Zitat zugespitzt formuliert, »das Beste am Wort *Trendsport* ist der Enthusiasmus, den es erregt.« (S. 18, Herv. i. O.). Auch wenn »keine starren Grenzziehungen zu erkennen« sind (Schwier 2008a, S. 191), versteht er darunter »neuartige bzw. lifestylegerecht aufbereitete Bewegungsformen« mit Verbreitungspotential, welche die »eingewöhnten Sportvorstellungen überschreiten und zuvor unbekannte oder vernachlässigte Auslegungen des menschlichen Sich-Bewegens in unseren Horizont rücken« (Schwier 2003, S. 18). Auch wenn sich Vorläufer dieser Phänomene bereits in der Jugendkultur der 1950er beziehungsweise 70er Jahre erkennen lassen, ist der Trendsport, in diesem Sinne, erst im Laufe der 1990er Jahre populär geworden. Als junges Phänomen mit rasanter Entwicklungsgeschwindigkeit ist er für die Forschung, die seine Bedeutung in vielerlei Hinsicht erkannt hat, jedoch method(olog)isch schwer zu erfassen (vgl. Schwier 2008a, S. 189).

Nach Breuer und Michels (2003) lassen sich systematisch vier Definitionsansätze voneinander unterscheiden: quantitative, qualitative, quantitativ-qualitative sowie soziale Ansätze. Aus Sicht der quantitativen Ansätze kann wiederum zwischen einer absoluten (insbesondere z. B. Laufen⁶), einer relativen (z. B. Wakeboarden oder Beachvolleyball) und einer absolut-relativen Nachfragesteigerung nach bestimmten Sportarten unterscheiden werden. Qualitative Ansätze betonen hingegen, dass sich die Trendsportarten strukturell und in ihrem Charakter von den traditionellen Sportarten unterscheiden. Sie sind erlebnisorientiert und zeichnen sich durch Stilisierungs- und Distinktionsbemühungen aus, sie wollen Freiheit und Unabhängigkeit demonstrieren. Dieser Ansatz stellt die Andersartigkeit des Trendsports in den Mittelpunkt. Häufig geht der Trendsport mit einer Innovation gegenüber bekannten Sportformen einher. Diese Definition bezieht sich auf der einen Seite auf erlebnisorientierte Sportarten (z. B. Skate- und Snowboarden), wobei auf der anderen Seite ebenso gesundheits- und fitnessorientierte Bewegungsformen, die mitunter

6 Bei diesem und den Folgenden Beispielen ist zu beachten, dass sie von Breuer und Michels im Jahr 2003 gegeben wurden. Selbstverständlich sind seitdem neue Trendsportarten hinzugekommen und es lässt sich nach aktuellen Beispielen fragen. Unter den Fitnessorientierten erscheint aus der Perspektive der vorliegenden Arbeit insbesondere das Cross-Fit bemerkenswert. Zugleich fällt auf, dass Fitness- und Erlebnisorientierung an vielen Stellen immer näher zusammenrücken, was beispielsweise an der Verbreitung von Trail- & Hindernisläufen zu sehen ist. Zudem fällt die Weiterentwicklung anhand von Material und Technologie auf, woraus Bewegungsphänomene wie Surfskaten, Wingfoilen sowie E-Longboarden aufkommen. Hier werden Hybride gebildet, ebenso wie beim Lopifit, ein Lauf-Fahrrad, dass durch das Laufen auf einem Laufband angetrieben wird.

einen Fokus auf Körperstyling legen, ins Begriffsverständnis mit einbezogen werden (z. B. Spinning oder Tae-Bo). Die Kombination aus quantitativ-qualitativen Ansätzen ermöglicht eine noch spezifischere Unterscheidung, von zum Beispiel Gleitschirmfliegen als Sportart mit einem hohen relativen Nachfragewachstum und Erlebnischarakter bis hin zu Tae-Bo oder Zumba mit einem hohen absoluten sowie relativen Wachstum und einer expliziten Fitnessnachfrage. Zuletzt sind die sozialen Definitionsansätze zu nennen, bei denen anstatt Begriffsdefinitionen festzulegen, das Verständnis von Individuum und Gesellschaft rekonstruiert wird. In diesem Falle geht es um die Auffassung der Akteur*innen selbst sowie darum, was von Medien und Wirtschaft als Trendsport interpretiert und inszeniert wird. Entsprechende Definitionen werden mit Hilfe von Bevölkerungsbefragungen, Assoziations- oder Inhaltsanalysen gewonnen. Die vorliegende Arbeit lässt sich hier und bei den qualitativen Ansätzen einordnen. Das Begriffsverständnis ist ein dynamisches, weil das, was in der Gesellschaft als Trendsport verstanden wird einem stetigen Wandel unterliegt (vgl. Breuer & Michels 2003, S. 13ff.).

Die Schwierigkeit der Bestimmung des Trendsports, wie eingangs zitiert, betont auch Schwier, der mit dem Begriff zunächst »Veränderungstendenzen des Sports« kennzeichnet, »die (explizit oder implizit) mit bewegungskultureller Erneuerung und Innovation einhergehen« (Schwier 2003, S. 18). Die besonders augenfälligen Abgrenzungsbemühungen dieser Sport- und Bewegungspraktiken sieht er als ein zentrales Kennzeichen des Trendsports. Dazu gehört auch die Ansicht, dass die Sinnmuster der Trendsportler*innen den traditionellen Rahmen verlassen oder erweitern. »An die Stelle eines einheitlichen Sportverständnisses und des Postulats einer Sinnmitte des Sports treten Ungewissheiten und ein Nebeneinander heterogener Sportkonzepte.« (Schwier 2003, S. 18). Inwiefern das im Sport zentrale Prinzip des Leistens von dieser Abgrenzungs- und Umdeutungstendenz betroffen ist, bleibt im Laufe dieser Arbeit zu klären.

Das erste von sechs Merkmalen, mit denen Schwier die Besonderheiten des Trendsports genauer beschreibt, ist die *Stilisierung*. Gemeint ist damit, dass die Handlungspraxis über das reine Sporttreiben hinausweist und eine individuelle oder kollektive Selbstinszenierung beinhaltet. Es geht um die Herstellung und Darstellung von kultureller Identität. Die Sportart wird zum originären Element eines Lebensstils und ist demnach weniger »Sportart« als vielmehr Ausdrucksform von Distinktion und Identität. Man *geht* nicht nur zum Surfen, man *ist* Surfer*in. Häufig handelt es sich bei dem dargestellten Lebensstil um eine nonkonformistische, alternative Haltung. Dem entspricht auch, dass die Stilisierung des Körpers eine als *Coolness* verstandene Gelassenheit gegenüber der Aktivität und dem eigenen Handeln impliziert, womit sich die Sportler*innen zudem von der Ernsthaftigkeit des Wettkampfsports abzugrenzen versuchen. Anstatt einer Vereinsbildung ist im Bereich des Trendsports eher eine Szenenbildung zu beobachten, die als individualisierte Formen der Vergemeinschaftung zu betrachten ist (vgl. hierzu auch

Hitzler & Niederbacher 2010). Das in diesen Gesinnungsgemeinschaften praktizierte Zur-Schau-Stellen von Körper und Sich-Bewegen wird von Schwier weiter als »Wettstreit um Stil« beschrieben (vgl. Schwier 2008, S. 16f.).

Das zweite, der idealtypischen und mit unterschiedlicher Intensität in die jeweiligen Praktiken hineinwirkenden Merkmale, ist die *Extremisierung*. Offensichtlich trifft gerade dieses Merkmal nicht auf alle Trendsportarten zu, es spielt jedoch insbesondere bei den *Risikosportarten* eine wichtige Rolle. Aber nicht nur dort, wo es um das Ausreizen von Grenzen und das Eingehen von großen Wagnissen geht, sondern auch im Bereich von Fitness- und Ausdauersportarten findet sich der Trend zur Extremisierung. Augenscheinlich wird dies beispielsweise an den zahlreichen Hindernisläufen unter extremen Bedingungen, welche die klassischen Stadtläufe zunehmend ergänzen (z.B. »Tough-Mudder«). Im Sport ist dies ein dynamischer und unaufhaltsam fortschreitender Prozess des stetigen Überschreitens und Überbietens vorheriger Limits. Ein weiteres Beispiel dafür sind die Ultra-Marathons, Ironmans und die Verlagerung entsprechender Läufe oder anderer Ausdauerwettkämpfe in extreme Klimazonen, wie die Sahara oder die Antarktis. Damit Herausforderungen mit gleicher Intensität wahrgenommen werden können, werden immer neue Ziele und Aufgaben gesucht. Um entsprechende Extreme zu kreieren, wird auf übliche Hilfsmittel verzichtet wie beim Freeclimbing oder es werden neue Technologien eingesetzt wie das »Tow-In« mittels Jetski seit den 1990er Jahren beim Big-Wave-Surfen. Laut Schwier (2008) »kommt einer agonalen Konkurrenz bei den extremen Trendsportarten jedoch allenfalls eine marginale Rolle zu« (S. 18). Hier gehe es darum, die eigenen körperlichen Grenzen zu erleben und sich dabei seiner Selbst zu vergewissern (vgl. Schwier 2008, S. 17f.).

Die *Beschleunigung*, welche auch eine Möglichkeit zur Extremisierung ist, stellt ein drittes Kennzeichen innovativer Bewegungsformen dar. Im Vergleich zu traditionellen Sportarten sind viele Trendsportphänomene hyperaktiv. Die Steigerung des Tempos geht häufig auch einher mit Tiefen- und Drehschwindel, der bei Sprung-, Fall- und Flugbewegungen entsteht. Dies schafft günstige Bedingungen für Präsenzerfahrungen sowie »flow-Erlebnisse«. Gleichzeitig steigert die Beschleunigung jedoch auch die Verletzungsrisiken und kann zu schmerzhaften Erfahrungen führen. Mit der Beschleunigung und dem damit verbundenen Eingehen von Wagnissen wollen die häufig jugendlichen Akteur*innen zudem Differenz markieren und Unterscheide aufzeigen. Selbstverständlich setzt die Beherrschung der tempogeladenen Bewegungsformen zeitintensive und durchaus schmerzvolle Lern- und Übungsprozesse voraus. Demnach betont der Aspekt der Beschleunigung die Hingabe für die Sache im Sinne des benannten Lebensstilkonzepts. Der Trend zur Beschleunigung ist jedoch auch in Breitensportlich ausgerichteten Fitness- und Spilsportarten gegeben. Die Gymnastik hat sich über Aerobic hin zu schnelleren Varianten wie »Hip-Hop«, »Zumba«, »Tae-Bo« oder »Spinning« und neuerdings »Cross-Fit« und »Tabata-Training« als Formen des »High-Intensity-Interval-Trai-

nings (HIIT)« entwickelt. In den Spilsportarten wird die Geschwindigkeit durch eine Reduzierung der Spielendenzahl oder Verkleinerung der Spielfläche erzeugt, wie zum Beispiel beim Beach-Soccer, Streetball, Beach-Volleyball oder Inline-Hockey (vgl. Schwier 2008, S. 18f.).

Sowohl mit dem Merkmal der Beschleunigung als auch mit dem der Extremisierung lässt sich bereits erkennen, dass den Trendsportbewegungen eine Leistungssteigerung bereits immanent ist, beziehungsweise mit den von Schwier beschriebenen Charakteristika einhergeht. Mit der *Virtuosität* als viertem Merkmal ist zudem bereits angedeutet, inwiefern sich die Ausgestaltung des hier zugrundeliegenden Leistungsprinzips von der klassischen Überbietungslogik unterscheiden kann. Gleichzeitig fällt auf, dass gerade Virtuosität nicht ohne ein gewisses Leistungs-niveau zu haben ist.

»Die Betonung von Virtuosität und Könnenserlebnissen spricht die dem Sport eigenen Möglichkeiten als Modus ästhetischer Erfahrung an. Ein Merkmal der Trendsportarten besteht also darin, dass sie in gewisser Hinsicht eine Neuentdeckung der ästhetischen Dimensionen des Sports stimulieren, die die Hegemonie des binären Sieg-Niederlage-Codes und die damit verbundene rationale Leistungsproduktion stilbildend überschreitet.« (Schwier 2008, S. 20)

Mit diesem Merkmal wird den Trendsportarten eine Nähe zur Bewegungskunst zugesprochen. Sie stellen ein intrinsisches und spirituelles Vergnügen dar. Die Virtuosität des Sich-Bewegens werde in diesen Szenen auch ohne vorrangige Orientierung am Überbietungsprinzip erreicht. Skater*innen, Boarder*innen und Surfer*innen bringen stets anspruchsvollere und neue Bewegungskunststücke hervor. Sie konterkarieren dabei das gesellschaftliche Ideal des *Besserwerdens* nicht. Das Erleben des *Augenblicks des Gelingens* treibt sie zu immer neuen Leistungen an. »Das Streben nach Erfolg wird in solchen Kontexten der kreativen Auseinandersetzung mit der Bewegungsaufgabe nachgeordnet bzw. in diesen Prozess eingeordnet.« (Schwier 2008, S. 20). Auch wenn, wie Schwier schreibt, das hochleistungssportliche Motto »Just for win« dem »Just for fun« weicht und demnach mehr Individualität als Athletentum aufgeführt wird, bleibt die Frage offen, inwieweit sich die hinter den Tricks stehenden Bemühungen trotzdem innerhalb eines »klassischen« Leistungsprinzips verorten. Zwar spricht die Ausgelassenheit und Lässigkeit der Akteur*innen sowie ihr improvisiert wirkendes Tun für eine Zugehörigkeit zum Spiel (play) statt zum Sport (game), doch mag das in einigen Fällen nur ein Unterschied auf der Vorderbühne sein – um mit Goffman zu sprechen. Beschrieben wird nämlich gleichzeitig ein hohes Maß an Selbstkontrolle und ein im Vergleich zum klassischen Wettkampfsport bemerkenswerter Selbstausbildungsprozess (vgl. Schwier 2008, S. 20f.).

Fünftens kennzeichnet Trendsportarten ihre unterhaltungsorientierte Inszenierung in Form von Events, die von Schwier *Eventisierung* genannt wird. Statt

klassischer Sportwettkämpfe in entsprechenden Sportstätten wie Stadien und Hallen werden vergleichsweise informelle Events veranstaltet, die eher im öffentlichen Raum stattfinden. Jene in Parks, auf öffentlichen Plätzen oder auch an Stränden lokalisierten Veranstaltungen der Brettsporler*innen und anderer Bewegungskünstler*innen stellen einen »ironisch-subversiven Gegenentwurf zu den Inszenierungen des Vereinssports dar und weisen noch heute gewisse Ähnlichkeiten mit der Ausgelassenheit des Straßenkarnevals auf.« (Schwier 2008, S. 21). Das eigene Sich-Bewegen wird durch die Aufhebung der starren Trennung zwischen aktiven Sportler*innen und passiven Zuschauer*innen, ebenso wie durch eine ausgeprägte Partykultur zum wichtigen Bestandteil der Events und ermöglicht Gemeinschaftserlebnisse, die in der Verbindung mit dem Genuss professioneller Darbietungen den Charakter eines Trendsportevents ausmachen. Auch hier geht es um Erlebnisse. Darüber hinaus fällt die starke Verflechtung mit Wirtschaft und Medien auf. So werden nicht nur die Events von entsprechenden Marken gesponsert, die auf diese Weise einen zielgruppengerechten Dialog aufbauen, sondern auch einzelne Sportler*innen oder Teams. Eine starke Verbindung zu den Marketinginteressen der Industrie entsteht, weil die werbetreibende Wirtschaft in Zusammenarbeit mit den Medien eine Nähe zwischen ihrem Produkt und der Sportpraxis herzustellen versuchen (vgl. Schwier 2008, S. 21f.).

Das *Sampling* ist das letzte von Schwier angeführte Merkmal des Trendsports. Gemeint ist damit der Prozess der Kombination von mitunter heterogenen Praktiken zu neuen Sportarten. Auf diese Weise werden immer neue Trends geschaffen und auch bereits gesättigte oder abflauende Trends können durch »Hybridbildung« in anderer Form zum neuen Trend werden. Weil dafür bereits existierende Bewegungsformen und Sportdisziplinen aus ihrem gewöhnlichen Kontext herausgelöst werden, geht damit häufig eine Mehrfachkodierung dieser kulturellen Phänomene einher (vgl. Schwier 2008, S. 22f.). Ein Beispiel dafür ist das »Stand-up-Paddling (SUP)«, welches selbst bereits eine Kombination aus Wellenreiten und Rudern darstellt und nicht nur in der Welle, sondern auch als abwechslungsreiche Ausdauersportart und Ganzkörpertraining im Flachwasser praktiziert wird. Beim »SUP-Yoga« wird Yoga, welches neben seinen bewegungsbezogenen Aspekten vor allem eine spirituelle Praxis darstellt, auf dem im Wasser instabilen SUP-Board durchgeführt und stellt so eine neue und anspruchsvolle Variante des Yoga dar, welche für die Yogis neue Räume in der Natur eröffnet und erweiterte Ansprüche an die Gleichgewichtsfähigkeit stellt. Insbesondere im Fitnessbereich werden auf diese Weise immer neue Trends entwickelt. Ebenso werden die gealterten Aerobicaktivitäten durch Kombination mit Tanz und/oder Kampfsport oder Meditation in Form von »Zumba« (Tanz und Aerobic), »Tae-Bo« (Kampfsport und Aerobic) oder »Piloxing« (Pilates und Kampfsport/Boxen) immer wieder neu zum Leben erweckt. Und im Bereich des Risiko- und Abenteuersports werden so neue Extreme geschaffen, wenn beispielsweise BASE-Jumping und Skifahren miteinander in Verbindung gebracht wird.

Bei der Betrachtung der Entwicklung des Trendsports, seine Verortung im Kontext des Sportsystems und der in ihm geltenden Orientierungen aus soziologischer Perspektive stehen sich im Wesentlichen zwei Argumentationsfiguren gegenüber. Auf der einen Seite wird das alternative Sportverständnis hervorgehoben, wohingegen auf der anderen Seite die ökonomische Dimension von Trendsportarten und ihre im Entwicklungsprozess zunehmende Angleichung an das bestehende Sportsystem betont wird. Zunächst soll die zweite Perspektive im Anschluss an Lamprecht, Murer und Stamm (2003) kurz vorgestellt werden, bevor dann die Argumentationsfigur eines alternativen Sportverständnisses ausführlicher thematisiert und genauer betrachtet werden soll. Lamprecht, Murer und Stamm nutzen die Darstellung des alternativen Sportverständnisses als Gegenthese zu ihrer Angleichungsthese. Sie widerlegen die Andersartigkeit des Trendsports mit dem Argument, dass der Trendsport nur ein frühes Entwicklungsstadium neuer Sportarten darstellt. Mit ihrer Argumentation haben sie damit einen anderen Blickwinkel als die bisherigen Ausführungen. Diese Betrachtungsweise eröffnet eine weitere Perspektive, die nicht zu vernachlässigen ist, da sie die Struktur und Entwicklung des Trendsports betrifft und damit auf weitere Aspekte hinweist, die bei der empirischen Analyse von Bedeutung sein können. Auch wenn hier weniger die Handlungs- und Erlebensebene betrachtet werden, die den Fokus dieser Arbeit darstellen, trägt diese Perspektive zu einer umfassenderen Sicht auf das Feld bei.

Folgt man der Argumentation von Lamprecht Murer und Stamm, welche die Machart des Trendsports betont, rücken die Institutionalisierungsprozesse und die starke Verflechtung des Trendsports mit wirtschaftlichen Interessen in den Fokus. Demnach sind die Trendsportarten vor allem jünger als die »Normalsportarten« und erreichen den Normierungs- und Bürokratisierungsprozess, den Zeitpunkt der Gründung von Vereinen und Verbänden sowie den Eintritt in die olympischen Sportarten erst in der Zukunft. Den gleichen Prozess haben die traditionellen Sportarten – dies zeige ein Blick in ihre Entstehungsgeschichte schnell – bereits früher durchlaufen und auch sie waren in dieser Phase eng mit Lebensstil und Werten wie Freiheit und Individualität verbunden. Was heutige Trendsportarten von den »klassischen Sportarten« unterscheidet, sei einzig ihre Verknüpfung mit wirtschaftlichen Verwertungsinteressen (vgl. Lamprecht, Murer & Stamm 2003, S. 33f.).

»Indem die neuen Sportformen – zumindest ideologisch – aus der staatlichen und pädagogischen Vereinnahmung herausgelöst werden, öffnen sie sich weniger der individuellen, zweckfreien oder spielerischen Nutzung, als vielmehr der umfassenden kommerziellen Ausbeutung. Mit Blick auf die wirtschaftlichen Interessen manifestiert sich in den Trendsportarten nicht eine neue Form von Autonomie und Unabhängigkeit, sondern eine eigentliche Kolonialisierung von Lebenswelt.« (Lamprecht, Murer & Stamm 2003, S. 34).

Trendsportarten sind jünger als »Normalsportarten« und deshalb noch nicht normiert, formalisiert und institutionalisiert. Dass sie sich jedoch im Laufe ihres Entwicklungsprozesses an das bestehende Sportsystem angleichen werden, sei an der Geschichte älterer Sportarten abzulesen – so die Argumentation von Lamprecht, Murer & Stamm (2003). Zahlreiche Sportarten, wie beispielsweise Tennis, Schlagballspielen, Skifahren oder das Bandy – ein Vorläufer des Eishockeys – haben ebenso wie heutige Trendsportarten für bestimmte Lebensstile und nicht für Disziplin, Leistung und Vernunft gestanden und weisen damit in ihrer Entwicklungsgeschichte erhebliche Parallelen zu den modernen Trendsportarten auf. In den Anfängen hatten auch hier sportliche Wettkämpfe und die daraus hervorgehenden Resultate eine untergeordnete Bedeutung. Die innerhalb der heutigen Trendsportarten aufzufindenden Entwicklungsmuster zeigen zahlreiche Gemeinsamkeiten und gleichen dem wirtschaftswissenschaftlichen Modell eines Produktlebenszyklusses. Ihre *Invention* geht fast immer mit der Entwicklung eines neuen Sportgeräts einher, wie beispielsweise beim Snowboarden mit der Erfindung des »Snurfers« durch Sherwin Poppen, den Jake Burton in den 1970er Jahren zum ersten Snowboard weiterentwickelt hat (vgl. Lamprecht, Murer & Stamm 2003, S. 36f.).

Dass Trendsportarten in ihrer *Entfaltungs- und Wachstumsphase* tatsächlich ihrem revolutionären Image gerecht werden, zeigt sich daran, dass die Sportler*innen in vielfältiger Hinsicht an der Ausübung ihres Sports gehindert werden. So zum Beispiel durch das Streuen von Nägeln auf Wanderwegen, um die Mountainbiker*innen zu stoppen, das Verbot der Nutzung von Bergbahnen für Snowboarder*innen oder des Skateboardens in den Innenstädten. Gerade deshalb haben die neuen Bewegungsformen eine große Anziehungskraft auf Jugendliche. Auch das Interesse der Medien an den neuen und andersartigen Jugendbewegungen steigt, was aber gleichzeitig zur Verwässerung des Trends führt, weil seine Zeichen und Umgangsformen der breiten Masse zugänglich werden. Die subkulturelle Identität geht verloren und häufig lösen sich auch die Konflikte bezüglich der Ausübung des Sports. Damit beginnt die Phase der Sättigung des Trends, wobei es einige Trendsportarten wie zum Beispiel das Snowboarden geschafft haben, sich zu beliebten und stark verbreiteten Sportarten zu etablieren (vgl. ebd., S. 39ff.).

In ihrer *Reife- und Diffusionsphase* bilden viele erfolgreiche Trendsportarten ein Wettkampfsystem aus und geraten zunehmend in einen Rationalisierungs- und Bürokratisierungsprozess hinein. Regelwerke werden geschaffen und auf nationaler sowie internationaler Ebene vereinheitlicht. Entsprechende Organisationen kümmern sich um die Einhaltung der Regeln und führen Wettkämpfe durch. Hierfür entstehen einerseits neue Organisationen, andererseits werden Trendsportarten auch in das Organisationssystem bereits bestehender Sportarten integriert, wie es zum Beispiel beim Inlineskaten und teilweise auch beim Snowboarden der Fall gewesen ist. So wird das Snowboarden im Olympischen Komitee

seit 1998 durch den internationalen Skiverband (FIS) vertreten, der seit 1996 auch entsprechende Weltmeisterschaften durchführt, obwohl die Snowboarder*innen mit der Gründung der International Snowboard Federation (ISF) 1991 von 1993 bis 1999 parallel eine eigene World Tour und Weltmeisterschaften durchführten (vgl. ebd., S. 41f.).

Damit entwickeln sich Trendsportarten – mit der notwendigen zeitlichen Verzögerung, die auch etablierte Sportarten ihrer Zeit gebraucht haben – in Richtung der »Normalsportarten«, unterscheiden sich jedoch Lamprecht, Murer und Stamm folgend in Bezug auf ihre Kommerzialisierung. Erst in den vergangenen vierzig Jahren gehen »Sport-Boom« und Sport- und Freizeitindustrie miteinander derart einher, was durch Wirtschaftsaufschwung, Anstieg von Freizeit und Wohlstandniveau erst ermöglicht beziehungsweise noch verstärkt wurde. Demnach sei es auch nicht verwunderlich, dass die meisten Trendsportarten ein neues und teures Sportgerät propagieren oder auf andere Weise mit der Fitness- oder Sportartikel-Industrie in Verbindung stehen, was sich an Sportbekleidung sowie den Kurs- und Freizeitangeboten der Fitnessstudios und der Freizeitindustrie zeigt. Darüber hinaus treten Firmen als Veranstalter und Sponsoren von Sportevents auf, was zentraler Bestandteil ihrer Marketingaktivitäten ist. Die Firma »Adidas« veranstaltete beispielsweise eine Serie von Streetball-Turnieren und domestizierte so das zuvor informell organisierte Straßen-Basketball, um das Sinken seines Marktanteils zu stoppen und sein Image aufzupolieren. Als die Marke zurück auf Erfolgskurs war, verabschiedete sie sich vom Streetball und es wurde wieder zu einer subkulturellen und informellen Variante des Basketballs. Darüber hinaus haben auch zahlreiche Firmen, die nicht zur Sport- und Freizeitindustrie gehören, das Potential des Trendsports für sich entdeckt. So gab es bei der Durchführung von Snowboardwettkämpfen nicht nur Konkurrenz um das richtige Sportverständnis, es rivalisierten auch zwei Mobiltelefonanbieter im Rahmen des Sponsorings der Veranstaltung von FIS (»Nokia Snowboard FIS World Cup 2000«) und ISF (»Motorola ISF World Pro Tour«). Die enge Verknüpfung von Trendsport und Wirtschaft sehen Lamprecht, Murer und Stamm ebenso in den bereits erwähnten »Firmenmannschaften«, die es fraglich erscheinen lassen, ob das von den Sportler*innen mit Stolz hervorgehobene Nicht-Vorhandensein von Nationalmannschaften tatsächlich für mehr Unabhängigkeit und Freiheit sorgt oder von den Sponsorenverträgen wieder eingeholt wird. Einerseits wird das Tragen einheitlicher Kleidung, wie zum Beispiel von der Schweizer Nationalmannschaft bei den Olympischen Spielen von Nagano 1998 als Uniformierung empfunden, andererseits scheint jedoch gegenüber den Werbe- und Firmenaufschriften auf Kleidung und Sportausrüstung kein Unbehagen zu bestehen. Bemerkenswert ist in diesem Kontext, dass gerade die Vorstellung eines neuen, postmodernen Sportverständnisses der Kolonialisierung Vorschub leistet. »Das heißt, je vehementer die Institutionalierungs- und Rationalisierungsprozesse verneint und die Unabhängigkeit und Freiheit der neuen Bewegungsformen betont wird, desto leichter vermag

sich die Logik von Geld und Macht durchzusetzen.« (Lamprecht, Murer & Stamm 2003, S. 47). Lamprecht, Murer und Stamm berufen sich bei ihrer Kritik auf Habermas (1981/85), der darin eine »Kolonialisierung von Lebenswelt« sieht (zit. n. ebd., S. 47), bei welcher Medien und Wirtschaft in Bereiche eindringen, die dadurch vom verständigungsorientierten Handeln abgekoppelt werden und durch die mediengezielte Interaktion kaputt gehen (vgl. Lamprecht, Murer & Stamm 2003, S. 44–47).

Die gegensätzliche Argumentation, die das alternative Sportverständnis des Trendsports betont, vertritt der französische Sportsoziologe Alain Loret in seinem Buch »Génération Glisse« (1996). In den »gleitenden Sportarten« sieht er eine völlig neue Bewegungskultur, die eine fundamental andere Vorstellung von Sport vertritt. Snowboarden, Skateboarden, Windsurfen oder Inlineskaten sind demnach nicht einfach als neue Sportarten zu verstehen, vielmehr sind diese Bewegungsformen als Gegenwelt zu begreifen. Mit dem Wort »Gleiten« ist das Sportverständnis und Bewegungserlebnis des sich Entziehens, frei und unabhängig Seins und des »Vorbeisausens« bereits beschrieben. Loret folgend werden Leistungsvergleiche, Disziplinierung, Anleitung und pädagogische Vereinnahmung von diesen Kulturen abgelehnt. Auch wenn es mitunter Strukturen gibt, sind diese jedoch flexibel und autonom. Von Loret werden diese Sportarten als eine Protestbewegung gegen Schule, Verein und Sportorganisationen verstanden. Zwar halten Lamprecht, Murer und Stamm Loret zugute, dass er das Selbstverständnis vieler Trendsportler*innen äußerst treffend und anschaulich darstelle, er jedoch das aus der Geschichte etablierter Sportarten zu Erkennende missachte (vgl. Lamprecht, Murer & Stamm 2003, S. 35).

Aus der Perspektive der vorliegenden Arbeit widersprechen sich die beiden Ansätze nicht, vielmehr zeigen sie einen bedeutenden Kontrast auf, den es bei der Betrachtung des Leistens inhaltlich und erkenntnistheoretisch zu berücksichtigen gilt. Die Ansätze Blicken mit ihrer je eigenen Perspektive auf das Feld und können einander – auch im Hinblick auf das Verständnis des Leistens – sinnvoll ergänzen. Ebenso vermag die nun folgende körpersociologische Betrachtungsweise weitere Details zum Handeln und Erleben im Feld des Trendsports offenzulegen.

1.4.2 Trendsport als leibliche Erfahrung und Lebensstil

Eine körpersociologische Sichtweise, wie sie insbesondere von Gugutzer (2004 & 2012)⁷ aufgezeigt wird, kann die bereits beschriebenen Perspektiven auf den Trendsport weiter ergänzen und zu einem noch tiefergehenden Verständnis der »spätmo-

7 Gugutzers Aufsatz von 2004 deckt sich mit dem Kapitel (3) »Ästhetische Verkörperung des Trendsports« in seiner Monographie »Verkörperungen des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen« von 2012. Lediglich ist in dem Aufsatz von 2004 ein zusätzliches Unterkapitel (1) zur »Zweiheit von Leib und Körper« vorangestellt.

dernen Bewegungspraktiken« beitragen. In den Fokus gerät aus dieser Sicht insbesondere die leibliche Erfahrung, welche eine zentrale Rolle für die beeindruckende Wirkung des Trendsports innehat.

Der Trendsport kennzeichnet sich demnach insbesondere durch sein »spätmodernes Verhältnis von Körper, Selbst und Gesellschaft« (Gugutzer 2004, S. 220, Herv. i. O.), mit dem er sich von traditionellen Sportarten unterscheidet. Aus dieser Perspektive sind die Formen und Erlebnisweisen der Selbstthematization ein entscheidendes Merkmal. Trendsportarten halten körperliche und bewegungsbezogene Möglichkeiten bereit, auf die Erzeugnisse der Differenzierungs-, Globalisierungs- und Individualisierungsprozesse durch kollektive und individuelle Selbstfindungsprozesse zu reagieren (vgl. ebd.).

Daraus ergibt sich die Bedeutung einer leibphänomenologischen Betrachtungsweise, die zunächst eine Präzisierung der Unterscheidung zwischen Leib und Körper voraussetzt. Plessner (1975) folgend sieht Gugutzer ein zweifaches – jedoch nicht dualistisches – Körperverhältnis. »Der Mensch *ist* sein Körper, und er *hat* seinen Körper. Sein und Haben sind zwei Weisen, in denen dem Menschen sein Körper gegeben ist. *Der menschliche Körper ist die Zweiheit von Sein und Haben.*« (Gugutzer 2004, S. 221, Herv. i. O.). Das Haben und Sein sind im Sinne einer untrennbaren Dualität miteinander Verbunden und wirken wechselseitig bedingt, wonach der Mensch durchgehend in dieser beziehungsweise als diese Zweiheit existiert. Dabei ist der Mensch einerseits zentrisch im Hier und Jetzt positioniert und kann andererseits exzentrisch zu seiner Umwelt in Gegenstandsstellung treten. Aufgrund der menschlichen Eigenart, seinen Körper zu haben, ist eine Umweltbeziehung möglich, bei welcher der Mensch aus sich selbst heraus und zu sich selbst in Distanz tritt. Daraus ergibt sich die Möglichkeit, den Körper sowohl bewusst expressiv oder instrumentell zu nutzen als auch über sich selbst zu reflektieren und sich damit in andere Zeit- und Raumkontexte zu denken. Während Plessner insbesondere der gegenständliche Körper und die Umweltbeziehungen (Körper haben) interessierten, hat Schmitz das Körpersein betrachtet. Hierbei geht es um die Innenwelt des Menschen mit ihrem Doppelaspekt von Seele und Erlebnis. Die aufgrund des Körperseins möglichen Hier-und-Jetzt-Erfahrungen sind leiblich-affektiv, weil wir die Gegenwart spüren. Da es der Leib ist, der erfährt und spürt, wurde der anthropologische Ausdruck »Körpersein« durch den phänomenologischen Begriff des »Leibes« ersetzt, weshalb man folglich auch von der »Zweiheit von Leib und Körper« spricht. Der Leibbegriff steht dabei für das passive Sich-Erleben, den spürenden Leib, und der Körperbegriff für den aktiv einsetzbaren Körper als Gegenstand (»Körperding«).

Die Zweiheit des Körpers ist dementsprechend vergleichbar mit der »Dualität der Struktur« nach Giddens (1992, zit. n. Gugutzer 2004, S. 222), mit der er die wechselseitige Durchdringung gesellschaftlicher Strukturen und individueller Handlungen beschreibt, die auch im Kontext dieser Arbeit (Kap. 1.3) bereits ausführlich betont wurden. Körperpraktiken und Körperwissen sind – im Sinne der

untrennbaren und wechselseitigen sich durchdringenden Einheit von Leib und Körper – durch das Spüren des eigenen Leibs geprägt. Gleichzeitig beeinflusst dieses Spüren die Ausführung körperlicher Praktiken sowie den Erwerb körperlichen Wissens. Demnach sind leibliche Erfahrungen gesellschaftlich-kulturell geprägt, weil die vom Spüren des eigenen Leibes geformten Körperpraktiken und das Körperwissen gesellschaftlich-kulturelle Produkte sind. Eine nicht nur den Körper betrachtende Sichtweise hat dementsprechend den Vorteil, zudem die leiblich-affektiven Erfahrungen von Sinnlichkeit und Emotionalität für das Individuum mit ihrer Bedeutung für die Sportpraxis in den Blick nehmen zu können. Hiermit wird die bisherige Betrachtung (Kap. 1.4.1) durch eine, insbesondere – aber nicht nur – in den Trendsportarten bedeutende, leibliche Perspektive der Selbsterfahrung vertieft (vgl. Gugutzer 2004, S. 219–223).

Auch Gugutzer betrachtet zunächst das Innovative an den Trendsportarten und auch ihm fällt auf – wie bereits in Anlehnung an Schwier beschrieben –, dass der

»Sieg/Niederlage-Code des traditionellen Wettkampfsports (vgl. hierzu Bette 1999; Schimank 1988) durch einen (sub)kulturellen, sich durch Virtuosität, Temporalität und Extremität auszeichnenden Bewegungscode sowie einen auf Spaß, Freiheit und Erlebnis abzielenden Motivationscode abgelöst« wird (Gugutzer 2004, S. 223).

Erneut findet sich hier der Verweis auf Loret (1996) und auch Gugutzer sieht die »gleitenden Sportarten« (2004, S. 223, Herv. i. O.) als »Metapher für die kulturelle Verfasstheit spätmoderner Gesellschaften« (Gugutzer 2004, S. 224). Unter Beruf auf Alkemeyer und Schmidt (vgl. 2003, zit. n. Gugutzer 2004, S. 224) wird das Aufbrechen der Geradlinigkeit, Eindeutigkeit und Zielstrebigkeit als wichtigste Merkmale des Trendsports in Abgrenzung zu traditionellen Sportarten und Gesellschaft gesehen. Dabei werden nicht die typischen und etablierten Bewegungsweisen wie Laufen oder Werfen, sondern das Fliegen, Gleiten, Springen und Schweben als Spiel mit der Schwerkraft und im Sinne eines Aufgebens von Halt vollführt. Mit diesem, den gesellschaftlichen Alltag umkehrenden, Verzicht auf Sicherheit und linearen Fortschritt begeben sich die Trendsportler*innen in einen Selbstfindungsprozess, in dem sie leiblichen Halt gewinnen. Die spürbare Selbstbestätigung erhalten sie durch die Körperthematization, die gleichzeitig eine Selbstthematization ist (vgl. Gugutzer 2004, S. 223ff.).

In der Aneignung und Ausgestaltung sieht Gugutzer weitere Abgrenzungskriterien zum traditionellen Sport. Im Vergleich zum vereins-sportlich organisierten (Wettkampf-)Sport, bei dem Trainer*innen einen großen Einfluss auf die Bewegungssozialisation haben, findet im Trendsport ein mimetisches Lernen im Rahmen kreativer und zumeist nicht im engeren Sinne als Training aufgefasster Aneignungsprozesse statt. Anstelle einer Reproduktion vorgegebener Bewegungs-

abläufe, welche als Fremddisziplinierung empfunden werden würden, tritt ein leiblich-körperlicher Nachvollzug der virtuoson Bewegungen. Ganz im Sinne einer sinnlich-spürenden Aneignung werden Bewegungen Anderer beobachtet und im Zuge des wiederholten Ausprobierens dem eigenen motorischen Empfinden angepasst, bis nach zahlreichen Versuchen der Bewegungsvollzug mit einem kreativen Eigenanteil versehen ins Bewegungsrepertoire des Lernenden übergeht. In diesem »Trial-and-Error-Prozess« ist das Fehlermachen auch deshalb ein wichtiger Faktor, weil das Erlernen der Bewegungstechniken mit der Aneignung bestimmter Verhaltensmuster zusammenfällt. Gugutzer folgend geht es nicht nur darum, den Trick zu beherrschen, sondern auch während des schwierigen Aneignungsprozesses *cool* auszusehen. Darüber hinaus wäre das sofortige Gelingen einer neuen Bewegung zumeist bereits ein Zeichen dafür, dass der Trick zu einfach ist. Im Kontext dieses eigenmächtigen und kreativen Lernens ergeben sich positive Einflüsse auf den Identitätsbildungsprozess, was durch den hohen Grad von Autonomie gegenüber der Erwachsenenwelt begründet ist (vgl. Gugutzer 2004, S. 225).

Mit der genaueren Betrachtung der ästhetischen Dimension des Trendsports werden die vorangegangenen Beschreibungen (Kap. 1.4.1) um einen wichtigen Aspekt erweitert, weil die ästhetischen Erfahrungen das Selbstthematisierungspotential hervorbringen. Über diese leiblich-affektiven Selbsterfahrungen schreibt Schwier in Anlehnung an Seel (vgl. 1993, S. 97, zit. n. Gugutzer 2004, S. 226), »dass das Ästhetische der eigentliche Sinn des Sports sei, da sich im Moment des Gelingens der Sinn im Tun verwirklicht und der gelehrige Körper für einen Augenblick zum quasi selbstständig agierenden Leib wird.« (Schwier 2000, S. 84f., zit. n. Gugutzer 2004, S. 226). Auch wenn dieses Gefühl von Perfektion bei Bewegungsausführungen ebenso in klassischen Sportarten hervorgerufen werden kann, halten Trendsportarten mit ihren Rotations- und Geschwindigkeitsgefühlen »Spürensmomente« anderer Qualität bereit. Perfektion muss hierbei als subjektives Empfinden von Stimmigkeit verstanden werden. Bei diesen ästhetischen Erfahrungen stellen sich – auch aufgrund der Anforderungen an die kinästhetischen Sinne der Aktiven – besondere Selbstwahrnehmungsmöglichkeiten und Gegenwartserfahrungen ein. In diesen Momenten wird die Trennung zwischen Körper und Leib als aufgehoben erfahren, worin ein zentrales handlungsleitendes Motiv zu sehen ist. Demzufolge können Trendsportarten als ästhetische Praxis (*aisthesis* (gr.) = Wahrnehmung) aufgefasst werden, weil die vollzogenen körperlichen Handlungen mit eigenleiblichen, sinnlich-spürenden Wahrnehmungen einhergehen und damit ästhetischen Praktiken entsprechen. Die aus dem »Körperhaben« – den bewegungskulturellen Praktiken – hervorgehenden leiblichen Erfahrungen (»Leibsein«) rufen bei den Trendsportler*innen demnach »intensiv spürbare Erlebnisse« (Gugutzer 2004, S. 227, Herv. i. O.) hervor. Trendsportarten lassen sich dementsprechend als Beispiel für die von Schulze (1992) bereits seit Ende der 1980er Jahre konstatierte »Ästhetisierung des Alltagslebens« ansehen (zit. n. Gugutzer 2004, S. 227, Herv. i. O.). Damit ist der

gesamtgesellschaftliche Trend in Richtung einer Orientierung am Schönen, an positiven Erlebnissen gemeint. Gleichzeitig wird die Lebensweise dabei mehr nach innen und an einer psychophysischen Semantik ausgerichtet (vgl. Gugutzer 2004, S. 226f.).

Im Zuge dieser Suche nach Erlebnissen findet aber auch eine permanente Steigerung der Erlebnisintensität statt. Es entwickelt sich eine »Erlebnisrationalität« (Schulze 1992, S. 35, zit. n. Gugutzer 2004, S. 227). So erscheint es auch logisch, wenn Trendsportler*innen auf die Frage nach ihren Motiven für die Ausübung entsprechender »Sportarten« mit der Freiheit der Bewegungen argumentieren. Im Vergleich zwischen Skifahrer*innen und Snowboarder*innen manifestiert sich diese beispielsweise bereits an dem Fehlen der »einschränkenden« Stöcke. Auch in tiefergehenden Beschreibungen des Gefühls des Snowboardens wird die von den sinnlichen Empfindungen ausgehende Faszination deutlich. Das Gleiten im »Powder« ermöglicht ein starkes Freiheitsgefühl, ebenso wie die Dynamik des »Carvens« und das Ungewissheitsgefühl des »Cliff-Jumps«. »Den Bewegungen des Körpers korrespondiert hier die Bewegtheit des Leibes, durch die das körperliche Handeln zu einem ästhetisch-leiblichen Erlebnis wird.« (Gugutzer 2004, S. 228, vgl. ebd.).

Auch wenn damit die bereits weiter oben in diesem Kapitel beschriebene Erlebnisorientierung der Trendsportler*innen noch deutlicher beschrieben ist, lässt sich erkennen, dass diese keineswegs die Steigerungslogik und Rationalisierung ablöst. Das zeigt sich auch an den Präsenzerfahrungen, die im Risiko- und Abenteuersport gesucht werden, jedoch nur dann gefunden werden können, wenn die Ziele ständig anspruchsvoller, extremer und wagnisreicher werden, weil die Erfahrungen bei einer Stagnation des Anspruchsniveaus nicht mit gleicher Intensität erlebt werden können. Damit sind auch diese Sportler*innen dem Leistungs- und Steigerungsimperativ (spät)moderner Gesellschaften ausgesetzt. Auch wenn entsprechende Untersuchungen zum Surfen (vgl. Stanger 1999, S. 267, zit. n. Gugutzer 2004, S. 229) beispielsweise zeigen, dass das Heraufsetzen des Risikolevels keine explizite Zielsetzung des Handelns ist, so erhöht sich das Risiko jedoch aufgrund der Suche nach »Thrill« stetig (Gugutzer 2004, S. 229, Herv. i. O.). Häufig werde dieser Kreislauf von den Sportler*innen auch mit dem Konsum von Drogen vergleichen, bei dem es ebenso zunehmend schwieriger wird das gewünschte Gefühl zu erreichen. Innerhalb der auf diese Weise möglichen flow-Erlebnisse, für die Herausforderung und Können in einem Balanceverhältnis stehen müssen, erfahren die Surfer*innen Gugutzer zufolge ihr »wahres« Ich. Sie erleben eine Selbsttranszendenz. Mit ihrer Verkörperung des Erhabenen machen die Surfer*innen »*leiblich-affektive Grenzerfahrungen*« (Gugutzer 2004, S. 230, Herv. i. O.), welche bei der Identitätsbildung eine bedeutende Rolle spielen, da sie das Selbst im tiefsten Inneren berühren oder sogar aufs Spiel setzen. Entsprechende selbstbestätigende Grenzsituationen bieten Leiberfahrungen der besonderen Art. Grenzerfahrungen, die Selbstvergewisserung, Selbstbestätigung und Stolz hervorbringen, können jedoch nicht nur im

Extremsport erlebt werden. Stellt die Situation eine persönliche Herausforderung dar, erleben auch die Skater*innen in der Miniramp entsprechendes (vgl. Gugutzer 2004, S. 227–230).

»Um ästhetische Erfahrungen handelt es sich hierbei – und hier scheinen sich Trendsportarten von traditionellen Sportarten zu unterscheiden –, insofern nicht so sehr das Handlungsergebnis, als vielmehr die Bewegung als solche die positive Selbsterfahrung auslöst. Der Vollzug der Bewegung ist wichtiger als die Realisierung eines externen Telos. Zugespielt gesagt stellt die Bewegung im Trendsport einen Selbstzweck dar, während sie in den meisten konventionellen Sportarten Mittel zum Zweck ist. Zwar geht es auch beim Aggressiv-Skating, Skate- oder Snowboarding um das Gelingen der Bewegung und stellt sich Befriedigung also auch durch die erfolgreiche Bewältigung der Bewegungsaufgabe ein, wie umgekehrt ein Mittelstreckenläufer selbstverständlich seinen Lauf genießen oder eine Rhythmische Sportgymnastin ihre Ausführungen positiv erleben mögen. Doch dürfte ein wichtiger Unterschied darin liegen, dass die Skater und Boarder ihre Körperkünste primär ausführen, um das Feeling des Gleitens, Drehens, Schwebens, Rollens, den Kick oder Thrill zu spüren, wohingegen der Läufer und die Gymnastin sich mindestens auch bewegen, um sich mit anderen zu messen und Siege zu erringen. Hinzu kommt, dass die Körperpraktiken dieser im Vergleich zu jenen deutlich stärker standardisiert und Disziplinierungen unterworfen sind. Wo Bewegungen hingegen wenig bis gar nicht kodifiziert sind, wo sie stattdessen kreativ entworfen, modifiziert und intensiviert werden, wie dies beim Großteil der Trendsportarten der Fall ist, dürfte auch die Wahrscheinlichkeit deutlich größer sein, körperliche Bewegungen als ästhetische Praxis zu erfahren, ein Aufgehen im Tun und damit sich selbst zu erleben.« (Gugutzer 2004, S. 230).

Durch das Handeln im Hier-und-Jetzt entsteht eine Sinnverdichtung auf die Gegenwart, die wiederum sehr positiv als »spürbare Selbstgewissheit« (Gugutzer 2004, S. 228, Herv. i. O.) erlebt wird. Dem Phänomen des »Risikosports« hat sich Karl-Heinrich Bette ausführlich gewidmet. Hier drängen sich entsprechende Präsenzerfahrungen in besonderer Weise auf, da ein Abdriften in Vergangenheit oder Zukunft die eigene Existenz gefährden kann. Eine absolute Konzentration auf die Gegenwart ist obligatorisch. Dieser Notwendigkeit wird eine entlastende Funktion in Bezug auf die in modernen Gesellschaften geforderte Zukunftsorientierung und Selbstreflexion zugesprochen, welche durch das konkrete Tun ersetzt wird. Der Sinn des Lebens ist auf den aktuellen Moment reduziert. In einer Welt der Sicherheitsorientierung, von Sekundärerfahrungen, Angstvermeidung, Bürokratie und Routine, Fremdbestimmung, Langeweile und Leere, in einer arbeitsteilig organisierten Gesellschaft, in der der Einzelne in komplexe Handlungsketten eingebunden ist, in der Massenmedien die Grenzen der eigenen Wirkungsmöglichkeiten vor Augen führen und Organisationen zwischen Individuum und Gesellschaft geschaltet sind, bietet der Risi-

kosport ein Gegengewicht. Den Sportler*innen ermöglicht er eine aktive und ganzheitliche Teilhabe, das Erleben von Selbstbestimmtheit, Freiheit und Bewältigungsgeschichten statt Krisen. Aus den Primärerfahrungen in der Natur, der Rückeroberung realer Räume, bei denen körperliche Wahrnehmungen der Kopfflastigkeit des Alltags entgegengesetzt werden, geht ein Lebendigkeitsgefühl hervor, das Gewissheitsgrundlagen liefert. Damit ist ein Angebot für individuelle und kollektive Sinnentwürfe gemacht, dass in einer Zeit des Wegbrechens traditioneller Sinninstanzen als Grund für die (insbesondere auch mediale) Popularität entsprechender Sport- und Bewegungsformen nicht nur von Bette gesehen wird. Die von Beck als »Bastelbiographie« beschriebene Pflicht zur Gestaltung des eigenen Lebens, weil Familie, Religion und Dorfgemeinschaft keinen Rahmen mehr bieten, stellt neben den sich neu ergebenden Freiheiten und Chancen eine große Herausforderung dar, auf die insbesondere durch ein Bedürfnis nach Selbstvergewisserung und den Aufbau von Sicherheiten anderer Art geantwortet wird. Gerade der Körper ist hier ein geeignetes Medium um Authentizität und Unmittelbarkeit zu erfahren. Insbesondere das Wagnis bietet hier paradoxerweise Halt (vgl. Bette 2003, S. 42–47, vgl. Gugutzer 2004, S. 226–230).

Auch wenn das Erleben im Trendsport eine zentrale Stellung einnimmt, »ist es keineswegs so, dass Leistung und Leistungssteigerung in Trendsportarten keine Rolle spielen.« (Gugutzer 2004, S. 230). Ebenso macht es für Gugutzer und Schwier »jedoch den Anschein, dass in den meisten Trendsportarten primär das eigene Können und nicht so sehr das Leistungsvermögen der anderen der Leistungsmaßstab ist, weshalb auch interne Ranglisten keine Rolle spielen« (Schwier, 1998a, S. 54 zit. n. Gugutzer 2004, S. 230). Inwiefern dieser Einschätzung zuzustimmen ist, bleibt im empirischen Teil der Arbeit zu klären, da insbesondere neue Medien hierzu »Zwischenlösungen« eröffnen.

Darüber hinaus weisen Trendsportarten ebenfalls zu den Geräten und Elementen, mit denen hier gearbeitet wird, einen intensiven leiblich-affektiven Bezug auf. Da sich die Beziehung zwischen Individuum, Ding und Element auf der Ebene des leiblichen Befindens ereignet, handelt es sich um eine »*leibliche Interaktion*« (Gugutzer 2004, S. 231, Herv. i. O.). Der von außen wahrnehmbare Körper ist davon zunächst unberührt. Entsprechend der einleitenden Darstellungen zur Leib-Körper-Thematik, steht der Mensch sowohl zu seiner sozialen als auch zu seiner materiellen Umwelt in einer wechselseitigen Beziehung. Neben der Interaktion mit anderen Menschen kann der Mensch ebenso mit Dingen, mit denen er*sie sich beispielsweise im Kontext seines sportlichen Handelns bewegt, auf der Ebene einer leiblich-affektiven Betroffenheit interagieren. Dass es sich dabei tatsächlich um Interaktion handelt und diese im Trendsport eine große Bedeutung hat, lässt sich Gugutzer zufolge – der sich dabei an Marlovits (2001) anlehnt – am Beispiel der Erwartung des Snowboards der Person gegenüber ablesen. Das »Snowboard-Ding« verweigert sich als Interaktionspartner, wenn die Benutzer*innen nicht entsprechende leib-

liche Fähigkeiten, körperliche Ausstattungen (z.B. Gleichgewichtssinn, Beweglichkeit, Kraft) sowie Schmerztoleranz mitbringen. Es ermöglicht jedoch dann durchdringende Fahrgefühle, wenn sich die Interaktionsteilnehmer*innen »vereinigen«. Über seinen Aufforderungscharakter hinaus, den auch Stuhl und Bett haben (vgl. Habermas 1999, S. 224, zit. n. Gugutzer 2004, S. 231), besitzt das Snowboard einen selektierend und sozial differenzierend wirkenden Anforderungs- und Anspruchscharakter, weshalb sein Gebrauch die Möglichkeit der Abgrenzung bereithält (vgl. Gugutzer 2004, S. 231).

Insgesamt fällt auf, dass Trendsportarten zumeist mit Hilfe innovativer Sportgeräte ausgeübt werden, zu denen die Sportler*innen eine emotionale »Ding-Person-Beziehung« aufbauen. Die »geliebten Objekte« (Habermas 1999, zit. n. Gugutzer 2004, S. 231) werden als Teil der eigenen Person erlebt, spielen dann eine wichtige Rolle für das Selbstgefühl und werden mit entsprechenden Gefühlen bedacht, als seien es Menschen. Dadurch werden flow-Erlebnisse ermöglicht, weil die Handlungen aufgrund der besonders stimmigen Verbindung mit dem »Ding« automatisiert und selbstverständlich ablaufen. Die Aufmerksamkeit kann komplett vom Sportgerät abgewendet und auf das aktuelle Tun gerichtet werden, weil das »Ding« in diesem Fall zum Leib gehört – beide eine Einheit bilden. Eine entsprechende »organische Verbindung« mit den körperlichen Fähigkeiten des*der Akteurs*in sehen auch Gebauer et al. (vgl. 2004, S. 74) und zitieren die erste Ausgabe der Zeitschrift »Inlineskating« (1997), in der Skaten aufgrund der Erweiterung des menschlichen Körpers durch Rollen als Evolutionsschritt aufgefasst wird – aus körpersoziologischer Perspektive müsste in beiden Fällen vom Leib gesprochen werden, da der Körper im Gegensatz zum Leib nicht über seine tatsächliche Begrenzung hinaus ausgedehnt werden kann.⁸ Genau diese von Schmitz (1992) als »Einleibung« (zit. n. Gugutzer 2004, S. 232) beschriebene Interaktion zwischen Ding (Sportgerät) und Mensch (Trendsportler*in) – also Leib – ereignet sich im Trendsport, wobei das Gefühl der Verschmelzung mit dem Gerät entsteht und den Raum für neue körper- und bewegungsgebundene Selbstverhältnisse eröffnet, die sich mit zunehmendem Können der Aktiven intensivieren (vgl. Gugutzer 2004, S. 230ff.).

Eine ebensolche leibliche Interaktion findet über das Medium der Dinge auch mit den Elementen statt. Besonders deutlich wird das bei den »Elementen« Wasser, Schnee und Wind. Deshalb verwundert es nicht, dass sich die Sportler*innen unmittelbar mit diesen verbunden fühlen. Das »Einssein mit der Natur« (Gugutzer 2004, S. 233) wird häufig auch als »stoked« (begeistert) sein beschrieben. Weiter oben wurde das Gefühl bereits mit dem »high« sein auf Drogen verglichen, wobei hier das leiblich-körperliche Naturerlebnis – das Bewegen in Verbindung mit ihr –

8 Darauf hat auch Merleau-Ponty (1966, S. 125f.) mit seinem Begriff des »Körperschemas« hingewiesen. Die »Situationsräumlichkeit« des Leibes verhält sich dabei als an die situationspezifische Aufgabe angepasst.

entsprechende Gefühle hervorruft. Innerhalb des Diskurses der Surfer*innen sprechen diese im Kontext ihrer leiblichen Erfahrungen mit der Natur, die ihnen leiblich-affektiv nahe gehen, auch von »ozeanischen Gefühlen« (Gugutzer 2004, S. 233, vgl. ebd.). Im Vergleich zu den Sporträumen der traditionellen Sportarten, die alle leistungsstörenden Größen abschalten, fürchten die Trendsportler*innen die leistungsverfälschenden Größen wie beispielsweise Wind nicht. Sie schätzen sie vielmehr als Überraschungen und Hindernisse. Die Fähigkeit, schnell und flexibel auf die sich ständig verändernde Natur reagieren zu können, bildet einen Kontrast zur vornehmlichen Fokussierung auf messbare Leistungen im klassischen Leistungs- und Wettkampfsport (vgl. Gebauer et al. 2004, S. 78 & 80).

Entsprechend des Trends, »Indoor-Sportarten« nach draußen zu verlagern, rufen auch Sand und Asphalt vergleichbares hervor. Das Medium Sand versinnbildlicht nicht nur ein entsprechendes Lebensgefühl, das mit Urlaub, Sommer und Freiheit verbunden wird, sondern ermöglicht ebenfalls ein sinnliches Gesamterlebnis. Die leibliche Interaktion mit dem urbanen Raum, durch die Einbettung des Sports in die städtische Alltagskultur, gestattet zeitgleich die Wahrnehmung der Stimmung des Ortes und hat somit einen sinnlichen Mehrwert im Vergleich zu Turnhalle oder Fitnessstudio. Gleichzeitig trägt der so ausgedrückte Lebensstil zur Lebendigkeit des öffentlichen Raumes bei. Im Sinne eines »Erlebens des Erlebens« (Bette 1999, S. 204) nehmen Aktive und Umwelt sich gegenseitig wahr – treten in leibliche Interaktion miteinander. Die unter dem Einfluss der Umwelt stehenden leiblichen Erfahrungen des Tuns als ästhetische Praktik ergeben sich, weil die Aktiven ihre materielle und soziale Umwelt eigenleiblich erleben und umgekehrt von dieser wahrgenommen werden (vgl. Gugutzer 2004, S. 233f.).

In diesem Zusammenhang ist es auch naheliegend, dass dem Körper in Trendsportarten mit ihrer Verfasstheit als Lebensstil eine besondere Bedeutung als Darstellungsmedium zukommt. Im bereits beschriebenen Sinne Goffmans wird der Körper dazu genutzt, der Umwelt den »richtigen« Eindruck vom eigenen Selbst zu vermitteln. Gugutzer beschreibt dies als »dramaturgischen Körper« (Gugutzer 2004, S. 234), der für Selbstdarstellungs- und Inszenierungszwecke genutzt wird. Dies geschieht stets passend zum jeweiligen Selbst- und Gruppenbild der Trendsportler*innen. Wird ein entsprechender Eindruck hervorgerufen, stärkt dies den eigenen Selbstwert. Dabei gehe es »nicht so sehr um die herkömmlichen Sportwerte Sieg und Niederlage, sondern wichtig ist primär das »persönliche Erleben einer spektakulär gelingenden Aktion. [...]« (Kolb 1997, S. 208)« (Gugutzer 2004, S. 235). In der spätmodernen Gesellschaft mit ihren zahlreichen Ungewissheiten sind derartige Identitätsangebote attraktiv und dienen sowohl der individuellen »Selbstvergewisserung« (ebd.) als auch der »kollektiven Selbsterfahrung« (ebd.).

In den Szenen – den posttraditionalen Formen der Vergemeinschaftung – wird der Lebensstil der Skater*innen, Surfer*innen oder Boarder*innen gelebt. Hier zeigt sich, dass es sich eher um bewegungskulturelle Sozialitäten als um

traditionelle (Vereins-)Sportgemeinschaften handelt (vgl. Hitzler & Niederbacher 2010, Gebauer et al. 2004). Die kulturellen Ausdrucksformen werden also, anders als im Vereinssport, nicht nur zeitweise ausgeübt oder präsent. Für die Anerkennung durch die Stilgemeinschaft – deren Mitglieder füreinander wechselseitig Darsteller und Publikum sind – ist demnach auch mehr als das Bewegungskönnen ausschlaggebend. Es zählen Erscheinungsbild und Interaktionskompetenz, die mit den Körperpraktiken zu einem Stil verschmelzen müssen. Daraus resultieren die »Entwicklung eines *kollektiven Selbstgefühls*« (Gugutzer 2004, S. 236, Herv. i. O.) und die Umwandlung von körperlichem in »*symbolisches Kapital*« (ebd., Herv. i. O.) – im Sine Bourdieus. Gleichzeitig wird auf diesem Weg die soziale Ordnung mit ihren »Bewegungsnormen, Körperbildern, Verhaltensregeln und stilistischen Werthaltungen« (ebd.) reproduziert. »Wer sich auf Skates oder unter dem Korb als Virtuose erweist, ohne dabei als ›Streber‹ zu gelten, kann darauf hoffen, von der Szene geachtet zu werden, und hat zugleich einen unverwechselbaren Beitrag zur Stabilisierung beziehungsweise Weiterentwicklung der jeweiligen subkulturellen Ausdrucksformen geleistet« (Schwier 1998, S. 54, zit. n. Gugutzer 2004, S. 236f., Herv. i. O.).

Darüber hinaus werden die »körperbezogenen Stilisierungspraktiken« als »*Distinktionsmittel*« (Gugutzer 2004, S. 237, Herv. i. O.) genutzt. Nur wer die sportiven Bewegungspraktiken als auch die szenetypischen Darstellungscodes (Kleidung, Gestik, Sprache) beherrscht, kann sich vom »Außen« abgrenzen und dazu gehören. Die »stilorientierten Selektionskriterien« (ebd.) können nur von den Szenemitgliedern gelesen werden, weshalb aufgrund der Körper- und Bewegungspraktiken Grenzen zum Publikum gezogen werden, welches sich immer nur einen Teil des szenetypischen Stils (wie beispielsweise Kleidung) aneignen kann (vgl. Gugutzer 2004, S. 234–237).

Gebauer et al. (2004) schreiben darüber hinaus der *Coolness* eine vergemeinschaftende Funktion innerhalb der Stilgemeinschaften zu. Im Sinne eines »Elitismus« grenzen sich die Szenemitglieder durch ihre *Coolness* vom »Gewöhnlichen« ab. Trabant (vgl. 2001, S. 168, zit. n. Gebauer et al. 2004, S. 124) folgend übernimmt *Coolness* die Bedeutung des Begriffs »Sprezzatura«, der zur frühen Neuzeit von Castiglione in die höfische Literatur eingeführt wurde. Er bezeichnet die Fähigkeit, anstrengendes mühelos und leicht aussehen zu lassen. Ursprünglich hat das Wort so viel wie ein »Nicht-Achten« auf die eigene Handlung bedeutet und wurde auch mit »Lässigkeit« übersetzt, was natürlich nur möglich ist, wenn die Handlung so gut beherrscht wird, dass sie völlig von selbst ablaufen kann. Die Kunst der »Sprezzatura« ist gleichzeitig sichtbar und unsichtbar, das ist ihre Besonderheit. Ihre Sichtbarkeit zeigt sich darin, dass sie geschätzt wird und als Beurteilungsgrundlage dient. Unsichtbar ist sie, weil sie nicht als Kunst vorgeführt wird, sondern eher ein natürlicher Besitz ist. Indem die Trendsportler*innen es zum Maßstab ihres Handelns machen, drücken sie ein »Besserein« aus. Damit gehen sie über ein

einfaches Distinktionsverhalten hinaus. Mit dem Vorführen von »Sprezzatura« sehen sich die Stilgemeinschaften als eine Auslese, die »höheres Wissen und Können auszeichnet und als »natürlich« verbürgt«, und damit gleichzeitig als Auslesende (Gebauer et al. 2004, S. 124, Herv. i. O.).

Den Außenstehenden wird dies zur Bewunderung angeboten. Dabei fällt auf, dass in allen Variationen des Stils *Coolness* die Sportlichkeit als vereinendes Merkmal heraussticht. *Coolness* hat sich darüber hinaus als Stil in viele andere Felder hineingetragen. Der Stil ist eine Körperformung und wird zur Grundlage von Wiedererkennung und sozialer Bewertung. »Obwohl die Bewertungsschemata des körperlichen Handelns historisch entstanden und wandelbar sind, haben sie eine erstaunliche geschichtliche Kontinuität und Verbreitung über die Kulturen.« (Gebauer et al. 2004, S. 130). Über Epochen und Kulturen hinweg wird ein »niedriger Stil« mit dem »Gewöhnlichen« gleichgesetzt und »hoher Stil« mit dem »Noblen« assoziiert. »Ein so aufgefasster Stil einer bewegungsästhetischen »Aristokratie« wird aufgrund virtuoser Könnerschaft erworben und bewundert.« (Gebauer et al. 2004, S. 130, Herv. i. O.). Wenn Goffman mit der »Rollendistanz« ein auf Halt verzichtendes, tänzerisches Verhalten beschreibt, ohne den Halt jedoch zu verlieren, kennzeichnet er damit genau diesen Stil. Dabei bemerkt er jedoch laut Gebauer nicht, dass diese nicht ohne das Beherrschen von »Sprezzatura« oder »Coolness« zu haben ist. Die Rollendistanz der Könnenden nimmt das Publikum als Distanzierung vom vorschriftsmäßigen Erfüllen gesellschaftlicher Anforderungen war – jedoch nicht als Distanzierung von der jeweiligen sozialen Rolle.

Was üblicherweise mit Bedacht ausgeführt wird, erscheint als »leichtfüßiger Tanz« (Gebauer et al. 2004, S. 130). Die Szenerie des Auftretens eines solchen »Helden« (ebd.) der mühelos und ohne Aufregung zu verbreiten atemberaubende Kunststücke in der Half-Pipe, am Kite oder auf der Rampe vorführt ist gemeinhin bekannt, weil jede*r die »Aura« der idealerweise vorbildlichen Person wahrnimmt und ihren perfekten Stil erkennt. Sie fungieren innerhalb der Gemeinschaften als Stilvorbild und stehen sofort im Mittelpunkt, nicht nur wenn sie in Erscheinung treten. Die sich daraus ergebende Machtverteilung unterscheidet sich von der Art und Weise, wie im Vereinssport offizielle Rangfolgen hergestellt werden – wobei sich die (fehlende) Zwischenschaltung von Wertungsrichter*innen als ein zentraler Unterschied herauslesen lässt:

»Die Athleten müssen ihre Rangplätze in Wettkämpfen erwerben und verteidigen. Das Leistungsprinzip bewertet die Resultate von Handeln und schreibt dieses der Person als Verdienst zu. Bei der Bewertung mit Hilfe von Stilprinzipien kommt es hingegen nicht in erster Linie auf das Ergebnis der Handlung, sondern auf die Form an. Alle Spieler bewundern das Stilvorbild und erwarten, dass sie selbst von Außenstehenden bewundert werden, weil sie fähig sind, ihren Stil zu verwirklichen. Ihre Zugehörigkeit zu einer Stil-»Aristokratie« führt zu einer Erhöhung ihres

Selbstverhältnisses, die Sichtbarkeit der Spiele demonstriert die Macht des Stils. So kommt es, dass der Triathlet, unabhängig von seiner Leistungshöhe, schon weil er Triathlet ist, Anerkennung verbuchen kann: weil er die drei Sportarten, die methodische Lebensführung, die sportliche Fachkenntnis, die Technologie, den Kleidungscode, kurz: weil er einen exzentrischen Stil beherrscht. Obwohl es in diesem Stil sowohl Elemente der Askese als auch des sinnlichen Genusses gibt, lässt er sich weder als protestantische noch als hedonistische Gesinnung ausweisen. Der ›aristokratische‹ Stil entsteht vielmehr aus dem Wunsch nach intensiver sinnlicher Erfahrung und stellt sich unter einen zivilisatorischen Selbstzwang, der eine scharfe Selbst- und Fremdbeobachtung ausbildet.« (Gebauer et al. 2004, S. 131f., Herv. i. O.)

Deshalb ist es auch möglich, dass Boarder*innen unabhängig von ihrem Leistungsniveau bereits Ansehen dafür erhalten, Boarder*innen zu sein – den exzentrischen Stil zu beherrschen. Die Stilvorbilder müssen im Gegensatz zu Vereinssportler*innen ihr »Besser-Sein« zwar darstellen, aber nicht in Leistungsvergleichen beweisen. Die Hoffnung der Mitglieder ihrer Stilgemeinschaft, dass etwas vom Glanz auf sie abfärbt, schütze sie dann auch vor ständigen Wettkämpfen und Leistungsmessungen (vgl. Gebauer et al. 2004, S. 124f. & 130ff.).

Die abschließende soziologische Deutung der Forschergruppe um Gebauer stellt den erhöhten Bedarf nach äußerlicher Differenzdarstellung auf der horizontalen Achse aufgrund des Endes der vertikalen Mobilität für eine neue Art von Elitismus in Rechnung. Die Körper- und Leibthematisierung, bei der Ästhetik und Stil in den Mittelpunkt gerückt werden, um die Zugehörigkeit zu dieser Elite beanspruchen zu können, schafft damit eine »Gemeinsamkeit der Haltungen im Inneren« (Gebauer et al. 2004, S. 132f.).

Gugutzer kommt indessen zu dem Schluss, dass sich in den Trendsportarten eine Entgegnung zu den von Elias beschriebenen körperlichen Fremdzwängen und Fremddisziplinierungen offenbart. Im Trendsport findet seiner Ansicht nach eine Körper- und Selbstthematisierung statt, was nicht gleichbedeutend mit einem Ende der Fremddisziplinierung sei. Die Sportler*innen erleben sich selbst als handlungsmächtig, was insbesondere mit Hilfe des Lernens durch leiblich-körperlichen Nachvollzug und das Ansprechen der kinästhetischen Sinne ermöglicht wird. Die Körpertechniken des Trendsports bieten demzufolge Möglichkeiten der individuellen und kollektiven Selbstfindung, da Fragen nach sozialer Zugehörigkeit und Identität beantwortet werden können. Abschließend weist Gugutzer darauf hin, dass der Trendsport aus der Perspektive des spürend-leiblichen Erfahrens weiter zu erforschen ist, was empirische Untersuchungen notwendig macht. (vgl. Gugutzer 2004, S. 237f.).

Die vorliegende Arbeit kann dazu einen Beitrag leisten und hat mit den bis hierher vorgenommenen hermeneutischen Untersuchungen einen Rahmen ge-

schaffen, der inhaltliche Klärung gebracht sowie Begrifflichkeiten geliefert und bisherige analytische Positionen dargestellt hat, die zum Verständnis des Leistens und des Trendsports dienen.

1.5 Anthropotechnische Aufklärung: Üben als Prinzip

Zum Abschluss der theoretischen Perspektiven auf die Kategorie Leistung soll die umfassende Betrachtung Peter Sloterdijks mit dem auffordernden Titel »Du musst dein Leben ändern« (2009), der Rilkes Sonett »Archaischer Torso Apollos« entlehnt ist, nicht unerwähnt bleiben. Wenn es eine Quintessenz aus der über siebenhundertseitigen Abhandlung geben kann, die es an dieser Stelle zu betrachten gilt, lässt sich diese wie folgt zusammenschmelzen: Der Mensch erzeugt sich im Üben (vgl. Sloterdijk 2009, S. 13).

Leistung zum Prinzip zu erklären bedeutet, es als eine grundlegende und zentrale Leit- und Bestimmungslinie menschlichen Handelns zu verstehen. »Wer Menschen sucht, wird Akrobaten finden.« – heißt es bei Sloterdijk (2009, S. 29). Mit dem Sinnbild der Akrobat*in ist Sloterdijks Sicht auf den Wesenskern des Menschen treffend zusammengefasst. Es ist das Streben nach neuen Höhen aus dem das übende Leben resultiert. Sloterdijk betrachtet den Menschen als Übenden. Durch dieses Üben wächst er über sich selbst hinaus. Es handelt sich um einen Selbstbildungsprozess, in dem das Tun auf die Individuen und die Kollektive zurückwirkt. Das sportliche Leisten spiegelt ebendieses Übungs- und Selbstbildungsprinzip wider. Die Leistung wirkt auf die Leistenden, der Sport auf die Sportler*innen. Leistung in den Mittelpunkt dieser Arbeit zu stellen, bedeutet insofern, die Perspektive Sloterdijks einzunehmen und den Blick auf das übende Leben zu richten. Während Sloterdijk eine Gesamtschau der Übungen vornimmt, fokussiert diese Arbeit auf den Bereich des Sports, und zugleich wird sich zeigen, inwiefern bereits in diesem Bereich ein umfassendes Menschsein konstituiert wird.

Im Sinne einer Wissenschaft vom Menschen versteht Sloterdijk das Üben als »Anthropotechnik«, als Technik des Menschseins. Den Ausgangspunkt nimmt sein Werk in der Kritik der Religion.

»Dem Märchen von der Rückkehr der Religion nach dem ›Scheitern‹ der europäischen Aufklärung muß eine schärfere Sicht auf die spirituellen Tatsachen entgegengestellt werden. Ich werde zeigen, dass eine Rückwendung zur Religion ebensowenig möglich ist wie eine Rückkehr der Religion – aus dem einfachen Grund, weil es keine ›Religion‹ und keine ›Religionen‹ gibt, sondern nur mißverständene spirituelle Übungssysteme [...]. Damit wird die leidige Unterscheidung zwischen ›wahrer Religion‹ und Aberglauben gegenstandslos. Es gibt nur mehr oder weniger ausbreitungsfähige, mehr oder weniger ausbreitungswürdige Übungssysteme-

me. Auch der falsche Gegensatz zwischen den Gläubigen und Ungläubigen entfällt und wird durch die Unterscheidung zwischen Praktizierenden und Ungeübten bzw. anders Übenden ersetzt.« (Sloterdijk 2009, S. 12, Herv. i. O.)

Das Wiederkehrende ist hingegen die »Einsicht in die immunitäre Verfassung des Menschenwesens« (ebd., S. 13), das in »symbolischen Immunsystemen und rituellen Hüllen existiert« (ebd.) und damit eine anthropologische Pointe hat. Marx und die Junghegelianer haben mit ihrer Ansicht, nach der sich der Mensch selbst erzeuge, den Blick bereits in genau diese Richtung gerichtet, lediglich habe ihr Fokus auf die Arbeit vernebelt, dass er dies durch sein »Leben in Übungen« tut (Sloterdijk 2009, S. 13, vgl. ebd.).

Mit seinem Vorhaben, die implizite in eine explizite, allgemeine Übungstheorie zu übersetzen, liefert Sloterdijk eine passgenaue Grundlegung für die hier vorgenommene Untersuchung, die ihren Fokus auf das Leistungshandeln des Menschen richtet und dabei zudem den Trendsport, die aktuellsten Übungen und Steigerungspraktiken, betrachtet (vgl. S. 17). Im Sinne der Ausweitung der Übungszone versteht Sloterdijk Übung wie folgt: »Als Übung definiere ich jede Operation, durch welche die Qualifikation des Handelnden zur nächsten Ausführung der gleichen Operation erhalten oder verbessert wird, sei sie als Übung deklariert oder nicht.« (Sloterdijk 2009, S. 14).

Der ethische Diskurs ist Sloterdijk zufolge in anthropotechnische Ausdrücke zu übersetzen, womit die modernen Kulturstudien bereits begonnen haben. Von der Selbsterzeugung des Menschen lässt sich nach Sloterdijk nur sprechen, insofern der Mensch als jener begriffen wird, der aus der Wiederholung entsteht. Beim späten Nietzsche sieht er einen Ansatz zu einer umfassenden Theorie des übenden Daseins – einer Lebensübungslehre (vgl. ebd., S. 13–17). Es geht Sloterdijk darum, explizit an den kumulativen Prozess der Aufklärung anzuknüpfen und das bisher implizite Übungswissen explizit zu machen (vgl. ebd., S. 17ff.). In einem ersten Schritt betrachtet Sloterdijk die Immunologie, nach der das Leben mit einer »autotherapeutischen« Dynamik ausgestattet ist, die eine biologische Ebene sowie sozio- und psycho-immunologische Praktiken beinhaltet (vgl. ebd., S. 20ff.).

An dieser Stelle können nur einige Gedanken dieses umfassenden Gangs der Explikation durch die Übungswelt herausgegriffen werden, die für die vorliegende Arbeit besonders interessant erscheinen. Und diese werden, wie die bisherigen einleitenden Absätze, verkürzt sein müssen. Nachdem Sloterdijk den Aufforderungscharakter von Rilkes Sonett als Aufriss genommen hat und damit ein Beispiel aus dem Bereich des künstlerisch-ästhetischen wählt, womit er die Form von Autorität heranzieht, die uns mit einer »nicht-repressiven« Form von »Rangdifferenz« konfrontiert, von der sich auch der*die Freiheitsliebende etwas sagen lasse (ebd., S. 37), geht er zur Darstellung von Nietzsches »Antikeprojekt« über. Rilkes Apollo verkörpert im Sinne eines *linguistic turns* bereits die Vertikalspannung, die zum zentralen

Thema der Abhandlung wird. Durch sein Sein wird die Statue zum selbst aussagen- den Objekt. Der Körper spricht für sich, weil seine Botschaft verstanden wird. Das privilegierte Ding verkörpert sein Sein und entgeht damit dem »Geschwätz« und der zunehmenden »Beliebigkeit«, es offeriert glaubwürdige Sinnerfahrungen, weil das Ding für sich selbst spricht (vgl. ebd., S. 38f.). Die Bedeutung des Körperlichen ähnelt der Dimension der leiblichen Erfahrung, die Gugutzer (2004 & 2012) mit Blick auf die »spätmodernen Bewegungspraktiken« herausstellt, mit dem Unterschied, dass Gugutzer stärker auf die Selbsterfahrungsdimension schaut und Sloterdijk die Wirkung des für sich selbst sprechenden Körpers betont.

Die Ausführungen zu Nietzsches »Antike-Projekt« beginnt Sloterdijk mit Blick auf den Sport.

»Der Ausdruck ›Spätrenaissance‹, den ich zur Charakterisierung des immer noch zu wenig verstandenen, nach 1900 aufgebrochenen Sportkultphänomens vorgeschlagen habe, erweist sich als hilfreich, wenn es darum geht, die Intervention Nietzsches inmitten der Diskurse der in den Modernismus umschlagenden Aufklärung zu datieren.« (Sloterdijk 2009, S. 52, Herv. i. O.)

Die Rezeption Nietzsches führt Sloterdijk zu einer Reflexion des Renaissancebegriffs, den er prozesstheoretisch fasst und diese als »Zeitalter der ›Wiedergeburt‹« versteht (ibd., S. 54, Herv. i. O.). Nietzsche habe sich jedoch noch nicht im Mittelpunkt einer derartigen Zeit verstanden, die dabei war »ihre bildungsbürgerliche Definition zu sprengen« (ibd.). An dieser Stelle, an der die Renaissance auf die breite Masse übergreifen wollte, musste sie sich als »Wiederkehr der antiken Massenkultur offenbaren« (ibd.). Die zentrale Frage dieser Epoche nach einer Lebensform nach oder neben der christlichen ist kein Randdiskurs gewesen. Sloterdijk wendet diese Frage konkret dahingehend, inwiefern diese Lebensreformen aus Mustern der Antike inspiriert sind – der griechischen, römischen und eventuell aus der ägyptischen und indischen. Damit beginnt Sloterdijk den Prozess der Umdatierung von Nietzsche, der durch eine »Ausweitung der Renaissance-Zone« nicht erledigt ist (ibd., S. 55). Sloterdijk schreibt Nietzsche das Anliegen zu, aus der Neuzeit auszubrechen. Es gehe ihm um eine »radikale Allochronie, eine prinzipielle Anderszeitigkeit inmitten der Gegenwart.« (ibd.). Anders als bisherige Umdatierungen, die Nietzsche in die Moderne oder Postmoderne einordnen, positioniert Sloterdijk Nietzsche in die Antike, beziehungsweise in die Neo-Antike, als einer »Wiederholung« der Antike in der Moderne (ibd.). Jedoch meine Nietzsche damit keine einfache oder inszenierte Wiederholung der Antike, weil diese keiner Wiederholung bedarf. Hingegen erzeugt sie sich selbst stets aus sich selbst heraus und kehrt wieder. Damit wird die oder das Antike anstatt zu einer Zeit der Kulturentwicklung zu einer »Art von dauernder Gegenwart, einer Tiefenzeit, eine Naturzeit des Seins, die unter dem gedächtnis- und Innovationstheater der

Kulturzeit weiterläuft.« (ebd., S. 56). Die Terminologie »Renaissance« trägt demnach, insofern damit die Idee bezeichnet ist, nach der die Europäer die Aufgabe haben, »Leben und Lebensformen nach und neben den christlichen Lebens- und Lebensformdefinitionen zu entwickeln.« (ebd., S. 56f.). Dementsprechend geht es Sloterdijk um »die Freilegung der Antike als Modus einer nicht-geschichtlichen, nicht-vorwärtsgerichteten, nicht-progressiven Zeit« (ebd., S. 57). Aus dieser Perspektive zusammengefasst, ist der Fortschritt eine Illusion und der Kreis hält die Linie zum Narren (vgl. ebd.).

Nietzsche möchte einen Ausbruch aus dem Schema Antike – Mittelalter – Neuzeit. Ihn beschäftigt die Frage, wie die »unglückliche Form des Lebensaufschubs, der Jenseitsorientierung und des Zerwürfnisses mit den säkularen Tatsachen« überwunden werden kann (ebd., S. 58). Sloterdijk sieht Nietzsche als »Entdecker der asketischen Kulturen« (ebd.), wobei »das Wort *áskesis* [...] im klassischen Griechischen schlicht ›Übung‹ oder ›Training‹ bedeutet.« (ebd., Herv. i. O.). Bei dieser Frage nach den »Daseinsstilen« oder »Kulturen« (ebd.) richtet sich der Blick auf die Gesunden und Kranken, wobei sich die Ersten durch Askesen steigern wollen und die Zweiten durch Askesen auf Vergeltung aus seien. Damit steht Nietzsche laut Sloterdijk am Anfang der modernen »Formen selbstbezüglichen Übens und Arbeitens an der eigenen vitalen Form« (ebd., S. 59). Für diese Übungen führt Sloterdijk den Ausdruck »Anthropotechniken« ein.

Weil Nietzsche sich in eine epochenübergreifende Antike einordnet, die »unter jeder mittelalterlichen und modernen Nichtantike, auch unter jeder Zukunft wartet« (ebd., S. 60), wird ihm eine externe Beobachtung möglich. Diese zeigt die Gesamtheit der Übungen, die unter den »Vertikalspannungen« stattfinden (ebd.). In seinem Hauptwerk »Zur Genealogie der Moral« beschreibt Nietzsche die kranken Askesen moralkritisch als beständige Tatsache der menschlichen Geschichte, die davon geprägt sind, dass sich die Menschen selbst wehtun und daran Vergnügen empfinden, worin sie von Religion und Priestertum geleitet werden. Sloterdijk folgend beherbergt der »asketische Stern« jedoch nicht nur die krankhaft Übenden, sondern all jene, die ihrem Leben unter »Anstrengungsprogrammen« Gestalt geben (ebd., S. 61). Üben muss als Leben und Überleben verstanden werden, das ohne »Wehleidigkeit« zu meistern ist – so der Anspruch Nietzsches (ebd., S. 62). Im Unterschied zu den pathologischen Asket*innen handeln Künstler*innen, Philosoph*innen, Krieger*innen und Athlet*innen unter ihren Lehrsätzen, weil sie diese als Weg zur optimalen Ausgestaltung sehen. Es geht Nietzsche darum, jene Übungen, die der Verbesserung dienen, von denen zu trennen, die von »Versagern, Böswilligen und Kranken« genutzt werden, um sich auf Podeste zu stellen, »Überlegenheitsgefühle« zu erzeugen und sich von ihrem eigenen »Kranksein und Scheitern abzulenken.« (ebd., S. 63). Die Asketologie schließt als allgemeine Übungstheorie alles ein und beschränkt sich nicht auf jene Anthropotechniken mit eindrucksvollen Ergebnissen, wobei Nietzsche die pathologischen Übungspro-

gramme ausführlicher betrachtet als die Gegenteiligen, worin sich laut Sloterdijk sein Interesse an der Selbstbehandlung ausdrücke (vgl. ebd., S. 64f.).

Der Sport steht damit für die »Entspiritualisierung der Askesen« und ist im 20. Jahrhundert zum zentralen Sinnbild von Leistung geworden (ebd., S. 65). Der Mensch verliert im humanistischen Zeitalter die Option, nicht möglichst viel aus sich zu machen. Der Unterschied zwischen jenen, die dieser Pflicht nachkommen und jenen, die dies nicht tun, wird immer deutlicher (vgl. ebd., S. 66).

»Daß der Grund der Ungleichheiten zwischen den Menschen in ihren Askesen liegen könnte – in der Verschiedenheit ihrer Stellungnahmen zu den Herausforderungen des übenden Lebens: dieser Gedanke ist in der Geschichte der Nachforschungen über die letzten Ursachen der Verschiedenheit zwischen Menschen nie formuliert worden.« (Sloterdijk 2009, S. 66)

Daraus folgt, laut Sloterdijk, dass sich Nietzsches Frage danach, »woran sich das Leben nach der Götterdämmerung noch orientieren« kann, mit dem Stichwort »Vitalität« beantwortet (ebd., S. 67). Sie selbst ist es, die den Unterschied ausmacht, und sie braucht keine überweltlichen Anziehungskräfte. Auch ohne Gott gibt es eine Vertikale, womit Nietzsche seine Aufgabe erfüllt hatte. Sloterdijk meint, dass Nietzsche die Erkenntnis seiner Fragen nach dem *Wohin* nicht nutzen konnte, nach der es gelte, die »Nebensachen ernst zu nehmen«, um die von der Hauptsache ausgehende Gefahr zu bremsen (ebd., S. 68). »Im Nebensächlichen höher zu steigen heißt dann in der Hauptsache voranzukommen.« (Sloterdijk 2009, S. 68).

Nach der Betrachtung einiger Exerzitien, wie dem »Pariser Buddhismus« und der Artistik Kafkas, gelangt Sloterdijk zu Pierre de Coubertins neu-olympischer Bewegung. Diese weist er in ihrer Stiftung als Kulturreligion aus, welche jedoch ihrem religiösen Modell entwachsen ist. Der neo-olympische Sport wird hingegen als die »umfassendste[n] Organisationsform für menschliches Anstrengungs- und Übungsverhalten« betitelt (ebd., S. 133). Sloterdijk nutzt auch diese Darstellungen, denen er jene zur Entwicklung der »Church of Scientology« als Gegenbeispiel zur Seite stellt, dazu, die Nicht-Existenz von Religion zu belegen. Die bislang als Religion missverstandenen Praktiken seien hingegen »anthropotechnische Übungssysteme und Regelwerke zur Selbstformung im inneren wie äußeren Verhalten« (ebd., S. 134). Das lateinische »religio« bedeutet nach seinem römischen Wortursprung wörtlich »Sorgfalt« (vgl. ebd., S. 140).

Als Quellen von de Coubertins Neo-Olympismus benennt Sloterdijk die Eurythmie Ruskins, die »Olympian Games« von Brookes, die in England seit Mitte des 19. Jahrhunderts stattfanden, sowie die Bayreuther Festspiele Wagners. Die 1889 in Paris abgehaltene Weltausstellung lieferte eine weitere Inspirationsquelle, womit die Globalisierung des Sports erklärt wird. De Coubertin hat dieser Sammlung seine »eigene[n] sozialtherapeutische[n] und pädagogische[n] Motive«

hinzugefügt (ebd., S. 142). Im 1894 abgehaltenen Kongress zur »Wiedereinsetzung der Olympischen Spiele« (ebd.) sind der vierjährige Turnus sowie die IOC-Präsidentschaft von de Coubertin auf Lebenszeit ebenso festgelegt worden wie zentrale Prinzipien, unter denen der Amateurismus das umstrittenste war. Er wurde 1976 abgeschafft. Der Enthusiasmus, der zum Programm des neuen Sportkults wurde, zeigte sich erstmals beim Einlauf des siegenden Marathonläufers – der neu gestifteten Disziplin – bei den ersten Spielen der Moderne in Athen. Sloterdijk beschreibt den emotionalen Ausnahmezustand im Stadion als Erscheinen der »Augenblicksgötter«, jene, »die keinen Beweis nötig haben, weil sie nur für die Dauer ihrer Manifestation existieren und nicht geglaubt, sondern erlebt werden« (ebd., S. 144). Die »Hierarchieumkehrung« verdeutlichte sich darin, dass der Gewinner von den Kronprinzen auf ihren Schultern vor den sich vom Thron erhobenen König getragen wurde, womit sinnbildlich die Macht auf den Sportler übersiedelte (ebd., S. 145). Dass der Schafshirte, der hier als Sieger geehrt wurde, kein explizites Training vollzogen haben dürfte, wertet Sloterdijk als Beleg dafür, dass »sich der größte Teil allen Übungsverhaltens in der Form von nicht-deklarierten Askesen vollzieht« (ebd., S. 145). Später expliziert Sloterdijk, dass implizit alle üben und dass der Mensch gar nicht nicht-üben kann – stets stelle er zumindest durch Wiederholung sicher, zu bleiben wie er ist (vgl. ebd., S. 643). Sloterdijk zeigt weiter, wie de Coubertin die Verknüpfung von Religion und Sport zu einer »Religion der Athleten« vorantreibt. Es geht dabei um die Herstellung des Ausnahmezustandes mit sportlichen Mitteln, womit der Weg zur Eventkultur eingeschlagen wird. Die Absicht de Coubertins sieht Sloterdijk darin, die Menschen zeitweise aus ihrem Alltag herauszuholen. Anders als de Coubertin geplant hatte, brachte der moderne Olympismus das Gegenteil einer Verbindung von Sport, Religion und Kunst hervor, wie sie in der Antike zu finden war. Hingegen etablierte sich eine »Organisation zur Stimulierung, Lenkung, Betrauung und Bewirtschaftung primär thymotischer (stolz- und ehrgeizhafter), an zweiter Stelle erotischer (gierhafter, libidinöser) Energien« (ebd., S. 148). Die Schaffung von Funktionen diente dazu, möglichst viele zu binden, was für die Funktionäre in doppelter Hinsicht lukrativ wurde. Der Sport bot von nun an einen Raum für die »Neu-Wichtigen« (ebd., S. 149), der sie mitunter, durch Spenden von Bewerberstädten, zugleich zu »Neu-Reichen« (ebd.) gemacht habe. Die Vereine wurden zur Grundlage des Wettkampfsports im Zeitalter der Wettbewerbswirtschaft. Die Funktionäre behielten den »Fairneßpathos« »*pro forma*« bei (ebd., Herv. i. O.), nicht ohne zu bemerken, dass die Idee keines religiösen Überbaus bedarf, vielmehr konnte der neue Kult nur ohne diesen bestehen. Es ging fortan darum, die Eventmaschine auszubauen und die Massenkultur zu bedienen. Die olympische Idee taugte nicht zur Angebotsreligion. »Zum Gipfeltreffen der Athleten entzaubert, wurde sie als Massen-Attraktor unwiderstehlich.« (ebd., S. 150). Ein aktiver Verrat an de Coubertins Idee, »einer religiösen Synthese aus Hellenismus und Modernismus«, war nicht notwendig, da sie schlichtweg vergessen wurde

(ebd.). Damit zeigt der Olympismus wie sich eine als Religion gedachte Bewegung auf ihre »anthropotechnische Basis, wie sie sich in einem System gestufter Übungen und diversifizierter Disziplinen verkörpert, integriert in einen Überbau aus hierarchisierten Verwaltungsakten, routinisierten Vereinsbeziehungen und professionalisierten Medienrepräsentationen« zurückbesinnen kann (ebd., S. 150f.). »Von den Strukturmerkmalen einer ausgebauten ›Religion‹ bleibt nichts zurück außer der Hierarchie der Funktionäre und einem System von Exerzitien, die ihrer säkularen Natur entsprechend Trainingseinheiten heißen.« (ebd., S. 151, Herv. i. O.).

Auf dem Weg zu einer »akrobatischen Ethik« (ebd., S. 171) beschreibt die Anthropotechnologie »den Menschen als das Wesen, das im Gehege der Disziplinen lebt, der unfreiwilligen wie der freiwilligen – auch Anarchismen und chronische Disziplinlosigkeiten sind aus dieser Sicht nichts anderes als Disziplinen in alternativen Gehegen« (ebd., S. 173). Das dauerhafte auf sich selbst Einwirken der Menschen spricht für eine entsprechende »Ausweitung der Übungszone« (ebd., S. 174), wie sie Sloterdijk propagiert. Dieses Rückwirken auf sich selbst, das an sich selber Arbeiten, bei dem der Mensch an sich selbst ein Exempel statuiert, hat laut Sloterdijk Übungscharakter – auch wenn dies selten in dieser Weise deklariert wird. Die explizit Üben machen die asketische Existenz sichtbar.

»Sie schaffen die selbstbezüglichen Verhältnisse, die den Einzelnen auf die Mitwirkung an seiner Subjektivierung verpflichten. Sie alle haben für uns in anthropologischen Fragen Autorität, gleich, ob sie Bauern, Arbeiter, Krieger, Schreiber, Yogi, Athleten, Rhetoren, Zirkuskünstler, Rhapsoden, Gelehrte, Instrumentalvirtuosen oder Modelle sind.« (Sloterdijk 2009, S. 175)

Im Folgenden geht es um das »Hinaufpflanzen«, nach dem ein einfaches Fortpflanzen nicht das evolutionäre Ziel sein könne (vgl. ebd., S. 176–179). Erneut werden die Anleihen hierfür bei Nietzsche gemacht, dessen *Zarathustra* mit seinen Denkanstößen zum Motiv des Kinderwunsches das »Hinauf« zum Sinn erklärt, wonach es gelte ein Kind zu erschaffen, »das mehr ist als die, die es schufen...« (Nietzsche 1883, zit. n. Sloterdijk 2009, S. 177). Der »Übermensch« ist ein artistisch-akrobatisches Projekt, nach dem es nicht um einfache Wiederholung gehen dürfe. Zur Disposition steht im Anschluss, was als »hinauf« zu verstehen ist, wie also die Horizontale von der Vertikalen zu unterscheiden ist, was demnach eine Leistung kennzeichnet und sie *über* eine andere stellt (vgl. ebd., S. 179). Sloterdijk stellt die Frage, wie Nietzsche im Unterschied zur bisherigen Tradition die Steigerung zum zentralen Wert erklärt. Nietzsche setzt dafür das Ende der Monarchien voraus, wobei das »Oben« als Anziehungspunkt bestehen bleibt. Jedoch wird dadurch die Frage nach dem Inhalt und den Kriterien des »Oben« virulent. Es gilt demnach ein Wesen zu finden, welches das Gewöhnliche überschreitet, um diese Lücke zu füllen. Dafür kommt laut

Sloterdijk nur der Akrobat⁹ in Frage. »Mit ihm hat vor langer Zeit die Unterwanderung des menschlichen durch das radikal Künstliche eingesetzt – könnte er die Figur sein, für die nun große Zeiten anbrechen?« (Sloterdijk 2009, S. 182). Zarathustras Begegnung mit einem Seiltänzer weist ihn auf die Dressur hin, die der Mensch Richtung »Übermensch« vollzieht und ihm das Hinaufschauen der Zuschauenden sichert. Er wird durch sein »gesteigertes Können und dessen Exposition in totaler Sichtbarkeit« (ebd., S. 183) zur Prominenz, einem »sehenswürdigen Menschen« und zum »Monstrum (von lateinisch *monere*, ein Mahnzeichen aufrichten)« (ebd., Herv. i. O.). Damit sichert Nietzsche die Möglichkeit der neuen Tatsachen, zu denen sich das Aufblicken auszahlt. Der »Übermensch« ist jener Artist, der die Blicke in die Dimension des oben zieht, in der er handelt. »Für ihn heißt Dasein – da oben sein.« (ebd., S. 184).

Nach einem Ausflug in die scheinbare Polarität von Natur und Kultur und den Darwinismus kommt Sloterdijk zu dem Schluss das »Über« auf die »wachsenden Unwahrscheinlichkeiten« und das Überleben zu beziehen (ebd., S. 187). Sofern der Mensch nicht in einer Endstufe stagniert, stabilisiert er die Unwahrscheinlichkeit seines Überlebens. »Nimmt man an, dass eine stabilisierte Unwahrscheinlichkeit umgehend zum Basislager weiterer Aufstiege wird, so hat man die Grundlagen zum Verständnis der evolutionären Drift in Richtung auf den Gipfel des *Mount Improbable* gewonnen.« (ebd., S. 187). Die Evolutionsbiologie und die »Artisten-Metaphysik« schlagen in die gleiche Kerbe. Sie betrachten mit Natur und Kultur zwei Phänomene desselben Spektrums, wobei die Schwelle zwischen beiden Phänomenen klein und irrelevant erscheint. Einzig könne die Kultur die Evolution beschleunigen, was die Natur nicht kann (vgl. ebd., S. 187f.).

»Beim Übergang von der genetischen zur symbolischen oder ›kulturellen‹ Evolution akzeleriert sich der Gestaltprozeß bis zu dem Punkt, an dem die Menschen auf Erscheinung des Neuen zu Lebzeiten aufmerksam werden. Von da an nehmen Menschen zu ihrer eigenen Innovationsfähigkeit Stellung – und zwar bis vor kurzem fast immer ablehnend.« (Sloterdijk 2009, S. 189, Herv. i. O.).

Anders als die Strukturen und Organisationen, die im Hinblick auf das Neue ihre Schwierigkeiten und Ängste haben, spricht Sloterdijk dem Menschen eine dem Neuen zugeneigte Haltung zu, was Kulturen vor einen Widerspruch stellt. Stabile Kulturen praktizieren deshalb eine Einverleibung des Neuen ins Alte, als wäre es immer schon da gewesen und als gehöre es zur eigenen Mitte. Damit werde das eindringende Neue unsichtbar gemacht. Die »Positivierung des Neuen« (ebd., S. 190) seit Mitte des 15. Jahrhunderts stellt demzufolge eine zentrale Veränderung im Wertesystem

9 Aufgrund der folgenden Zitate Sloterdijks wird hier und im Folgenden auf eine gendersensible Ausdrucksweise verzichtet.

dar, welche die Trendverschärfung, die Nietzsche unternimmt, erst ermöglicht (vgl. ebd., S. 191). Er verstärkt den »Kult des Neuen [...] zum Dogma der Innovation ohne Grenzen« (ebd.). Als er den *Mount Improbable* aus dem Nebel hervorscheinen sah, wurde ihm zugleich »die Relativität der Höhe bewußt.« (ebd.). Daraus resultiert, dass immer neue Aufgaben aus den Ergebnissen hervorgehen, um der Gewohnheit zu entgehen. Schöpfende überführen die erste Bewegung erneut in den Prozess. Lebensbejahung und Hinaufpflanzung heißt demzufolge, das Unwahrscheinliche noch weiter zu erhöhen und Hindernisse zu besiegen, um jede Generation zum Aufstieg um eine weitere Stufe zu bewegen. Die Steigerung muss dabei nach oben hin offen sein, weil das Gesteigerte aufgrund des kulturellen Prozesses nach kurzer Zeit als Normalität erscheint und dann bereits für die breite untrainierte Masse zugänglich ist, was zuvor den Wenigen vorbehalten war (vgl. ebd., S. 192ff.).

Sloterdijk sieht im Anspruch Nietzsches die »Asketik wieder vernatürlichen« (Nietzsche 1887 zit. n. ebd.) einen »generalisierten Akrobatismus« (ebd., S. 194). Sloterdijk betont, dass dieser Anspruch – auch für Philosoph*innen – impliziert, den Körper mitzunehmen, weil die Materie vom Geist bewegt wird. »Artistik ist die Somatisierung des Unwahrscheinlichen.« (ebd., S. 195). Sie übersteigt das Dagewesene. Die Akrobatik steht ihrem Wortursprung nach für die »Gegennatürlichkeit« des Gehens auf Zehenspitzen »(akro = hoch, zuoberst und *bainein* = gehen, schreiten)« (ebd.). Sloterdijk meint, dass sich der Extremsport aus ungeklärten Gründen von diesem Begriff zu distanzieren versucht, der sich von der Hochseil-Akrobatik auf andere Formen der Darbietung ausgeweitet hat (vgl. ebd., S. 199).

Bei einer Betrachtung der Ausdrücke der Vertikalität ist Nietzsches »Übermensch« nur ein »Über-Wort« neben dem freudschen »Über-Ich«, dem Darwinistischen »Überleben« und vieler weiterer im 19. und 20. Jahrhundert geschöpfter Wörter. Sloterdijk macht deutlich, dass das Christentum als Ursprung des Begriffs »Übermensch« auszumachen ist, was Nietzsche laut Sloterdijk nicht zu bemerken schien (vgl. ebd., S. 202ff.).

Nach weiteren Ausflügen in die psychologischen Dimensionen und Theorien des Leistens beschäftigt sich Sloterdijk mit dem Ursprung des Leistungsbegriffs, dem Leistungswort, »*sophronein*« (ebd., S. 272, Herv. i. O.), wobei es um verständig sein geht. Um die Bedeutung des Wortes zu verdeutlichen, geht Sloterdijk auf seine Entwicklung ein, die im Zusammenhang mit dem Verhältnis von Denken und Wachen, der Aufspaltung von Teilbedeutungen, sowie der Seinsvergessenheit steht.

Sloterdijk beginnt seine Ausführungen bei Heraklit, bei dem die Leidenschaften und die Gewohnheiten noch zu einer Kategorie gehören. Obwohl von »*paideia*« noch nicht gesprochen werden könne, taucht hier bereits der Gedanke auf, dass es »im Prinzip allen Menschen [...] gegeben wäre, sich selbst zu erkennen und verständig zu sein« (ebd., S. 270). Hier sind, im Gegensatz zur gegenwärtigen Rationalitätskultur, auch das »Wachsein, das Verständigsein und das Horchen auf den Logos« (ebd.) zusammengehörig, anstatt es auf verschiedene Disziplinen aufzuteilen.

Es wird vermutet, dass die damalige Gleichsetzung von Wachen und Denken mit der Bedeutung der nächtlichen Himmelbeobachtung zusammenhängen könnte, die zur geistigen Nachtarbeit einlud. »Das mit dem Denken vereinte Wachen« (ebd., S. 171) wird als die bedeutendste Askese der Philosophie der ersten Stunde bezeichnet. Sie ist daher »pure Disziplin«, weil sie als »wachendes Denken« eine »Akrobatik der Schlaflosigkeit« ist (ebd.). Sie bringt »den Denker mit dem immerwachen Logos« zusammen (ebd.). Es heißt dazu, dass die »Schlafbefangenen«, die in ihren Eigenwelten verbleiben, nicht verstehen, wenn die »Nichtschläfer« zu ihnen über den durch alles wirkenden Logos sprechen, obwohl auch sie in das Eine eingetaucht sind (ebd.).

Heidegger versuchte das »Philosophieren in den ›vorsokratischen‹ Zustand zurückzusetzen, in dem vorübergehend eine Einheit von Wachen und Denken möglich gewesen war« (ebd., S. 272, Herv. i. O.). In dieser Begriffsentwicklung ist die Abspaltung und Zerlegung in Teilbedeutungen zu sehen. In einem schon vor 2500 Jahren schnell voranschreitenden Prozess erstarrten immer mehr Verben in Substantiven, was Sloterdijk als Anzeichen der »›Seinsvergessenheit‹« deutet (ebd., Herv. i. O.).

»Insbesondere verlor das archaische Verbum *sophronein*, verständig sein, das eleganteste Leistungswort der alten Welt, bei seiner Gerinnung zu dem Substantiv *sophrósyne*, das die Tugend der Besonnenheit inmitten einer Gruppe anderer Tugenden bezeichnet, seine durchdringende Energie und intime Appellwirkung.« (Sloterdijk 2009, S. 272, Herv. i. O.)

Statt der Betrachtung von Ereignissen fokussieren die neuen Begriffe auf ihr eigens Konstruiert-Sein. Daraus ergibt sich auf tieferer Ebene der Unterschied zwischen dem Denken des »Ostens« und des »Westens«. Während Letzterer ein »Denken ohne Wachen« (ebd., S. 272) kultivierte und sich dem Primat der Wissenschaft verschrieb, gelte im Erstgenannten ein »Wachen ohne Wissenschaft« als Ideal, bei dem es um »Erleuchtungen ohne begriffliche Präzisierungen« gehe (ebd., S. 273). Heideggers Ansinnen resultierte in einem »Konzept von ›Denken‹, das deutlich näher beim meditierenden Wachen als bei der Konstruktion oder Dekonstruktion von Diskursen lag« (ebd., Herv. i. O.). Das aus Sloterdijks Sicht bestehenbleibende Ziel, zu dem Heidegger aufgebrochen war, der Umwandlung der Bewusstseinsphilosophie in eine »welthaltige Wachheitsphilosophie«, ist es, das Denken in eine »Wachheitsübung ohne Rückschritte hinter das Niveau der modernen Rationalitätskultur« zu vollziehen (ebd.). Da Heidegger dieses Ziel nicht erreicht habe, sei die Philosophie des 20. Jahrhunderts an diesem Anspruch gescheitert, weshalb sie zahlreiche Schützlinge an die Psychotherapie verloren habe, die umsetzbare Varianten des infrage stehenden Verhältnisses von Wissen und Wachheit entwickelt hat. Die Möglichkeit der Wiederherstellung der Verbindung von Wachen und Denken hat nach Heideg-

ger insbesondere Foucault aufgenommen, bei dem Sloterdijk, zusammen mit jenem Werk von Carl Friedrich von Weizsäcker über *Zeit und Wissen*, die gelungenste Annäherung an dieses Ziel sieht (vgl. ebd., S. 270–275).

Der Gang der anthropologischen Aufklärung, den Sloterdijk nachzeichnet, und in die Anthropotechnik übersetzt, geht weiter über eine Betrachtung der Lehrenden der »Übertreibungskunst« (ebd., S. 424) und des »Sich-Operieren-Lassen« entgegen eines »Sich-Operieren« (ebd., S. 589) bis hin zur »Verdopplung des Menschen in Androiden und ihre menschlichen Beobachter« (ebd., S. 564). Sloterdijk sieht die Anfänge der »artifiziellen Menschenformung« (ebd., S. 563) bereits im 18. Jahrhundert bei Comenius, der die Schule als »Maschine« für »vollendete Reproduktionen« (ebd.) gesehen habe. Sloterdijk deutet die Moderne als hyper-verschult und sieht eine Verzahnung der Disziplinen über die Teilsysteme hinweg (vgl. ebd., S. 567). An dieser Stelle macht Sloterdijk deutlich, dass Plessners »exzentrische Positionalität« (ebd., S. 564) mehr ist als ein triviales Sich-(Hinein)-Versetzen in Andere, ihren Standpunkt und ihre Perspektive oder ein »Aus-sich-heraus-Treten« (ebd.). Die Möglichkeit zur »Herstellung von Menschenautomaten« rufe schockbedingt das »Exzentrik-Bewußtsein der Modernen« hervor (ebd.). Aufgrund des Aufkommens des »androidischen Es« als »Beseelung« und Entmystifizierung des menschlichen Daseins drohe dem »menschlichen Ich« die »Entseelung« (ebd., S. 566). Schlussendlich führt Sloterdijks Auseinandersetzung zur Frage nach der Unterscheidung von Übungen und Fehlübungen, wobei die Trennlinie an der Wiederholung verläuft (vgl. ebd., S. 639).

Der Blick der vorliegenden Arbeit auf den *Trendsport* rückt ebjenene Anthropotechniken, die versuchen, sich der Wiederholung zu widersetzen, in den Aufmerksamkeitshorizont und greift damit Sloterdijks Perspektive auf. Die wahren Pioniere des Gebiets erproben sich darin, das Unwahrscheinliche zu erreichen und setzen, ähnlich wie Gebauer (1972), der das Abweichen von sozialen Standards in den Fokus seines Leistungsbegriffes rückt, die Überbietung des Etablierten zum Ziel. Zugleich ist klar, dass mit der methodologischen Ausrichtung der empirischen Arbeit auf die Perspektiven der einzelnen Akteur*innen im Sinne der Grounded Theory Methodologie andersartige Einblicke in das leistende Tun zustande kommen, als es die gelehrte Gesamtschau Sloterdijks über die Übungsgeschichte aus anthropotechnischer Sicht ermöglicht hat. Die von Sloterdijk eröffnete Perspektive der Selbsterzeugung im Üben entwickelt ihre Tragweite für das Verständnis und die Betrachtung des sportlichen Leistens vor allem aufgrund des entstehenden Weitblicks auf die Frage nach dem Wesen des Menschen und seiner Kultur. Zugleich haben sich in der Auseinandersetzung mit dem gehaltvollen Werk weitere Konkretisierungen des Leistungsverständnisses gefunden, welche von der Selbsterzeugung über einen weiteren Blick auf den Olympismus, die Aufklärung, die Kultur der Moderne als Neo-Antike bis zurück zum archaischen Verständigsein reicht.

Sloterdijks Werk über die Anthropotechniken ist für die Betrachtung des sportlichen Leistens in vielerlei Hinsicht relevant. Ihr technisches Merkmal ist die »Meisterung des Verfahrens, das in diskreten, expliziten und kontrollierten Schritten das gewünschte Ergebnis erbringt« (ebd., S. 542). Für die vorliegende Arbeit ist abschließend der von Sloterdijk als »relative Freiwilligkeit des Leidens an der Disziplin« (ebd., S. 570) beschriebene Charakter der Anthropotechniken zu betonen. In Künstler*innen sieht er mit foucaultscher Perspektive weniger den »Fall von »Disziplinarmacht« (ebd., Herv. i. O.), sondern vielmehr Passionen. Dementsprechend ist die neuzeitliche Kunstgeschichte nicht allein als Werks-, sondern als Übungs- und Passionsgeschichte zu verstehen (vgl. ebd., S. 571f.). Dies inkludiert ebenfalls die Betrachtung der Entdisziplinierung, die als Teil der Entstehung hoher Kunst ebenfalls als angewandte Askese zu betrachten ist. Es geht damit explizit um die technische Frage nach dem Entstehungsprozess und weniger um das Werk als Ergebnis.

Mit dieser Perspektive und der Frage nach der Entdisziplinierung ist erneut die Parallele zum Trendsport aufgemacht, der mitunter gängige Leistungsweisen kontrariert, was nicht die Bedeutung des Leistens in Frage stellt, sondern vielmehr die Frage nach der Ausgestaltung desselben aufwirft. Ebenfalls geht die vorliegende Arbeit die Ausrichtung des Fokus auf den Prozess mit, anstatt auf die Werke und Ergebnisse zu schauen. Indem das *Prinzip Leistung* in den Blick genommen wird, geht es um *Facetten*, zugrundeliegende *Handlungsstrategien und Deutungsmuster* der Akteur*innen. Die Leistung wird nicht auf das Ergebnis oder einen engen Erfolgsbegriff reduziert. Vielmehr wird das Augenmerk auf den Prozess des Leistens, die Anthropotechniken, gerichtet, um sich von dort aus an die Frage nach dem *Verständnis von Leistung* anzunähern. Es wird im Analyseteil dieser Arbeit demzufolge an erster Stelle um das *leistende Tun* gehen, darum, *wie* dieses *gestaltet* wird und unter welchen *Bedingungen* und in welchen *Kontexten* dies geschieht, sowie darum, *was* daran für die Akteur*innen besonders *relevant* und *sinnstiftend* ist. Dementsprechend geraten die interkategorialen *Zusammenhänge* des sportlichen Leistens in den Aufmerksamkeitshorizont, wie beispielsweise jener von Gesundheit und Leistung oder Gemeinschaft und Leistung. Gerade in diesem Zusammenspiel werden die *Bedeutungen* angenommen, die das Leisten für die Leistenden hat. Auf diese Weise geraten – auch im Sinne von Sport als Kunst – *vielfältige Perspektiven des Steigerns* in den Blick. Dieses wird ganz im Sinne Sloterdijks als Prozess der *Selbstbildung* und des *über sich Hinauswachsens* betrachtet.

2 Grounded Theory als Methodologie

In den Sozialwissenschaften hat sich die Methodologie der Grounded Theory als Verfahren einer empirisch begründeten Theoriebildung etabliert. Zu bedenken ist jedoch, dass es sich im Bereich der qualitativen Sozialforschung zwar nominell um den am weitesten verbreiteten Forschungsstil handelt, bei genauerem Hinsehen jedoch zwei Einschränkungen zu erkennen sind, die bereits einen Ausblick auf das in diesem Kapitel Darzulegende geben. Einerseits lässt sich unter dieser Methodologie kaum ein einheitliches Verfahren im Sinne *einer* Grounded Theory Methodologie¹ fassen, auch weil diese ständig weiterentwickelt wurde. Andererseits können viele der als auf der Grounded Theory Methodologie basierend deklarierten Forschungsarbeiten diesen Anspruch nicht einhalten, was insbesondere daran liegt, dass zentrale Prinzipien wie die Zirkularität und das damit einhergehende theoretische Sampling nicht angewendet werden und sich stattdessen *nur* der Analyseverfahren der Grounded Theory Methodologie bedient wird (vgl. Strübing 2008b, S. 280f. & 307f.).

Hieraus ergibt sich bereits die spezifische Bedeutung, die einer methodologischen Klärung der Konzeption und Durchführung der Untersuchung sowie der erkenntnistheoretischen Hintergründe dieser Arbeit mit dem Forschungsstil der Grounded Theory Methodologie zukommen. Zwar kann im Zuge der beschriebenen Verbreitung der Grounded Theory Methodologie davon ausgegangen werden, dass die wesentlichen Implikationen und Verfahrensweisen als bekannt vorausgesetzt werden können, jedoch ist es notwendig und üblich, sich an dieser Stelle im Rahmen des angedeuteten Spektrums zu verorten und die konkrete Durchführung der eigenen Forschung nachvollziehbar zu machen.

1 Die Grounded Theory geht als Methodologie mit einem erkenntnistheoretischen Modell einher, welches bestimmte Methoden zur Datengenerierung impliziert und ebenso Verfahrensweisen zur Datenauswertung und Theoriebildung bereitstellt. Da diese Verfahren darauf abzielen eine *Grounded Theory* zu entwickeln, wird hier zur begrifflichen Präzisierung von Grounded Theory Methodologie gesprochen, wenn die Verfahren und nicht das Ergebnis gemeint sind. Diese begriffliche Unterscheidungsnotwendigkeit ergibt sich aufgrund der Übersetzungsproblematik.

Um der Zielsetzung dieser Arbeit – der *Generierung von Ansatzpunkten einer Theorie des Leistens im Trendsport* – gerecht zu werden, bietet der Forschungsstil der Grounded Theory Methodologie den erforderlichen Rahmen, weil Glaser und Strauss

»[...] explizit mit dem Anspruch angetreten [sind], ein empirisches Verfahren zu entwickeln, das in Abgrenzung zu deskriptiven Verfahren ausdrücklich auf Theoriebildung abzielt und dabei – gegen hypothetiko-deduktive Methoden – für sich beansprucht, die entstehende Theorie in besonders nachhaltiger Weise in der Empirie zu verankern.« (Strübing 2008b, S. 280)

Die Potentiale der Verfahrensweisen der Grounded Theory Methodologie für eine *differenzierte Bestimmung des Leistungsprinzips im (Trend)Sport* liegen insbesondere im zentralen Prinzip des ständigen, systematischen und theoriegeleiteten Vergleichs. Weil bei der Analysearbeit Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen verschiedenen Phänomenen sichtbar werden und Vergleiche auf allen Ebenen vorgenommen werden, kann das Leistungsprinzip in Bezug auf seine Ausgestaltung in unterschiedlichen Kontexten des ohnehin heterogenen Felds von Sport und Bewegung untersucht werden. Darüber hinaus begründet sich die Wahl der Grounded Theory Methodologie durch die Beschaffenheit des Gegenstandsbereichs. Dieser ist, wie für die Sozialwissenschaften typisch, »durch partielle Ordnungen bzw. ›Strukturen begrenzter Reichweite‹ gekennzeichnet« (Kelle 2008b, S. 312, Herv. i. O.). Vor dem Hintergrund des Erkenntnisinteresses ist der Gegenstandsbereich und die Fragestellung nur mit einem qualitativen Forschungsstil angemessen zu bearbeiten, weil sie das hypothetiko-deduktive Modell des Erkenntnisgewinns überfordern (vgl. ebd., S. 322).

Eine besondere Beachtung soll im Rahmen der Darlegung erkenntnistheoretischer Implikationen der empirisch begründeten Theoriebildung mit der Grounded Theory Methodologie² (Kap. 2.1) der Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von

2 Die zweite der beiden Methodologien qualitativer Sozialforschung, die explizit eine abduktive Forschungsstrategie beschreibt und die Theorie in den Daten begründen will, ist die »Analytische Induktion« von Lindesmith und Cressey (vgl. Kelle 1994, S. 243). Die Integration beider Ansätze ist durchaus möglich (vgl. Kelle 1994, S. 181f. & Kap. 15). Für die vorliegende Untersuchung wird die Grounded Theory Methodologie der Analytischen Induktion aus den folgenden Gründen vorgezogen: Es müsste für eine Orientierung an der Analytischen Induktion erstens bereits eine Theorie mittlerer Reichweite über den Gegenstandsbereich vorliegen, anhand der eine vorläufige Hypothese formuliert werden kann, welche dann durch das Datenmaterial verändert werden kann. Für das Untersuchungsfeld dieser Arbeit liegt eine derartige Theorie jedoch nicht vor. Zweitens wurden zum Vorgehen der Analytischen Induktion keine »verallgemeinerten methodologischen Leitlinien« entwickelt, welche die Anwendung der Methode anleiten könnten (Kelle 1994, S. 281). Demnach müsste auch bei der Orientierung an dieser Methodologie auf die Verfahrensweisen der Grounded Theory Methodologie zurückgegriffen werden. Davon abgesehen konnte die Strategie, deduktiv formulierte Theorien zum Ausgangspunkt der Theoriebildung zu machen, im Vergleich zur von der Groun-

Theorie und Empirie geschenkt werden (Kap. 2.1.1), welches gerade in der Historie der Grounded Theory Methodologie einen zentralen und wiederkehrenden Diskussionspunkt, nicht nur ihrer Begründer, darstellt.

Bei einer Forschungsarbeit, die sich neben der soziologischen Ausrichtung, in einer explizit handlungsorientierten Disziplin wie der Sportpädagogik ansiedelt, schließt darüber hinaus die Frage nach dem Verhältnis von Theorie und Praxis an. Der Anspruch der Sportpädagogik, Orientierungswissen für die Praxis bereitzustellen, wirft die Frage danach auf, wie ein solches Orientierungswissen aussehen kann und wie dieses konkret im Kontext der vorliegenden qualitativen Forschungsarbeit mit der Grounded Theory Methodologie beschaffen sein sollte oder kann. Vor dem Hintergrund der primären Zielsetzung dieser Arbeit, Ansatzpunkte von Theorie zu generieren, erscheint die sekundäre Absicht, gleichzeitig Orientierungswissen für die Praxis zu produzieren, zunächst widersprüchlich. Wie Theorie und Praxis im Verhältnis zueinanderstehen, wird deshalb in Kap. 2.1.2 thematisiert und anschließend als Orientierungswissen für die eigene Praxis der Theoriebildung bereitstellen.

Neben der Darstellung der in dieser Arbeit für die Datengenerierung angewandten Methode des Leitfadeninterviews, ist es aus forschungsmethodologischer Sicht wichtig, die Auswahl der Interviewpartner*innen nachvollziehbar zu machen. Das hierfür genutzte Prinzip des theoretischen Samplings sieht dafür die Begründung der Datengenerierung aus der sich entwickelnden Theorie vor (Kap. 2.2.1). Abschließend wird erläutert, wie mit den Methoden des Kodierens und Kategorisierens in einem zirkulären Prozess aus dem empirischen Material Ansatzpunkte von Theorie generiert worden sind (Kap. 2.2.2).

Darüber hinaus spielt im Rahmen der nun folgenden erkenntnistheoretischen Auseinandersetzungen die Darlegung von bestimmten Aspekten großer soziologischer Theorien – Pragmatismus und Interaktionismus – eine Rolle. Sie haben eine methodologische Relevanz, weil von ihnen beispielsweise die Auffassung von Realität und der methodische Umgang mit Daten bestimmt werden. Ebenso können die Betrachtungsweisen dieser Theorien später dabei helfen, die empirischen Daten in theoretische Konzepte einzubinden und dienen damit ebenfalls als theoretischer Bezugsrahmen für die Datenanalyse.

ded Theory Methodologie propagierten Vorgehensweise nicht überzeugen. Zu Unterschieden und Gemeinsamkeiten zwischen Grounded Theory Methodologie und Analytischer Induktion siehe Glaser und Strauss 2010, S. 118.

2.1 Erkenntnistheoretische Implikationen

Wie Leistung auf eine Formel zu bringen ist, welche Variablen eine Rolle spielen und in welchem wechselseitigen Verhältnis sie zueinanderstehen, hat die Physik für sich bereits festgelegt ($P = \frac{W}{t}$). Die wissenschaftstheoretische und damit einhergehend auch die erkenntnistheoretische Perspektive dieser Arbeit ist jedoch eine andere und konkretisiert sich in Bezug auf das Thema folgendermaßen: Aus erziehungs- und sozialwissenschaftlicher Sicht bleibt die Frage offen, was Individuen und die Gesellschaften, innerhalb derer diese sozialisiert sind, als Leistung im Bereich von Sport und Bewegung verstehen, welche Bedeutung sie ihr beimessen und wovon ein leistendes Handeln gekennzeichnet ist. Welche Ausgestaltung nimmt das Leistungsprinzip in Sport und Bewegung an und inwiefern zeigen sich Gemeinsamkeiten und verschiedene Facetten in Bezug auf das sportliche Leisten in unterschiedlichen Kontexten? Woran ist das Leistungshandeln von Sportler*innen ausgerichtet und welche untergeordneten Prinzipien spielen für das Leistungsprinzip eine Rolle? Im vorangegangenen Kapitel wurden bereits entwicklungsgeschichtliche und theoretische Zugänge im Hinblick auf diese Fragestellungen betrachtet. In diesem Kapitel soll es nun darum gehen, wie ein empirischer Zugang aus der benannten Perspektive gelingen kann.

Weil die bereits benannte wissenschaftstheoretische Herangehensweise in einem engen Verhältnis zu Erkenntnisinteresse und methodischem Vorgehen steht, soll diese im Folgenden noch etwas konkreter erläutert werden. Auch wenn die entsprechenden Ausführungen zunächst trivial erscheinen mögen, dienen sie doch dazu, die Spezifik der für diese Arbeit mit der Grounded Theory Methodologie zugrunde gelegten erkenntnistheoretischen Prämissen noch klarer erkenntlich werden zu lassen. Denn sowohl das Potential als auch die Besonderheiten einer entsprechenden Herangehensweise werden durch das Herausstellen der Unterschiede und Abgrenzungen zu anderen wissenschaftstheoretischen Traditionen besonders deutlich.

Da nicht die molekularen und biochemischen Prozesse innerhalb des menschlichen Körpers, die bestimmte sportliche Leistungen (nicht) ermöglichen, von Interesse sind, wird hier nicht auf der Ebene der Disziplinen Biologie, Chemie oder Medizin gearbeitet. Ebenso geht es nicht um (bio)mechanische Voraussetzungen des Bewegungsapparates, weshalb auch Herangehensweisen physikalischer Art – entsprechend der Kapiteleinleitung – nicht von Interesse sind. Stattdessen werden in dieser Arbeit das Wahrnehmen, Denken und Handeln der Menschen in den Mittelpunkt gestellt. Dieses ist beeinflusst von biologisch, chemisch und (bio)mechanisch untersuchbaren Prozessen. Entsprechende Dimensionen von Leistung werden in dieser Arbeit jedoch nur insofern relevant, wie die befragten Individuen diese zum Thema ihres Denkens und Handelns erklären.

Es geht hier also um die Sinnstrukturen, Bedeutungszuschreibungen, Relevanzsetzungen und das Verständnis der Akteur*innen. Diese erkenntnistheoretische Haltung steht in wechselseitigem Verhältnis zu wissenschaftstheoretischen Entwicklungslinien. Entsprechend ihres Erkenntnisinteresses haben die verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen auch unterschiedliche methodische Herangehensweisen quantitativer und qualitativer Art entwickelt. Methodologien vermitteln zwischen der Wissenschaftstheorie und den methodischen Entscheidungen. Dementsprechend sind die verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen auch durch unterschiedliche Forschungsmethoden geprägt.

Als Erkenntnisweisen werden allgemein die Induktion, die Deduktion und die Abduktion voneinander unterschieden. In der Forschungspraxis lassen sich diese Schlussverfahren nicht wie in der Theorie klar voneinander trennen. Zwar steht meist eine Erkenntnisweise im Vordergrund und so wird dann auch die Forschung ausgewiesen, jedoch laufen die anderen stets im Hintergrund ab und sind an der Erkenntnisgewinnung beteiligt (vgl. Steinke 1999, S. 19).

Eine weitere Begründung oder sogar Diskussion des qualitativen Vorgehens im Vergleich zum Quantitativen – wie an dieser Stelle nicht unüblich – ist aufgrund des bereits ausgeführten Erkenntnisinteresses, welches nur qualitative Forschungsmethoden zulässt, weder gewinnbringend noch notwendig. Hingegen erscheint es sinnvoll, stattdessen an dieser Stelle die Erkenntnisweise dieser Arbeit mit der Grounded Theory Methodologie ausführlicher zu thematisieren. Denn sowohl über die Erkenntnisweise als auch über den Stellenwert von Theorie herrscht in der Tradition der Grounded Theory Methodologie – nicht nur bei ihren Begründern – häufig Uneinigkeit. So wird ihr an mancher Stelle noch immer »Theorieabstinenz« und ein radikaler »Induktivismus« vorgeworfen oder uninformiert unterstellt. Schließlich sind auch die in den Büchern der Begründer zu findenden Selbstauskünfte missverständlich – »emerging« und »inductiv« (vgl. Strübing 2008b, S. 280).

Stellen sich zwar aus wissenschaftstheoretischer Sicht unterschiedliche Fragen auf verschiedenen Ebenen, die dann mit ebenso diversen Herangehensweisen quantitativer und qualitativer Art bearbeitet werden, herrscht aus erkenntnis- und auch wissenschaftstheoretischer Perspektive – soweit diese Teil der Frage nach dem »Was« und »Wie« des Erkennens ist – »Einvernehmen über die Untauglichkeit induktiver Schlußverfahren, den Brückenschlag zwischen Empirie und Theorie zuverlässig zu leisten« (Strübing 2008b, S. 280).

Die Vorstellung eines radikalen Induktivismus gilt spätestens seit Kant als überholt, da jede Wahrnehmung bereits abhängig von theoretischen Konstrukten ist. Darüber sind sich die meisten wissenschaftsphilosophischen Schulen einig (vgl. Kelle 2008b, S. 325). Bei einem Blick in die empirischen Studien von Glaser und Strauss wird jedoch klar, dass auch sie nicht von einem derart induktiven und theorieleeren Forschungsprozess ausgehen. Vielmehr liegt hier ein »induktivisti-

sches Selbstmissverständnis« (Kelle & Kluge 1999, S. 16ff.) vor. Das von Glaser und Strauss beschriebene Erkenntnisverfahren ist dem der Abduktion zuzuordnen. »Induktion wird von Strauss (1994:38) explizit im Sinne der Abduktion von Peirce verstanden« (Lindemann 2008, S. 107). Auch von Reichertz (vgl. 2003, S. 15) werden die Arbeiten von Strauss et al., insbesondere eine empirische Studie Strauss' im Stil der Grounded Theory Methodologie (siehe 1964), als auch die klassischen Bücher über sie, als Beispiele und »Anleitung«, sogar als Klassiker für eine Umsetzung des abduktiven Erkenntnisansatzes angesehen.

»Selbstverständlich nähert sich der Forscher der Realität nicht als einer *tabula rasa*. Er muß eine Perspektive besitzen, die ihm die relevanten Daten [...] zu abstrahieren erlaubt.« (Glaser & Strauss 1967/1998, S. 13, Fn. 3 zit. n. Kelle & Kluge 1999, S. 18). Dementsprechend wird auch hier nicht die Vorstellung vertreten, Theorie induktiv auf Grundlage der Verallgemeinerung empirischer Fakten zu entwickeln. Dass empirische Daten häufig den Ausgangspunkt wissenschaftlicher Erkenntnis darstellen, hat der Induktivismus zu Recht betont. Für eine Grounded Theory ist das in einem gewissen Rahmen auch notwendig. Jedoch entsteht eine Theorie nicht aufgrund der Zusammenfassung von Daten, sondern erst dann, wenn sie die Daten erklären kann. Qualitativ entwickelte Theorien müssen demnach sowohl »empirisch begründet als auch theoretisch informiert« sein (Kelle & Kluge 1999, S. 21).

Nach Peirce ist der logische Schlussmodus, welcher zur Entdeckung von Neuem führt, das *hypothetische Schlussfolgern*. Hierbei unterscheidet er zwei Varianten. Einerseits können die Forschenden bereits bekannte Regeln auf neue Ereignisse übertragen, wenn ihnen die erklärende Regel bereits bekannt ist. Auf diese Weise können sie den vorliegenden Fall in eine Klasse einordnen, was Peirce »qualitative Induktion« nennt. Andererseits können sie beim Auftauchen neuer Ereignisse, auf die keine bereits bekannte Regel zutrifft, eine neue Klasse oder Regel konstruieren, was Peirce »Abduktion« nennt. Nach Peirce ist die Abduktion die einzige Möglichkeit, wie die Wissenschaft zu neuen Ideen – der Erweiterung von Erkenntnis – kommen kann. »Hypothesen, die das Ergebnis abduktiver Schlussfolgerungen darstellen, sind Hypothesen über eine neue allgemeine Regel, die ein überraschendes Phänomen erklären.« (Kelle & Kluge 1999, S. 23). Dabei unterliegen abduktive Schlüsse nicht einer zufälligen Auswahl aus den kreativen Erklärungsideen der Forschenden, sondern sind durch das Vorwissen gerahmt. Die verschiedenen Elemente der neuen Erkenntnis liegen bereits als Wissensbestand vor, das Neue ist die Kombination und Reorganisation dieser Elemente aufgrund der neuen Erfahrung. Dabei müssen sowohl alte Verknüpfungen aufgebrochen und neue Aspekte kreativ und originell mit eingebracht werden als auch gegebenenfalls alte Elemente teilweise oder sogar komplett aufgegeben werden. Allein um Fälle zu erkennen, die nicht mit bisherigen Wissensbeständen erklärt werden können, müssen die Forschenden bereits über ein umfangreiches (theoretisches) (Vor)Wissen verfügen. Dieses dient ihnen eben-

so dazu, Neues zu erkennen und zu formulieren. Gleichzeitig sind die Offenheit und Bereitschaft notwendig, das bisherige (theoretische) Wissen in Frage zu stellen. Neues ist demnach die Kombination von altem Wissen und neuer Erfahrung. Die neu konstruierte Regel ist dann die Erklärung für überraschende Tatsachen. Sie lässt diese selbstverständlich erscheinen. Dies können nur die sowohl kreativen als auch theoretisch informierten und in den Daten versunkenen Forschenden erreichen (vgl. Kelle & Kluge 1999, S. 21–24).

Im Vergleich dazu sieht Popper den Ausgangspunkt für neue Hypothesen eher im Raten und fokussiert statt auf die Logik des Entdeckens auf den späteren kritischen Überprüfungsprozess. »Nicht der Theorieentwurf unterliegt einer *logischen* Überprüfung, sondern dessen Konsequenzen einer *empirischen*.« (Reichertz 2003, S. 12, Herv. i. O.)³. Dieser Standpunkt Poppers entspricht seinem kritischen Rationalismus, den er in Auseinandersetzung mit dem Induktivismus des Wiener Kreises entworfen hat (vgl. Reichertz 2003, S. 11f.). Der kritische Rationalismus unterscheidet sich deutlich vom klassischen, amerikanischen Pragmatismus, welcher dem Abduktionskonzept und der Grounded Theory Methodologie zugrunde liegt – zumindest der Strauss'schen Variante.

»Im Unterschied zu vielen späteren Vertretern der Wissenschaftstheorie, etwa Popper, gehört für Peirce die Erzeugung neuer Hypothesen nicht in den logischen Randbereich einer Denkpsychologie oder ins Gebiet bloßer Zufallsvariationen, sondern selbst zu Logik hinzu, ja mitten in sie hinein.« (Joas 1996, S. 198 zit. n. Reichertz 2003, S. 12)

Die Bedeutung der Möglichkeit einer regelgeleiteten Gewinnung neuer Erkenntnisse sehen auch Habermas und Oevermann (vgl. Reichertz 2003, S. 12).

Die Arbeiten von Peirce, die in der Denktradition des Pragmatismus verortet sind, lassen in sich zahlreiche Ambivalenzen und Widersprüche erkennen, auch weil er seinen Begriff der Abduktion stetig überarbeitet, weiterentwickelt und reformuliert hat. Im Sinne des Pragmatismus stellt das zentrale Anliegen der Wissenschaft das Finden von Überzeugungen dar. Er geht davon aus, dass diese Überzeugungen das Ergebnis von Handlungsprozessen und nicht einfach gegeben sind. Erst durch eine besondere Art der Welt- und Selbstzuwendung – als einem Handeln eigener Art – kann zu einer Erkenntnis gelangt werden. In der pragmatischen Theorie wird das Lösen von Handlungsproblemen als Anlass für derartiges Handeln angesehen (vgl. Reichertz 2003, S. 11ff.).

3 Die Relevanz dieser Auseinandersetzung zeigt sich darin, dass Jo Reichertz das Buch von 2003 in einer aktualisierten und erweiterten 2. Auflage 2013 erneut herausgebracht hat (vgl. Reichertz 2013). Statt 116 Seiten hat es nun 158 Seiten und ist durch Abbildungen ergänzt.

Wenn unreflektierte Handlungsroutinen und -gewohnheiten scheitern, die vormals erfolgreich waren, entstehen derartige Handlungsprobleme. Diese provozieren einen spontanen und impulsiven Lösungsprozess. Innerhalb dessen müssen neue und andere Aspekte der Wirklichkeit erfasst werden, an denen sich der Handelnde orientieren und daraufhin Umstrukturierungen vornehmen kann. Eine neue Handlungsweise – etwas Neues in der Welt – entsteht als kreative Leistung, wenn die Handlung aufgrund der Wahrnehmungsveränderung erfolgreich fortgesetzt werden kann und später als Routine inkorporiert wird (vgl. Kelle 2008a, S. 125).

Da Überzeugungen Handeln ermöglichen, ist es das Ziel der Erkenntnisgewinnung, eine Überzeugung zu erarbeiten. Auf diese Weise werden auch Handlungshemmungen erklärt. Sie entstehen notwendigerweise aufgrund von Zweifeln an oder sogar dem Fehlen der Überzeugung. Bereits den Prozess des Beseitigens von Zweifeln kann man im Sinne Peirces als Erkenntnishandeln ansehen, dessen Zielsetzung das Erlangen erneuter Gewissheit beziehungsweise Überzeugungen ist (vgl. Reichertz 2003, S. 13f.).

Den Maximen des Pragmatismus folgend beruhen Bedeutungsunterschiede auf den Auswirkungen, die sie in der Praxis haben. Um die jeweilige Bedeutung eines Begriffs zu rekonstruieren, muss das Handeln, welches von diesem ausgelöst wird, aufgelistet werden. Denn unterschiedliche Handlungsweisen liegen in unterschiedlichen Bedeutungen begründet (vgl. Reichertz 2003, S. 22). Von dieser Perspektive auf Handlung als Resultat von Bedeutungszuschreibungen ausgehend, ist die Erforschung des Leistungsprinzips und das dabei zugrundeliegende Verständnis von Leistung erfolgt, wobei Interviews Aussagen über das Handeln als auch die Bedeutungszuschreibungen liefern konnten und entsprechend dieses Verständnisses interpretiert, analysiert und theoretisiert worden sind. Für die Betrachtung der Interviewdaten erscheint zudem die folgende Unterscheidung von Gewinn zu sein, weil sie sowohl auf der Ebene der Forschenden, als auch auf jener der Akteur*innen, die ihr Handeln einordnen, angewendet werden kann.

Betrachtet man die Wahrnehmung als Abduktion, ist zunächst der Wahrnehmungsinhalt selbst – »percept« – von dem Wahrnehmungsurteil – »perceptual judgment« – zu unterscheiden. Die Differenz zwischen beidem ist erheblich und verdeutlicht sich in ihren Merkmalen. Inhalte sind die Realität – Bilder. Urteile sind sprachlich formulierte Vermutungen über die Bilder, sind Propositionen – Text. Wahrnehmungsurteile sind Aussagen über die Eigenschaften des Wahrnehmungsinhalts. Der Ausgangspunkt der Erkenntnis sind für Peirce die *percepts*, welche wiederum zusammengesetzt sind aus Empfindung und Sinneseindruck. Das »feeling« ist noch völlig unstrukturiert, wohingegen die »sensation« eine erste Strukturierung anhand von Unterscheidungskwissen über Eigenschaften leistet. Der gesamte Vorgang entzieht sich jedoch der Kontrolle. Eine wesentlich genauere Strukturierung nehmen die *percepts* vor, weil diese nicht nur Eigenschaften wie

Größe oder Beschaffenheit zuordnen, sondern bereits begriffliche Unterscheidungen gemacht werden (z. B. Board, Kite). Dabei sind *percepts* noch nicht sprachlich, weil sie unbewusst ablaufen. Erst bei dem viel größeren Schritt vom *percept* zum *perceptual judgment* findet auch der Übergang zum Sprachlichen – zum Begriff – statt. Das einzigartige *percept* wird in einen intersubjektiv geteilten Ausdruck überführt. Um diesen Prozess genauer beleuchten zu können, hat Peirce den Begriff des »percipuum« eingeführt. Damit sind Typen von *percepts* bezeichnet, an die wir uns mit ihren Charakteristika erinnern, nicht mehr das ursprüngliche *percept* mit seinen unzähligen Merkmalen. Die Einordnung eines *percepts* in ein *percipuum* erfolgt immer dann, wenn beim Vergleich des *percepts* mit dem *percipuum* eine Reihe gleicher Merkmale auffallen. Stimmen die Merkmale überein werden wir das *percept* als Fall eines *percipuum*s ansehen, als »token« eines »type«. ⁴ Es ist unschwer zu erkennen, dass es sich hier um eine qualitative Induktion handelt. Stimmen hingegen die Merkmale mit keinem der uns bekannten *percipuum*s überein, wird ein neues *percipuum* kreiert. Das wäre ein Vorgang abduktiven Schließens (vgl. Reichertz 2003, S. 44–48).

Wenn man – wie Pierce – Schlussfolgerungen nicht nur als bewusste Prozesse ansieht, finden vom *feeling* zum *perceptual judgment* zwei Schlussfolgerungen statt. Aus *feeling* und *sensation* resultiert *percept*. Von diesem wird zusammen mit dem *percipuum* auf das *perceptual judgment* geschlossen. In dieser Wahrnehmungstheorie muss das Schlussfolgern also explizit weder aktiv noch bewusst sein. Es geschieht »unwillkürlich, blitzartig und zwingend« (Reichertz 2003, S. 49).

In Pierces Konzept ist die Entscheidung darüber, ob ein *percept* aufgrund der Übereinstimmung der Merkmale zu einem *percipuum* gehört und damit ein Fall dieses *types* ist, recht waghalsig. Sie ist jedoch grundlegend für die qualitative Induktion. Wenn hingegen das *percept* mit keinem bereits bekannten *percipuum* übereinstimmt, überrascht und erschreckt uns das. Das ist ein Wahrnehmungsurteil. Etwas Neues wurde entdeckt, es stammt aus der äußeren Welt, wir können etwas Derartiges nicht in dem uns Bekannten auffinden. Damit belegt Peirce, dass Neues nicht Ergebnis innenliegender Prozesse ist, sondern tatsächlich von Außerhalb kommt. Trotzdem ist die Grundlage des Urteils die Erinnerung und somit waren die Elemente für die neue Hypothese bereits in uns. Die Idee hingegen, die bestehende Elementfiguration aufzulösen und diese Elemente anders zusammen zu bringen, lässt blitzartig neue Vermutungen auftauchen, welche dann als Ergebnis des Schlussprozesses wirklich neu sind. Eine Abduktion ist also das kreative Konstruieren eines neuen *percipuum*s mit einer neuen typischen Merkmalszusammenstellung mit Hilfe der Erinnerung an andere *percipuum*s. Einerseits ist dies wiederum sehr waghalsig und andererseits ist damit die Frage, was neu ist, aufgrund individueller Erfahrung auf einzelne Subjekte und nicht auf eine Gesellschaft bezogen (vgl. Reichertz 2003,

4 Diese Begriffsverwendung findet sich auch bei Kelle und Kluge 1999.

S. 50f.). Auch diese Perspektive ist für die Betrachtung von Leistung und Steigerung in mehrfacher Weise hilfreich, weil sie die Einzelnen fokussiert und damit zugleich eine pädagogische Dimension einzieht.

Auch wenn die Philosophie Pierces demnach von recht riskanten Prämissen ausgeht, gibt sie im Gegensatz zu anderen die Hoffnung auf Zugang zur Wirklichkeit nicht ganz auf.

»In der Wahrnehmung kommt es nämlich laut Peirce zum *Kontakt* mit der *Erstheit*, und mit abduktiven Schlüssen gelingt es gelegentlich, etwas davon zu ›*erhaschen*‹. Diese ›*realistischen*‹ Reste sieht man etwas leichter, wenn man die Rolle der ›*percepts*‹ etwas weiter ausleuchtet. Das ›*percept*‹ ist nämlich in diesem Konzept (das hat die bisherige Analyse gezeigt) der *Anlass*, Neues zu konstruieren. Die Kontakterfahrung gibt dem Menschen einen *Anstoß*, er handelt infolge dieses äußeren Impulses. Dieser wird dann in weiteren Stufen bearbeitet, bis er schlussendlich im Bewusstsein als sprachlich geformtes Urteil endet.« (Reichertz 2003, S. 51f., Herv. i. O.)

Gegen die Position Pierces finden sich nicht nur bei Mead – dessen Theorie des Interaktionismus, wenn auch eher implizit, ebenso im Hintergrund der Grounded Theory Methodologie steht und später noch thematisiert wird – legitime Zweifel. Mead betont zunächst die Identität als Bedingung der Möglichkeit für Wahrnehmung. Auch Reichertz (vgl. 2003, S. 52) betont, dass Reize nicht der Anlass für die Konstruktion von Neuem sind. Jedoch vertritt er die Position, dass »Handlungszentren Reize auch mit Hilfe abduktiver Schlüsse ausdeuten.« (ebd.). Er betont damit die Notwendigkeit eines explizit aktiven Handlungszentrums. Nur von einem Solchen können Reize ausgelöst, empfangen und als relevant interpretiert werden. Auf diese Weise entstehen Deutungen der Welt, welche Vergangenes erklären und Zukünftiges voraussagen können. Damit werden sie dem wissenschaftlichen Anspruch der Theoriebildung gerecht und können dabei helfen, Handlungsprobleme zu lösen indem sie neue Handlungsalternativen bereitstellen (vgl. ebd.).

Wie bereits ersichtlich geworden ist, sind Pragmatismus und Interaktionismus wahlverwandt mit der Grounded Theory Methodologie, was sich aus der »funktionsweise abduktiv-induktiven Schlussfolgerns« (Strübing 2008b, S. 306) erklärt. Zudem ergeben sich aus den personenbezogenen Überschneidungen notwendigerweise entsprechende Zusammenhänge. Denn nicht nur John Dewey, sondern auch George Herbert Mead und Charles Sanders Peirce – der häufig als »Erfinder« des Pragmatismus bezeichnet wird – gehören zu den wichtigsten Vertretern dieser Denktradition, die Ende des 19. Jahrhunderts an der Chicago School of Sociology begründet worden ist. Der klassische Pragmatismus, den Joas (1988, S. 20, zit. n. Strübing 2008b, S. 281) als »Philosophie der Handlung« etikettiert, soll nun, ebenso wie anschließend der Interaktionismus, in Bezug auf seine Bedeutung und

Implikationen für die vorliegende Arbeit etwas genauer betrachtet werden, denn »wenn Sie die Frage des Pragmatismus sorgfältiger Prüfung unterwerfen, werden Sie sehen, daß er nichts anderes als die Frage nach der Logik der Abduktion ist« (Pierce 1976, S. 407 – CP 5.196 – 1903, zit. n. Reichertz 2003, S. 44).

Im Pragmatismus wird Realität als in einem kontinuierlichen Herstellungsprozess befindlich angesehen und existiert daher nicht an sich. Sie wird als »erst in der Objektivität interagierender Perspektiven *in situ* aktiv hervorgebracht verstanden« (Strübing 2008b, S. 282, Herv. i. O.). Damit wird nicht in Frage gestellt, dass es eine äußere – physisch-stoffliche – Welt gibt, wir können uns jedoch nicht auf sie als Gesamtes beziehen. Realität entsteht – und damit ist der Bezug zum Interaktionismus erneut offensichtlich – in der stetigen, alltäglichen Interaktion mit der sozialen und materialen Welt und hat damit ihren Bezugspunkt in konkreten Handlungsproblemen. Auf diesem Weg werden die Elemente zu Objekten für uns und erlangen ihre jeweilige Bedeutung, die wir uns wiederum über Symbolisationsprozesse gegenseitig anzeigen können. Damit liegt unser Handeln in der »empirischen Welt« (Blumer 2004, zit. n. Strübing 2014, S. 39) begründet. Im Handeln kann jedoch aufgrund seiner raum-zeitlichen und sozialen Einbettung immer nur eine von zahlreichen möglichen Perspektiven verwirklicht werden.

»*Sozial* und (damit in dieser Hinsicht) *objektiv* sind diese Perspektiven, wie Mead (1987) aufzeigt, weil unser Handeln von der primären Sozialisation an immer schon über den Austausch signifikanter Symbole auf konkrete oder generalisierte Andere abgestimmt ist.« (Strübing 2014, S. 39, Herv. i. O.).

Realität tritt uns trotzdem in unterschiedlichen Bedeutungen entgegen, weil sie sich für den Einzelnen in jeweils verschiedenen Ausschnitten und Intensitäten offenbart. Es gibt also weder eine universelle Realität noch ein entsprechendes Wahrheitskriterium, dennoch ist Realität objektiv. Aus der Prozessualität und Multiperspektivität der Realität ergibt sich auch das Verständnis von Theorien über die empirische Welt. Sie sind stets im Wandel befindlich und nicht universell. Theorien – als Teil der Realität – sind dann Rekonstruktionen der Perspektiven der Interagierenden. Der Pragmatismus orientiert sich in seinem Wahrheitsbegriff und Wissenschaftsverständnis an den praktischen Konsequenzen, die sich aus den betrachteten Dingen ergeben. Die handlungspraktische Bedeutung erschließt sich dann aufgrund der praktischen Konsequenzen. Eine universell wahre Bedeutung eines Sachverhalts kann es demnach ebenfalls nicht geben, da hierfür die praktischen Konsequenzen für alle gleichermaßen erfahrbar sein müssten, was sie aber aufgrund der Perspektivität nicht sind (vgl. Strübing 2008a, S. 38ff.). Eine weitere Besonderheit des Pragmatismus ist die Kontinuität von Denken und Handeln, die er wie folgt annimmt:

»Praktische Konsequenzen sind nicht nur Wirkungen, die ein Ding oder Sachverhalt in der ›Welt da draußen‹ zeitigt, vielmehr besteht schon unser Denken aus ›Verhaltensgewohnheiten‹ (›habits‹), die zu Überzeugungen darüber anleiten, welche praktischen Konsequenzen wir mit einem Sachverhalt verbinden und welche Bedeutung wir ihm daher zuweisen (Peirce 1991e: 194f.). Das Denken der Akteure (wie der wissenschaftlichen Beobachter) steht nicht außerhalb der Wirklichkeit, sondern ist sowohl von deren praktischer Erfahrung geprägt als auch selbst konsequenzenträchtig. Statt in universellem Zweifel und der Suche nach letzten Gründen siedelt der Pragmatismus sein Wahrheitskriterium also in der Perspektivität und Prozessualität praktischer Handlungsbezüge an.« (Strübing 2008a, S. 40, Herv. i. O.)

Wie bereits angekündigt, soll folgend die zweite theoretische Position, die neben dem Pragmatismus den erkenntnistheoretischen Hintergrund der Grounded Theory Methodologie darstellt, kurz und grundlegend betrachtet werden. Die von Mead begründete und von seinem Schüler Blumer zum Symbolischen Interaktionismus weiterentwickelte Theorie ähnelt aufgrund ihrer bereits benannten gemeinsamen Wissenschaftsgeschichte in seinen Grundannahmen dem Pragmatismus.

Die drei Prämissen des Symbolischen Interaktionismus besagen, dass der Mensch Dingen gegenüber auf der Grundlage der Bedeutung handelt, die diese Dinge für ihn besitzen. Diese Bedeutung wird innerhalb der sozialen Interaktion mit Mitmenschen hervorgebracht, sie sind also soziale Produkte. In einem interpretativen Prozess der Auseinandersetzung mit den Dingen werden die Bedeutungen gehandhabt und geändert. Bestehende Bedeutungen werden demnach nicht einfach automatisch angewendet, sondern werden vom Handelnden erst durch einen formenden Interpretationsprozess aufgebaut. In diesem Prozess werden »Bedeutungen als Mittel für die Steuerung und den Aufbau von Handlungen gebraucht und abgeändert« (Blumer 1973, S. 84).

Dieser Denktradition folgend sind die in den für diese Arbeit geführten Interviews gewonnenen Aussagen also nicht nur als Auffassung der jeweils Interviewten zu verstehen. Vielmehr repräsentieren diese die Bedeutungen, welche innerhalb des Interpretationsprozesses zusammen mit anderen Akteur*innen dieses Handlungsfeldes entstanden sind und sagen deshalb weit mehr über das Feld als Ganzes aus, als dies aus dem Blickwinkel anderer Theorien der Fall wäre. Gleichzeitig sind die Realitäten der Befragten – dem Verständnis von Pragmatismus und Interaktionismus folgend – stark durch das soziale Umfeld der Interviewpartner*innen geprägt, konkret durch die in jenem bestehende Auffassung.

Der Symbolische Interaktionismus kann als Gegenentwurf zu struktur-funktionalistischen Ansätzen angesehen werden. Das menschliche Handeln wird in letzteren als an Systemstrukturen und Programmen ausgerichtet verstanden. Im Mittelpunkt der Systemtheorie stehen Systeme, die sich autopoietisch durch Kommuni-

kation erzeugen. Entsprechend der jeweiligen Funktion des Systems haben diese Strukturen, Werte und Normen ausdifferenziert. Jedes soziale System verfolgt ein je eigenes Ziel und hat für die Erfüllung seiner Funktion ein bestimmtes Medium sowie einen binären Code etabliert, der das soziale Handeln leitet. Es würde der Zielsetzung eines Systems und der in ihm handelnden Subjekte widersprechen, sich nicht an den jeweils geltenden Normen und Werten zu orientieren, also beispielweise beim Bäcker einen politischen Vortrag zu halten. Der Symbolische Interaktionismus spricht dem Individuum indes mehr Freiheit beim interpretativ-bewertenden Umgang mit der Umwelt und den vorgegebenen Strukturen innerhalb eines subjektiv-bewussten Vermittlungsprozesses zu. Handlungen werden als im konkreten Interaktionsgeschehen entworfen verstanden. Dem vorausgegangenem Handeln wird dabei eine Bedeutung zugewiesen, der dann dem Handlungsentwurf für die Folgehandlung zugrunde liegt. Daraus ergibt sich, warum Bedeutungen grundsätzlich innerhalb von komplexen Interpretationsprozessen in Interaktionen hervorgebracht werden (vgl. Koob 2007, Absch. 4).

Normen und Werte werden in diesem Verständnis dementsprechend innerhalb des interaktiven Prozesses des Aushandelns von Bedeutungen konstruiert. Das Verhältnis ist im Vergleich zu funktionalistischen Ansätzen umgekehrt. Das Handeln wird nicht von geltenden Normen und Werten bestimmt, sondern diese werden im Handeln erzeugt oder bestätigt. Werden auf der Ebene des »me« zunächst nur Regeln, Werte und Normen aus der Interaktion mit einem »signifikanten Anderen« (einzelne Vertrauenspersonen) in den Handlungsentwurf des Individuums »I« einbezogen, findet auf der Ebene des »self« eine Orientierung an gruppenspezifischen Normen statt. Diese sind in der Auseinandersetzung mit dem »generalisierten Anderen« (Kleingruppen bis hin zu größeren Gemeinschaften oder Institutionen) internalisiert worden. Darüber hinaus ist auch eine Orientierung des Handelns an Prinzipien denkbar, die innerhalb eines universalen Diskurses durch die Übernahme der Perspektive der Menschheit entwickelt werden. Ein Beispiel dafür wäre die Eigentumsordnung (vgl. Gertenbach et al. 2009, S. 49–53).

Auch dem Leistungsprinzip kann ein solcher Status zugesprochen werden. Die Diagnose »Leistungsgesellschaft« ist von der Soziologie bereits an verschiedener Stelle vorgenommen worden (vgl. u.a. Müller 1974). Inwiefern und in welcher konkreten Ausgestaltung dieses leitende Prinzip im Feld von Sport und Bewegung und hier insbesondere im Trendsport auftritt und eine Orientierung für das Handeln der Akteur*innen darstellt, bleibt im Rahmen dieser Arbeit weiter zu klären. Für die vorliegende Forschungsarbeit wird dementsprechend von der Ebene des Leistungsprinzips ausgegangen und im Sinne einer Umkehrung der gerade benannten Stufen (Verhaltens-/Handlungsregeln/Strategien → gruppenspezifische Normen → Prinzipien) nach der Ausgestaltung des Prinzips im untersuchten Handlungsfeld gefragt. In umgekehrter Logik vermag die genauere Betrachtung der handlungsleitenden

Regeln, Normen und Werte in Sport und Bewegung Konkretes über den Facettenreichtum und die Ausgestaltung des sportlichen Leistungsprinzips aufzudecken.

2.1.1 Zum Verhältnis von Theorie und Empirie

In welchem Verhältnis Theorie und Empirie in einer Forschungsarbeit stehen, welche nach der Methodologie der Grounded Theory arbeitet, erscheint eine zentrale Fragestellung zu sein – zumal mit diesem Forschungsstil mitunter eine völlige Abstinenz jeglichen Vorwissens und etwaiger Theorie assoziiert wird. Dem vorangegangenen Kapitel folgend ist Theorie jedoch auch für eine Grounded Theory von zentraler Bedeutung und dient als Heuristik zur Erschließung eines Gegenstandsbereichs sowie dazu empirische Erkenntnisse in »theoretische Sprache zu übersetzen« (Kelle 2008b, S. 313). Die grundsätzliche Relevanz von Theorie in einer auf der Grounded Theory Methodologie basierenden Forschung ist also nicht mehr diskussionsbedürftig, vielmehr ist es notwendig zu präzisieren, welche Art von Theorie einer empirisch begründeten Theoriebildung nicht im Weg steht, sondern eine Solche ermöglicht.

Das für die empirische Forschung geltende Primat der Erfahrung fasst Strübing (2008b) treffend als »die Faktizität der empirischen Welt als autoritatives Korrektiv unserer Aussagen über sie« zusammen (S. 279). Über die daran anschließende Auffassung, dass »Theorie über die empirische Welt in irgendeiner Weise verlässlich auf diese bezogen sein muß, um nicht nur anerkannt zu werden, sondern auch zu »funktionieren« (S. 279f., Herv. i. O.), herrscht ebenso weitgehend Einigkeit. Wie dies jedoch zu erreichen ist, darüber gibt es zahlreiche Meinungen, welche auf erkenntnistheoretischer Ebene bereits thematisiert worden sind. In Bezug auf die Verbindung und das Verhältnis von Theorie und Empirie finden sich bei den gemeinsamen Begründern der Grounded Theory Methodologie bei genauerem Hinsehen durchaus gravierende Differenzen. Glaser lehnt die von Strauss für die Theoriegenese vorgeschlagene explizite Einbeziehung von Vorwissen ab und distanziert sich ebenso von dem Vorschlag, sich theoretische Zusammenhangsmodelle anhand einer Frageheuristik unter Einbezug eines Kodierparadigmas zu erarbeiten. Entsprechend der im letzten Kapitel umrissenen erkenntnistheoretischen Position kommt für die weitere Betrachtung nur die Strauss'sche Variante in Frage, welche er zusammen mit Corbin weiter ausgearbeitet hat.

Entsprechend der beschriebenen pragmatistischen Grundlegung der Grounded Theory Methodologie stellt bereits die Erhebung von Daten vielmehr eine *Generierung* von Daten dar, weil diese nicht als Rohdaten (außer bei Dokumenten) vorhanden sind, sondern durch das *Mitwirken* des Forschers entstehen. Bereits der Ausgangspunkt der Forschung – die Empirie – ist also für die analytische Arbeit immer nur als Ergebnis eines Herstellungsprozesses zu haben, der bereits Entscheidungen, Auffassungen und Aushandlungen enthält. Allein weil qualitative Sozial-

forschung in der Regel interaktive Prozesse zwischen Forschenden und Feld impliziert, gibt es also weder »Datenerhebung« noch »Rohdaten« – kein »Auflesen« oder »Sammeln« von Daten. Die Auffassung von Daten korrespondiert mit der Auffassung von Realität, weshalb »die *Grounded Theory* Daten als Repräsentanz einer Realität ›under construction« versteht (Strübing 2008b, S. 293, Herv. i. O.).

Der pragmatistischen Realitätsauffassung folgend ergeben sich zwei Konsequenzen auf methodologischer und theoretischer Ebene. Erstens sind Daten immer nur Repräsentanten eines Ausschnittes aus Raum und Zeit. Zweitens existiert Realität ausschließlich im menschlichen Handeln selbst. Dies hat Einfluss auf die Auswahl von Fragen für die Interviews, die im vorliegenden Fall als Datengrundlage dienen. Einerseits wird auf Fragen wertgelegt, die Auskünfte über die Handlungspraxis der Akteur*innen generieren. Andererseits sind auch Fragen zu den Ansichten, Perspektiven und dem Denken der Akteur*innen sinnvoll. Schließlich sind entsprechend Meads Verständnis von Perspektivität Perspektiven nicht eine absolut einzigartige und subjektive Realität, was dann von Kritikern qualitativer Forschung schnell als Angriffsfläche genutzt wird, sondern sich stark überschneidende bis hin zu weitgehend identischen Perspektiven. Damit ist die Möglichkeit divergierender Perspektiven nicht bestritten, jedoch erscheint uns die Welt weit häufiger als objektiv gegeben (vgl. Strübing 2008b, S. 290ff.).

»Mead erklärt die ›objektive Realität der Perspektiven« (1987: 211), indem er ein dialektisches Konzept wechselseitiger Formung von Akteur und Objekt entwickelt und dies mit der Idee von Interaktion als basierend auf der Hereinnahme des ›generalisierten Anderen« in das handelnde Subjekt begründet. Auf diese Weise sei der intelligente Akt des ›Herausmeißelns« von Objekten ›letztlich gesellschaftlich begründet« (Mead 1983: 183).« (Strübing 2008b, S. 292, Herv. i. O.).

Darüber hinaus führt diese Annahme einer objektiven Realität dazu, dass Wahrnehmungsakte immer Prozesse der Abstraktion enthalten. Mit unserem durch Vorannahmen geprägtes Handeln bei der Datengenerierung nehmen wir eine Auswahl vor und schneiden Objekte aus der Welt heraus – machen sie zu Daten. Der Empirie liegt also eine doppelte Konstruktion zugrunde – einerseits auf Ebene des*der Akteurs*in und andererseits auf der Ebene des Aushandlungsprozesses der Forschenden mit dem Feld und der Forschungsfrage. Daten sind also das erste Abbild eines Beziehungsgeflechts zwischen Forschenden, Fragestellung und Feld (vgl. Strübing 2008b, S. 292f.).

Korrespondierend mit diesem Realitätsbegriff ist das Theorieverständnis der Grounded Theory Methodologie ebenso dynamisch und grenzt sich damit vom falsifikatorischen Theoriebegriff ab. Eine entsprechende Theorie muss den fortschreitenden Entwicklungsprozess konzeptionell erfassen, um der sich stetig her- und nie fertigstellenden Realität gerecht zu werden. Konzeptuelles Alltagsdenken

– Realität – unterscheidet sich in seiner Ursprünglichkeit, aufgrund der jeweiligen Konstruktionsleistung, nicht wesentlich von wissenschaftlichen Theorien. Beide haben ihren Ursprung im Handeln. Die auf der Ebene der Akteur*innen liegenden Alltagstheorien sind demnach ebenso Theorien wie jene auf der Ebene der empirischen Sozialwissenschaften. Zwar gibt es Unterschiede in Bezug auf den Grad der Systematisierung, Stringenz und Überprüfung aber keine Gegensätzlichkeit (vgl. Strübing 2008b, S. 294f.).

Nach der Grounded Theory Methodologie beginnt der Prozess des Theoretisierens bereits bei der Datengenerierung mit dem Auswählen eines Datums. Schon Beschreibungen und alles Wissen sind theoretisch, weil sie das Ergebnis aktiver Problemlöseprozesse sind. Das Abstraktionsniveau einer Grounded Theory sollte von diesem basalen Niveau so weit gesteigert werden, dass die Theorie eine Lösung des Forschungsproblems darstellt. Gleichzeitig besagt der Theoriebegriff der Grounded Theory Methodologie nicht, dass Theorie mit Beginn des Theoretisierungsprozesses bei der Datengenerierung *da* ist. Vielmehr muss auch dafür erst eine wechselseitige Auseinandersetzung der Forschenden mit ihrer Umwelt stattfinden. Dazu gehört insbesondere das theoretische Vorwissen, welches auf eine angemessene Art und Weise verwendet werden muss. In Form sensibilisierender Konzepte dominiert es die zu analysierenden Daten nicht und erlaubt stattdessen einen vermittelnden Prozess zwischen Vorwissen und Daten – Theorie und Empirie. Eine entsprechende Haltung der Forschenden ist dabei ebenso wichtig wie die richtige Art von Theorie (vgl. Strübing 2008b, S. 295f.).

Besonders geeignet sind dafür vor allem »Grand-Theories«, weil sie den Kriterien sensibilisierender Konzepte entsprechen. Diese Gesellschafts- und/oder Handlungstheorien sind so allgemein und abstrakt, dass sie keine definitiven Konzepte bieten. Sie sind häufig sogar ohne jegliche Empirie entwickelt worden. Auch wenn es in den Sozialwissenschaften keine einheitliche Großtheorie gibt, was aufgrund der durch partiale Ordnung und Strukturen begrenzter Reichweite gekennzeichneten Gegenstandsbereiche auch nicht verwunderlich ist, sind allgemeine Theorien wichtige Instrumente des Theoretisierungsprozesses. Diese Theorien können nämlich auf jeden Bereich übertragen werden. Und das gerade, weil sie *nur* allgemeine theoretische Orientierungen darstellen, aus denen keine Aussagen über empirische Sachverhalte abgeleitet werden können. So ist es in den Sozialwissenschaften auch häufig nicht möglich, mit Theorie zukünftige Empirie vorherzusagen, was wiederum neben den Strukturen begrenzter Reichweite in der Kontingenz sozialen Handelns begründet liegt. Diese Tatsache haben Ansätze wie der Pragmatismus oder die Systemtheorie bereits bei der Theoriebildung berücksichtigt. Darüber hinaus können »Grand-Theories«, im Unterschied zu Paradigmen, verschiedene Elemente unterschiedlicher Theorien neu miteinander kombinieren, weil sie keine unvereinbaren Sichtweisen darstellen. Die Integration verschiedener Theorien ist in der Soziologie sogar eine äußerst übliche Tradition (vgl. Kelle 2008b, S. 317–320).

Für Theorien über einen Gegenstandsbereich mit Strukturen begrenzter Reichweite bedeutet das Gesagte im Umkehrschluss, dass diese nicht gleichzeitig universell, informationshaltig und sparsam sein können (vgl. ebd., S. 322).

Ein angemessenes Verhältnis von Theorie und Empirie kann im Anschluss daran für die qualitative Sozialforschung nur in der Vereinbarung zweier Prämissen gefunden werden. Erstens ist das theoretische Vorwissen unhintergebar, weshalb man sich vom Irrtum des Empirismus verabschieden muss. Das gilt auch für die Sprache, mit der Empirie beschrieben wird, sie kann nie theorieelos sein. Zweitens muss gleichzeitig die Möglichkeit bestehen, Entdeckungen im empirischen Datenmaterial für die Entwicklung von Theorien begrenzter Reichweite zu nutzen (vgl. Kelle 2008b, S. 329).

Deshalb sind große Theorien mit geringem empirischem Gehalt für die empirisch begründete Theoriebildung besonders gewinnbringend. Stellen sie das hypothetiko-deduktive Modell vor das Problem, dass sich weder Aussagen ableiten noch diese falsifizieren lassen, macht sie genau diese Offenheit so brauchbar für eine Grounded Theory. Für den Prozess des Theoretisierens können entsprechende Theorien als Raster dienen. Um Phänomene in konkreten Handlungsfeldern zu erklären, wird das Raster sukzessive anhand der empirischen Daten aufgefüllt. Die so entstehenden empirisch begründeten Theorien sind innerhalb ihres konkreten Geltungsbereichs überprüfbar und empirisch gehaltvoll. Die Großtheorie bleibt von dieser Falsifizierung unbetroffen. Die als Heuristiken dienenden Theorien mit geringem empirischem Gehalt ermöglichen es, ganz unterschiedliche Sachverhalte in den Blick zu nehmen und bieten für deren Beschreibung eine theoretische Sprache. Es kann sein, dass zunächst nicht viel Neues zu erkennen ist und nur der alte Forschungsstand reproduziert wird, wenn zunächst nur eine Theorie in diesem Prozess als Rahmen dient. Im weiteren Forschungsverlauf zeigen sich jedoch die relevanten Aspekte, welche für einen Mehrwert in die entstehende Theorie integriert werden müssen. Dazu kann in einem anschließenden Schritt eine weitere heuristische Analysefolie eingezogen werden, die für diese Aspekte ein Erklärungspotential hat und mit empirischem Gehalt gefüllt werden kann. In einem derart integrativen Konzept der Theorieentwicklung haben verschiedene Theorien ein unterschiedliches heuristisches Potential. Gleichzeitig kann dieser Strategie weder ein nur Theorieprüfendes – was mit »grounding« wenig zu tun hätte – noch ein theorieabstinentes Vorgehen vorgeworfen werden. Vielmehr nutzt dieses Verfahren das Potential des Theorienpluralismus und damit die Möglichkeit, bestimmte Mängel an einer Theorie – für die Erklärung des betreffenden Gegenstandsbereichs – nicht zum Anlass für Falsifikationen oder Zusatzhypothesen zu nehmen, sondern diese beiseitelegen zu können und stattdessen das Potential anderer Theorien zu nutzen. Ebenso schränkt es die Offenheit der Forschenden gegenüber ihren Daten auch deshalb nicht ein, weil erst im Laufe der Datenanalyse aufgrund der Vor-

kommnisse über die Hinzunahme weiterer angemessener Theorien entschieden wird (vgl. Kelle 2008b, S. 329–332).

Die bereits thematisierten Theorien Pragmatismus und Interaktionismus stellen für die vorliegende Arbeit einen ersten Rahmen dar, der im Hintergrund der Datenarbeit liegt. Ebenso wichtig sind die im theoretischen Teil dieser Arbeit beschriebenen sozialgeschichtlichen Facetten des Leistungsbegriffs und die vielfältigen Aspekte der allgemeinen Diskussion von Leistungsprinzip und Leistungsgesellschaft, die im Sinne einer formalen Theorie genutzt werden können. Sie können entsprechend der soeben beschriebenen Rolle von »Grand-Theories« wichtige Kategorien und theoretische Begriffe in den Forschungsprozess einbringen und damit dazu verhelfen, die Analyse der Daten von einer beschreibenden auf eine theoretisierende Ebene zu bringen. Sie sollen und werden die Auswertung nicht dominieren, sondern dienen als sensibilisierende Konzepte. Ist sich die Forschende beispielsweise darüber bewusst, dass das Leistungsprinzip in der Moderne eine spezifische Erscheinungsform hat und der Begriff des Leistens in der Historie durchaus andere Bedeutungen und Facetten hatte, macht sie dieses Wissen im Analyseprozess achtsamer und offener. Das Wissen ermöglicht eine Erweiterung des Blickwinkels. Es wird möglich, auf nicht bekannte oder unübliche Aspekte aufmerksam zu werden. Diese Aspekte würden sich allein aufgrund des zuvor implementierten Begriffsverständnisses nicht offenbaren, weil der Blick durch die Verhaftung der Person in der eigenen Perspektive bedingt und fokussiert ist – das Verankert-Sein im Hier und Jetzt. Gerade beim Leistungsbegriff hat diese Perspektivität – und sogar Voreingenommenheit, von der es zu abstrahieren gilt – eine besondere Brisanz, denn das moderne Leistungsprinzip besitzt für uns aufgrund seiner Allgegenwärtigkeit und Präsenz eine derartige Selbstverständlichkeit und Universalität, dass die Möglichkeit des Anders-Möglich-Seins in unseren Gedanken kaum möglich ist. Wir sind also derart in unserer Leistungsgesellschaft *verhaftet*, dass die Theoriearbeit ebenso wie die empirische Analyse auch dazu dient, sich aus dieser ein Stück weit zu befreien, um für neue Perspektiven und Erkenntnisse offen und sensibel zu sein.

Die theoretische Auseinandersetzung kann also ganz im Sinne einer theoretischen Sensibilisierung dabei helfen, diese Bedingtheit unseres Denkens, diese Fokussierung aufzubrechen und so Aspekte erkennen zu können, die ansonsten durchs Raster fallen würden. Die Aneignung von theoretischem Wissen – in diesem Fall beispielsweise die Erkenntnis über die Kontingenz des Leistungsbegriffs – ist eine zentrale Voraussetzung für die Möglichkeit zu abduktiven Schlüssen und damit die Chance, etwas Neues in den Daten zu entdecken. Erst auf diesem Weg wird es uns möglich, nicht nur aus unserer eigenen Perspektive auf die Daten zu blicken. Und genau das würde eine viel stärkere Determinierung bedeuten als das bewusste Einbeziehen von Theorie in den Prozess empirisch begründeter Theoriebildung. Anstatt den Versuch zu unternehmen, unser (Vor-)Wissen auszublenden – was nur misslingen kann – und dann trotzdem von diesem beeinflusst zu sein, sollte

die Rolle dieses Wissens offengelegt und seine Potentiale genutzt werden, indem es aktiv, bewusst und systematisch in den Forschungsprozess eingebracht wird. In diesem Sinne gehört es zur Strategie dieser Arbeit theoretisches (Vor-)Wissen gewinnbringend einzubeziehen anstatt erfolglos zu versuchen, es auszublenden. Eine entsprechende »Theorieabstinenz« hätte das »grounding«, also das Ziel einer »empirisch begründeten« Theoriebildung missverstanden. Konkret können beispielsweise die in der Entwicklungsgeschichte des Leistungsbegriffs als bedeutsam herauskristallisierten Achsen eine Strukturierungshilfe im Analyseprozess sein. Ebenso hilfreich ist das Wissen über bereits für die Analyse der Leistungsgesellschaft oder der dabei entstandenen und demnach in diesem Kontext bedeutsamen Konzepte, gerade auch dann, wenn sie nicht im Bereich des Sports gewonnen wurden. Sie können Vergleichsdimensionen liefern, dazu anregen, analytische Fragen an das Datenmaterial zu stellen oder als Kontrast dienen und ermöglichen darüber hinaus, die Daten in theoretische Begriffe zu fassen. Besondere Bedeutung hat vor diesem Hintergrund auch die Auseinandersetzung mit der Kritik des Leistungsprinzips, da in diesem Kontext wichtige theoretische Analyselinien und Unterscheidungen herausgearbeitet wurden.

Damit ist bereits ausblicksartig beschreiben, wie im konkreten Fall eine empirisch begründete Theoriebildung unter der Berücksichtigung der Bedeutung von Theorie(n) und partialen Ordnungen gelingen kann. Die Anerkennung der Bedeutung partialer Ordnung heißt dabei nicht, dass die über sie entwickelten Theorien ständig überholt sind. Vielmehr können die partialen Ordnungen über lange Zeit stabil sein. Der postulierte Theorienwandel stellt nicht die potentielle Stabilität der Strukturen sozialen Handelns in Frage, sondern offenbart vielmehr ihre rationale Rekonstruierbarkeit. Er lässt die Praxis nicht mehr als zufällig, unerklärbar oder nicht verstehbar erscheinen (vgl. Kelle 2008b, S. 334). Dies gilt es bei der Theoriebildung zu beachten und dementsprechend die »offenkundige Tatsache sozialer Ordnung mit einer (zumindest partiellen) Unvorhersagbarkeit dieser Ordnung [zu] vereinbaren« (Kelle 2008b, S. 320).

2.1.2 Zum Verhältnis von Theorie und Praxis

»Der in der Hauptsache mit Theoriegenerierung befasste Soziologe braucht die konkrete Situation nicht besser zu kennen als die in sie verstrickten Personen (was ohnehin unmöglich wäre). Die Aufgabe für deren Lösung er ausgebildet worden ist, besteht darin, zu leisten, was ein Laie nicht zu leisten vermag, d.h. allgemeine Kategorien und ihre Eigenschaften für allgemeine und besondere Situationen und Probleme zu generieren. Diese können dem Handeln der Laien dann als praktischer Leitfaden dienen (vgl. Kap. X). Der Soziologe bringt soziologische Theorie – und das heißt auch: eine andere Perspektive – in die Situation des Laien ein. Und

diese neue Perspektive kann dem Laien unter Umständen hilfreich sein.« (Glaser & Strauss 2010, S. 48)

Mit diesem Zitat ist eine erste und zentrale Antwort auf die Frage nach der Bedeutung – dem Sinn – von (soziologischer) Theorie für die (pädagogische) Praxis gegeben.

Da es sich in pädagogischen Kontexten aufgrund der in ihnen handelnden Individuen nicht um kausale Funktionsmechanismen handelt, lässt sich für diese Felder kein klar definiertes (theoretisches) Wissen im Sinne einer »Rezeptologie« oder »Anleitung« bereitstellen. Auch die Ergebnisse dieser Arbeit sind dementsprechend selbstverständlich keine »Rezepte« zum Umgang mit der Leistungsthematik, sie können es auch gar nicht sein. Geht man zudem von einem Modell der Wissensverwendung aus, nach dem (theoretisches) Wissen nicht einfach in (praktisches) Können transferiert oder transformiert werden kann, wird die Aufgabe, brauchbare Theorie bereit zu stellen, keineswegs einfacher.

Trotzdem hat die Pädagogik als handlungsorientierte Disziplin den Auftrag, Orientierungswissen für die Praxis bereitzustellen. Wie kann dieser Anspruch nun eingelöst werden? Die praxissensible Sozialforschung scheint hier eine erfolgversprechende Strategie zu sein. Dafür muss zunächst die Annahme der Lösbarkeit des Theorie-Praxis-Problems grundsätzlich überwunden werden. In der Wissenschaftsgesellschaft ist das ein seit den 1960er Jahren anhaltender Prozess (vgl. Wolff 2008, S. 235).

Es hat sich jedoch gezeigt, dass die Verwendung des wissenschaftlichen Wissens gerade dann zustande kommt, wenn »geschickte Kontrastierungen mit den Perspektiven des jeweiligen Handlungsfeldes« in den Mittelpunkt gestellt werden (Wolff 2008, S. 236). Anstatt auf »Ablehnung oder Annahme wissenschaftlicher Sichtweisen und Wissensbestände« (ebd.) zu fokussieren, gilt es also »eine besondere Art der Organisation von Perspektivendifferenz zwischen Praxis und Wissenschaft« zu arrangieren (ebd.). Eine Wissenschaft die praxissensibel sein will, muss demnach eine »gepflegte Differenz« (ebd., S. 237, Herv. i. O.) etablieren. Aus den Untersuchungen von Verwendungsprozessen – exemplarisch eignet sich dafür insbesondere das Feld der Beratung – lässt sich eine erste Antwort auf die Frage ableiten, wie diese Differenz hergestellt und aufrechterhalten werden kann. In der Organisationsberatung hat sich die Strategie der Irritation etabliert. Die aufgrund nicht stillstehender Umwelten wenig stabilen Entscheidungsprämissen können bei einer erfolgsversprechenden Beratung nicht im Mittelpunkt stehen. Die vom Beratenden provozierten Irritationen lösen hingegen bei Klient*innen Suchbewegungen aus, die es ermöglichen »sich seiner eingespielten Handlungs-routinen, Wahrnehmungsschemata und Selbstbeschreibungen zu vergewissern und diese gegebenenfalls dann zu modifizieren.« (ebd., S. 238).

Eine Schlüsselfunktion hat dabei der Begriff des *Problems*. Weder werden Beratende das Problem der Klient*innen selbsttätig mit einem »Patentrezept« stellvertretend lösen, noch können sie aufgrund ihrer Professionalität das Problem in der gleichen Art, beziehungsweise an der gleichen Stelle wie die Klient*innen sehen. Um neue Problembeschreibungen hervorzurufen, bemühen sich die Beratenden, die Klient*innen zu der versuchsweisen Annahme einer neuen Perspektive zu verleiten. Weitere Strategien stellen das Verfremden der Lage, das Einbringen neuer Sprache, die Perspektivenvermehrung oder die Etablierung inkompatibler Handlungsanweisungen dar. Nun schließt sich die Frage danach an, welche Kriterien eine Irritation erfüllen muss, damit sie auch als solche wahrgenommen und nicht abgewehrt wird, sondern Interesse erweckt. Es bedarf offenbar einer sensiblen Einstellung der Intervention auf das jeweilige Gegenüber. Weil letztlich die Praxis entscheidet, inwiefern die Theorie anschlussfähig ist, kann die Theorie zwar auf diesem Weg ihre Chance erhöhen, Interesse zu wecken, sie kann dies jedoch weder sicherstellen noch entscheiden (vgl. Wolff 2008, S. 236–239).

In Bezug auf die Grounded Theory kann dies noch einmal erkenntnistheoretisch gewendet werden: Da eine Grounded Theory auf einer Interpretation beruht, kann sie nur anhand des Kriteriums der Brauchbarkeit verifiziert werden. Die Anschlussfähigkeit und logische Konsistenz der Theorie muss in dem Maße gewährleistet werden, in dem diese für die praktische Bewährung erforderlich ist. In diesem Sinne zielt die pragmatistische Auffassung über die Validität einer Theorie auf die gesteigerte Handlungsmacht derjenigen ab, die über die Theorie informiert sind (vgl. Strübing 2008b, S. 297f.). So sieht Dewey Forschen auch als »Mittel zum Zweck verbesserter Handlungsfähigkeit« (Strübing 2008b, S. 289).

Einfluss auf das Interesse der Praxis an wissenschaftlichen Aussagen nimmt darüber hinaus die Art der Formulierung und Darbietung der Theorie – ihre Rhetorik. Wie erfolgreiche Theorien zeigen, lässt sich die Wahrscheinlichkeit auf Resonanz durch Kontraststrukturen erhöhen. Ein vorerst hypothetisches Beispiel: Was zunächst so eindeutig erscheint wie das Leistungsprinzip ist doch facettenreich. Die Felder des Sports, sowie verschiedene Sportarten, die zunächst auch im Hinblick auf die Bedeutung und Ausgestaltung des Leistungsprinzips und das Leistungsverständnis sehr heterogen erscheinen, sind sich doch viel ähnlicher, haben eine gemeinsame, verbindende Basis. Stattdessen mögen an anderer Stelle Differenzen auftreten, die zuvor nicht in dieser Weise zum Vorschein gekommen sind und noch weniger an dieser Stelle vermutet wurden. Es könnte grundsätzlich in Frage zu stellen sein, was unter Leistung zu verstehen ist und welche Bedeutung ihr zugrunde liegt. Möglicherweise haben Sportler*innen Handlungsstrategien und Sichtweisen, die neue Bedeutungen und Perspektiven hervorbringen. Es bleibt abzuwarten, was bei einer Betrachtung des Trendsports, dessen Akteur*innen seine Andersartigkeit inszenieren und sich um Abgrenzung bemühen, für die Perspektive auf Leistung herauskommt. Was ist über die Ausgestaltungsmöglichkeiten

des universell erscheinenden Prinzips herauszufinden und inwiefern können diese Erkenntnisse irritierend sein? Vielleicht erscheint das Verständnis von Leistung kontingenter als angenommen und es ergeben sich daraus bestenfalls neue Handlungsperspektiven, weil eingeschliffene Sichtweisen aufgebrochen und hinterfragt werden können.

Entscheidend für die Akzeptanz derartiger Betrachtungen ist dabei, dass sich die jeweils Betroffenen nicht in seinen Handlungen untergraben fühlen dürfen. Es muss also das Level einer »angemessenen Respektlosigkeit« (Wolff 2008, S. 240) getroffen werden und eine mittlere Distanz zu den im Feld geltenden Überzeugungen gewahrt bleiben. Die Theorie darf also im Vergleich zu den in der Praxis vorherrschenden Annahmen weder als zu selbstverständlich noch als absurd daherkommen. Außer Kontraststrukturen, die das Rätselformat zur Bündelung von Aufmerksamkeit geschickt nutzen, können auch aus Politik und Werbung bekannte und bewährte rhetorische Formate wie Dreierlisten oder Vierfeldertafeln helfen. Mit ihnen lassen sich komplizierte Aspekte zusammenfassen und ebenso wie bei Kontraststrukturen können konkurrierende Positionen zugunsten der letztgenannten aufgelöst werden (vgl. Wolff 2008, S. 239ff.).

Um das Verhältnis von Theorie und Praxis zu bearbeiten, darf also die Differenz zwischen beidem nicht verwässert oder gar aufgelöst werden, vielmehr ist eine klare Unterscheidung beider Perspektiven notwendig, um die in dieser Paradoxie steckende Spannung zu bearbeiten. Eine praxissensible Sozialforschung möchte diese »Spannung konzeptuell, aber auch methodologisch zugleich greifbar und fruchtbar machen« (ebd., S. 243). Dafür gilt es, sich zu verdeutlichen, dass wir auf der Ebene der Praxis Dinge immer im Modus der »Zuhandenheit« unter dem Gesichtspunkt der tatsächlichen oder möglichen Verwendung wahrnehmen und nicht ihre bloße »Vorhandenheit«. Der Modus der *Vorhandenheit* eröffnet sich erst, wenn man aus der Praxis *heraustritt* und in den Reflexionsprozess einsteigt. Im Sinne Heideggers ist die *Vorhandenheit* ein Modus der *Zuhandenheit*. Den dritten Modus, der sich bei einer Störung der *Zuhandenheit* einstellt, nennt er »*Un-Zuhandenheit*«. Ein theoretischer Blick ist immer nur dann möglich, wenn die Alltäglichkeit gestört worden ist, nur hier können Einsichten gewonnen werden, müssen es aber nicht. Kommt es nur dazu, dass einem die Problematik für einen Moment in Bezug auf das davon unterbrochene Projekt bewusst wird, und nicht zu einer Reflexion wie im Modus der *Vorhandenheit*, verbleibt man im Modus der »*Unzuhandenheit*«. In diesem Zwischenzustand geschieht Handeln und Sinnstiftung gleichzeitig. Die Praktiker*innen erfahren etwas über die Konzepte und Schemata mit und in denen sie arbeiten, ohne aus diesen herauszutreten. Die Theoretiker*innen erhaschen einen Blick auf Relevanzen und Handlungsroutrinen der Praxis, ohne in diese einzutreten. Vergleichbar damit sind die in professionellen Kommunikationssituationen stattfindenden »*reflections-in-action*«. Mit der *Unzuhandenheit* ist ein flüssiger Übergangsbereich mit Momenten des Chaotischen angesprochen, innerhalb dessen eine Kontaktaufnahme

zwischen Theorie und Praxis möglich ist. Sozialwissenschaftliche Forschungsarbeit könnte die Potentiale genau dieses Bereichs demnach stärker in den Aufmerksamkeitshorizont setzen und systematisch berücksichtigen, anstatt Ordnungen und Regelmäßigkeiten zu präferieren (vgl. Wolff 2008, S. 241–249).

Bei Dewey und Mead findet sich diesbezüglich ein ganz ähnliches Konzept. Mead hat hierfür den Begriff der »Handlungsblockierung« gewählt. Diese tritt ein, wenn Handlungsrouitinen das angestrebte Handlungsziel verfehlen oder aufgrund veränderter Handlungsbedingungen zum Erliegen kommen. Diese Handlungshemmungen lösen praktische Zweifel und Problemlöseprozesse aus. Dieser von Dewey genauer beschriebene Problemlöseprozess, mit dem er auch den Theoretisierungsprozess fasst, erinnert konsequenterweise ebenso an den Pierce'schen Abduktionsprozess (vgl. Strübing 2008b, S. 298–301).

Um in Theorien Momente der *Unzuhandenheit* zu thematisieren, ist es sinnvoll, von einer pragmatistischen Auffassung von Realität als einer im sozialen Handeln kontinuierlich Hervorgebrachten auszugehen und sie dementsprechend zu rekonstruieren. Demnach kommt eine praxissensible Theorie nicht ohne die handlungstheoretische Annahme der zumindest teilweisen Handlungsfreiheit aus (vgl. Wolff 2008, S. 250).

Aus dem Beschriebenen folgt, dass Reflexion nicht nur vor oder nach, sondern auch während der Handlung selbst abläuft, sonst würden wir nur im Modus der *Vorhandenheit* verbleiben. Dieser Perspektive der praxissensiblen Theoriebildung entsprechend, sollten sich analytische Fragestellungen ebenso auf interaktionsstrukturelle Probleme der Handelnden und die darauffolgenden Prozesse ausrichten, welche dann als Lösungsstrategien interpretiert und rekonstruiert werden können. Weitere relevante Faktoren einer praxissensiblen Theoriebildung können aufmerksamkeitssteuernde Emotionen und konstitutive Zeit und Zeitknappheit in Handlungskontexten sein, weshalb retrospektive Erklärungsmodelle für die Praxis wenig hilfreich sind. Darüber hinaus sind Ansätze ungeeignet, die ihren Gegenstand aus dem Kontext der Realität herausnehmen, wie zum Beispiel Idealtypen (vgl. Wolff 2008, S. 250f.).

Method(olog)isch betrachtet, eröffnet die Auseinandersetzung mit Momenten der *Unzuhandenheit* – die fast ausschließlich in qualitativen Forschungen vorkommen – einen stärkeren Blick auf die Varianz und auf die vom Durchschnitt abweichenden Fälle. Genau das ist auch für die vorliegende Arbeit von großem Interesse, weil sie sich damit beschäftigt, die Annahme des universell einheitlich verstandenen und geltenden Prinzips zu hinterfragen und stattdessen den Facettenreichtum des Prinzips darzustellen, womit eine erste Irritation hervorgerufen werden könnte. Es geht darum, das Abweichende zu entdecken und »in seiner tatsächlichen ›Normalität‹ und Regelentsprechung zu rekonstruieren« (Wolff 2008, S. 252, Herv. i. O.). Bestehende analytische Vermutungen können so validiert werden. Auch wenn sich aufgrund der Flüchtigkeit von Momenten der *Unzuhandenheit* videographisches Da-

tenmaterial für ihre Entdeckung besonders eignet und solche Momente in Interviews nicht angemessen wiedergegeben oder sogar gar nicht eingefangen werden könnten, wird hier aufgrund anderer Vorteile und der ohnehin gegebenen Seltenheit der Entdeckung entsprechender Momente nicht von der Entscheidung für Interviews abgewichen (vgl. Wolff 2008, S. 251f.).

Auch wenn hier wichtige Anhaltspunkte für eine praxissensible Theoriebildung entdeckt werden konnten, ist daraus nicht der Fehlschluss abzuleiten, die am Ende stehende Theorie wäre unmittelbar verwertbar. Das wäre eine Verwechslung mit Praxisrelevanz oder Praxisfreundlichkeit. Auch die praxissensible Theorie ist zunächst nur Theorie – und damit insbesondere unpraktisch. Sie hält die Praxis auf, weil sie Fragen aufwirft und Regeln durchbricht. Demnach wird den Adressaten der Theorie eine besonders anspruchsvolle Rolle zugesprochen, die gleichzeitig eine ihnen gegenüber einzunehmende Haltung der Achtung und Anerkennung ihrer Kompetenzen und des Charakters ihrer Praxis zum Ausdruck bringt. Dies beinhaltet die Annahme der Bereitschaft und Fähigkeit, Irritationen wertzuschätzen und aushalten zu können. Praxissensibilität bleibt trotzdem auf methodische und theoretische Praxisferne angewiesen. Es sollten nicht die Erklärungsmodelle des Felds aufgrund fehlplatziertes Perspektivenübernahme übernommen werden, ebenso wie kommunikative Validierung im Feld ein methodisches Fehlkonzept ist (vgl. ebd., S. 253ff.).

Auch wenn »Momente der Unzuhandenheit offensichtlich Kristallisationspunkte von und Gelegenheiten für Lernen, Kreativität und Veränderung darstellen« (Wolff 2008, S. 254), bleibt ihre Analyse für Sozialforscher*innen eher die Ausnahme und eine grundsätzliche Orientierung am Konzept der Praxissensibilität ist gar nicht erstrebenswert. Denn ein zu enges Verhältnis von Theorie und Praxis würde sowohl die jeweilige Autonomie als auch die Operationsfähigkeit einschränken. Stattdessen gilt auch für diese Arbeit zunächst das Prinzip der gepflegten Distanz, eine Balance von Differenz und Kopplung, die interessante Einsichten verspricht, welche sich weder in der Praxis noch in der Theorie vorher so hätten denken lassen (vgl. ebd., S. 255).

2.2 Vorgehensweise: Zirkularität und permanenter Vergleich

An die ausführliche Darlegung des erkenntnistheoretischen und methodologischen Hintergrunds sowie der Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Theorie und Praxis anschließend, soll nun das konkrete Vorgehen, die Praxis des Forschungsprozesses nachvollziehbar gemacht werden. Zwar liefert das vorangegangene Kapitel bereits zahlreiche Ableitungen für die Durchführung der empirisch begründeten Theoriebildung im Rahmen dieser Arbeit, diese sollen jedoch im Folgenden noch konkreter werden, indem der zirkuläre Forschungsprozess von seinem Startpunkt aus beschrieben und die method(olog)ische Umsetzung der Datengenerie-

rung und Analyse konkret erläutert werden. Von der Entwicklung der forschungsleitenden Fragestellung ausgehend, über die Durchführung der Interviews und die theoriegeleitete Auswahl der Interviewpartner*innen beziehungsweise der Daten bis hin zum Analyseprozess mit permanenten Fallvergleichen und dem Ziel der zunehmenden Sättigung von Kernkategorie und Schlüsselkategorien, wird der nicht-lineare Weg der Generierung von Ansatzpunkten einer Theorie des Leistungsprinzips unter besonderer Berücksichtigung des Trendsports dargestellt. Frei und Wolff (2023) sprechen im Hinblick auf die Darstellung von Forschungsergebnissen qualitativer Forschung mit der Grounded Theory Methodologie davon, dass ein »komplizierter Bezeichnungsakt, der etwas in Reihe bringt, das nicht in Reihe abgelaufen ist« vollzogen werden muss. Dies scheint ebenso auf den Akt der Darstellung des zirkulären Vorgehens zuzutreffen und beginnt damit an dieser Stelle.

Den Ausgangspunkt für die Entwicklung des Forschungsinteresses am Themenkomplex *Leistung und Trendsport* stellt die Beschäftigung mit dem spezifischen Themenbereich des Extremsports dar, welcher auch als Risiko-, Abenteuer- und Erlebnissport beschrieben wird, wobei hier bereits die Vielfalt von Bezeichnungen als auch die damit einhergehenden unscharfen Trennlinien ins Auge fallen. Die Auseinandersetzung mit dem Phänomen hat aus systemtheoretischer Perspektive gestartet, wie sie insbesondere Bette (1999) in seinem Werk »x-treme« stark macht.⁵ Daraufhin hat sich eine genauere Betrachtung des Forschungsfeldes *Trendsport* angeschlossen, wobei nicht nur die strukturellen und organisatorischen Unterschiede zum traditionellen Sport aufgefallen sind. Ebenso sind umgehend die fehlenden Abgrenzungsmöglichkeiten dieser neuartigen Bewegungsformen in den Fokus geraten, die nicht zuletzt aus der Vielfalt ihrer Erscheinungsformen resultieren und

5 Im Rahmen der Durchführung einer Lehrveranstaltung am Institut für Sportwissenschaft der Universität Hildesheim hat die erste Auseinandersetzung mit der Thematik stattgefunden. Unter dem Titel »Leistung – Abenteuer – Erlebnis – populäre Sport- und Bewegungsfelder im soziologischen Blick« stand die Frage im Mittelpunkt, inwiefern im Kontext des Extremsports völlig neuartige Codierungen an die Stelle des Olympischen Mottos »citius, altius, fortius« treten, schließlich scheinen auf den ersten Blick Risikosteigerung, Genussmaximierung und Eventisierung die Leitkategorien dieses immer schon medialen Sports zu sein. Die Zielsetzung war eine genauere Betrachtung entsprechender Phänomene aus soziologischer Perspektive. Neben einem systemtheoretischen Blick sind unter anderem verschiedene Betrachtungsweisen des Trendsports thematisiert worden. Das Seminar ist seit dem Wintersemester 2012/2013 viermal durchgeführt worden und hat dementsprechend insbesondere den Beginn der vorliegenden Forschungsarbeit begleitet. Darüber hinaus hat auch die Durchführung eines Seminars mit dem Titel »Sport und Gesellschaft im Wandel«, welches in der Studienvariante »Sport, Gesundheit und Leistung« angesiedelt ist, den Zugang zum Thema vertieft. Dabei ist die Kategorie Leistung aus einer weiteren Perspektive, jener der geschichtlichen Entwicklungen von Sport und Gesellschaft, in den Blick genommen worden, wobei es insbesondere um die wechselseitige Bedingtheit der Veränderungsprozesse ging.

zu einer genaueren Betrachtung drängen. Mit den nach außen bestehenden Unterscheidungsschwierigkeiten zum »Nicht-Trendsport«, geht ebenso die Differenzierungsproblematik innerhalb der trendsportlichen Phänomene einher, somit auch jene zwischen Trend- und Extremsport. Aufgrund der ebenso zu erkennenden Gemeinsamkeiten im Handeln der Sportler*innen der verschiedenen *Felder*, hat sich das Interesse an der Kategorie *Leistung* entwickelt, die offensichtlich in allen Varianten von Sport und Bewegung eine zentrale Stellung einnimmt – wenn auch in unterschiedlicher Weise. Aus der Frage nach der Abgrenzung des Trendsports ergab sich die Fokussierung auf die gemeinsame Leitkategorie *Leistung*, was zu dem Anliegen geführt hat, eine genauere Bestimmung des Facettenreichtums dieser geteilten Kategorie vorzunehmen und dabei einen besonderen Blick auf den Trendsport zu werfen, in der Hoffnung auf diesem Weg genaueres über die Besonderheiten des Trendsports herauszufinden. Aus diesem Grund wird *Leistung* in der vorliegenden Untersuchung aus der Perspektive eines Prinzips betrachtet, dem jegliches Handeln unterliegt. Inwiefern sich bei dieser Betrachtung besondere Facetten des Leistungshandelns im Trendsport zeigen, bleibt zunächst ebenso offen, wie die Frage, ob und inwiefern diese die Abgrenzungsschwierigkeiten auflösen können oder zumindest eine weitere Annäherung erreicht werden kann. Das besondere Augenmerk auf den Trendsport erscheint im Zusammenhang mit der Bestimmung des Leistungsprinzips bereits deshalb besonders gewinnbringend, weil das Leistungsprinzip durch diesen Fokus genau dort in das Zentrum der Aufmerksamkeit gesetzt wird, wo die Weiterentwicklung des Sports in vollem Gange ist. Deshalb scheint es auf diese Weise möglich zu sein, zugleich neues über das Leistungshandeln und das ihm zugrundeliegende Prinzip als auch über den Trendsport herausfinden zu können.

Dementsprechend ist das Phänomen des Trendsports bei der Betrachtung des Leistungsprinzips in den Fokus gerückt worden. Dass die notwendigerweise oberflächliche Frage nach Unterschieden zwischen Trend- und Leistungssport, in Bezug auf die Leistungskategorie nicht angemessen sein konnte, weil sich der Facettenreichtum der Leistungskategorie nicht an dieser Differenzlinie entlang zieht und allein eine Abgrenzung von Trend- und Leistungssport nicht nur begrifflich schwierig ist, ist schnell klar geworden. Schließlich überschneiden sich Trend- und Leistungssport bereits an der Stelle wo Trendsportler*innen ihr Sporttreiben in ein wettkampfsportliches Arrangement einbinden. Vielmehr ist offensichtlich geworden, dass über die Breite unterschiedlicher Sport- und Bewegungskontexte Hinweg nach diesen Facetten gesucht werden muss und aufzudeckende Differenzen nicht entlang einer eindeutigen Unterscheidungslinie verlaufen würden, sondern vielschichtige Faktoren aufzudecken sind, welche diesen Facettenreichtum bedingen und beeinflussen.

Die Entwicklung einer offenen Fragestellung, die sich im Laufe des Forschungsprozesses weiter spezifiziert und ausdifferenziert, hat den Ausgangspunkt des zirkulären Forschungsprozesses dargestellt, welcher im Rahmen der Grounded Theory

Methodologie von bereits beschriebener Bedeutung ist. Die *Forschungsfrage*, wie die Kategorie Leistung in verschiedenen Feldern des Sports, unter besonderer Berücksichtigung des Trendsports, genauer beschreiben werden kann, ist zur Leitfrage erhoben worden.

Auch die Auswahl des theoretischen Bezugsrahmens war in den zirkulären Forschungsprozess eingebunden. Ähnlich wie der permanente Vergleich von Vorkommnissen in den Daten, erfolgte die Theoriearbeit, welche sich im ersten Kapitel als auch im ersten Teil dieses Kapitels niederschlägt, in einem wechselseitigen und zeitlich ineinander verwobenen Prozess, bei dem sich Datengenerierung, Datenauswertung und das Verfassen der Theoriekapitel zunächst abwechselten. Die Auseinandersetzung mit verschiedenen theoretischen Perspektiven auf das Leisten im Sport, bei dem insbesondere auch eine entwicklungsgeschichtliche Betrachtung von Bedeutung war, eröffnete die theoretische Sensibilität für das Feld und hat es ermöglicht die Daten im Analyseprozess in einem theoretischen Kontext sehen zu können. Dafür erschien es von besonderer Bedeutung das Verhältnis von Sport und Gesellschaft in Bezug auf das Leistungsprinzip zu beleuchten, als auch eine anthropologische Betrachtungsweise mit einfließen zu lassen, um sowohl eine anthropologische als auch soziologische Zugangsweise zu schärfen.

Mit dem weiteren Voranschreiten im Forschungsprozess und mit der vorläufigen Fertigstellung des theoretischen Rahmens verlagerte sich die Aufmerksamkeit zunehmend auf die Erhebung und Analyse der empirischen Daten. Es hat jedoch auch zwischen der Entstehung des theoretischen Hintergrunds, der Erhebung von Daten und der Datenanalyse ein wechselseitiger Austausch stattgefunden. Immer wieder ist überprüft worden, inwiefern die Theoriearbeit im Hinblick auf die generierten Daten und die entstehende Theorie ergänzt werden kann. Auch in Bezug auf die empirische Arbeit hat sich die Zirkularität und der permanente Vergleich auf allen Ebenen niedergeschlagen. Vom Vergleich erster Daten mit weiteren Daten, die entsprechend des sukzessiven theoretischen Samplings hinzugewonnen wurden, über den erneuten Vergleich mit den bereits analysierten Daten, was ebenso als theoretisches Sampling zu verstehen ist, bis hin zum wiederholten Prüfen der entstehenden Ansätze von Theorie anhand der Datenlage und im Hinblick auf den theoretischen Hintergrund, wobei dieser sukzessive erweitert worden ist.

Die Idee und Bedeutung dieser zentralen Prinzipien sind in den erkenntnistheoretischen Betrachtungen bereits dargelegt worden. Wie die konkrete Umsetzung im Hinblick auf Datengenerierung und Analyse erfolgt ist, wird im Zuge der folgenden Ausführungen zur Vorgehensweise offengelegt und nachvollziehbar gemacht, weshalb es nicht notwendig erscheint, weitere einführende Worte zu verlieren. Stattdessen werden nun die praktische Umsetzung der Datengenerierung mittels Leitfadeninterviews und des theoretischen Samplings (2.2.1) sowie der Datenanalyse mit Hilfe der Kodierverfahren (Kap. 2.2.2) beschreiben. In den Ausführungen wird sich die Bedeutung der Zirkularität des Forschungsprozesses und des damit zusammen-

hängenden zentralen Prinzips des permanenten Vergleichs in allen seinen Facetten zeigen.

Datengenerierung und Datenanalyse sind nicht voneinander zu trennen, darüber soll auch die folgende Untergliederung der Darstellung nicht hinwegtäuschen. Insbesondere das theoretische Sampling ist nicht nur auf der Ebene der Datengenerierung einzuordnen.

2.2.1 Datengenerierung: Leitfadeninterviews und theoretisches Sampling

Die für die vorliegende Forschungsarbeit durchgeführten Interviews verorten sich im Typus der Leitfadeninterviews. Die Generierung von Daten hat mit einem ersten Interview in einer sehr frühen Phase des Promotionsprojektes begonnen, in welcher die Theoriearbeit zum Thema gerade begonnen hatte. Mehr als eine Literaturrecherche und ein grundständiges Einlesen in die Thematik ist der Erstellung des ersten Interviewleitfadens und der Durchführung des ersten Interviews nicht vorausgegangen. Im Sinne der Grounded Theory Methodologie, mit der jedoch zu diesem Zeitpunkt bereits eine tiefergehende Auseinandersetzung stattgefunden hatte, war nicht mehr als ein erster Schritt in Richtung einer theoretischen Sensibilisierung erfolgt, die es in der Arbeit mit den Daten zu erweitern galt (vgl. Strauss & Corbin 1996, S. 25).

Um Datenmaterial zur Beantwortung der Frage nach den Facetten des Leistungsprinzips und nach der Bedeutung von Leistung zu generieren, sind offene Leitfadeninterviews besonders geeignet, da sie die subjektiven Perspektiven, Sinngebungen und Bedeutungszuschreibungen der Akteur*innen zu Tage fördern. Und gerade in diesen – so die Annahme – manifestieren sich der Facettenreichtum der Leistungskategorie, als auch seine zentralen Wirkweisen und Gemeinsamkeiten. Die Vorannahmen der Forscherin konnten durch die offenen Fragen in den Hintergrund rücken, was innovativen Perspektiven Raum gegeben hat. Diese Vorannahmen nicht in die Fragen durchsickern zu lassen, erwies sich als herausfordernd und bedurfte einiger Übung, sowie der kontinuierlichen Reflexion der gestellten Fragen. Durch die Konstruktion eines Leitfadens hat das sehr offene qualitative Interview Erzählanlässe erhalten, die Informationen über das betreffende Thema liefern sollten. Dazu galt es grundsätzlich sehr offene Fragen zu formulieren, welche die Befragten nicht in eine vorgegebene Richtung drängen, sondern genug Raum für ihre eigenen Schwerpunktsetzungen enthalten. Darüber hinaus wird bei dieser Forschungsmethode angestrebt, möglichst nah an die Situation eines Alltagsgesprächs heranzukommen. In der Interviewsituation ist dazu ein flexibler Umgang mit dem Leitfaden geboten, um der Prämisse der Interaktion folgend auf den Gesprächsverlauf und die Gesprächspartner*innen eingehen und spontane Nachfragen stellen zu können (vgl. Flick 2007, S. 124, 194, Lamnek 2005, S. 259f.).

Als zentrale Schwierigkeit erwies sich zunächst die Annäherung an entsprechende Interviewfragen, die von den Befragten Informationen bezüglich ihres Leistungsverständnisses und Leistungshandelns generieren können. Bereits bei der Reflexion des erwähnten ersten Interviews im Rahmen eines Promotionskolloquiums⁶, bei dem sowohl das Konzept der vorliegenden Arbeit, sowie die ersten Interviewdaten erstmals vorgestellt und gemeinsam diskutiert und analysiert wurden, kam die Frage auf, inwiefern nach dem Leistungsverständnis überhaupt direkt gefragt werden kann. Es bestand schnell Einigkeit darüber, dass ebendies nicht möglich ist, ohne die Auskünfte der Befragten zu verfälschen. Das Leistungsverständnis ist zumeist eine hinter den Handlungen und Auskunftsmöglichkeiten der Befragten liegende Auffassung oder Haltung, die häufig eher unbewusst und implizit bleibt. Wenn Befragte dazu aufgefordert werden, über ihr Leistungsverständnis Auskunft zu geben, so wie es in diesem ersten Interview noch getan wurde, ist die Gefahr groß, dass allgemeine, gesellschaftlich etablierte, anerkannte und erwünschte Ansichten dargestellt werden. Zudem besteht umgekehrt die Gefahr, dass mit Absicht gegenläufige Auffassungen propagiert werden, insofern das Bewegungshandeln des*der Akteurs*in in einer Gegenbewegung verortet ist, beziehungsweise von ihm* ihr verortet wird. Zwar hat auch dies einen Aussagewert, jedoch werden auf diese Weise nicht die dem Handeln der Befragten tatsächlich zugrundeliegenden Sinngebungen aufgedeckt. Diese müssen vielmehr aus den Erzählungen über ihr Sport- und Bewegungshandeln extrahiert werden. Dementsprechend sind die Fragen zunehmend in diese Richtung verändert und der Leitfaden immer wieder dahingehend angepasst worden.

Bereits die den Interviews vorausgehenden Absprachen mit den Interviewpartner*innen, welche immer eine Ankündigung des Themas notwendig machen, erwiesen sich demzufolge als erste Herausforderung. Es ging darum, bereitwilligen Gesprächspartner*innen das Anliegen des Interviews mitzuteilen, ohne dabei das Forschungsinteresse zu stark offenzulegen, denn bereits an dieser Stelle hätte die Erwähnung des Leistungsbegriffs das Einschlagen eines bestimmten Pfades bedeutet. Bei den Gesprächspartner*innen wären sofort Assoziationen, Zuschreibungen und eventuell an sie gerichtete Erwartungshaltungen hervorgerufen worden, die mit dem Leistungsbegriff einhergehen, welcher in unserer Gesellschaft entsprechend konnotiert ist. Zudem ist es, wie mit Gebauer (1972) beschrieben, gesellschaftlich nicht angesehen, eigene Leistungen zu präsentieren. Die Interviewsituation sollte trotzdem den Rahmen liefern, über eigene Leistungen

6 Jenes Kolloquium hat vor und während des gesamten Promotionsprozesses einen regelmäßigen Austausch innerhalb der Gruppe der Promovierenden des Instituts für Sportwissenschaft der Universität Hildesheim unter der Leitung von Peter Frei ermöglicht. Zu den weiteren Teilnehmenden gehörten vor allem Dennis Wolff, Gianna Wilm, Edgar Dorn, Lena Tessmer, Timo Habedank, Sabine Zwanzig und Monika Steinhoff.

»hemmungslos« sprechen zu können, gerade wenn zudem die eigentliche Aktionsleistung nicht mehr präsent ist, sondern bereits in der Vergangenheit liegt. Demzufolge ist nach dem ersten Interview der Begriff »Leistung« gegenüber den Befragten bei der Anfrage und Absprache nicht mehr genannt worden. Auch während der Interviews ist nicht explizit danach gefragt worden. Lediglich mit der letzten Frage zum Abschluss des Interviews wurde das Leistungsverständnis direkt angesprochen. Das erste Interview stellt diesbezüglich eine Ausnahme dar. Das Thema des Interviews wurde gegenüber den weiteren Gesprächspartner*innen damit beschrieben, dass es um *Bedeutungszuschreibungen* in ihrem sportlichen Handeln geht.

Da sich die dringende Notwendigkeit dieser indirekten Herangehensweise erst nach der gemeinsamen Reflexion des ersten Interviews eröffnet hat, ist mit diesem Interview – bei dem noch sehr offen und direkt das Thema benannt und entsprechende Fragen gestellt wurden – bei der Analyse dementsprechend umgegangen worden. Anstatt das Interview aus dem Datenpool herauszunehmen, haben zahlreiche Argumente dafür gesprochen, die gewonnenen Informationen in den Analyseprozess einzubinden und es für die Theoriebildung unter Berücksichtigung des beschriebenen method(ologischen) Umstands zu nutzen.

Durch den gesamten Erhebungsprozess hindurch hat eine kontinuierliche Weiterentwicklung der Zugangsmöglichkeiten zu entsprechenden Daten stattgefunden. Dies betrifft sowohl die Formulierung von Fragestellungen, als auch die Kompetenz der Forscherin in Bezug auf die Interviewführung und den Umgang mit der offenen und damit indirekten Herangehensweise in der Interviewsituation. Zu Beginn sind insbesondere die spontanen Nachfragen zu geschlossen formuliert worden und sie enthielten Vorannahmen und Bedeutungszuschreibungen der Interviewerin. Mit zunehmender Routine in der Interviewsituation konnte dies verbessert werden und ebenso stärker auf die Person und die Besonderheiten ihrer spezifischen (Sport)Biographie eingegangen werden, die sich erst im Laufe des Gesprächs herauskristallisiert und auf die sich dementsprechend nicht vorbereitet werden kann. Im Laufe des Prozesses der Datengenerierung wurde immer deutlicher, was es tatsächlich bedeutet, etwas über die Handlungsweisen und Perspektiven der Gesprächspartner*innen zu erfahren und die eigenen Bedeutungszuschreibungen hinten an zu stellen. Dieser Entwicklungsprozess wird insbesondere durch das zirkuläre Vorgehen getragen, bei dem durch die Analyse erster Daten eine zunehmende Relativierung der eigenen Sichtweisen stattfinden kann. Finden sich in den Fragestellungen der ersten Interviews noch zahlreiche Vorannahmen der Forscherin, so werden diese mit zunehmender Reflexion weniger. Mit der Zeit hat sich auch das Vertrauen in den Prozess der Datengenerierung und die Entwicklung des einzelnen Gesprächs weiterentwickelt. Anfangs war beides noch von zahlreichen Bedenken und Unsicherheiten geprägt, was das Bedürfnis von Kontrolle und Steuerung mit sich brachte, das jedoch der *Offenheit* des Prozes-

ses und damit der Qualität der Daten und dem Erkenntnispotential im Weg stand. Es bestand zunächst Sorge darüber, dass nicht genug relevante Informationen in den Aussagen der Befragten enthalten sein könnten, was das Einbringen von Vorannahmen und damit ein zu enges Fragen forcierte. Diese Befürchtung hat sich nicht bestätigt. Im Gegenteil konnte mit dem Fortschreiten im Prozess das Potential und die Relevanz der freien Erzählungen der Interviewpartner*innen erfahren werden und ein tieferes Verständnis für das Vorgehen der qualitativen Forschung gewonnen werden. Mit zunehmender Erfahrung ist deutlich geworden, worin der tatsächliche Unterschied zwischen einem »forcenden« Überprüfen von Vorannahmen und der »Emergenz« von Daten besteht (vgl. Kelle 2011).

Bestand ursprünglich noch die Sorge es könnten nicht genug Informationen zum Leistungsprinzip in den Aussagen der Befragten enthalten sein, wenn nicht direkt danach gefragt werden kann, haben sich derartige Bedenken mit zunehmender Datenanalyse aufgelöst, bei der sich schnell gezeigt hat, wie groß die Menge an relevanten Aussagen in den Interviews ist. Diese Perspektivenverschiebung hat damit zu tun, dass sich im Laufe des Prozesses für die Forscherin das Verständnis für den Forschungsgegenstand ausgeweitet hat und sein Facettenreichtum sichtbar werden konnte. Anders ausgedrückt hat sich erst im Laufe des Forschungsprozesses die Fähigkeit entwickelt, das relevante Thema in den Daten zu sehen. Dafür mussten zuerst eigene Vorannahmen und enge Sichtweisen durchbrochen werden, worin sich der eigene Lernprozess abbildet (vgl. Volkmann & Tessmer 2023, S. 101 & 117).

Der Weiterentwicklung der Leitfadenfragen wurde demzufolge im Laufe des Forschungsprozesses immer wieder große Aufmerksamkeit geschenkt, da hierin ein erhebliches Potential zur Verbesserung der Qualität und Aussagekraft der Daten gesehen wurde. Im Rahmen der jeweils im Anschluss an das Interview stattfindenden ersten Analyse ist der Leitfaden nach fast jedem Interview einer erneuten kritischen Überprüfung unterzogen worden. Im Zusammenhang mit der zunehmend tiefergehenden Auseinandersetzung mit der Thematik auf empirischer, theoretischer und methodologischer Ebene hat sich immer deutlicher herausgestellt, in welcher Weise die Fragen gestellt werden müssen, um etwas über das Phänomen zu erfahren. Insbesondere ist durch das zunehmende Verständnis des Leistungsprinzips – welches sich aufgrund gesellschaftlicher Gegebenheiten, entsprechender Sozialisation und anthropologischer Voraussetzungen als tief innenliegend offenbart – zunehmend klarer geworden, welche herausragende Bedeutung biographische Erzählungen und Schilderungen von Geschehnissen und Handlungsweisen in diesem Kontext haben. Aus diesen freien Erzählungen lassen sich in der Analyse deutlich authentischere Bedeutungszuschreibungen und Perspektiven extrahieren, die dem Handeln der Akteur*innen zugrunde liegen. Das Leistungsverständnis der Akteur*innen ist sowohl in ihrem Handeln, als auch in ihren Bedeutungszuschreibungen verborgen und es galt diese hinter dem Tun liegende Logik zu erkennen.

Die Fragestellungen sind so angepasst worden, dass sie dazu anregen, Geschichten zu erzählen und von der konkreten Handlungspraxis zu berichten, weshalb die Fragen stärker in Richtung der *Ausgestaltung des Handelns* der Befragten fokussiert wurden. Die Formulierung entsprechender Fragen hat sich als anspruchsvoll erwiesen, zumal immer auch die Atmosphäre und damit die Ausdrucksweise eines Alltagsgesprächs beibehalten werden sollte. Die Herausforderung bestand darin, Fragestellungen in einer umgangssprachlichen Weise so zu formulieren, dass sie offen und gleichzeitig verständlich sind – wobei sich auch diese Sorge mit der Zeit verflüchtigt hat, da sich immer mehr gezeigt hat, dass es den Erzählungen der Befragten ohnehin nicht an Relevanz mangelt. Während zu Beginn der Erhebung noch Fragen gestellt worden sind, die allgemeine Einschätzungen hervorbrachten, konnte mit der Zeit eine stärkere Fokussierung auf die Handlungsebene vorgenommen werden. Schließlich sollten die Erzählungen keine »common-sense«-Ansichten reproduzieren, sondern die individuellen Bedeutungszuschreibungen der Befragten generieren.

Ein Beispiel für die Weiterentwicklung einer Fragestellung, die nach diesen Ansprüchen verfeinert wurde, ist jene nach der Sport- und Bewegungsbiographie. Wurde anfangs noch wörtlich nach dem »sportlichen Werdegang« gefragt, wurde die Frage nach dem ersten Interview in Richtung eines Erzählenlasses verändert, bei dem es darum ging, zu erfahren, in welcher Weise der Befragte bisher sportlich aktiv gewesen ist und was ihm daran besonders gefallen hat. Bereits die Bezeichnung »Werdegang« erschien nach der Reflexion des ersten Interviews sehr richtungsweisend und schien dazu anzuleiten, »vorzeigbare« Stationen und Erfolge zu benennen, anstatt von der Handlungspraxis zu berichten. Hinzu kommt, dass diese Frage anfangs noch die in das Gespräch einleitende Frage gewesen ist, jedoch ist auch die Reihenfolge der Fragen im Laufe des Forschungsprozesses zugunsten des handlungsorientierten Blickes verändert worden. Dementsprechend hat der Einstieg ab dem zweiten Interview mit der Frage nach dem aktuellen Sporttreiben stattgefunden. Dies erwies sich als einfacherer Gesprächsauftakt, weil die Befragten über ihr gegenwärtiges Tun berichten, welches ihnen präsenter ist als bereits Vergangenes. Dementsprechend kann darüber detaillierter berichtet werden und es kann über zugrundeliegende Bedeutungszuschreibungen und Sinnperspektiven Auskunft gegeben werden. Schließlich ist es für den Befragten naheliegender, über die Gegenwart zu berichten, als zunächst seinen sportlichen Werdegang zu reflektieren und eine Auswahl treffen zu müssen. Zudem ist es daraufhin möglich, sowohl Nachfragen zur aktuellen sportlichen Aktivität zu stellen, als auch im Anschluss danach zu fragen, ob und inwiefern sich die Ausgestaltung des eigenen Sporttreibens schon einmal verändert hat. Diese Herangehensweise generiert in der Regel bereits Begründungen, Reflexionen und Beschreibungen von *Zusammenhängen* von Seiten der Befragten, die besonders aufschlussreich sind, schließlich stellen sie die *ursächlichen und intervenierenden Bedingungen des Handelns* dar, welche

in der Grounded Theory Methodologie von großer analytischer Bedeutung sind. Es wird auf diese Weise möglich, mehr über die Bedeutung des Sporttreibens, das Leistungsverständnis und den Weg des Leistens sowie damit zusammenhängende Kategorien zu erfahren. Die Auskünfte liegen dabei auf einer Rekonstruktionsebene, die ihren Ausgangspunkt im gegenwärtigen Moment haben. Ebenso wird die konkrete Ausgestaltung des Sporttreibens und des Leistungshandelns deutlich. Die Bedeutungszuschreibungen im Hinblick auf relevante Kategorien innerhalb dieses Prozesses können in diesem Kontext ebenso aufgedeckt werden, wie die Frage danach, was genau als Leistung verstanden wird. In den Interviews sind zwischendurch und abschließend entsprechende Nachfragen gestellt worden. In diesem Zusammenhang erschien es bedeutungsvoll, herauszufinden wie die Sportler*innen zu ihrem Sport und der spezifischen Ausgestaltungsvariante gekommen sind und welchen Einfluss sozialisatorische Faktoren dabei hatten. In den Interviews ist ebenfalls danach gefragt worden, welchen Stellenwert *Wettkämpfe* und die *Gemeinschaft* mit Anderen im Handeln der Sportler*innen haben. Zudem hat das Interview gegebenenfalls Fragen nach der Bedeutung der *Natur* enthalten. Es ging darum, herauszufinden, was für die Sportler*innen die besondere Faszination an ihrer Sportart ausmacht, denn hierüber ist es möglich – so die Annahme – zu erfahren, welche Dimensionen des Leistungshandelns für sie besonders relevant sind. Auf diesem Weg kann auch Aufschluss darüber erlangt werden, warum die Sportler*innen ihr Tun fortgesetzt, beendet oder verändert haben und welche Rolle die von ihnen erzielten Leistungen dabei spielen, was wiederum über *Kontexte* und *Bedingungen* Aufschluss gibt. Ebenfalls ist danach gefragt worden, inwiefern das *Messen und Festhalten* von Leistungen relevant ist, was zudem die Frage nach der Bedeutung von *Medien* für das eigene Handeln aufwirft. Die Relevanz der benannten Kategorien ist aus den hermeneutischen Analysen der Thematik hervorgegangen, welche in diesem Sinne für eine theoretische Sensibilität gesorgt haben, die im Laufe der empirischen Analysen verfeinert werden konnte. Es ging jedoch weder um eine Überprüfung, noch sind diese Aspekte als vollständig angesehen worden, vielmehr ist trotz dieser bereits bekannten Kategorien eine offene Herangehensweise angestrebt worden, die eine empirische Betrachtung der Phänomene im Hinblick auf das Leistungsprinzip ermöglichen und ihnen nicht im Weg steht. Auf der Basis dieser Fragen und inhaltlichen Schwerpunktsetzungen, die im Sinne qualitativer Forschung durch die Befragten und ihre Erzählungen geleitet worden sind, konnten aufschlussreiche Daten gewonnen werden, die den Facettenreichtum und die Bedeutung des Themas abbilden.

Diese Art der Datengenerierung hat die Grundlage für eine Theoriebildung im Sinne der Grounded Theory Methodologie gelegt, um in der Analyse der Daten, Erkenntnisse über das Leistungsprinzip, das Leistungshandeln und das Leistungsverständnis der Akteur*innen zu gewinnen, welches eng mit ihrem Sport- und Bewegungsverständnis zusammenhängt.

Alle Interviews sind tontechnisch aufgezeichnet und im Anschluss transkribiert worden. Die *Verschriftlichung* der Interviews, die eine Auswertung erst ermöglicht, ist in Anlehnung an das Gesprächsanalytische Transkriptionssystem (GAT) erfolgt. Dieses ist 1997 von Selting und anderen Linguisten unter der Zielsetzung der Vereinheitlichung bestehender Transkriptionssysteme entwickelt worden. Im Gegensatz zu anderen Systemen ist es »nicht zur Beschreibung morphosyntaktischer/lautlicher Variationen [...] konzipiert worden« (vgl. Dittmar 2009, S. 131). Für den vorgesehenen Gebrauch des Transkripts, als Grundlage der ausführlichen Analyse auf inhaltlicher Ebene, ist eine einfache Verschriftlichung im Sinne eines Minimaltranskripts nach GAT 2 zweckmäßig gewesen. Dies ist die basale Ausbaustufe von GAT, in welcher der Wortlaut der Redebeiträge, sowie deren Unterteilung in Segmente erfasst werden (vgl. Selting 2009, S. 7). Für die Anfertigung des Transkripts sind nur die für die vorliegende Untersuchung relevanten Transkriptionsregeln angewendet worden. Aufzeichnungszeichen, die über die Ansprüche dieser Arbeit hinausgehen, wurden weggelassen. Für die Anfertigung der Transkripte ist das Programm »f4« genutzt worden, welches einige unterstützende Funktionen für die Verschriftlichung der Audioaufnahmen bietet. Zudem sind die Transkripte anonymisiert worden.⁷ Da es sich mitunter um sehr spezifische Personen handelt, ist in einigen Ausnahmefällen die Rekonstruierbarkeit der Person nicht auszuschließen. Weil es sich hierbei um Sportler*innen handelt, die mit ihrem Tun ohnehin in der Öffentlichkeit stehen, sind sie sich darüber bewusst und mit der Verwendung der Interviewdaten einverstanden.

Anhand der verschriftlichten Interviews konnte im Anschluss die Analysearbeit erfolgen, wobei auch das erneute Hineinhören in die Aufnahmen immer wieder von Bedeutung gewesen ist, um sich in die Interviewsituation zurückversetzen und damit ein besseres Verständnis und ein Gefühl für die Aussagen zu erlangen.⁸ Das *Gefühl* für die Bedeutung des Gesagten ist oft durch das *wiederholte Hören* und Hineinversetzen in das Gespräch und die Gesprächspartner*innen entstanden, was im Sinne der *Zirkularität* eine zentrale »Technik« – einen Habitus – der Grounded Theory Methodologie widerspiegelt.

Der Kontakt zu den Interviewpartner*innen ist überwiegend durch eigene Initiative entstanden, teilweise ist er durch Dritte vermittelt worden. Zu mehreren Befragten hat ein Bekanntschaftsverhältnis bestanden, welches von flüchtiger Bekanntschaft bis hin zu guter Freundschaft reichte. Dies hat dazu verholfen, in der Interviewsituation Zugang zu den Gesprächspartner*innen zu erhalten. In einem

7 Die Transkriptionsarbeit ist, mit Ausnahme des ersten Interviews, von Imke Führung geleistet worden. Finanziert wurde diese Unterstützung durch das Projekt »GenderVorab« des Gleichstellungsbüros der Universität Hildesheim.

8 Vgl. zur Thematik des »Ästhetischen Erkennens im Forschungsprozess« vertiefend Hartmann (2023).

Fall ist aus dem Gespräch sogar eine Freundschaft hervorgegangen, was dafür spricht, dass tatsächlich Nähe statt Distanz kultiviert worden ist. Zudem konnte die Erzählkompetenz der Akteur*innen dadurch zumeist gut abgeschätzt werden. Diese hat wesentlichen Einfluss auf das Gelingen der Datengenerierung, da die Befragten ihren Gedanken Ausdruck verleihen müssen, was nicht immer einfach ist, schließlich geht es darum, Erlebnisse und Wahrnehmungen zu schildern und nachvollziehbar zu machen. Es war zugleich notwendig, die Forschungshaltung auch gegenüber den Bekannten zu bewahren und darauf zu achten, dass das Vorwissen zu ihrer Person und ihrem Handeln nicht zu stark in das Gespräch einfließt und dann in der Weise von Vorannahmen der Offenheit im Weg steht. Diesen Ansprüchen gerecht zu werden, hat sich nicht als Problem erwiesen. Dass alle Interviews für diese Forschungsarbeit von der Forscherin selbst durchgeführt worden sind, erscheint für die Nähe zu den Daten und das Erkenntnispotential eine zentrale Voraussetzung zu sein und wird im Kontext der vorliegenden Arbeit als wichtiges Qualitätsmerkmal gesehen. In der Konzeptionierung des Forschungsprojekts ist zwischenzeitlich angedacht worden, Daten aus einem anderen Forschungsprojekt⁹ einzubeziehen. Ebenso gab es die Überlegung Daten zu verwenden, die von Studierenden im Rahmen eines Seminars mit dem Titel »Pädagogik des Leistens« erhoben wurden, welches in Anlehnung an das vorliegende Forschungsprojekt konzeptioniert worden ist. Auch wenn diese Daten aus verschiedenen Gründen, die im Folgenden noch erläutert werden, nicht in die Analysearbeit einbezogen worden sind, hat auch die in diesem Kontext stattfindende Auseinandersetzung mit der Thematik der theoretischen und method(olog)ischen Sensibilität gedient. Die gemeinschaftliche Durchführung dieses Seminars zusammen mit dem Betreuer des vorliegenden Promotionsprojektes hat die Forschungsarbeit durch die Diskussion von Texten, Perspektiven und Daten bereichert. Ein derartiger Austausch mit Studierenden und Betreuer ist ebenso wie die bereits erwähnten Promotionskolloquien auch deshalb gewinnbringend, weil sie im Sinne der *kommunikativen Validierung* die Qualität der Analysearbeit erhöht hat.

Die Auswahl der Interviewpartner*innen ist in Anlehnung an das Konzept des *theoretischen Samplings* erfolgt. Die zentrale Maxime ist dabei, dass sowohl minimale, als auch maximale *Kontraste* einzubeziehen sind. Für die Interviews sind demnach Fälle auszuwählen, die eine gewisse Bandbreite abbilden. Sie sollen im Hinblick auf bestimmte Aspekte maximale Unterschiede aufweisen, wohingegen im weiteren

9 Bei diesem Projekt handelt es sich um eine Vorstudie zu einem Sportentwicklungskonzept für die Stadt Hildesheim. Im Rahmen des Seminars »Sport und Gesellschaft im Wandel«, welches ebenso zur Entwicklung von Perspektiven für die vorliegende Arbeit beigetragen hat, sind für die Vorstudie zum Sportentwicklungskonzept sowohl Fragebögen als auch qualitative Interviewdaten von Studierenden erhoben worden.

Verlauf der Untersuchung ebenso minimale Kontraste zu betrachten und zu finden sind. Die Schwierigkeit besteht darin, dass in Bezug auf einige Dimensionen erst im Laufe der Forschungsarbeit herausgefunden werden kann, inwiefern es sich um Minimal- oder Maximalvergleiche handelt. Schließlich werden trotz der vorangehenden theoretischen Sensibilisierung aufgrund der Arbeit am theoretischen Hintergrund viele der relevanten Dimensionen erst im Forschungsprozess aufgedeckt. Gerade dadurch kennzeichnet sich die offene Herangehensweise der Grounded Theory Methodologie. Insbesondere während der Analysearbeit wird die theoretische Sensibilität ständig weiterentwickelt und auf ein neues Niveau gehoben, was die analytische Beschreibung des Phänomens und die Konstruktion von Ansatzpunkten einer Theorie erst ermöglicht und ebenso großen Einfluss auf den Prozess der Datengenerierung hat, weshalb die Zirkularität derart bedeutungsvoll ist.

Zeitlich können drei *Erhebungsphasen* voneinander unterschieden werden, in denen insgesamt acht Akteur*innen¹⁰ befragt wurden. Zwischen diesen Erhebungen fand immer bereits eine erste Analyse der Interviews entsprechend der Methodologie der Grounded Theory statt. Insbesondere das *offene Kodieren* ist parallel zum Prozess der Datengenerierung abgelaufen. Dadurch sind die bereits beschriebenen Veränderungen des Leitfadens mitbestimmt worden, da sich aufgrund erster Analysen weitere Fragen und die gerade beschriebenen Anpassungen ergeben haben. Ebenso haben diese Analysen die Auswahl weiterer Interviewpartner*innen geleitet. Da die forschungsleitende Fragestellung auf den Facettenreichtum der Kategorie Leistung gerichtet ist, sind voneinander unabhängige Fälle mit unterschiedlichen Merkmalen ausgesucht worden, wobei stets erneut Kontakt zum Feld und den Akteur*innen hergestellt werden musste. Demensprechend sind relevante Fälle nach und nach ausgewählt worden. Die Gründe für das Sampling konnten sich – wie bereits angedeutet – erst im Laufe des Forschungsprozesses konkretisieren, in dem zunehmend relevante Dimensionen und Perspektiven aufgedeckt worden sind, weshalb beispielsweise abschließend ein weiterer Sportler mit körperlicher Beeinträchtigung in den Datenpool aufgenommen wurde.

Die anfängliche Auswahl der Interviewpartner*innen ist insbesondere durch das bereits beschriebene soziologische Trendsportverständnis geleitet worden,

10 Die Befragten waren zum Zeitpunkt des Interviews zwischen 14 und 45 Jahren alt, fünf von ihnen sind männlich und drei weiblich. Die Länge der Interviews betrug durchschnittlich circa eine Stunde, das Kürzeste dauerte eine halbe Stunde, das Längste 1,5 Stunden. Die Interviewpartner*innen, sind hier und im Folgenden anonymisiert worden. Sie haben durch ihre Offenheit über ihr Leben zu erzählen, das Forschungsprojekt möglich gemacht. Ihnen sei dafür an dieser Stelle herzlich gedankt. Trotz der Anonymität können im Laufe der Darstellung der empirischen Erkenntnisse die Persönlichkeiten einiger Sportler*innen durchscheinen. Weil sie mit ihren Leistungen in der Öffentlichkeit stehen, sind sie sich darüber bewusst und einverstanden.

welches bestimmte Charakteristika und Merkmale des Trendsports definiert (vgl. Schwier 2008). Dementsprechend ist zunächst ein »klassischer Trendsportler« befragt worden, zumindest fällt der Interviewpartner mit seinem Betätigungsfeld, dem *Skaten*, in dieses Begriffsverständnis hinein. Betrachtet man ihn im Hinblick auf zwei wesentliche Dimensionen, die *Wettkampforientierung* und die *Organisationsform*, die sich in der theoretischen Analyse als wichtige Größen herauskristallisiert haben und deshalb für das Sampling leitend gewesen sind, zeigt sich, dass sein Tun informell organisiert ist und dass es sich um einen wettkampfsportlich aktiven Akteur handelt. Im Anschluss ist in dieser *ersten Erhebungsphase*¹¹ ein Sportler aus einem andersartig gestalteten »Trendsport« aus dem Bereich Fitness befragt worden; dem *Cross-Fit*. Dieses wird im Gegensatz zum Skaten in einem institutionalisierten Rahmen ausgeführt und hat im Vergleich zum Skaten eine größere Nähe zu Zahlen und Messwerten. Wie sich herausgestellt hat, haben sich auch in diesem Bereich bereits Wettkampfstrukturen ausgebildet, die im Unterschied zum klassischen Leistungssport von einem internationalen Wirtschaftsunternehmen und nicht von Vereinen und Verbänden gestaltet werden. In dieser *Nähe der Wettkämpfe zur Wirtschaft* können Ähnlichkeiten zum Skaten gesehen werden.

In der *zweiten Erhebungsphase* ist zunächst ein *Triathlet* interviewt worden, der aufgrund einer Organtransplantation besondere *körperliche Voraussetzungen* und eine dennoch ausgeprägte und hochintensive Sportbiographie aufweist. Er betreibt seinen Sport in einem *informellen Rahmen*, zugleich spielen jedoch *formalisierte Wettkämpfe* eine wichtige Rolle. Beim Triathlon handelt es sich zudem um eine im Trend liegende Sportart, die – je nach Blickwinkel – jedoch nicht ins originäre Begriffsverständnis des Trendsports fällt. Nicht nur deshalb erscheint dieser Fall gewinnbringende Kontrastierungen zu ermöglichen. Darüber hinaus ist in dieser Phase eine *Tänzerin* befragt worden, da es mehr über die *künstlerisch-gestalterische Dimension*, als auch die Bewegungskriterien eines, im Unterschied zum Triathlon, nicht an Zahlen und Messwerten orientierten Sports in Erfahrung zu bringen galt. Zudem erscheint das Tanzen als sich ständig weiterentwickelndes kulturelles Phänomen, welches sich mit gesellschaftlichen Entwicklungen und Diskursen auseinandersetzt und individuelle Bedürfnisse und Auswirkungen gesellschaftlicher Veränderungsprozesse auf Bewegungs- und Erlebnisqualitäten thematisiert, im Zusammenhang dieser Arbeit eine beachtenswerte Perspektive darzustellen. Ebenso wie im Sport bilden sich hier gesellschaftliche Veränderungen ab. Tanzen befindet sich an der Schnittstelle zwischen *Sport und Kunst*, was ebenfalls dem Trendsport als Merkmal

11 Der Zeitraum der Datengenerierung hat sich insgesamt von Mitte 2014 bis Mitte 2018 erstreckt. Die erste Erhebungsphase mit zwei Interviews endete Anfang 2015. Die zweite Phase begann Ende 2017 und ging im Frühjahr 2018 in die dritte Phase über. In diesen beiden Phasen wurden jeweils drei Interviews geführt.

zugeschrieben wird. Das Tanzen wird von der Befragten in einem formalen Organisationsrahmen betrieben, jedoch ohne die Einbindung in formalisierte Wettkampfstrukturen. Die Tänzerin hat jedoch erfolgreich an einer Casting-Show teilgenommen. Bei der dritten Interviewpartnerin in dieser Erhebungsphase handelt es sich um eine *Yogalehrerin*. Diese Praxis ist in mehrfacher Hinsicht von besonderem Interesse für das Forschungsthema. Sie stammt aus Indien und stellt in der dortigen Kultur eine Lebensform dar, die mit einer Religion beziehungsweise Philosophie einhergeht. Aktuell hat sie große Popularität in westlichen Gesellschaften erlangt. Die Praxis ist stark *nach innen gerichtet* und Wettkämpfe spielen zumindest im Ursprung keine Rolle. Yoga kennzeichnet demnach das trendsportliche Merkmal eines ganzheitlichen *Lebensstils*, der weit über das Bewegungshandeln hinausgeht. Damit entspricht es dem Trendsportverständnis in mehrerer Hinsicht und andererseits stellt es einen Kontrast dazu dar, weil es sich nicht um neuartige Bewegungsformen handelt.

In der *dritten Erhebungsphase* ist ein Interview mit einem Akteur geführt worden, dessen Tun sich im Bereich des *Risiko- und Extremsports* verorten lässt. Der *Kitesurfer*, der zugleich *Brettsport* in jeglicher Variation betreibt, erfüllt zahlreiche Charakteristika des Trendsports und nimmt zugleich vereinzelt an Wettkämpfen mit extrem-sportlicher Ausrichtung teil. Das zweite Interview dieser Phase ist ein Gespräch mit einer *Akrobatin*, die eine Ausbildung an einer Artistenschule absolviert hat. Damit konnte die Variante eines Sports als *Bühnenkunst* betrachtet werden, der nicht auf Wettkämpfe, jedoch in Richtung eines *Berufs* ausgerichtet ist. Ähnlich wie beim Tanzen befindet sich dieser Sport an der Schnittstelle zur *Bewegungskunst*. Die große Nähe die zwischen Trendsport und den virtuosen Bewegungskünsten gesehen wird, hat für dieses Sampling gesprochen. Zudem ist die Perspektive des Berufssports interessant. Abschließend ist in dieser Phase ein *Kitesurfer* mit einer Unterschenkelprothese interviewt worden, der sowohl im Kitesurfen als auch im *Mountainbiken* aktiv ist. Für dieses Interview haben sowohl die Sportarten, als auch seine spezifischen *körperlichen Voraussetzungen* gesprochen, die erneut die Kategorie Gesundheit auf die Agenda gesetzt haben. In Folge eines Unfalls hat er sich einen Unterschenkel amputieren lassen. Dadurch ermöglicht sich der Vergleich zwischen zwei sehr unterschiedlichen Fällen innerhalb der Sportart Kitesurfen.

Mit der Auswahl dieser Interviewpartner*innen ist eine möglichst große Bandbreite des sportlichen Tuns angestrebt worden, die zugleich einen Fokus auf die trendsportliche Bewegungslandschaft legt. Es konnten Fälle gefunden werden, die sich in mehrerer Hinsicht auf den *Schnittstellen zwischen Trendsport, Leistungssport und Bewegungskunst* befinden. Dies verspricht ein besonderes Potential für gewinnbringende Erkenntnisse in Bezug auf die Kategorie Leistung. Zudem fällt auf, dass die meisten der Interviewpartner*innen ihren Sport auf einem relativ hohen Niveau betreiben. Zugleich handelt es sich nicht um absolute »Profis« oder Berufssportler*innen. Auch diese Schwelle wird als besonders interessantes Samplingkriterium im

Hinblick auf die Leistungsthematik angesehen. Diese Auswahl stellt einen weiteren Fokus der Untersuchung dar, die mit Blick auf die Leistungsthematik sinnvoll erscheint, da die Kontinuität des Tuns, die das Leistungsniveau voraussetzt, mit Auskunfts-fähigkeit im Hinblick auf den Prozess einhergeht. Es sind keine Sport-einsteiger*innen befragt worden, was ebenfalls eine interessante Perspektive darstellt, den Fokus der Untersuchung jedoch zu stark aufgeweicht hätte. Es ist anzunehmen, dass Fortgeschrittene eine höhere Auskunfts-fähigkeit mitbringen und ebenfalls über ihren bisherigen Prozess und ihren Einstieg in den Sport berichten können, der eine zentrale Perspektive der Forschungsarbeit im Sinne der Grounded Theory Methodologie darstellt. Alle Sportler*innen sind einmal Einsteiger*innen gewesen und berichten mitunter über diese Phase. Durch das fortgeschrittene Niveau, hinter dem längere Aneignungsprozesse stehen, lässt sich darüber hinaus etwas über das Gelingen des Tuns herausfinden – was immer dies heißen mag, wird sich zeigen. Damit geht einher, dass alle Befragten immer auch andere Sportarten betreiben oder betrieben haben. Dementsprechend können sie über verschiedene Phasen ihres Sport- und Bewegungshandelns berichten. Der Einstieg in den Sport wird ebenso betrachtet, wie die »Nebensportarten«, denen eine andere Bedeutung beigemessen wird als den »Hauptsportarten«. Als besonders erkenntnisreich haben sich die Sequenzen herauskristallisiert, in denen die Sportler*innen reflexiv über ihre weiterentwickelten Handlungsstrategien Auskunft geben. Nicht nur im Hinblick auf Sportarten findet sich in den Daten eine weit größere Vielfalt, als dies zunächst aufgrund der Anzahl von acht Interviews und den bisherigen überblicksartigen und ausschnitthaften Beschreibungen erscheinen mag. Das Sampling ist nicht nur im Hinblick auf die Interviews und deren Anzahl zu verstehen. Es ist vielmehr so, dass innerhalb jedes Interviews mehrere Fälle aufzufinden sind, weil die Sportler*innen unterschiedliche Sportarten betrieben haben, sich in unterschiedlichen Kontexten befunden haben und verschiedene Phasen ihres Sporttreibens unterschiedliche Schwerpunktsetzungen besitzen. Diese »Fälle« sind ganz im Sinne des theoretischen Samplings in den zirkulären Vergleichsprozess einbezogen worden.

Obwohl es für die Auswahl der Interviewpartner*innen theoriegeleitete Gründe gegeben hat, erscheint dieser Teil der qualitativen Interviewstudie im Stil der Grounded Theory Methodologie – sowohl reflexiv betrachtet, als auch während des Prozesses – am »waghalsigsten« zu sein (vgl. Reichertz 2003, S. 50f.), da auch eine Reihe anderer Interviews sinnvoll gewesen wären und das Sampling bereichert hätten. Hier sind am Ende forschungspragmatische und kapazitätsbezogene Grenzen gesetzt worden. Dass Interviews, die von Studierenden erhoben worden sind und Daten aus anderen Forschungsprojekten nicht mit einbezogen wurden, liegt vor allem daran, dass es notwendig erscheint, alle Interviews innerhalb eines zusammenhängenden theoretischen und damit zirkulären Samplingprozesses zu gewinnen und vor allem, diese selbst zu führen. Das Einbeziehen »fremder« Daten

hätte sich nicht in diesen Prozess eingliedern lassen. Zudem hätte daraus ein mangelnder Einfluss auf die Art und Weise des Zustandekommens dieser Daten resultiert, was auch für die Einordnung der Daten in den Analyseprozess Schwierigkeiten und Qualitätseinbußen mit sich bringen kann. Auch wenn dadurch eine größere Datenbasis bestanden hätte, fiel die Entscheidung zugunsten der größeren Nähe zu den Daten und eines besseren Überblicks und Verständnisses, also letztendlich – ganz im Sinne des Forschungsansatzes – für Qualität statt Quantität.

Wenn es nun im Folgenden um den Prozess der Datenanalyse geht, der wie beschreiben nicht von jenem der Datengenerierung zu trennen ist, wird weiterer Aufschluss über das Sampling der Daten gegeben. Im Sinne eines erweiterten Samplingbegriffs betrifft dieses – wie beschreiben – auch die Auswahl von Fällen und die Selektion von Vorkommnissen innerhalb der erhobenen Interviewdaten.

2.2.2 Datenanalyse: Kodieren und Theoretisieren

»Die Analyse zielt vielmehr darauf, hinter der Gleichartigkeit oder Andersartigkeit der untersuchten Vorkommnisse im Material Sinn zu entdecken und abstrahierend in ein Konzept zu fassen, das das Wesentliche des untersuchten Phänomens in Bezug auf die Forschungsfrage herausstellt.« (Strübing 2008b, S. 283).

Damit ist der wesentliche Auftrag der Analysearbeit auf den Punkt gebracht. Ein besonderer Fokus ist bei der Analyse zunächst darauf gerichtet worden, entsprechende Gleichartigkeiten im Hinblick auf die Kategorie Leistung zu bestimmen. Es ging darum, herauszufinden, welche *Schlüsselkategorien* im Kontext des Leistens von besonderer Relevanz sind und was darüber hinaus, das Leisten im Trendsport kennzeichnet.

Der Analyseprozess hat direkt im Anschluss an die Transkription des ersten Interviews begonnen. Den ersten Schritt bildet hierbei das *offene Kodieren*, bei dem es darum geht, die Phänomene in den Daten treffend zu bezeichnen und ein erstes Kategorisieren vorzunehmen.¹² An dieser Stelle des Prozesses ist jedoch, insbesondere für unerfahrene Forscher*innen fraglich, was eine treffende Bezeichnung ist. Es zeigte sich, dass dieser anfängliche Kodierschritt nichts damit zu tun hat, Begriffe und Bezeichnungen in Stein zu meißeln. Vielmehr sind diese ersten Codes im Laufe des zirkulären Forschungsprozesses kontinuierlich überarbeitet und hinterfragt

12 Auf die Verwendung einer Analysesoftware ist bei der Auswertung der Daten verzichtet worden. Stattdessen wurde auf die klassische Variante des Notierens von Codes auf ausgedruckten und mit Kodierrändern versehenen Interviewtranskripten zurückgegriffen. Diese Variante ist aus der Mitarbeit in anderen Forschungsprojekten mit den Analysetechniken der Grounded Theory Methodologie übernommen worden. Sicherlich sind dadurch Schwierigkeiten im Hinblick auf spätere Analyseschritte in Kauf genommen worden, was insbesondere das Wiederfinden von Textstellen und Aussagen in den Interviewdaten betrifft.

worden. Die Interviews sind während der weiteren Analyse auf Grundlage des sich anreichernden Verständnisses für die Daten immer wieder offen kodiert worden. Die ausgewählte analoge Arbeitsweise ermöglichte die gewünschte Nähe zu den Daten und konnte die notwendige Freiheit im Umgang mit ihnen vermitteln, schließlich geht es beim ersten Kodieren um das »Aufschließen« der Daten mit möglichst großer *Offenheit* gegenüber dem Material und den in ihm enthaltenen Phänomenen und nicht um ein finales Festlegen.¹³

Dementsprechend ist zunächst ein eher unverbindliches Verhältnis zu den vergebenen Bezeichnungen entwickelt worden, was den Einstieg in den kreativen Analyseprozess erleichtert hat. Besonders zu Beginn der Analysearbeit bestand ein mangelndes Vertrauen in die eigene Kodier- und Analysefähigkeit (vgl. Strauss & Corbin 1996, S. 201f.). Die Offenheit des Prozesses beinhaltet, dass die Konzepte und Kategorien erst im Verlauf des zirkulären Analyseprozesses durch das kontinuierliche Anreichern von weiteren Daten zunehmend passender und schlüssiger werden, was zunächst unbefriedigend und unsicher erscheint. Die zentralen Analysetechniken der Grounded Theory Methodologie, die auch die Bezeichnung von Kategorien unterstützen, sind das Anstellen von *Vergleichen*, das Stellen von *Fragen*, sowie die *Analyse* einzelner Wörter, Phrasen und Sätze (vgl. Strauss & Corbin 1996, S. 57–74). Auf diese Weise ist es möglich die Besonderheiten in den Daten zu entdecken und als solche wahrzunehmen. Im folgenden »Analysekapitel« sind immer wieder Fragmente dieser Techniken zu sehen. Auf diesem Weg wird zunehmend deutlich, welches Leistungsverständnis hinter den Aussagen der Befragten liegt, welche Bedeutung ihr Tun für sie hat und welche mit Leistung verbundenen Kategorien Relevanz besitzen.

Mit der leitenden Frage, worum es an dieser Stelle geht, und dem Ziel, möglichst anschauliche Bezeichnungen zu vergeben, mit deren Hilfe die dahinter liegenden *Phänomene* erinnert werden können, sind beim ersten Kodier-Anlauf zunächst Bezeichnungen unstrukturiert am Kodierrand notiert worden. In weiteren, beziehungsweise zweiten Kodierdurchläufen sind hingegen Abschnitte bestimmt worden, für die eine *Überbezeichnung* vorgenommen wurde, unter der einige Unterpunkte in Schlagworten notiert worden sind. Die Absicht war, dass diese Unterpunkte den Charakter von *Dimensionen und Eigenschaften* haben. Auf diese Weise konnten die verschiedenen Ebenen von Kategorien, Eigenschaften und Dimensionen direkt berücksichtigt und abgebildet werden. Die grundlegenden Verfahren, das Stellen von Fragen und das Anstellen von Vergleichen, haben es ermöglicht, zunehmend *Ähnlichkeiten und Unterschiede* in den Daten und zwischen den Fällen zu entdecken. Dabei stand mit Blick auf das weitere *theoretische Sampling* immer wieder

13 Das Eintippen von Kodes in ein Programm hätte hier den Anschein von Festlegung und Formalisierung vermittelt, weshalb die Hinwendung zu Bleistift und Papier und die Abwendung vom Computer hilfreich erschien, um Offenheit und Kreativität zu vermitteln.

die Frage im Raum, inwiefern es sich bei einzelnen Fällen um maximale Kontraste handeln könnte und welche Auswirkungen das auf das theoretische Sampling haben sollte. Zu Beginn des Forschungsprozesses war beispielsweise noch nicht klar, wie bedeutend die Kategorie *Gesundheit* im Zusammenhang des Leistens sein würde. Dass am Ende der Erhebung noch ein Sportler interviewt worden ist, der einen maximalen Kontrast im Hinblick auf die Kategorie *Gesundheit* mitbringt, zeugt von diesen zirkulären Überlegungen und verdeutlicht, wie fließend die drei Kodierschritte und der Samplingprozess ineinander übergehen. Zudem verdeutlicht es ein Selbstmissverständnis, welches im Hinblick auf maximale und minimale Kontraste im Zusammenhang mit der Erhebung und Analyse der Daten bestand: Diese sind nicht nur auf der Ebene der einzelnen Interviewpartner*innen als Fälle zu unterscheiden, sondern im Hinblick auf Phänomene, Kategorien und Fälle innerhalb der Datensätze. In dieser Weise bildet der zuletzt interviewte Sportler im Hinblick auf die Kategorie *Gesundheit* einen maximalen Kontrast ab und weist im Hinblick auf andere Kategorien viel mehr Ähnlichkeiten als Unterschiede auf.

Die Anwendung der grundlegenden Techniken hat den Prozess des Analysierens und das spätere Verfassen des Textes, der die Ergebnisse der Analyse abbildet, immer wieder in Gang gesetzt und sie haben vor allem dabei geholfen, theoretisch zu denken, was bei den folgenden Kodierschritten an Bedeutung gewinnt. Im zirkulären Prozess des Analysierens und Theoretisierens hat sich zum einen immer klarer gezeigt, *worum* es in den Daten unter der Perspektive Leistung geht und es hat sich zugleich ein tieferes Verständnis für den Umgang mit der Methodologie und den Techniken ergeben, sowie dafür, welche Art von Ergebnissen generiert werden können, wie diese dargestellt werden können und welche Forschungsperspektive mit der Grounded Theory Methodologie gewonnen werden kann, beziehungsweise einzunehmen ist. Dies hat von der Forscherin ein Einlassen auf Offenheit und die Qualität der Daten gefordert.

Im »zweiten« Kodierschritt, dem *axialen Kodieren*, geht es vermehrt darum, *Verbindungen* zwischen den Kategorien herzustellen, wobei das *paradigmatische Modell* unterstützt. Es verbindet Kategorien unterschiedlicher Ebenen miteinander, indem nach *ursächlichen und intervenierenden Bedingungen, Kontext, Konsequenzen* sowie *Handlungs- und interaktionalen Strategien* gefragt wird. »Die Verwendung des Modells ermöglicht uns, systematisch über Daten nachzudenken und sie in sehr komplexer Form miteinander in Beziehung zu setzen.« (Strauss & Corbin 1996, S. 78). Das Herstellen von entsprechenden Beziehungen zwischen den Kategorien ist darüber hinaus auf allen Ebenen des Theoriegenerierens von Bedeutung. Die Anwendung des paradigmatischen Modells erscheint insbesondere für das Verbinden der Kernkategorie mit anderen Schlüsselkategorien wichtig. In diesem Zusammenhang betonen Strauß und Corbin insbesondere die Bedeutung der intervenierenden Bedingungen, da sie ein großes Erklärungspotential haben (vgl. Strauß & Corbin 1996, S. 101f.). Bei der folgenden Darstellung der Ergebnisse zeigt sich immer wieder die

Anwendung des Modells und der Techniken. Ein Fokus ist dabei auch bei der Darstellung der Analyseergebnisse im folgenden Kapitel – der Methodologie entsprechend – insbesondere auf die Handlungsstrategien und den Vergleich gesetzt worden.

In diesem Arbeitsschritt sind große Obergruppen von Kategorien identifiziert worden, unter denen die konzeptuellen Kategorien und Eigenschaften zusammengefasst werden konnten (vgl. Glaser & Strauss 1998, S. 33). Dies lief parallel zur Strukturierung einer Gliederung für den Text, unter der die verschiedenen Ober- und Untergruppen zusammengetragen werden konnten (vgl. Strauss & Corbin 1996, S. 198f.). Nachdem eine erste grobe Variante dieser *Gliederung* entstanden war, in der sich die als *Schlüsselkategorien* herausgearbeiteten Überkategorien (in ihrer anfänglichen Bezeichnung: Prozess und Ausrichtung, Festhalten und Präsentieren, Gemeinschaft und Wettbewerb, Wahrnehmen und Erleben von Körper, Bewegung, Natur und Material sowie Gesundheit) widerspiegelten, wurden weitere Daten offen kodiert. Zudem fand für viele der bereits kodierten Daten eine Überarbeitung der Kodierung statt und die Datengenerierung ging in ihre dritte Phase über, sodass im gleichen Zeitraum weitere Interviews geführt worden sind, womit weitere Daten hinzugewonnen wurden. In diesem zirkulären Prozess, in dem sich die *theoretische Sensibilität* erhöht, haben immer wieder Modifikationen der Schlüsselkategorien und ihrer Bezeichnungen stattgefunden, zumal sie erst dadurch, dass sie in dieser Phase immer wieder *begrifflich weiterentwickelt* worden sind und zugleich im Hinblick auf ihr Verhältnis zu anderen Ober- und Unterkategorien betrachtet wurden, wirklich zu theoretischen Schlüsselkategorien ausgebaut wurden.

Im Laufe dieses Analyseprozesses gab es einen Zeitraum, in dem alle Kategorien mit Beispiel-Phänomenen auf Karteikarten geschrieben wurden und an der Wohnzimmerwand der Forscherin aufgehängt wurden. Diese visuelle Darstellung half dabei, weitere Ordnung in das Konstrukt zu bringen, über Kategorien und ihre Beziehung zueinander nachzudenken, weitere Fragen zu stellen und Theorie in Bezug zu den Kategorien zu setzen. In dieser Zeit fand ebenfalls die Lektüre von Peter Sloterdijks Werk »Du musst dein Leben ändern« statt, die das Nachdenken über die Kategorie Steigerung angeregt hat. Das Auf- und Abwandern an der Wand – ähnlich einer kriminalistischen Detektivarbeit – ist von der Forscherin als hilfreich wahrgenommen worden, weil die Gedanken, ebenso wie der Körper in Bewegung bleiben und neue Verbindungen und Zuordnungen probeweise vorgenommen werden können. Diese Art des *Mappings* hat auch zur Überprüfung des bereits bestehenden Kategoriensystems beigetragen und konnte gut für den folgenden Kodierschritt genutzt werden, in dem es immer stärker darum ging, Schlüsselkategorien festzulegen und auszuformulieren.

Das *selektive Kodieren*, als »dritter« Kodierschritt, betrifft das Integrieren der Kategorien im Hinblick auf die *Kernkategorie*. Es ging darum, den roten Faden im Datenmaterial zu finden und deutlich zu machen, entsprechende Fälle beispiel-

haft auszuwählen und die *Schlüsselkategorien* mit der *Kernkategorie* in Beziehung zu setzen. Dies geschieht in den einzelnen Unterkapiteln des folgenden »Empirie-Kapitels«, insbesondere anhand von Überschriften, die als Fragen zum Prinzip des Leistens formuliert sind. Diese Fragen nehmen das Verständnis und die Bedeutung des Leistens im (trend)sportlichen Tun kritisch in den Blick. Es wird beispielsweise nach der Rationalität des Steigerns gefragt.

Bei der Analyse hat sich im Datenpool ein *Ankerfall* gezeigt: der Kitesurfer (VII), der sich zwischen gelegentlichem Wettkampfsport auf Höchstleistungsniveau und der freien, explorativ-steigernden Betätigung bewegt, die stark an Naturerleben und Körpererfahrung ausgerichtet ist. Dieser Fall erscheint im Hinblick auf das Leisten im Trendsport wesentliche Merkmale und Eckpfeiler offenzulegen, sowie charakteristische Bedeutungszuschreibungen des Tuns zu explizieren. Dementsprechend beruft sich die Analyse im folgenden Kapitel sehr oft auf ihn.

Im Rahmen des ständigen Vergleichs geht es darum, Konzepte zu generieren, welche über die Kodierarbeit entwickelt werden. Zunächst ist es dafür wichtig zu klären, welcher Art diese Konzepte sein müssen und welchem Anspruch sie genügen sollen. Damit eine soziologische Arbeit nicht auf der Ebene einer gelehrten Beschreibung verbleibt, bei der sich schnell die Frage nach dem Mehrwert einer solchen Arbeit stellt, ist es – dem Verständnis der Grounded Theory folgend – notwendig, »allgemeine Kategorien und ihre Eigenschaften für allgemeine und besondere Situationen und Probleme zu generieren« (Glaser & Strauss 2010, S. 48). Dadurch kann eine Theorie entwickelt werden, welche aufgrund ihrer Systematik und ihrer allgemeinen Kategorien anstatt von bloßen Beschreibungen des Handelns dieses auch verstehen lässt und Voraussagen möglich macht. Damit ist bereits angeschnitten, dass Grounded Theories Theorien mittlerer Reichweite sind und nicht den Status von Einzelfallbeschreibungen haben. Die Ebene der Beschreibung zu überwinden, stellt demnach einen zentralen Gelingensfaktor für die Entwicklung einer Grounded Theory, beziehungsweise von Ansatzpunkten einer solchen dar und stellt dementsprechend eine zentrale Anforderung an die zu generierenden Konzepte und Kategorien dar. Diese sollen erstens analytisch und zweitens sensibilisierend sein. Während mit der ersten Eigenschaft – analytisch – genau dieser Anspruch nach allgemeinen Konzepten und Kategorien gemeint ist, welche Charakteristika konkreter Einheiten aber nicht diese selbst bezeichnen, fordert die zweite Eigenschaft – sensibilisierend, illustrative und bezüglich der Erfahrungen Außenstehender anschlussfähige Konzepte und Kategorien. Entscheidend ist, im Verlauf der Datenanalyse abstrakte und theoretische Konzepte zu generieren und nicht auf der Ebene der Empirie zu verbleiben und zugleich nah genug an den Daten zu bleiben, um anschaulich, konkret und exemplarisch verdeutlichen zu können, was sich hinter den Konzepten und Kategorien verbirgt, beziehungsweise, was genau gemeint ist.

Die Grenzen zwischen den Kategorien sind ebenso konstruiert wie der Übergang vom axialen zum selektiven Kodieren, weil in der komplexen sozialen Wirklichkeit alles miteinander zusammenhängt und die Kodierschritte ebenso wenig getrennt voneinander ablaufen. Dementsprechend ist auch die aus dieser Struktur entstandene Gliederung eine Konstruktion, die es ermöglichen soll, das in den Daten gefundene zu ordnen und darstellbar zu machen. Die Einordnung und Zuordnung von Unterkategorien ist strukturgebend, aber keine thematische Trennung. Ein Beispiel dafür sind die zusammenhängenden Themen des *Medienhandelns* und der *Leistungspräsentation*, die eine Form des *Ausdrucks* ist und zugleich der *Vergemeinschaftung* dienen kann. Besonders der gesamte Komplex des *Wahrnehmens, Erlebens und Erfahrens* spielt sich zwischen den Schlüsselkategorien ab und wird zu einer zentralen Bestimmungsgröße des (trend)sportlichen Leistens und Steigerns. Diese Thematiken hängen, ebenso wie die quer zu den Kategorien verlaufende Kategorie des *Lernens*, lange Zeit zwischen der Einordnung in Über- und Unterkategorie fest. Das Lernen wurde beispielsweise schlussendlich weder zu einer Über- noch zu einer Unterkategorie auf Gliederungsebene. Stattdessen taucht dieser Aspekt in den Beschreibungen gleich mehrerer Kapitel auf, was nicht verwundert, da es eine zentrale Größe jedes Leistungs- und Steigerungshandelns ist. Die Zuordnungsschwierigkeiten haben den späteren Schreibprozess immer wieder unterbrochen, was zu weiteren Modifikationen und zugleich häufig zu einem tieferen Verständnis der Zusammenhänge geführt hat. Schlussendlich bleiben alle Schlüsselkategorien und ihre Unterkategorien eng miteinander verflochten, was sich nur auf der Ebene des Textes abbilden lässt. Im Prozess des Analysierens und Schreibens ist zudem die *Kernkategorie* immer deutlicher geworden. Sie ist über den Schlüsselkategorien angesiedelt und bestimmt das Leistungsprinzip quer zu diesen. Zugleich hat sich im Analyse- und Schreibprozess – der Zielsetzung entsprechend – ein *differenziertes Verständnis* für die *Vielschichtigkeit* und den *Facettenreichtum* dieser Kategorie entwickelt. Immer wieder wurden auch an dieser Stelle Kategorien und ihre Bedeutung hinterfragt und dabei ein komplexeres Bild entwickelt, dass der schlussendlich simplen Bezeichnung der Kernkategorie nicht im Weg stehen muss – ebenfalls ein Lern- und Erkenntnisprozess. All dies hat sich erst in einem langen, zirkulären Analyseprozess immer klarer herausgestellt und entwickelt, in dem offenes, axiales und selektives Kodieren parallel stattgefunden haben und miteinander und mit der weiteren Datengenerierung im Sinne des theoretischen Samplings einhergingen.

Wie bereits beschrieben, läuft der Prozess des selektiven Kodierens parallel zum In-Beziehung-Setzen der Kategorien zueinander ab, ansonsten wäre es nicht möglich Kernkategorie und Schlüsselkategorien zu generieren. Es geht darum, noch einmal das *Abstraktionsniveau* zu steigern und die Kategorien in Richtung von Ansätzen einer Theorie zu integrieren. Der Akt des selektiven Kodierens unterscheidet sich nicht grundlegend von den anderen Kodierschritten. Auch hierbei sind erneut Zuordnungsfragen aufgeworfen und die Einordnung der Kategorien in die verschiede-

nen Ebenen, Schlüsselkategorien sowie Unterkategorien, hinterfragt worden. Volkmann und Tessmer (2023) sprechen im Hinblick auf die Konkretisierung des Forschungsgegenstandes von einem »prozesshaft-dynamische[r]n] Präzisierungsvorgang« (ebd., S. 100), was ebenfalls auf den konkreten Akt der Datenanalyse zutrifft. Auch an dieser Stelle hat immer wieder ein erneuter Blick in das Datenmaterial stattgefunden, da nur hierdurch geklärt werden kann, ob die gefundene Ordnung den Gegenstand treffend repräsentiert. Ebenso hat sich dabei zunehmend herausgestellt, welchen Stellenwert die jeweiligen Daten im Kontext der Gesamtuntersuchung haben, inwiefern sie Vergleichsdimensionen und Eigenschaften bieten, oder welche Kategorien sie besonders unterstreichen und auskleiden. Auf dieser Ebene hat sich auch zunehmend das Samplingpotential im Hinblick auf die Frage nach dem Trendsport und die Besonderheiten des ihm innewohnenden Leistungsprinzips geklärt. Die zu diesem Zeitpunkt bereits mehrfach überarbeiteten offenen Kodierungen sind erneut kritisch geprüft worden. Schließlich sind diese Kodierungen sowohl der Grundbaustein auf dem die erschaffene Ordnung aufbaut und das Material mit dem sie gefüllt wird. Dieser Analyseschritt ist wiederum im Rahmen eines Promotionskolloquiums maßgeblich vorangebracht worden, bei dem die bisherige Struktur der Analyseergebnisse, als auch Fragmente der zugrundeliegenden Daten diskutiert worden sind. In diesem Kontext ist noch einmal die Bedeutung bestimmter Kategorien in Frage gestellt worden, was immer auch ihre Einordnung mitbetrifft. Dies hat beispielsweise die Kategorie des *Stürzens* und das *Medienhandeln* betroffen, beides sind Phänomene, die im Trendsport eine besondere Stellung einnehmen und einen wichtigen Baustein einer Unterscheidungslinie zum klassischen Sport darstellen können. Die kommunikative Validierung (vgl. Volkmann & Tessmer 2023, S. 101) der Datenanalyse hat nicht nur in den formalen Kolloquiumstreffen stattgefunden, vielmehr ist sie ebenfalls in unzähligen informellen Gesprächen mit Kommiliton*innen erfolgt, welche das Nachdenken über die Daten und die entstehenden Ansätze von Theorie wesentlich bereichert haben.

Im Anschluss an das erwähnte Kolloquium hat es dementsprechend eine weitere Überarbeitungsschleife gegeben, in der die Analyse weiter systematisiert und auf eine »theoretischere« Ebene gehoben werden konnte. Dies ist insbesondere dadurch erreicht worden, dass die Kapitelüberschriften des »Empirie-Kapitels« in Fragen umgewandelt wurden, die den konzeptuellen und theoriegenerierenden Blick weiter schärfen konnten. Diese Fragen, mit denen eine weitere begriffliche Präzisierung der Kategorien einherging, leiten die einzelnen Kapitel und bilden einen Rahmen für die kontroverse Diskussion des Phänomens. Sie weisen auf die Bestimmung der Kategorien mit ihren Eigenschaften und Dimensionen hin, die einen »Zwischenraum« darstellen, innerhalb dessen sich die Handlungsvielfalt theoretisch verorten lässt. Als Beispiel sei die erste Frage erläutert: Leisten als rationales Verhältnis von Erproben und Steigern? Das *Erproben* und *Steigern* stellen zwei zentrale Kategorien des Leistens dar. Die *Rationalität* des Tuns ist jedoch bereits

durch das Erproben in Frage gestellt, welches sich aufgrund seiner Kontingenz nicht vollständig rationalisieren lässt, das Geschehen ist zudem *pfadbedingt* und *Gefühle* spielen eine nicht unbedeutende Rolle. Gleichzeitig ist das rational-verständige und strukturiert-planvolle Tun ein Charakteristikum des Leistungshandelns. Diese Facette wird jedoch durch die explorative Zugangsweise, das *gefühlsgel leitete Tun*, *Erleben* und *Wahrnehmen* konterkariert, beziehungsweise ergänzt (Kap. 3.1.3). Diese Dimensionen bilden sich später in den Kategorien des *Ästhetischen Erfahrens* und *Erkennens* ab, welche wiederum an rationale Elemente der *Prüfung*, *Kontrolle* und des *Wissens und Verstehens* von *Material-* und *Naturbedingungen* rückgekoppelt sind (Kap. 3.4). Die Aspekte sinnlicher Wahrnehmung und jene des Verständnisses zeigen sich damit als in einem wechselseitigen Verhältnis befindlich. Das Erfahren ist zugleich *sinnlich-leiblich* als auch *kognitiv-verständig*. Und als ästhetisches Erfahren ist es darüber hinaus ein körperliches *Verstehen* und *Gestalten* (Kap. 3.4.3). Mit diesem Ausblick ist veranschaulicht, wie die Fragen und Kategorien einander bei der theoretischen Beschreibung ergänzen. Die Kategorien zeigen Gemeinsamkeiten des Leistungshandelns auf und sind auf der Ebene ihrer Eigenschaften und Dimensionen kontrastreich. Gerade das macht soziales Handeln und dementsprechend die mit der Grounded Theory Methodologie generierten Analyseergebnisse aus, die dieses in seiner Komplexität repräsentieren wollen.

Die Fragen zeigen dementsprechend die Stoßrichtung des qualitativen Bestimmungsversuchs des Leistens auf und werden ambivalent beantwortet, beziehungsweise nicht beantwortet. Sie weisen auf relevante Perspektiven zum Verständnis des Leistens hin. Sie stellen zugleich einen mehr oder weniger starken Bezug zu der theoretischen Analyse des Leistungsprinzips und den darin aufgeworfenen Fragen und Perspektiven her. Die leitenden Fragen heben die Analyse auf eine theoretische Ebene und vermitteln zwischen Theorie und Empirie. Sie können damit als wesentlicher Schritt angesehen werden, durch den in dieser Arbeit der Weg hin zu einer theoretischen Empirie beschritten wird, die über eine gelehrte Beschreibung hinausgeht. Auch wenn die sich so entfaltenden Ansatzpunkte einer Theorie über das Leistungsprinzip mit Blick auf den Trendsport diese Fragen auf Grundlage des Datenmaterials in Ansätzen zu beantworten versuchen, haben sich diese Fragen zugleich aus dem Datenmaterial ergeben, schließlich sind sie auf Grundlage der Kern- und Schlüsselkategorien entstanden. Zugleich werfen diese Fragen Anschlussfragen auf und stellen die Perspektiven dar, die sich im Hinblick auf eine Einordnung des Trendsports in Anbetracht der Ausgestaltung des Leistungsprinzips ergeben. Selbstverständlich sollen diese Fragen nicht final beantwortet werden, vielmehr kann ihre Diskussion auf zentrale Perspektiven und Prinzipien hindeuten und Denkanstöße geben. Diese schärfen das Verständnis für die vielfältige Bedeutung des Leistungsprinzips im (Trend)Sport. Sie können die Reflexion des eigenen Leistungshandelns als auch des Lehrer- und Trainer*innenhandelns anregen. In dieser Hinsicht sind die dargestellten Ansätze von Theorie für die Praxis rele-

vant, beziehungsweise praxissensibel und praxissensibilisierend, jedoch nur, wenn die Leser*innen diesen Schritt vollziehen. Die Fragen dienen im Sinne Wolffs dazu, Irritationen hervorzurufen und zum Überdenken der eigenen Handlungslogik und Bedeutungszuschreibung anzuregen (vgl. 2008, S. 238).

Während des Verfassens des Textes – überwiegend in der letzten Phase der Analyse – hat sich auch das von Strauß und Corbin (vgl. 1996, S. 96f.) empfohlene abschließende *Erzählen der Fallgeschichte* als hilfreich herausgestellt, um sich erneut des *roten Fadens* zu vergewissern und sich auf das Wesentliche zu besinnen. Es geht dabei darum, eine Zusammenfassung der Einzelgeschichten in wenigen Sätzen zu formulieren. Details ließen an dieser Stelle den Fokus verschwimmen. Stattdessen wird auf diesem Weg noch einmal die Integration der Schlüsselkategorien in Bezug auf die Kernkategorie vorangebracht, da in dieser Geschichte auch die Beziehungen der Schlüsselkategorien zur Kernkategorie deutlich werden sollen. Es geht darum »die Geschichte analytisch zu erzählen.« (Strauss und Corbin 1996, S. 98). Die Bezeichnung der Kernkategorie, um die sich die Geschichte dreht, ist im Laufe des Forschungsprozesses verschiedene Phasen durchlaufen. Zunächst hieß sie »Steigerungsimmanenz«. Abschließend ist sie auf die Bezeichnung »Steigerung« vereinfacht worden. Ist der Fokus auf das Leistungsprinzip gerichtet, so ist die Steigerung jene aus den Daten hervorgehende Kernkategorie, die durch alle Schlüsselkategorien hinweg zentrale Bedeutung hat. Zugleich differenziert sich diese Bedeutung mit Blick auf die Schlüsselkategorien aus. Dies wird in den entsprechenden Kapiteln deutlich und ist zudem stark mit der *Weiterentwicklung der Perspektive der Akteur*innen* verbunden. Der Begriff der »Immanenz« sollte zunächst verdeutlichen, dass die Steigerung im Leisten selbst enthalten, beziehungsweise angelegt ist, ihr inne liegt. Zugleich ist mit der Steigerungsimmanenz der Ausgangspunkt des Phänomens nicht auf entweder die Gesellschaft oder das Individuum festgelegt, sondern wird als dem Phänomen selbst anhaftend verstanden, sie ist zugleich sowohl im Individuum als auch in der durch die Vielzahl dieser konstituierten Gesellschaft vorhanden und damit sozialisationsbedingt. Das hervortreten Lassen und Entwickeln dieser Kernkategorie – so banal sie auch klingen mag – hat einen langen Zeitraum in Anspruch genommen. Immer wieder wurde zu ihr zurückgekehrt und sich wieder von ihr abgewendet, bis sich ihr Potential als Kernkategorie verdeutlicht hatte, dies jedoch nur, wenn sie *differenziert verstanden* wird.

Während des Analyseprozesses, sind durch das Datenmaterial auch analytische Fragen zu den Sportarten aufgekommen, die sich nicht allein aus den Interviews heraus beantworten ließen, was ergänzende Informationen zu den Disziplinen sinnvoll erscheinen ließ. Dementsprechend sind zu einigen der Sportarten weitere Recherchen unternommen worden, was zum Beispiel einen Besuch der Website des deutschen Triathlon Verbandes und einer großen deutschen Trailrunning-Website, als auch das Betrachten von Videos zu den Sportarten auf der Social-Media-Plattform »YouTube« beinhaltete. Insbesondere wurden Videos von Surfer*innen

und Skater*innen angeschaut, wie beispielsweise der TED-Talk¹⁴ eines berühmten Skaters¹⁵, der über die »Logik« seines Tuns berichtet. Diese Zuwendung hat eine weitere Reflexion der Daten und der medialen Darstellungspraxis ermöglicht. Auf diesem Weg ist die Sensibilität gegenüber dem Datenmaterial erhöht worden. Es ging nicht darum, diese Videos als Daten aufzufassen und sie im engeren Sinne in die Analyse einzubeziehen. Sie verhalfen vielmehr dazu, das Stellen von Fragen und das Anstellen von Vergleichen zu bereichern. Entsprechende Hintergrundinformationen sind insbesondere zu jenen Sportarten recherchiert worden, zu denen kaum Vorwissen bestand. So fand beispielsweise auch zu den »Sportarten« Aikido und Cross-Fit eine Hintergrundrecherche statt. Die mediale Präsenz und die Darstellung des Cross-Fit, sowie die wirtschaftliche Nutzung als neuer Trend wurde betrachtet. Zu anderen Sportarten war dieses Hintergrundwissen aufgrund der eigenen sportlichen Erfahrung, die eine gewisse Zugehörigkeit zum Feld bedeutet, bereits vorhanden. Insbesondere war dies beim Kitesurfen, Tanzen und zunehmend beim Yoga der Fall. Selbstverständlich ging es weiterhin um die Perspektiven der Befragten. Diesen konnte in den Analysen auf der Grundlage des Vorwissens begegnet werden, welches es zugleich stets kritisch zu hinterfragen und weiterzuentwickeln galt. Eine zentrale Aufgabe bestand im Laufe des Forschungsprozesses darin, sich noch stärker über dieses Vorwissen, welches Vorannahmen enthält, bewusst zu werden und explizit zu bemerken, dass dieses Vorwissen auf der persönlichen Erfahrung und der durch diese subjektiv gefärbte Wahrnehmung fußt, welche es als solche zu identifizieren und dementsprechend durch die Daten zu relativieren und in Frage zu stellen gilt. Dieser Erkenntnisprozess scheint einen nicht unwesentlichen Anteil der Forschungsarbeit auszumachen. Dies unterstreichen auch Volkmann und Tessmer (2023), die den qualitativen Forschungsprozess als einen der »Selbstbegegnung« (ebd., S. 101) verstehen. Es geht darum, sich dem eigenen (Vor-)Verständnis bewusst zu werden, es zu hinterfragen, es zu öffnen, zu verändern und weiterzuentwickeln (vgl. ebd.). Zum Forschungsprozess hat es in dieser Hinsicht dazugehört, sowohl im Hinblick auf jene Sportarten, über die ein ausgeprägtes Vorwissen bestand, als auch in Bezug auf jene, zu denen dieses nicht

-
- 14 »TED is a nonprofit devoted to spreading ideas, usually in the form of short, powerful talks (18 minutes or less). TED began in 1984 as a conference where Technology, Entertainment and Design converged, and today covers almost all topics — from science to business to global issues — in more than 100 languages. Meanwhile, independently run TEDx events help share ideas in communities around the world.« (TED Conferences 2019).
- 15 Es handelt sich um den »godfather-of-street-skating« Rodney Mullen, dessen Vortrag im Mai 2012 bei TEDxUSC stattfand, einem unabhängigen Event an der University of Southern California. Das Video hat bei YouTube seit 2015 bereits 2.532.157 Aufrufe (Stand 02.02.2023) erhalten. Auf der Website von TEDTalks ist der Vortrag seit Juni 2012 online, hat dort bisher 3.222.152 »views« (Stand: 02.02.2023) und ist in 21 Sprachen untertitelt worden (vgl. TED Conferences 2012, Mullen 2015).

vorhanden war, ein tiefergehendes Verständnis für die Handlungspraxis – und die mögliche Vielfalt innerhalb dieser, sowie für die zugehörigen Bedeutungszuschreibungen – und die Kultur der Sportarten zu entwickeln.

Die Forschungsarbeit ging dementsprechend einher mit einem tiefen Eintauchen ins Feld und die persönlichen »Ver- und Anhaftungen«, welche die subjektive Wahrnehmung lenken. Zum einen zeugt sie von einem persönlich-biographischem Interesse an der Frage nach dem Leistungshandeln und dem Leistungsverständnis sowie an den betrachteten Sportarten. Volkmann und Tessmer (2023) betonen mit Verweis auf ein Zitat von Charmaz (2006) die »subjektive[n] und kontextabhängige[n] Eingebundenheit der Forschenden« (Volkmann & Tessmer 2023, S. 100). Diese hat einen nicht zu vernachlässigenden Einfluss, insbesondere auf die Auswahl und Konstruktion des Forschungsgegenstandes. Sie bedingt »was wahrgenommen und wie interpretiert wird« (ebd., S. 101). Die Explikation ebendieser Eingebundenheit, welche Frei und Wolff (2023, S. 191) als »unhintergebar« bezeichnen, gehört zum Anspruch an die qualitative Forschungsarbeit, die eben nicht zu objektivieren versucht, sondern das Eingebunden-Sein explizit nutzt. Dem Pragmatismus folgend, kann es »keinen neutralen Beobachterstandpunkt geben« (Frei & Wolff 2023, S. 197) und dies galt es anzuerkennen, zu erfahren und diesen Tatbestand in die Forschungshaltung zu integrieren.

Die »subjektive Eingebundenheit« macht eine »Selbstverständigung« (Frei & Wolff 2023, S. 191) notwendig. Wenn der Kontext der Beobachtung an dieser Stelle zum Zweck der reflexiven Explikation abschließend betrachtet wird, so fällt erneut der ethnographisch gelagerte Zugang zum Feld auf, der jedoch nicht als ethnographisches Forschen verstanden werden kann. Die Teilnahme im Feld hat bereits vor Beginn der Forschungsarbeit stattgefunden, sie gehört zur Sportbiographie der Forscherin. Dementsprechend hat sie auch nicht systematisch stattgefunden und wurde ebenso wenig dokumentiert, auch wenn sich die Teilnahme während der Forschung fortgesetzt und sogar vertieft hat. Rückblickend hätten entsprechende Beobachtungsdaten die Forschung bereichert. Zum Abschluss der Forschungsarbeit fallen derartige *blinde Flecken* des eigenen Forschens zunehmend ins Auge, welche durch das zirkuläre Erkennen, Verstehen und Lernen bedingt sind, wodurch nie alles zum gleichen Zeitpunkt und schon gar nicht alles von Anfang an gewusst, verstanden und bedacht sein kann. Dieses kann nun zumindest insoweit eingeholt werden, als dass dies und die damit entstandenen Unzulänglichkeiten – soweit sie bis jetzt erkannt sind – reflexiv geäußert werden.

Frei und Wolff (2023) sehen historisch bedingt, enge, »fast hausmethodische Bezüge« (S. 193) von Grounded Theory Methodologie und Ethnographie, welche bisher wenig betrachtet und literarisch aufgearbeitet worden sind (vgl. ebd.). Überspitzt formuliert, beinhaltet die im Stil der Grounded Theory Methodologie durchgeführte Forschung ohnehin ethnographische Züge. Im vorliegenden Fall hat sich, wie angedeutet, die der Forschungsarbeit vorausgehende Teilnahme am Feld während der

Forschung deutlich vertieft, dies jedoch weniger zu Forschungszwecken, als aufgrund des eigenen Interesses, welches jedoch nicht von jenem der Forschung getrennt werden kann. Es ging auch darum, in Ansätzen selbst zu erfahren, was hier erforscht worden ist. Die Teilnahme hat demnach nicht nur das Interesse an der Forschungsfrage bedingt. Sie hat, wie von Volkmann und Tessmer (2023) beschrieben, in Kombination mit der Sozialisation in Studium und Forschungskontext, der Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin und der Gestaltung von Seminaren, zur Konstruktion des Gegenstandes geführt. Und umgekehrt hat die Forschung ebenfalls zur Vertiefung des eigenen Tuns beigetragen. Es bestand ein tiefes Interesse an einem »erlebten Verstehen« des Feldes. In der Analyse galt es diese Bedingungen des Erkennens reflexiv einzuholen, was – wie beschrieben – insbesondere durch wiederholtes Betrachten der Interviewdaten unter den Voraussetzungen der fortschreitenden Bewusstheit über den Einfluss des eigenen Eingebunden-Seins geschehen ist und durch die hier vorgenommene Explikation des Eingebunden-Seins ergänzt wird.

Obwohl durch das Eingebunden-Sein als Erkenntnisquelle nicht nur die Interviews zur Verfügung standen, sondern Begegnungen, informelle Gespräche und Beobachtungen, die das Nachdenken über den Forschungsgegenstand angeregt haben, sind diese nicht als Daten aufgefasst worden. Stattdessen ist dies als zunehmende theoretische, beziehungsweise praktische Sensibilisierung verstanden worden. Alle Erkenntnisse sind demzufolge in den Interviewdaten verankert. Rückblickend betrachtet hätte es sich gelohnt, weitere Daten systematisch zu erfassen, um die Analyse auch an diese, über die Interviews hinausgehenden Erkenntnisquellen rückbinden zu können und damit das Erkenntnispotential und die Anschaulichkeit zu erweitern. Die Ursache für dieses Vorgehen wird in der Unerfahrenheit der Forscherin gesehen und in der Annahme potentieller Überforderung in Anbetracht einer noch heterogeneren Datengrundlage. Konkret erschienen Beobachtungsprotokolle ein Maß an Subjektivität mit sich zu bringen, das zu Beginn der Forschung aufgrund von Pragmatismus, mangelnder Expertise und Vertrauen noch mit Distanz betrachtet worden ist. Interviewtranskripte erschienen hingegen die greifbarere Form von Daten und eine handhabbarere und »sicherere« Datenbasis zu sein, mit der darüber hinaus bereits im Voraus Forschungserfahrung gesammelt worden ist.

Zudem ist aus heutiger Perspektive eine noch offenerere und erweiterte Diskussion der Grounded Theory Methodologie in der deutschsprachigen Forschungslandschaft wahrzunehmen (vgl. Zander et al. 2023). Es wird zunehmend das ästhetische Erkennen als Teil der Forschungsarbeit angesehen, systematisch eingebunden und reflektiert (vgl. Hartmann 2023), wohingegen dieses Vorgehen vor zehn Jahren noch als exotische Randerscheinung erschien, obwohl Gugutzer bereits 2012 die »Eckpunkte der neophänomenologischen Soziologie« bestimmt und über das »leibliche Verstehen« (S. 64) schreibt. Er überführt diese Gedanken sogar in eine erkennt-

nistheoretische Diskussion, eine »Doing Sociologie«, wobei er sich mit der Bedeutung der Leiblichkeit der Forschenden für die Erkenntnisproduktion auseinandersetzt (vgl. S. 83). Und er verweist ebenfalls auf frühere Auseinandersetzungen anderer Autoren wie Abraham (2002), Parry (1998) Gebauer (2003) sowie Bockrath, Borschert und Franke (2008). Auch wenn dies passgenaue Bezüge für die vorliegende Forschungsarbeit gewesen wären, so ist die ästhetische Dimension des Leistens und die ästhetische Erkenntnis im Forschungsprozess vielmehr als ein Analyseergebnis der vorliegenden Arbeit zu verstehen. Es ging hier darum, das Prinzip Leistung im (Trend)Sport als Ganzes zu betrachten und die Bedeutung ästhetischer Erfahrung ist eben eine Analyselinie neben anderen, auch wenn sie abschließend als besonders gewinnbringend betrachtet wird.

Den Lifestyle des Kite-/Surfens selbst zu leben, zu Reisen, das eigene Leistungsniveau zu steigern, als Kitelehrerin zu arbeiten um ständig an Spots mit besten Trainingsbedingungen sein zu können, Surf-/Skaten zu lernen, das Material zu besitzen, ist ebenso Zeugnis von der Vertiefung des eigenen Tuns während der Forschungsarbeit, wie ein einmonatiger Aufenthalt in einem Yoga-Ashram in Indien, gepaart mit einer Ausbildung zur Yoga-Lehrerin. Es ging darum, die Philosophie des Ostens aus erster Hand zu erfahren. Schließlich stand die Frage im Raum, wie Yoga – das in der gegenwärtigen Bewegungskultur der westlichen Welt an Bedeutung gewonnen hat – im Hinblick auf das Leistungsprinzip einzuordnen ist. Die Frage danach, wie entsprechende Entwicklungen zu deuten sind und ob sie tatsächlich eine »Alternative« darstellen, ist bereits von Eichberg (1984, S. 105) aufgeworfen worden und stellt in der Betrachtung derartiger Trends einen wiederkehrenden und zentralen Diskussionspunkt dar.

Nicht zuletzt hat auch die eigene Erfahrung von Verletzung – in Folge eines Kitesurfunfalls mit anschließender Erfahrung des Nicht-Laufen-Könnens – zum erneuten und vertieften Nachdenken über das Prinzip Leistung und die Kategorie Gesundheit geführt. Noch einmal hat sich verdeutlicht, was ein erlebtes Verstehen, ein leiblicher Nachvollzug zur Tiefe des Verständnisses für die Daten und das in ihnen dokumentierte soziale Handeln und menschliche Erleben beiträgt. Das Nachdenken über die Praxis ist nicht auf der Ebene eines theoretischen Nachdenkens verblieben, es wurde zu einem *Nachsinnen*. Es hat sich durch die eigene Erfahrung auf die Ebene eines gefühlten *Nachempfinden-Könnens* gehoben, was ein zunehmendes Interesse an der erkenntnistheoretischen Position des »ästhetischen Erkennens« (Brandstätter 2012/2013) hervorgerufen hat. Aus diesem Grund und in dieser Weise ist immer wieder über das Verhältnis von Theorie und Empirie, sowie Theorie und Praxis, sowie die erkenntnistheoretischen Möglichkeiten nachgedacht und nachgesinnt worden, was den Forschungsprozess mitunter aufgehoben und verzögert hat. Insbesondere für die Frage nach der Vermittlung von Erkenntnissen waren diese Prozesse jedoch bereichernd.

Das eigene Tun gehört in diesem Fall zum Kontext und dem subjektiven Eingebunden-Sein der Forscherin hinzu und sollte hier dementsprechend offengelegt und nachvollziehbar gemacht werden. Es besteht eine explizite und teilnehmende Nähe zum Feld. Diese hat die Annäherung an das Feld und die Konstruktion des Gegenstandes geprägt und ist als Vorwissen in die Interpretation der Daten eingeflossen. Zugleich bleibt zu betonen, dass die Datenanalyse komplett auf die generierten Interviewdaten beschränkt und alle Erkenntnisse in den Interviewdaten grundgelegt und verankert worden sind. Über die zunehmende theoretische Sensibilität hinaus, die in der Auseinandersetzung mit Theorie und den Daten erhöht wird, hat durch die beschriebene eigene Erfahrung ebenfalls eine praktische Sensibilisierung stattgefunden, wobei davon gesprochen werden kann, dass theoretische und praktische Sensibilisierung sich gegenseitig verstärken. Im Sinne der Verschränkung von Theorie, Empirie und Praxis erscheint die praktische Sensibilisierung durch eigene reflektierte Erfahrung den Forschungsprozess und jenen der »Selbstbegegnung« (Volkman & Tessmer 2023, S. 101) wesentlich zu bereichern, vielleicht sogar originär zum qualitativen Forschen im Stil der Grounded Theory Methodologie dazu gehören.

Beim Forschen galt es die »Subjekthaftigkeit der Erkenntnistätigkeit« (Volkman & Tessmer 2023, S. 101) immer wieder zu bemerken. Bei der Analyse hat sich ein »Gespür« für die Bedeutung der Daten eingestellt, das auch von der eigenen Erfahrung geprägt ist. Jedoch ist dieses immer wieder hinterfragt worden und die Frage nach der Rückbindung der Erkenntnisse in den Daten gestellt worden. Dem eigenen Gefühl für die Daten zu vertrauen und es nicht als »unwissenschaftlich« abzutun, sondern systematisch in den Prozess einzuspeisen, wird durch den zunehmenden Trend ästhetischen Erkennens im qualitativen Forschungsparadigma bestärkt (vgl. Hartmann 2023). Rückblickend hätte diese Erkenntnisquelle noch intensiver und systematischer genutzt werden können, was nun für weitere Forschungsarbeiten offenbleibt.

In der Analysearbeit hat sich in der eigenen Erfahrung bestätigt, dass eine Trennung von Forschendem und Forschung überholt erscheint – und in der qualitativen Forschung von vornherein nicht im Sinne der Sache ist. Die Bedeutung dieser Haltung hat sich jedoch erst zum Abschluss dieser Forschungsarbeit wirklich erschlossen – die immer auch eine erkenntnistheoretische Auseinandersetzung darstellt. Erneut sei hier auf das von Volkman und Tessmer (2023) bemühte Zitat verwiesen, nach dem »the finished work [is] a construction-yours« ist (Charmaz 2006, S. xi). Insbesondere bei der reflexiven Betrachtung der Auswahl der Interviewpartner*innen fällt diese »construction« auf. Selbstverständlich begründet sich das Sampling, wie beschrieben, durch die Forschung selbst, die Analyse und die entstehende Theorie. Zugleich spiegelt diese Auswahl ein persönliches Interesse der Forscherin wider, die aufgrund ihres eigenen Tuns mehr über Cross-Fit, Akrobatik, Tanz, Kitesurfen und Yoga erfahren wollte. Es liegt ein biographisch geprägtes

Interesse vor. Gleichzeitig sind Interviewpartner*innen gewählt worden, zu deren Sportarten kaum oder kein Vorwissen, noch ein persönliches Interesse bestand. Vielmehr erschienen diese Gesprächspartner, wie der Triathlet, oder der Skater, als wichtige Informanten im Hinblick auf das Leistungsprinzip und die Frage nach dem Trendsport. Der Skater erscheint als erster Interviewpartner weiterhin eine besonders stimmige Wahl, weil er eine Sportart betreibt, die als Ursprung des »klassischen Trendsports« im Sinne der »Génération Glisse« (Loret 1996) verstanden werden kann, die ein neu- beziehungsweise andersartiges Sport- und Bewegungsverständnis aufgebracht hat. Der Triathlet erscheint als Kontrastfall und bringt im Hinblick auf das Thema Gesundheit eine neue Facette ein, die von der Forscherin vorab nicht als relevant erachtet wurde, die sich jedoch im Laufe der Forschung als besonders bedeutungsvoll, sogar als eine zentrale Kategorie im Hinblick auf Leistung und Steigerung gezeigt hat. Es hat im Hinblick auf die verschiedenen Interviewpartner*innen demnach ein sehr unterschiedliches Maß an theoretischer Sensibilität bestanden, was, wie beschrieben, entsprechend aufgearbeitet worden ist.

Auch wenn an dieser Stelle die Verflechtungen zwischen Forschung und Forscherin expliziert worden sind, um Momente der Konstruktion aufzudecken und diese für die Erkenntnisgewinnung und die Nachvollziehbarkeit der Forschung zu nutzen, so gilt weiterhin der zentrale Anspruch, jegliche Erkenntnis in den Daten zu verankern. Auch wenn nach dem Motto »all is data« (Glaser 2004, zit. n. Frei & Wolff 2023, S. 192) zahlreiche Momente außerhalb der Interviews zur Erkenntnisgewinnung beigetragen haben, so wurden diese Ideen immer wieder an den Interviewdaten geprüft und anhand dieser belegt. Während des Promotionsprojektes sind selbst alltägliche Unterhaltungen immer wieder reflektierend in Bezug zu Fragen der Forschungsarbeit gesetzt worden. Trotzdem sind diese Gespräche ebenso wenig zum Inhalt der Arbeit gemacht worden, wie die eigenen Erfahrungen. Und trotzdem sind diese, sich außerhalb der Datenarbeit angliedernden Erkenntnisprozesse bedeutungsvoll für die Entwicklung von Ansatzpunkten einer Grounded Theory. Deshalb sind sie hier ansatzweise dargestellt worden. Selbst wenn Rückfragen an das Material ebenso wie Erkenntnisprozesse dementsprechend nicht nur innerhalb der Forschungsarbeit mit den Daten im engeren Sinne stattgefunden haben, galt es, die Theoriegenerierung stets an die Daten rückzubinden.

»Eine Theorie auf Grundlage von Daten zu generieren, heißt, daß die meisten Hypothesen und Konzepte nicht nur aus den Daten stammen, sondern im Laufe der Forschung systematisch mit Bezug auf die Daten ausgearbeitet werden. *Theorie zu generieren, ist ein Prozess.* Der Ursprung einer Idee oder gar eines Modells muß nicht in den Daten liegen. (Die Biographien von Wissenschaftlern sind voller Geschichten über gelegentliche Geistesblitze und zukunftssträchtige Ideen, die fern ab der Datenquellen auftauchten.) Doch die Generierung von Theorie aus solchen

›Einsichten‹ heraus muß in Beziehung zu den Daten gebracht werden – ansonsten besteht die Gefahr, daß Theorie und empirische Welt nicht zueinander finden.« (Glaser & Strauss 1998, S. 15f., Herv. i. O.)

Die »plötzlichen Einsichten« (Strauss & Corbin 1996, S. 108), die sowohl während der Datenarbeit als auch darüber hinaus zustande kamen, können demnach durch eine Rückbindung an die Daten integriert werden, wozu das theoretische Sampling einen wichtigen Beitrag leistet.

Einen wichtigen Bestandteil des zirkulären Analyseprozesses hat zudem das wiederholte hineinlesen in die »Method(ologi)enbücher« dargestellt, was mit dem Verfassen entsprechender Kapitel über den Datengenerierungs- und Analyseprozess Hand in Hand gegangen ist. Zu diesem Zeitpunkt haben die beschriebenen Techniken, Methoden und Arbeitsschritte der Theoriegenerierung einen neuen Wert erhalten, da aus der Perspektive der eignen Erfahrung mit dem Auswertungsprozess auf sie geschaut werden konnte. Es entwickelte sich ein tieferes Verständnis der Beschreibungen, was sich zunehmend auf die Umsetzung ausgewirkt hat. Vom systematischen Ausarbeiten der Eigenschaften und Dimensionen der Kernkategorie, bis zu den Verbindungen zwischen den Schlüsselkategorien und der Kernkategorie ist in diesem Prozess ein immer tieferes und klareres Verständnis der Methodologie und ihrer Arbeitsweisen zustande gekommen. Dadurch sind Beziehungen zwischen den Kategorien deutlicher geworden. Die Schlüsselkategorien haben ihre Stellung als Kontext, intervenierende Bedingungen, Strategien und Konsequenzen erhalten, was die Aussagekraft der Theorieansätze erhöhen konnte. Da durch diesen Schritt die Muster in den Daten weiter aufgedeckt werden konnten, half es dabei, der Theorie *Spezifität* zu verleihen und es wurde an einigen Stellen möglich, zu bestimmen, unter welchen Bedingungen sich das Leistungshandeln und unterschiedliche Perspektiven auf dieses entwickeln (vgl. Strauss & Corbin 1996, S. 106ff.).

Es galt, verschiedene Kontexte mit ihrem jeweiligen spezifischen Satz von Eigenschaften, den Bedingungen, zu unterscheiden. Der Kontext ist eine Anordnung von Eigenschaften des allgemeinen Phänomens, »die in vielfältigen Kombinationen entlang ihrer dimensionalen Ausprägung angeordnet sind und auf diese Weise **Muster bilden**.« (Strauss und Corbin 1996, S. 107, Herv. i. O.). Darüber hinaus ist dem *Prozessaspekt* innerhalb der Datenanalyse vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt worden. In den Daten haben sich Entwicklungsprozesse der Sportler*innen gezeigt, die ihre Perspektive auf Leistung betroffen hat und zu Veränderungen in ihrem Leistungshandeln beigetragen haben.

Die Sensibilität für Ausdrücke wie »irgendwie«, »irgendwas«, »irgendwo« sowie »nur«, »immer« oder »nie« hat dazu beigetragen das Prinzip zu erkennen, das hinter dem Handeln der Akteur*innen steht. Die Sensibilität für verallgemeinernde und pauschalisierende Ausdrücke wie »man« hat dies ebenfalls unterstützt. Derarti-

ge Begriffe können Hinweise auf die sozial erlernte Bedingtheit des Tuns aufzeigen (vgl. Strauss & Corbin 1996, S. 71). Das Wort »man« abstrahiert von der Subjektivität des individuellen Tuns, es kann eine Distanzierung von Ich-Aussagen darstellen und gibt damit einen Hinweis auf ein sozial geteiltes Prinzip, das innerhalb der Sozialisationsgruppe praktiziert wird.

Im Hinblick auf die *Theoretische Sättigung* zeugt der Text des folgenden Kapitels davon, dass die Kategorien in unterschiedlicher Tiefe ausgearbeitet sind. Nicht für alle Kategorien ist die theoretische Sättigung gleich weit vorangeschritten. Das folgende Kapitel zeugt ebenfalls davon, wie die Überlegungen »nicht in Reihe abgelaufen« sind (Frei & Wolff 2023, S. 193), von analytischen Vergleichen, die Charakteristika des Leistungsprinzips verdeutlichen, sowie von der kontinuierlichen und zirkulären Weiterentwicklung der Ansatzpunkte von Theorie und des Leistungsverständnisses.

Die entwickelten Ansätze von Theorie verorten sich zwischen materialer und formaler Theorie, weil sich die theoretische Konzeption auf den Gegenstandsbereich des Trendsports bezieht, sie jedoch auch das Feld von Sport und Bewegung im Allgemeinen betrachtet. Darüber hinaus gibt es ein Übertragungspotential auf das Leistungshandeln in anderen Lebensbereichen, insbesondere dann, wenn dieses in einem zweckfreien Rahmen stattfindet. Eine grundlegende Geltung hat die vorliegende Bestimmung des Leistungsprinzips sogar im Hinblick auf das gesamte menschliche Handeln, also auch auf die Erwerbsarbeit.

3 Das Prinzip Leistung – empirische Zusammenhänge und theoretische Konzeption

Die empirische Untersuchung stellt das Phänomen Leistung in ihren Mittelpunkt, um genaueres über dieses – nicht nur im Sport – zentrale Prinzip menschlichen Handelns und Denkens zu erfahren. Der besondere Fokus ist dabei auf den Trendsport gerichtet worden, um Aufschluss über Besonderheiten des Leistens in diesem Feld zu gewinnen. Inwiefern in diesem Zusammenhang ein Beitrag zur weiteren Bestimmung des Phänomens Trendsport geleistet werden kann und welche Bedeutung diese Erkenntnisse über das Prinzip Leistung für den Sport im Allgemeinen haben können, wird sich am Ende der Untersuchung zeigen. Insofern der Analyse-schwerpunkt auf dem Trendsport liegt, gilt es dieses unscharfe Feld im Laufe der Untersuchung weiter zu charakterisieren. Dementsprechend werden immer wieder Vergleiche angestellt und Abgrenzungsversuche vorgenommen, weshalb es sich keinesfalls um eine ausschließliche Darstellung trendsportlichen Handelns handelt. Dies wäre auch gar nicht möglich bei einem derart fließenden und in Bewegung befindlichen Phänomen. Die Darstellung, die in diesem Kapitel vorgenommen wird, versucht die Erkenntnisse, die im Forschungsstil der Grounded Theory Methodologie gewonnen worden sind, abzubilden und nachvollziehbar zu machen, wohlweisend, dass es nicht möglich ist, den Forschungs- und Erkenntnisprozess vollständig zu repräsentieren. Aufgrund der Zirkularität des Analysierens und Denkens kann die Verschriftlichung nicht denselben Weg gehen wie das Verstehen. Vielmehr wird hierfür eine Systematik zugrunde gelegt, die erst im Laufe des Prozesses entstanden ist. So kommt es zustande, dass zentrale Ergebnisse an den Anfang der Darstellung rücken. Zugleich scheint im Text die Zirkularität des Erkennens durch, weil diese bis zum Ende nicht aufhört. So wird in den Kapiteln immer wieder an vorheriges angeschlossen und Gedanken werden vertieft. Die Lesenden werden so ein Stück weit mitgenommen in die sich fortsetzenden Analysen, die immer mehr zu Erkenntnis-

sen werden. Dieses Kapitel ist daher als Analyse- ebenso wie als Ergebnisdarstellung zu verstehen – für eine weitere Konkretisierung folgt das Fazit.¹

Um eine Theorie im Sinne der Grounded Theory Methodologie zu entwerfen, ist es entscheidend, neben validen Beziehungen zwischen den Kategorien, Muster aufzudecken. Diese verleihen der Theorie ihre Spezifität, da es dadurch möglich ist, Aussagen über die Auswirkungen von Bedingungen zu machen. Wären ausschließlich Beziehungen hergestellt, bliebe die Theorie statisch und würde wenig über Komplexität und Variationen aussagen, die mit den Bedingungen einhergehen. Die Bedingungen sind in vielfältigen Kombinationen entlang ihrer dimensionalen Ausprägungen angeordnet. Durch die systematische Anordnung beziehungsweise Kombination der zentralen Eigenschaften des Phänomens, welche einen besonderen Satz von Bedingungen darstellen, mit den dimensionalen Ausprägungen, entstehen die Kontexte. Sie haben als Muster eine Schlüsselrolle, weil sie der Theorie Aussagekraft verleihen. Die Ansätze von Theorie sind mit Blick auf unterschiedliche Kontexte zu betrachten (vgl. Strauss & Corbin 1996, S. 106–110).

Es gilt nun, die zirkuläre Logik qualitativer Forschungsprozesse und ihre Darstellbarkeit im Hinterkopf zu behalten, wenn an dieser Stelle bereits die Kernkategorie und ebenso die Kontexte offengelegt werden, um für die folgende Darstellung die Grundbausteine der entstandenen Ansatzpunkte von Theorie an den Anfang zu setzen. Ausgehend von diesem Fundament, das im Erkenntnisprozess nicht als erstes, sondern fast als letztes entstanden ist, soll es möglich werden, die Erkenntnisse deutlich zu machen und mit zunehmendem voranschreiten in den Darstellungen immer detaillierter und tiefgehender zu werden. Mit diesem Anspruch wird nach und nach ein umfassenderes Bild des Leistungshandelns entstehen, das schlussendlich in seiner Ganzheit das zugrundeliegende Prinzip verständlich werden lässt.²

Mit Blick auf Leistung, ist *Steigerung*³ als zentrales Phänomen aus den Daten hervorgegangen. Hierum dreht sich alles, daraufhin lassen sich die Daten integrieren. Steigerung stellt die wesentlichste Eigenschaft des Leistens dar und ist damit zur Kernkategorie geworden. Als zentrale Eigenschaften von Steigerung sind *Kontinuität* und *Spezifität* identifiziert worden. Sie bilden den zentralen Satz von Bedingungen für Steigerung. Ihre dimensionale Ausprägung kann jeweils von hoch bis wenig

-
- 1 Und auch dort wird es kein abschließendes Ergebnis geben, weil sich die soziale Wirklichkeit, ihre Analyse und die Theoriebildung stets im Prozess befinden und immer weitere Erkenntnisse zu sammeln sind.
 - 2 Die vorangegangene Fußnote hat bereits deutlich gemacht, dass auch hierbei kein Anspruch auf abschließende oder vollständige Bestimmung abzuleiten ist. Es handelt sich um einen Systematisierungsversuch, wobei die Schlüsselkategorien wesentlich zur weiteren Bestimmung des Leistens beitragen.
 - 3 Die hier und im Folgenden *kursiv* geschriebenen Begriffe entsprechen den Kategorien und Konzepten sowie den Eigenschaften, Dimensionen, Kontexten, Bedingungen und Handlungsstrategien.

variieren. Begrifflich kann im Kontrast zu Kontinuität von Diskontinuität gesprochen werden. Mit Blick auf die Spezifität lassen sich die Dimensionen als Spezialisierung und Vielseitigkeit bezeichnen. Fügt man die beiden Eigenschaften und ihre dimensionalen Ausprägungen in eine Vier-Felder-Tafel ein und kombiniert sie miteinander, ergeben sich vier Kontexte.

Der spezifisch-kontinuierliche Kontext.
 Der spezifisch-diskontinuierliche Kontext.
 Der kontinuierlich-vielseitige Kontext.
 Der vielseitig-diskontinuierliche Kontext.⁴

Abhängig von diesen Kontexten variieren die Dimensionen der Steigerung von Leistung. Im Zeitverlauf bewegen sich die Akteur*innen zwischen diesen Kontexten hin und her. Diese Bewegungen sind bei den verschiedenen Akteur*innen unterschiedlich stark und bedingen das dimensionale Ausmaß der Steigerung ihrer Leistung. Entscheidend ist für die Steigerung, dass die Sportler*innen immer wieder zurück in einen kontinuierlichen Kontext finden. Was trivial klingt, ist mit Blick auf Leistung und ihre Steigerung essenziell, schließlich kann es ohne kontinuierliches Tun keine Steigerung geben. Der Prozessaspekt ist demnach – wie für die Grounded Theory Methodologie typisch – von zentraler Bedeutung.

Inwiefern diese Kontexte Steigerung hemmen oder unterstützen und fördern, gilt es im Folgenden in den einzelnen Unterkapiteln zu verdeutlichen. Die Struktur für die Darstellung der empirischen Ergebnisse ergibt sich anhand von Schlüsselkategorien, die im Zusammenhang mit dem Steigerungsprozess stehen und in ihm eine zentrale Rolle als weitere Bedingungen einnehmen und wesentlich zur Bestimmung des Prinzips beitragen. Sie beeinflussen die dimensionale Ausprägung von Spezifität und Kontinuität. Warum sie den Status von Schlüsselkategorien erhalten haben beziehungsweise was sie zu solchen macht, wird sich im Laufe der Darstellung zeigen. Sie stellen ursächliche und intervenierende Bedingungen sowie Konsequenzen von Steigerung dar. Ebenfalls sind auf der Ebene dieser Kategorien die zentralen Handlungsstrategien auszumachen, beziehungsweise sind sie als solche zu verstehen. Vier derartige Themenkomplexe konnten im Laufe der Untersuchung ausgemacht werden. Es handelt sich um die Kategorien *Präsentation*, *Gemeinschaft*, *materiales Erleben und ästhetisches Erfahren* sowie *Gesundheit*. Für die Kontextualisierung der Kernkategorie bilden die Schlüsselkategorien Achsen. Auch die dimensionale Ausprägung dieser Unterkategorien unterscheidet sich im Hinblick auf Spezifität und Kontinuität und wirkt somit auf die Kernkategorie Steigerung.

4 Zur Bezeichnung der Kontexte sind nicht die Begriffe Spezialisierung und Vielseitigkeit verwendet worden, da sie hierfür zu eng und daher unpassend sind. Sie erschienen ausschließlich im Hinblick auf den kontinuierlichen Kontext sinnvoll. An anderer Stelle (Kap. 3.1.2) ist diese konkretere Bezeichnung gewinnbringend.

Die Gliederung des vorliegenden Empiriekapitels folgt den Schlüsselkategorien und wird durch das bereits angedeutete erste Unterkapitel ergänzt, welches in die Kontexte und Eigenschaften des Leistens einführt (3.1). Zuerst wird der Steigerungsprozesses *als pfadbedingtes Geschehen* beschrieben (3.1.1). Daraufhin geht es um das Verhältnis von *Spezialisierung und Vielseitigkeit* (Kap. 3.1.2), wobei sich zeigen wird, inwiefern die Kontexte miteinander verbunden sind und ineinander übergehen, was direkt mit der *Kontinuität des Tuns* verknüpft ist, die sich zwischen *Plan und Gefühl* abspielt (Kap. 3.1.3).

Auf dieser Basis kann anschließend durch die Kapitel geführt und gefolgt werden, in denen die Schlüsselkategorien einzeln unter die Lupe genommen werden. Immer wieder wird dabei der Blick auf die variierenden Kontexte und den jeweiligen Einfluss der Kategorien auf die Steigerung gerichtet. Zuerst geht es um die Präsentation (Kap. 3.2), die mit Blick auf die *Sichtbarkeit* der Leistung zu verstehen ist (Kap. 3.2.1). Daran schließen Analysen zum Thema *Messbarkeit, Medien und Stil* an (Kap. 3.2.2). Abschließend wird in diesem Kapitel das *Stürzen als Leistung* betrachtet (3.2.3). Es deutet sich hiermit bereits eine etwas andere Sichtweise auf das Präsentieren an. Dass das Präsentieren bei Weitem nicht nur im Anbetracht der zuschauenden Anderen relevant ist, soll in diesem Kapitel deutlich werden. Ebenso wenig wie die Präsentationsleistungen ausschließlich der *sozialen Anerkennung* dienen, sind *Wettkämpfe* – als Präsentationsform – nur *Medium* des gegeneinander Antretens. Von diesem Gedanken ausgehend wird in Kapitel 3.3. die *Vergemeinschaftung* als Akt des Leistungshandelns diskutiert. Es geht um die Bedeutung der *Zugehörigkeit* zur Leistungsgemeinschaft (Kap. 3.3.1), sowie um das *Miteinander*, das trotz *Vergleich* eine zentrale Perspektive bleibt (Kap. 3.3.2). Es geht darüber hinaus um die *Selbstüberwindung* im Leisten, für die die Gemeinschaft zeitweise in den Hintergrund rückt (Kap. 3.3.3). Das Leisten wird daraufhin als *materiales Erleben* und *ästhetisches Erleben* betrachtet (Kap. 3.4). Hier geht es um die Bedeutung von *Natur und Raum* (Kap. 3.4.1), sowie die von *Körper und Material* (Kap. 3.4.2). An dieser Stelle kulminieren die Darstellungen mit Blick auf die Kategorien *Verstehen und Gestalten*. Es zeigt sich, dass Steigerung in der Transzendenz von Erlebnis und Erfahrung zustande kommt. Das führt zu einem Verständnis von *Leistung als Selbst- und Welterfahrung*, welches einen erfolgsbasierten Leistungsbegriff überschreitet. Der Aspekt des Gestaltens, der für die Leistenden grundsätzlich einen Höhepunkt bildet, hat im trendsportlichen Kontext eine besondere Bedeutung. Dem *innovativen* Gestalten wird eine Schlüsselrolle für das Trendsportverständnis zugesprochen. Es bringt ein besonderes Erfahrungspotential mit sich. Damit deutet sich eine Bestimmung des Leistens des Trendsports durch die Bedeutung des Stürzens an – über das nicht nur unter der Perspektive der Selbstüberwindung zu sprechen sein wird. In welchem Verhältnis Selbsterfahrung, innovatives Gestalten und Selbstüberwindung stehen, soll sich zeigen, wenn das – körperlich-leiblich verfasste – Verstehen als Voraussetzung und Teil der Leistung in den Blick genommen wird. Das Verstehen ist ebenfalls Ausgangspunkt für das »Ge-

stalten-Können« (Kap. 3.4.3). Abschließend wird Leistung als *Gesundheitsmanagement* betrachtet (Kap. 3.5), das den *Körper als Ressource* anerkennt (Kap. 3.5.2), *Verletzung und Krankheit* zu integrieren und zu überwinden hat (Kap. 3.5.1.) und *Wohlbefinden herstellen* kann (Kap. 3.5.3). Auf diesem Weg soll sich der Zirkel des Steigerungsprozesses schließen, der als konstitutive Technik des sportlichen – und menschlichen – Handelns zu verstehen ist.

Nachdem diese Bestimmung der Facetten des Leistungsprinzips die benannten Kategorien, beziehungsweise Perspektiven, als zentrale Bedingungen des Leistens in den Blick genommen hat, werden im Fazit die Erkenntnisse im Hinblick auf das Leistungs- und Trendsportverständnis beleuchtet. Inwiefern unter den benannten Kategorien und Perspektiven – die auch in der Sportpädagogik und Didaktik bereits mehrfach als grundlegend und zentral herausgestellt worden sind (vgl. Kurz 1977, Ehni 1977) – neuer Aufschluss über das sportliche Leistungshandeln und das Phänomen Trendsport gewonnen werden kann, wird sich in den folgenden Analysen andeuten. Im Fazit verdeutlicht sich der (pädagogische) Gewinn der Erkenntnisse. Die Bedeutung eines offenen und weiten Begriffsverständnisses von Leistung ist mit dem Begriff »Facettenreichtum« und in den bisherigen Ausführungen bereits mehr als angedeutet worden und soll nun empirisch fundiert und damit – so die Zielsetzung – erweitert und als pädagogische Perspektive bestärkt werden.

3.1 Leisten als rationales Verhältnis von Erproben und Steigern

3.1.1 Ein pfadbedingtes Geschehen

Der Bereich von Sport und Bewegung ist ein überaus breites Betätigungsfeld. Welche Aktivität für das Leistungshandeln auszuwählen ist und was genau zu leisten ist, könnte in einem solchen Feld schnell zu einer komplizierten Frage werden, da die Möglichkeiten unendlich erscheinen. In den Erzählungen der Akteur*innen zeigt sich jedoch, dass es sich beim Leisten um ein *pfadbedingtes Geschehen* handelt. Leistungen und ihre Steigerung ergeben sich prinzipiell auf ganz *natürliche* und *selbstverständliche* Art und Weise aus der Sache selbst heraus. Eine Leistung erwächst aus der vorangegangenen und ebnet gleichzeitig der nächsten Leistung ihren Weg. Dabei ist Steigerung ein *Automatismus*, was keinesfalls als Geschehen, in dem die Akteur*innen nur passiv mitlaufen, misszuverstehen ist. Durch ihr Tun gestalten sie den Prozess selbst aktiv mit.

Die Leistenden setzen sich in diesem Prozess pfadabhängig immer wieder neue *Ziele*, was für die Steigerung ihres Könnens eine zentrale Rolle spielt. Das Erreichen von Zielen impliziert eine Steigerung des zuvor Gekonnten und hat in der Regel neue, gesteigerte Zielsetzungen zur Folge. Sportliche Leistungen werden in diesem Prozess schrittweise *spezifischer* und die Leistungsfähigkeit wird zugleich *vielseitiger*

(vgl. Kap. 3.1.2). Dafür ist das mit dem Steigern verbundene Prinzip des *Erprobens* entscheidend. Dieses geschieht auf ebenso natürliche Weise wie der Rest des Geschehens.

Die Auswahl der Disziplin, in der sich das Leistungshandeln verortet, ist dabei ebenso pfadabhängig wie die sich nach und nach ergebenden Leistungsziele und das Ausmaß der Steigerung. Mit dem Einstieg in einen Sport wird in der Regel kein endgültiges *Leistungsziel* anvisiert. Vielmehr ist zu diesem Zeitpunkt offen, ob es beim anfänglichen Erproben bleibt oder eine zunehmende Vertiefung innerhalb des Bestätigungsfeldes stattfindet. Aufgrund der vielfältigen Einflussfaktoren sind Leistung und Steigerung ohnehin nur bedingt planbar und es stellt sich in einem fortwährenden Prozess immer wieder nach und nach heraus, was für die*den jeweilige*n Sportler*in erreichbar erscheint. Dementsprechend verschieben sich auch die Zielsetzungen. *Wettkämpfe* können für die Zielerreichung und die dafür notwendige Steigerung eine Unterstützungsquelle darstellen. Die relative Offenheit, in der sich die Leistung demnach entwickelt, erscheint ein besonderes Potential zur Entfaltung von Leistungen mit sich zu bringen. Dass kleine, erreichbar erscheinende Zielsetzungen, die nach und nach erweitert werden, allein aus motivationstheoretischer Sicht sinnvoller sind als ein in der Ferne liegendes, unerreichbar erscheinendes, großes Ziel, ist aus der Lernpsychologie allgemein bekannt und zeigt sich auch in den vorliegenden Daten. Zielsetzungen werden schrittweise nachjustiert und angepasst, was als wichtige Strategie des Steigerns anzusehen ist. Leistungen kommen also Schritt für Schritt zu Stande und höhere Ziele werden in der Regel ebenso schrittweise erst nach dem Erreichen des vorangegangenen Ziels gesetzt.

»Ich glaube das ist bei allen Sachen so, gerade beim Ausdauersport, man fängt irgendwas an und irgendwie will man dann irgendwann erst mal irgendeine Strecke schaffen. Und wenn man die Strecke geschafft hat, guckt man halt wo man gelandet ist, das ist, ja, macht man automatisch. Und dann fängt jeder an zu sagen: ›Nächstes Mal will ich dann den Marathon unter vier Stunden laufen, dann unter drei dreißig.‹ Und so war es bei mir halt auch.« (III, 385–395)⁵

5 Die Angaben beziehen sich auf die Interviewtranskripte. Die römische Zahl steht für die Nummer des Interviews, die der Reihenfolge ihrer Erhebung entspricht. Die darauffolgende arabische Zahl steht für die Zeile(n) im Transkript, in der das Zitat zu finden ist. Zur besseren Lesbarkeit sind die Aussagen sprachlich geglättet worden. »Ähms« und ähnliches sind weggelassen worden. Es wird die übliche Groß- und Kleinschreibung verwendet, außer bei Betonungen, die in Großbuchstaben hervorgehoben sind. Zudem sind Satzzeichen eingefügt worden, auch wenn diese nicht der Interpunktion des Redeflusses entsprechen. Die Pausenzeichen sind zugunsten der Lesbarkeit in folgender Weise gegenüber dem Transkript angepasst worden. Für einsekündige Unterbrechungen: –, bei längeren Pausen bleiben die der Länge entsprechenden Punkte: [.]

Die Unbestimmtheit, die sich hier in den Wörtern »irgendwas«, »irgendwie«, »irgendwann«, und »irgendeine« auszudrücken scheint, spiegelt die Pfadbedingtheit der Leistung in zweierlei Hinsicht wider. Einerseits ist das »Was« pfadabhängig, es ist durch sozialisatorische und biographische Faktoren bedingt. Andererseits verdeutlicht es die relative Offenheit, die mit der Pfadbedingtheit in Bezug auf die Steigerung der Leistung und der Zielsetzungen einhergeht. Es ist zudem deshalb »Irgendwas«, weil hier bereits das Prinzip beschrieben wird, für das es egal ist, um welche Leistung es sich handelt, dies ist eben individuell unterschiedlich. Zunächst ergibt sich aus dem Tun das erste Ziel – ein natürliches Geschehen. Automatisch findet ein Überprüfen des Ausmaßes der Zielerreichung statt, wonach sich die nächste Zielsetzung richtet. Pfadbedingt löst sich die Unbestimmtheit dessen, was darauf folgt, immer wieder Schritt für Schritt in Richtung eines bestimmten Ziels auf. Das »Wie« und »Wann« sind demzufolge ebenso pfadabhängig, erst nach und nach klärt sich im Prozess, was als nächstes folgt, wobei die Absicht sicher ist: Steigerung.

Der nächste Schritt ist demzufolge immer eine Steigerung dessen, was zuvor möglich war, was gleichzeitig das Erproben von Neuem notwendig macht. Deshalb kann von einem Steigerungsautomatismus gesprochen werden, der im zirkulären Prozess von erproben und steigern abläuft. Zuerst wird das zuvor Unbestimmte zu einer bestimmten Leistung – hier ist es die Strecke, die zu schaffen ist. Gegebenfalls wird die Zielsetzung direkt mit der Teilnahme an einem Wettkampf verbunden und so eine bestimmte, formale Rahmung festgelegt, durch die das Erreichen des gesetzten Ziels überprüft wird. Danach ist es ebenso selbstverständlich, das zustande gekommene Ergebnis genauer und vielleicht sogar im Ranglistenvergleich zu betrachten. In der entsprechenden Logik kommt es nach dem Erreichen des Ziels zu einer neuen Zielsetzung, die bereits eine Steigerung des Vorangegangenen darstellt. In diesem Fall geht es klassischerweise um die Unterbietung der erreichten Zeit. Daraus wird ein fortlaufender Prozess, ein Pfad. Der eingeschlagene Pfad, auf den sich die Sportler*innen begeben haben, bringt ganz automatisch stets neue Schritte und Streckenabschnitte mit sich. Er kann unterschiedlich lange und intensiv verfolgt werden. Ebenso kann der Pfad früher oder später – ganz natürlich – in Abzweigungen unterschiedlichster Fassung weiterführen beziehungsweise enden.

»Das ergibt sich dann eigentlich aus dem Sport, so abgewandelt. Ich habe erst den Triathlon klassisch gemacht und dann habe ich vor zwei Jahren angefangen: Trailrunning, also in den Bergen zu laufen auch und dann auch Mountainbike zu fahren und Mountainbikerennen.« (III, 37–41)

Das Beispiel des hier zitierten Sportlers – bei dem bereits die Bezeichnung Triathlet unvollständig erscheint – zeigt, dass sich auch die Erschließung von verwandten und neuen Sportarten ganz natürlich aus dem Vorangegangenen ergibt. Auf diese

Weise entwickelt sich ein individueller Leistungspfad. Nebenbei wird an diesen Interviewstellen ersichtlich, wie sich auch die Wettkampfteilnahme bei diesem Sportler immer wieder ganz selbstverständlich in diesen Prozess einreicht.

Besonders interessant ist aus der Perspektive der Pfadbedingtheit der *Einstieg* in das jeweilige Bewegungsfeld und den Steigerungsprozess. Beides ergibt sich zu meist auf ganz natürlichem Weg und erhält im Nachhinein eine auffallende Selbstverständlichkeit zugesprochen.

»Man macht natürlich das am intensivsten, was einem am meisten Spaß macht von der Bewegung her alleine und ein Skateboard ist ja ein normales Spielzeug eigentlich, wo jeder irgendwann mal in seinem Leben draufgestanden hat. Und bei mir hat es dann soviel Spaß gemacht, dass ich mir dann die Tricks angeeignet habe.« (I, 26–31)

Hier wird nicht nur der natürliche *Einstieg*, sondern zugleich auch der im Anschluss wie von selbst beginnende Steigerungsprozess in dieser Logik dargestellt. Dem zukünftigen Skater begegnet das Board erstmalig als »normales Spielzeug«, das als solches selbstverständlich erprobt wird – was der Skater zudem als allgemeinen Normalfall ansieht. Er geht davon aus, dass dieses Spielzeug jedem*r begegnet. Was hier als »Spaß« an der Bewegung beschrieben wird, führt dann dazu, dass eine Steigerung des Könnens innerhalb dieses Aneignungsprozesses stattfindet. Genauer gesagt kann das Interesse an der Aneignung der spezifischen Bewegung als das angesehen werden, was dem Interviewpartner »Spaß« macht. Auf diese Weise betrachtet besteht der »Spaß« wesentlich in der Steigerung des spezifischen – und später auch vielseitigen – Könnens (vgl. Kap. 3.1.2).

Dem *Erproben*, das bereits den ersten Moment der Steigerung darstellt, kommt sowohl beim Einstieg in eine Disziplin als auch bei der Steigerung, die ohne Erproben von Neuem nicht möglich ist, eine zentrale Rolle zu. Ohne ein Erproben würde das pfadbedingte Geschehen weder beginnen noch weitergehen. Die Konsequenz wäre Stillstand. Pfadbedingt ergeben sich unterschiedliche Möglichkeiten des Erprobens und Steigerns. Die Interessen werden pfadbedingt gelenkt und beeinflusst. Während es für die einen selbstverständlich ist, das Skateboard zu erproben, erscheint dies für jemand anderen völlig abwegig, es kommt gar nicht in seinen*ihren Aufmerksamkeitshorizont, da es entlang seines*ihres Pfades nicht auftaucht, er*sie damit nicht konfrontiert wird oder es hat eine geringe Bedeutung und erweckt nicht das Interesse des*der Akteurs*in.

Nicht nur in der Erprobungsphase geht es darum, für sich selbst zu klären, wie das eigene sportliche Tun innerhalb des immensen Ausgestaltungsspielraums jedes Sport- und Bewegungsfeldes konkret aussehen soll. »Wir sind dann auch in die Studios zusammen gegangen, haben verschiedene Yogaarten ausprobiert.« (V, 63ff.). Vielmehr bleibt dies eine beständige Aufgabe, die der *Aufrechterhaltung*

des Tuns zugutekommt und damit eine zentrale Bedingung für Steigerung erfüllt (vgl. Kap. 3.1.3). Ein Beispiel für die Neuausrichtung des sportlichen Tuns stellt das Ende einer partnerschaftlichen Beziehung dar, die zum Ausgangspunkt für neue sportliche Zielsetzungen wird (vgl. III, 20f.).

Der pfadbedingte Steigerungsprozess und der damit einhergehende Übergang in spezifische Ausgestaltungsvarianten sowie in verwandelte Disziplinen, Sportarten und Bewegungsfelder ist, wie in den bisherigen Ausführungen bereits angedeutet, von zwei zentralen Kategorien bedingt: *Biographie* und *Sozialisation*. Sie machen das Leisten und die Steigerung pfadabhängig.

Biographie und Sozialisation sind als Kategorien zu verstehen, die den weiten Kontext des Geschehens darstellen. Sie sind zentrale intervenierende Bedingungen und zugleich sind sie als Ursache und Konsequenz des Leistungs- und Steigerungsprozesses zu sehen. Die Biographie als kompositorischer Ablauf der Lebensereignisse enthält zeitliche, örtliche und soziale Komponenten, die auf das Sport- und Leistungshandeln wirken und die Steigerung bedingen. Ebenso sind sportliche Leistungen biographische Ereignisse, die Auswirkungen auf die Lebensgeschichte eines Menschen haben. Die Biographie stellt eine nachträgliche (Re)Konstruktion dar, die vom Individuum selbst oder durch Dritte vorgenommen wird, weshalb auch die Art und Weise, wie die Geschichte erzählt wird, einen Aussagewert innehat. Entsprechende Einordnungen sind in den Interviews immer wieder zu finden und es werden Fragen hinsichtlich der Gestaltung der eigenen Leistungsbiographie aufgeworfen, ihre Kontingenz erkannt und bedacht, wie es auch hätte laufen können.

Ein Beispiel dafür ist die Einordnung des frühen Heranführens an den Wassersport durch seine Großeltern, die der Interviewpartner als Ressource für sein jetziges Tun versteht. »Als ich Baby war, haben meine Großeltern mich schon aufs Surfbrett gesetzt auf einem Teich und haben mich hin und her geschubst, ich hatte noch eine Windel an. Ich bin damit aufgewachsen, ich habe keine Angst vorm Wasser.« (VIII, 1322–1325). Damit benennt er zugleich die Bedeutung, die die frühe Sozialisation für ihn und seinen Umgang mit dem Element Wasser hat. Keine Angst zu haben, ist für das Lernen im Wasser förderlich.

Sozialisatorische Faktoren beeinflussen zusammen mit den biographischen Lebensumständen maßgeblich, mit welcher Sportart ein Mensch in Kontakt kommt. Ob es das Fußball spielen ist, das alle Freunde im Ort machen (vgl. VII, III, II), die Mutter, die eine Tanzschule leitet (vgl. IV), der Opa, der windsurft und seinen Enkel mit ins Wasser und auf das Surfbrett nimmt (vgl. VIII), die Gastmutter beim Auslandsaufenthalt, die nach ihrer Yogalehrer*innenausbildung ein »Versuchskaninchen« braucht (V, 55), oder der Schulzirkus, der das Interesse an Akrobatik weckt (VI), alle Beispiele zeigen die vielfältigen sozialen und biographischen Einflüsse unter denen das Sport- und Bewegungshandeln und damit auch das Leistungshandeln ein Leben lang stehen. Und sie zeigen auch, wie natürlich sich der erste Schritt auf

einem Leistungspfad ergibt, der zu diesem Zeitpunkt meist noch gar nicht als solcher wahrgenommen wird – ein anfängliches Erproben.

Das soziale Umfeld beeinflusst jedoch nicht nur, welcher Sport ausprobiert und welcher vertieft wird, sondern auch auf welche *Art und Weise* der Sport betrieben wird, was als *Leistungssozialisation* beschrieben werden kann. Sie wird ebenso wie die allgemeine Sportsozialisation in der gesamten Lebensspanne fortgesetzt. Innerhalb dieses Prozesses, der in verschiedenen Lebensphasen unterschiedliche Intensität hat, ist davon auszugehen, dass Kindheit und Jugend eine zentrale Stellung einnehmen. In den Interviews finden sich Fälle, die von einer frühen familiären Sozialisation in einen wettkampforientierten Sport (vgl. II, 10–14) bis hin zu einem am Erproben und Erfahren von Sport und Bewegung orientierten Einstieg reichen (vgl. VIII, 1378–1394), was in diesem Fall nicht darüber hinwegtäuschen darf, dass auch dieser Sportler ein stark leistungs- und steigerungsorientiertes Tun zeigt, sich selbst etwas »beweisen« (VIII, 12) möchte. Pfadbedingt ist dann wiederum, inwiefern diese (frühe) Sport- und Leistungssozialisation einen langfristigen Einfluss auf die Gestaltung des Sporttreibens hat. Aufgrund des lebenslang anhaltenden Sozialisationsprozesses ergeben sich kontinuierlich neue Einflüsse unterschiedlicher Intensität, welche auch die weitere Ausrichtung des Leistungshandelns beeinflussen.

Unter den zahlreichen Einflussfaktoren und Bedingungen stellt der *Sportunterricht* eine bedeutende Station dar, die alle Sportler*innen durchlaufen haben. Die in der Schule durchgeführten Bundesjugendspiele werden beispielsweise von einem Interviewpartner direkt in den Zusammenhang einer konkreten Leistungssozialisation eingeordnet. Er sieht in den hervorgebrachten Vergleichen mit anderen und der Vergabe von Punkten die Demonstration einer bestimmten Haltung, welche das Erbringen entsprechender Leistungen zu einem anzustrebenden Wert erhebt (vgl. III, 1731–1738). In diesem Beispiel besteht die subjektive Wahrnehmung, dass bereits zu einem frühen Zeitpunkt eine spezifische Variante des Leistungsverständnisses etabliert wird – in diesem Fall eine auf Zahlen und Ergebnisse fokussierende. Zudem kommt in diesem Fall dem Vergleich mit anderen eine zentrale Rolle zu und das Wettkämpfen wird direkt in den Zusammenhang mit dem Erbringen von Leistungen gestellt – es lässt sich davon sprechen, dass Leistung und Wettkämpfen von diesem Sportler gleichgesetzt werden. Auf eine eher einseitige Auslegung des Leistungsbegriffs im Sportunterricht weisen auch Ruins Analysen der Curricula für das Fach Sport und der Perspektive von Sportlehrkräften hin (vgl. Ruin 2015, S. 45, 191). Selbstverständlich ist nicht grundsätzlich von Curricula auf die Praxis oder vom hier beschriebenen Fall auf die Allgemeinheit zu schließen, und trotzdem enthält der Einzelfall im induktiven Sinne etwas Allgemeines und die Perspektiven der Sportlehrkräfte und die Curricula verweisen deduktiv auf etwas Spezielles – nämlich die Sozialisation in ein bestimmtes Leistungsverständnis, das eng auf Messbares fokussiert. Anstatt von Verallgemeinerungen geht an dieser Stelle vielmehr um die Darstellung von Zusammenhängen und Wechselwirkungen. In diesem Fall besteht

das in der Kindheit erworbene Leistungsverständnis bis in die Gegenwart, wobei aufgrund biographischer Ereignisse – insbesondere Krankheit – Relativierungen vorgenommen worden sind. Damit ist wiederum das allgemeine Prinzip verdeutlicht, wonach sich frühe Prägungen in der Lebensgeschichte auswirken und durch pfadbedingte Einflüsse Ab- und Umwandlungen erfahren. Der Hinweis auf das im Sportunterricht vermittelte enge und zugleich wettkampforientierte Leistungsverständnis ist im Kontext der vorliegenden Untersuchung, die derartige Gleichsetzungen von Leistung und Wettkampf aufzulösen versucht, besonders bemerkenswert.

Darüber hinaus weist dieser Gesprächspartner an gleicher Stelle auch auf die für ihn bestehende Verknüpfung von *Sportarten* mit bestimmten *Ausgestaltungsvarianten* des Leistungsprinzips hin. So sei Leichtathletik eine Sportart, die im Allgemeinen eine große Nähe zum Wettkämpfen aufweise (vgl. III, 1726f.). Unabhängig davon, inwiefern derartige Einschätzungen allgemein zutreffend sind oder intersubjektiv geteilte Auffassungen darstellen, sind sie äußerst bemerkenswert. Zwar würden aus der Perspektive dieser Arbeit stets die unterschiedlichen Ausgestaltungsmöglichkeiten des Leistungsprinzips unabhängig von der Sportart betont werden, gleichzeitig haben derartige Hinweise ihre Berechtigung und sind ernst zu nehmen. Verknüpfungen dieser Art beeinflussen die Ausgestaltungsvarianten und -möglichkeiten, die Perspektiven des Leistungshandelns, egal ob sie als Denkmuster bestehen oder tatsächlich in der Praxis der Sportart verankert sind. Es bleibt also festzuhalten, dass die Sozialisation in bestimmte Sportarten mit der Sozialisation in bestimmte Ausgestaltungsvarianten des Leistungsprinzips verbunden sein kann. Sportarten stellen jedoch bei Weitem nicht die einzige intervenierende Bedingung dar. Der Zusammenhang von Sportarten und den in ihnen etablierten Ausgestaltungsvarianten des Leistungsprinzips darf aufgrund des Einflusses zahlreicher anderer Größen nicht als Zuordnungskriterium überhöht werden. Damit würden Pauschalisierungen der Weg bereitet werden, wohingegen Sensibilisierungen die Absicht dieser Forschungsarbeit sind.

Das Verhältnis von Pfadbedingtheit und Sozialisation lässt sich grundsätzlich dahingehend genauer fassen, als der jeweils eingeschlagene Pfad einerseits von der Sozialisation beeinflusst ist und andererseits der eingeschlagene Pfad bestimmte soziale Kontakte mit sich bringt, die dann wiederum sozialisierend wirken. Einen bedeutenden Einfluss darauf, was zum Inhalt des Leistungshandelns werden kann, hat in diesem Zusammenhang der *Wohnort*, der gewisse Verfügbarkeiten mit sich bringt und andere Möglichkeiten nicht bietet. In der Begründung des aktuellen Tuns und des Leistungsanspruchs in diesem Tun kann der Wohnort demzufolge eine zentrale Rolle spielen. Leistungshandeln setzt, je nach Anspruch, ein bestimmtes Maß an *Kontinuität* voraus, weshalb sich die Begründungszusammenhänge folgendermaßen anhören:

»Man sieht dann da gut die- die guten Trailläufer wohnen in den Bergen und die gehen im Winter alle Skitouren und sind trotzdem total fit.« (III, 133ff.).

»Wenn ich in den Bergen wohnen würde, würde ich DAS nur machen.« (III, 142f.).

»Wenn ich jetzt hier w- da wohnen würde, würde ich nur Skitouren – also da glaube ich würde ich im Winter nur skit- so. Skaten oder sowas find ich auch ganz gut (weil ich/wenn man) das so ein bisschen kann also das wär schon eher n- als alternative eine gute Sportart, ist jetzt hier leider in [Name der Stadt] überhaupt nicht gegeben ne.« (III, 149–153)

»Also ich kann jetzt nicht super krass kiten, weil ich irgendwie auch nur zehn fünfzehn Tage im Jahr vielleicht aufs Wasser komme, weil – vom Ort her ist es halt einfach nicht so super einfach, weil irgendwie jedes Mal dreihundert Kilometer fahren zum Kitespot ist halt irgendwie auch so ((klotscht)) ein bisschen behindernd.« (VIII, 430–446)

Die Wörter »nur« und »alle« verweisen auf das Prinzip, das nach Kontinuität fragt, die durch naturräumliche Voraussetzungen ermöglicht oder erschwert wird. Die ersten Zitate des Triathleten zeigen die *Ortsabhängigkeit der Spezialisierung* auf. Nur wenn er in den Bergen wohnen würde, könnte er seine Leistung aufgrund eines kontinuierlichen Tuns entsprechend steigern – was ihm ein zentrales Anliegen ist. Die Leistung ist vom Wohnort abhängig, weshalb die »guten Trailläufer« in den Bergen wohnen, beziehungsweise erst deshalb »gut« werden können. Zudem haben sie die Möglichkeit, ihr ausdauerfokussiertes Training im Sinne der *Vielseitigkeit* und der *Anpassung an die Bedingungen* im Winter in Form des Skitouren-Gehens fortzusetzen. Der Triathlet hat ein großes Interesse an den naturnahen Sportarten, die im weitesten Sinne Varianten seines Ausdauersports sind. Das Skaten betrachtet er ebenfalls als Alternative, jedoch seien dafür ebenfalls die örtlichen Bedingungen nicht gegeben. Auch der Kiter (VIII) beschreibt seine große räumliche Distanz von den notwendigen Bedingungen als »behindernd« im Hinblick auf sein Leistungsvermögen. Im Unterschied dazu wohnt der andere interviewte Kitesurfer (VII) direkt am Kitespot. Im Hinblick auf das Surfen, Wellenreiten und Stand-up-Paddling, beschreibt er ebenfalls den Einfluss des Wohnens auf das sportliche Engagement. In diesem Fall kommt das Zusammenwohnen mit Surflehrer*innen als sozialisierender Faktor hinzu. Im Unterschied zu den ersten beiden Beispielen, welche die örtlich-räumlichen Hemmnisse von Leistungspfaden beschreiben, wird dieser Sportler von seinen örtlichen und sozialen Bedingungen in seiner Leistungssteigerung im Hinblick auf den Wassersport unterstützt (vgl. VII, 731–746), wohingegen die fehlende Motivation und die damit einhergehenden fehlenden Steigerungsmöglichkeiten in seiner Fußballmannschaft die Aufgabe dieses Sports begründen (vgl. ebd., 617–635).

Hiermit ist ebenfalls veranschaulicht, wie *örtliche Gegebenheiten* mit dem *Zugang zu Bezugspersonen* zusammenfallen, die den Leistungspfad bedingen. Sie stellen die zweite zentrale intervenierende Bedingung dar. Sie lenken und bedingen die Interessen und stellen ebenso einen wichtigen Faktor für die Aufrechterhaltung des Tuns dar. Damit bedingen Bezugspersonen die Möglichkeiten zur Steigerung und die Bedeutung, die bestimmten Leistungen beigemessen wird. Ein Beispiel dafür sind sowohl die benannten Großeltern als auch Freunde und Trainingsgruppen. Darüber hinaus werden bestimmte *Naturräume und Elemente* als interessant und damit als Begründung des Tuns beschrieben, wobei auffällig ist, dass der frühe Einstieg sowie die Möglichkeit zur Kontinuität des Tuns in diesem Zusammenhang stehen. »Ich war die ganze Zeit nur im Wasser irgendwas hat mir da dran halt mega Spaß gemacht so und dann – ja, Wasser ist voll interessant, ich find das mega – das coole Element, wo man halt Spaß mit haben kann.« (VII, 737–740). Hier spricht der Sportler von einem Karibikurlaub in seiner Kindheit, bei dem er mit sieben oder acht Jahren »natürlich Bodyboarden« war (ebd., 733). Den »ganzen Tag sind da Shortboardwellen reingekommen.« (VII, 733f.). Dementsprechend ist er »immer weiter« (ebd., 734) »die ganze Zeit« (ebd., 736) gefahren. Mit sechzehn hat dieser Sportler dann für ein Praktikum nach seinem Schulabschluss an einer Surfschule mit Freunden von der Surfschule am Surfspot »geWOHNT« (ebd., 744). »Und die wollten halt immer Wellenreiten gehen und surfen, SUPen und dann habe ich natürlich auch – halt gesagt ja ich würde auch unbedingt Wellenreiten lernen.« (ebd., 744ff.). Wohnort und Bezugspersonen hängen im Hinblick auf das Interesse und das davon geleitete pfadbedingte Tun eng miteinander zusammen. Zudem ist die Verfügbarkeit von Bedingungen ausschlaggebend für die Fortsetzung und Steigerung des Tuns.

In den Interviews finden sich ebenso Beispiele dafür, dass bestimmte Pfade nicht eingeschlagen werden konnten, »irgendwie hat sich das nicht so richtig umgesetzt« (IV, 23f.), aber eben auch dafür, dass »sich das so die ganze Zeit einfach durchgezogen hat« (V, 71). In jedem Fall werden sowohl die sportbiographischen Eckpunkte als auch die damit einhergehenden sportlichen Leistungen in den Beschreibungen der Befragten in Entwicklungsprozesse eingebettet, die zumeist einen ganz natürlichen Fortlauf haben. Zu bedenken ist, dass derartige Beschreibungen davon beeinflusst sind, dass sie in der Retrospektive von der Brisanz der Aktualität befreit sind, weil die Fortsetzung der Geschichte bereits bekannt ist und Deutungen vorgenommen werden, welche dem Geschehen im Nachhinein seine Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit geben. Auf ebendiese Weise wird auch über das *Ausklingen* von »Sportkarrieren« und den Ausstieg aus den entsprechenden formalen (Kader-)Strukturen berichtet: »Och, das hat sich einfach so ergeben.« (II, 89) – in diesem Fall aus sozialen Gründen, dem Auseinanderfallen des Freundeskreises in der Mannschaft in der Pubertätszeit. Nicht nur der Einstieg, sondern auch der *Ausstieg* ist demnach wesentlich durch den sozialen Faktor bedingt, so wie ebenfalls die Begründung des Kitors für seinen Ausstieg aus dem Fußball ver-

deutlich: Ihm ist Steigerung ein zentrales Anliegen, sodass er aussteigt, sobald er diesen Anspruch in der Gruppe nicht mehr wahrnimmt und dementsprechend von der Gemeinschaft keine Unterstützung in seinem Anliegen erfährt. Auch dieser Ausstieg findet während der Pubertät statt, weil die Mannschaftskameraden andere Interessen priorisieren (vgl. VII, 617–635). Ein Beispiel für einen zwischenzeitlichen *Abbruch* des hochspezifischen Tuns zeigt sich im Fall der befragten Akrobatin⁶. Nach dem Abschluss ihrer Ausbildung an einer Artist*innenschule hat sie nicht nur den eingeschlagenen Berufsweg nicht weiterverfolgt, sondern sogar »erst mal absolut mit Artistik gebrochen« (VI, 710f.). Hier erscheinen der durch den Berufskontext entstehende Druck, der Zweifel am Berufsweg, die Wahrnehmung, unvorbereitet und überfordert zu sein, sich selbst zu vermarkten (vgl. ebd., 589–659), gepaart mit einer körperlichen Verausgabung, ausschlaggebend gewesen zu sein (vgl. ebd., 710). Später steigt sie in eine andere Form der Akrobatik wieder ein, das Acro-Yoga (vgl. ebd., 16).

Als besonderes einflussreich haben sich darüber hinaus biographische Ereignisse gezeigt, die mit starken körperlichen Veränderungen aufgrund von *Verletzung und Krankheit* einhergehen, da der *Körper* eine zentrale Voraussetzung für die sportmotorische Leistungsfähigkeit darstellt. Im Datenpool finden sich zwei Interviews mit Sportlern, die einen »zweiten Nullpunkt« ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit erfahren haben, an denen sich entsprechendes ablesen lässt. Aus der Perspektive theoretischer Kontrastierung stellen sie maximale Vergleiche dar und verdeutlichen damit die Funktionsweisen und Bedingungen des Leistungsprinzips stark. Bemerkenswert ist bereits an dieser Stelle, dass beide Sportler davon sprechen, dass sie sich in ihrem Leistungshandeln möglichst wenig von ihren körperlichen Voraussetzungen beeinflussen oder einschränken lassen wollen (vgl. III, 173–176), was ihnen aus ihrer Perspektive betrachtet auch bis auf wenige Ausnahmen gelingt (vgl. VIII, 217ff.). Dieser Anspruch kann als ein Teil ihres Leistungsziel angesehen werden.

In einem Fall hat ein schwerer Motorradunfall die Amputation des Unterschenkels zur Folge gehabt. Zunächst hat der Versuch der operativen Rekonstruktion des stark verletzten Fußes starke Einschränkungen aufgrund mangelnder Funktionalität des Fußgelenks und anhaltende Schmerzen mit sich gebracht, woraufhin der Interviewpartner selbst die Möglichkeit der Amputation in die Abwägungen der weiteren Behandlung eingebracht und sich dafür entschieden hat (vgl. VIII, 134f.). Im anderen Fall ist aufgrund einer schweren und unheilbaren Erkrankung des Herzens die Transplantation eines Spenderorgans notwendig geworden, die nach langer und

6 Die Bezeichnungen Akrobatik und Artistik werden von der Interviewpartnerin synonym verwendet, weshalb im vorliegenden Text in unbestimmten Kontexten ebenso verfahren wird. Da die Interviewpartnerin von Partnerakrobatik spricht, wird in Folgenden ebenfalls von Partnerakrobatik gesprochen und auf eine gendersensible Form wie Partner*innenakrobatik verzichtet.

schwerer Wartezeit durchgeführt werden konnte (vgl. III). In beiden Fällen haben Krankenhausaufenthalte, während derer die Interviewpartner eine lange Zeit ausschließlich im Bett liegend verbringen mussten, eine *vollständige körperliche Inaktivität* und den Verlust der körperlichen Leistungsfähigkeit mit sich gebracht. Dies hat dazu geführt, dass sie das Laufen, als eine der grundlegendsten körperlichen Fähigkeiten, von Grund auf neu erlernen mussten.

Derartige biographischen Einschnitte haben vielfältige und langfristige Auswirkungen auf das Leisten, die in den folgenden Kapiteln näher betrachtet werden sollen. Zunächst ist in diesen Fällen das Weitergehen auf dem Leistungspfad vollständig unterbrochen. Mit der Zeit wird es – in den vorliegenden Fällen – wieder aufgenommen. Ein langfristiger Stillstand würde ein »sich selbst Aufgeben« bedeuten. Die körperliche Veränderung verpflichtet demzufolge zur Leistung, was in diesen Fällen zunächst bedeutet, sich mit den neuen Voraussetzungen wieder leistungsfähig zu machen. Die Bewältigung der neuen Lebenssituation macht intensive Anstrengungen notwendig und erfordert Steigerung.

Nachdem die Selbstverständlichkeit des »Leisten-Könnens« zur Disposition gestanden hat, geht der Steigerungsprozess unter *veränderten Voraussetzungen* weiter und gewinnt seine Natürlichkeit zurück. Auch wenn sich in diesen Fällen extreme biographische Einschnitte ereignet haben, folgt das Geschehen und Leistungshandeln dem gleichen Prinzip wie in anderen Fällen. Für die Analyse des Leistungsprinzips sind diese »Extremfälle« besonders aufschlussreich, da die Eigenschaften und Wirkweisen des Prinzips besonders deutlich hervortreten. Aufgrund der dimensionalen Ausprägung sind bestimmte Charakteristika sehr offensichtlich. Sie haben für die Untersuchung als maximale Kontraste einen besonderen Stellenwert.

Diese Beispiele führen vor Augen, wie Pfade, Leistung und Steigerung plötzlich ihre *Selbstverständlichkeit* verlieren können. Die Steigerung verliert ihren *Automatismus*. Sportliche Leistung und Steigerung sind vorerst nicht mehr möglich. Es geht zunächst um den Rückgewinn der grundlegenden Leistungsfähigkeit. Das Laufen muss neu erlernt werden. Der Sportler befindet sich in einem Moment der »Un-Zuhandenheit«, die das Gewohnte in Frage stellt, Reflexion anregt und neue Denkweisen anstößt (vgl. Wolff 2008, S. 241–249). Das Verständnis davon, was ein *Erfolg* ist, verändert sich. In Anbetracht der gemachten Erfahrung ist »*natürlich* die ersten [...] ist ja jeder Schritt – zurück – in Sport wieder ein Erfolgserlebnis« (III, 251f.).

Bei der Betrachtung des Leistens als pfadbedingtes Geschehen haben sich vielfältige Einflussfaktoren gezeigt. Eine wesentliche Rolle spielen die Gemeinschaft, die Sozialisation in den Sport und die Sportarten sowie die Gesundheit. Sie nehmen Einfluss auf die Sportbiographie. Mit Blick auf die im Theorieteil aufgeworfene Frage danach, inwiefern das Steigern von Innen oder Außen kommt, ist aus der Perspektive der Befragten folgendes zu sagen: »es ist immer [...] immer krasser geworden also natürlich w- ich glaub es war immer in mir drin.« (VII, 601f.). Es besteht die Wahrnehmung, dass der Steigerungsanspruch zum einen etwas von Grund auf In-

nenliegendes und seit jeher in ihm Bestehendes ist. Zum anderen beschreibt er eine im Prozess zunehmende Steigerung dieses innenliegenden Anspruchs, was vor dem Hintergrund des voranschreitenden Lern- und Steigerungsprozesses als immanente Eigenschaft des Steigerungsprozesses erscheint, in dem zunehmend mehr verstanden und gekonnt, über Steigerung gelernt und der Spaß daran entdeckt wird. Steigerung führt zu weiterer und intensiverer Steigerung, jedoch ist dies – bei näherer Betrachtung – nicht immer selbstverständlich oder ein Automatismus.

Im Hinblick auf die Frage, die das vorliegende Kapitel überschreibt, bleibt bis hierher festzuhalten, dass der Steigerungsprozess nicht allein aus der Perspektive eines rationalen Handelns zu verstehen ist. Auch wenn rationale Ziele gesetzt und Strategien des Trainings und der Planung angewendet werden – und der Steigerungsprozess von den Akteur*innen ebenfalls zunehmend rational durchdrungen wird – so ist dieser Prozess nicht als rein rational im Sinne eines logischen, vernunftmäßigen Handelns zu verstehen. Sowohl äußere und soziale Einflussfaktoren als auch innere Prozesse und Gefühlslagen, Spaß und Lust leiten den Prozess des Leistens. Er stellt eine Komposition dar, in der *Rationalität* eine Facette ist, die von weiteren Facetten ergänzt wird. Hinsichtlich des Verstehens wird in Kapitel 3.4. eine weitere Perspektive aufgemacht, die dieses im Sinne des ästhetischen Erkennens nicht nur als logisch-denkendes, sondern als ein sinnlich vermitteltes versteht.

Auch wenn die Entscheidungen und Abwägungen von den Akteur*innen im Nachhinein rational begründet werden, erscheint das Erproben und Steigern weniger in einem rationalen Verhältnis zu stehen, als dass es von Sozialisation und Biographie und dem in diesem Zusammenspiel sich ergebenden Interesse geleitet und von vielfältigen äußeren Faktoren bedingt wird, die vom handelnden Subjekt nur bedingt rational steuerbar sind. Mit der Bezeichnung des Leistens als pfadbedingtes Geschehen ist damit ein erster Eckpfeiler auf dem Weg der Bestimmung des Leistungsprinzips gesetzt. Dieser soll nun durch die Verortung des Tuns zwischen Spezialisierung und Vielseitigkeit fortgesetzt werden.

3.1.2 Spezialisierung und Vielseitigkeit

»Man versucht es einfach mal und dann am Anfang klappt es überhaupt nicht. Und ein Jahr später hat man sich in ganz vielen anderen Bereichen vielleicht erweitert und auf einmal versucht man diesen gleichen Trick wieder, weil man wieder IRGENDWIE auf diesen Trichter gekommen ist [...] dann klappt es auf einmal. Und das ist einfach so: ALLES hilft. Also in jeder Disziplin wo man sich erweitert, lernt man wieder neue Sachen mit dem Kite. Und sobald man wieder mehr weiß über den Kite, kann man auch wieder mehr mit dem Körper machen. Und das ist das Krasse beim Kiten, man kann sich halt KÖRPERlich verfeinern und mit der Kontrolle über den Kite und in den ganzen Disziplinen. Also du kannst dich in SO vielen Arten verbessern, dass einfach Kiten so vielfältig ist, dass es für mich NIE langwei-

lig werden wird. Weil ich glaube nicht, dass ich irgendwann mal aufhören würde mit Kiten, weil mich das immer wieder interessiert, irgendwas zu üben so.« (VII, 542–558)

Die verständige Beschreibung des Sportlers illustriert, wie Spezialisierung und Vielseitigkeit im Steigerungsprozess miteinander einhergehen und einem zirkulären Prozess folgen in dem sie sich abwechseln. Nach dem anfänglichen Erproben einer spezifischen Leistung, das noch nicht zum Gelingen führt, und einer *Unterbrechung* dieses Übens, führt das vielseitige Üben zum Erfolg. Das Motto »Alles hilft« gilt hier, weil die Disziplinen miteinander *verwandt* sind. Auch wenn der Sportler nicht an der spezifischen Leistung weiter übt, *erweitert* er seine Kompetenzen im Umgang mit Material und Körper.

Bei genauerem Blick auf das Motto »Alles hilft« fällt auf, inwiefern das *Verwandtschaftsverhältnis* der betriebenen Disziplinen eine wichtige Rolle im Hinblick auf die Steigerung spielt. Im Beispiel des zitierten Sportlers geht es um das Üben in eng verwandten Teildisziplinen. Diese Disziplinen finden in denselben *Elementen* statt, Wasser und Wind. Sie verwenden das gleiche *Material*, Kite und Brett. Mit zunehmender *Erfahrung* im Umgang mit diesem Material erweitert sich die Leistungsfähigkeit auch im Hinblick auf die spezifische Leistung.

»Aber man muss halt alles erüben. Man kann halt nicht alles auf einmal KÖnnen, so man arbeitet sich in jeder Disziplin AUCH wieder zu irgendeinem Level und das ist halt das mega coole am Kiten, dass man halt in SO vielen Bereichen groß werden kann, besser werden kann und man kann sich in vielen verschiedenen Richtungen – erweitern und das Schöne daran sehen im Endeffekt, weil man halt immer im – am Anfang ist immer alles NEU und dann ist alles super interessant.« (VII, 519–526)

Die Möglichkeit sich in vielen Disziplinen zu steigern, wird als Mehrwert empfunden, und die Sportart Kitesurfen bietet dafür vielseitige Varianten, was sie in der Sicht des Sportlers besonders auszeichnet. Ähnliches betont der Skater im Hinblick auf seinen Sport: »Es gibt ganz viele Richtungen, in denen man sich spezialisieren kann« (I, 330). Zugleich spricht der Sportler hier ein weiteres zentrales Prinzip an, das lautet: »Man kann [...] nicht alles auf einmal KÖnnen.« (ebd.). Steigerung setzt Selektivität über ein bestimmtes Zeitfenster voraus. Demnach ist eine Spezialisierung notwendig, um sich in der jeweiligen Disziplin »AUCH wieder zu irgendeinem Level« hinzuarbeiten (ebd.). Das »AUCH« weist auf den Steigerungsprozess hin, der in jeder Disziplin erneut durchlaufen werden muss. Ohne das *Üben* geht es nicht. Und für dieses Üben und Steigern ist Spezialisierung notwendig, was den Fokus des Übens für eine gewisse Zeitspanne beschreibt. Hier fällt ganz im Sinne Sloterdijks (2009) die Essentialität des Übens auf, die der Sportler als solche erkennt und

folgerichtig in den Mittelpunkt seines Tuns stellt, was ihn zum Fortgeschrittenen macht. Das Prinzip »Man kann nicht alles auf einmal können« betont nicht nur die Notwendigkeit der Spezialisierung, sondern ebenfalls die Notwendigkeit des Übens und die Prozesshaftigkeit des Tuns, weil man nicht auf einmal – plötzlich aus dem Nichts heraus – etwas können kann. Selbstverständlich helfen die bereits erworbenen Kompetenzen und sie bestimmen, auf welchem Level der Steigerungsprozess, das Erproben in der nächsten Disziplin, beginnt, jedoch ersetzen vorhandene Kompetenzen niemals den fortwährenden *Übungsprozess*. Um Steigerung zu erfahren, muss geübt werden. Das »nicht alles auf einmal« meint, dass es in der Regel nicht plötzlich geht – auch wenn es irgendwann nach wiederholtem Probieren plötzlich klappt, hat in der Zwischenzeit ein kontinuierliches Üben stattgefunden. Das »nicht alles auf einmal« ist demnach sowohl im Hinblick auf *Gleichzeitigkeit* als auch auf *Ungeübtheit* zu verstehen. Beides schließt Leistung und Steigerung aus. Neben der »unerwarteten« Leistung – ebenfalls eine Kompetenz, die aus dem durch Übung gesteigerten Können hervorgeht – wird ferner die wiederholbare Leistung zum Wert erklärt (vgl. VII, 1150–1198).

Die *Vielseitigkeit* seiner Sportart wird vom Kiter als besonders wesentlich herausgestellt. Aus dieser ergibt sich ein enormes Steigerungspotential. Der Sportler sieht »das Schöne daran« (ebd.), was auf das »sich [...] erweitern« bezogen ist und direkt auf die »vielen verschiedenen Richtungen« (ebd.) verweist. Vielseitiges Steigern ist Steigerung par excellence, weil es ganz im Sinne der Virtuosität (Schwier 2008, S. 20) Steigerungsmöglichkeiten eröffnet und potenziert, insofern das Können im Sinne der »Erweiterung« wieder zusammengeführt wird. »Das Schöne daran« sind die *neuen Herausforderungen*, der *Abwechslungsreichtum* sowie die daraus hervorgehenden Steigerungsmöglichkeiten und es verweist indirekt bereits auf die damit verbundenen *vielfältigen Erlebnisse und Erfahrungen*, die weitere Steigerung forcieren und über die im Folgenden noch detaillierter zu sprechen sein wird (Kap. 3.4.).

Der *Spezialisierungsprozess* verläuft im Sinne des *pfadbedingten* Geschehens. Er richtet sich nach dem *Interesse* und den Möglichkeiten und wird in der Regel als natürlich und selbstverständlich beschrieben. *Biographie*, *Sozialisation* und *Medien* haben einen wesentlichen Einfluss auf diesen Prozess (vgl. VII, 58–67). In der Begründung des Tuns wird immer wieder der *Spaß* an der Sache betont, wobei die Steigerung selbst einen wesentlichen Teil zu diesem Spaß beiträgt.

Der Skater erklärt den Prozess hin zu seinem Spezialisierungsgebiet folgendermaßen: »Na, ich habe alles probiert und man macht natürlich das am intensivsten was einem am meisten Spaß macht von der Bewegung her alleine.« (I, 26ff.).

»Man probiert alles mal aus und man merkt: ›Okay, die Richtung macht mir besonders viel Spaß‹, zum Beispiel Grabs. Grabs sind Tricks, bei denen man das Board anfasst. Das sag ich jetzt, weil das von mir selber eine Leidenschaft ist – die Art der

Tricks. Und ich habe gemerkt irgendwie am Anfang, also direkt nach einem Jahr Skaten oder nach einem halben Jahr Skaten, das macht mir irgendwie mehr Spaß noch als die anderen Sachen und habe natürlich sehr viele Grabs dann gelernt.« (I, 339–353)

Im *Erproben* einer spezifischen Sportart stellt der Sportler fest, was ihm innerhalb dieses Sports besonders viel Spaß macht, und er beginnt demzufolge, sich darin zu vertiefen und sein Können auszuweiten. Es findet eine Spezialisierung innerhalb einer spezifischen Sportart statt, die eine besondere *Expertise* ermöglicht. Zu dieser gehört es ebenfalls, »sehr viele Grabs« (ebd.) zu lernen, sodass innerhalb des Spezialisierungsbereichs ein vielseitiges Können aufgebaut wird. In der Reflexion dieses sich immer *gegenseitig bedingenden* Prozesses aus Spezialisierung und Vielseitigkeit, der zu Steigerung führt, zeigt sich die Bedeutung des Erprobens innerhalb des mitunter unbewusst ablaufenden Spezialisierungs- und Steigerungsprozesses, der mit zunehmender Zeit einzigartiges Können generiert, was den Sportler durchaus überrascht, wenn ihm die Spezifität seines Könnens bewusst wird. »Je früher man sich spezialisiert – also das ist eigentlich so ein unbewusster Prozess, weil man macht eigentlich alles und merkt auf einmal so: ›Huch das – irgendwie, warum kann das kein anderer, ich finde das ganz einfach.« (I, 391–394). Spezialisierung kann Individualität, Exklusivität und Einzigartigkeit – Distinktion erzeugen (vgl. Bette 2011). Der Übungsprozess hat zudem dazu geführt, dass ihm die spezifische Leistung, die kein anderer erbringen kann, leichtfällt, was seine Kompetenz ausmacht und nicht nur zu kurzen Momenten der Selbstrealisation bei ihm selbst, »Huch« (ebd.), sondern auch zur Verwunderung und Anerkennung bei anderen beitragen dürfte – ganz im Sinne der Sprezzatura (vgl. Gebauer et al. 2004, S. 124). Die Spezifität und die gesteigerte Leistungsfähigkeit werden dadurch deutlich, dass die Leistung von anderen nicht beherrscht wird, was gleichzeitig Abgrenzung möglich macht, beim Spezialisieren jedoch nicht direkt zum Thema wird – es wird für die mediale Sichtbarkeit relevant (vgl. Kap. 3.2.2).

Der Prozess von Spezialisierung und Vielseitigkeit ist darüber hinaus einer des *Ausreizens* der eigenen Möglichkeiten. Eine Spezialisierung findet so lange statt, bis *Langeweile* eintritt, weil der Steigerungsprozess nicht mehr weiter vorangeht. Aus diesem Grund werden Spezialisierungen aufgegeben und neue Spezialisierungsgebiete aufgesucht. Dabei können das soziale Gefüge und die Abhängigkeit der Steigerung von Mitspielenden ausschlaggebend für das Ende einer Spezialisierung sein, insbesondere weil es nicht mehr das geteilte Ziel der Steigerung gibt. Dementsprechend ist die weitere Spezialisierung abhängig von den weiteren Steigerungsmöglichkeiten innerhalb einer Gruppe, an einem Ort oder mit einem Material.

»[...] weil irgendwann war mir das irgendwie zu langweilig das war irgendwie- ja man kann noch schneller rennen, man kann noch besser diesen Ball passen, aber

irgendwie muss es trotzdem das TEAM machen. Man kann sich nicht einzeln so krass verbessern, dass man – das Team halt insgesamt weiter weiterbringt. Man muss halt irgendwie- die Teamleute, die Spieler, die bei dir im Team sind, sollten auch immer weiter besser – werden wollen, weil sonst hat man nicht zusammen diesen Weg, den man geht und das ist mir dann halt irgendwann aufgefallen, dass die Leute halt immer öfter halt – nicht so gut trainiert HABen und nicht DA waren und kam halt immer viel dazwischen und dann ist irgendwann das ganze Team immer- also am Anfang waren die Kinder, wo ich mit gespielt habe super motiviert und irgendwann, als wir jugendlich waren und ganz andere Sachen auf einmal im Kopf hatten so, war auf einmal das Spiel nicht mehr so super wichtig und – man hat sich da gar nicht mehr so dringend mit beschäftigt sich zu verbessern in dem Sport irgendwie. Dann habe ich das Kiten angefangen, weil ich – das brauchte halt irgendwie. Ich brauchte irgendwie immer weiter Verbesserung in dem was ich mache und das habe ich beim Kiten halt voll bekommen.« (VII, 617–635)

Der Befragte hört mit dem Fußballspielen auf, weil er sich mit der Mannschaft nicht mehr steigern kann. Es tritt in der Mannschaft die typische Phase der Interessensverschiebung in der Pubertät ein. Jedoch bleibt sein Interesse am Steigern bestehen. Dementsprechend tritt er in ein neues Spezialisierungsgebiet ein, in dem er erneut bekommt, was er »braucht« (ebd.): Steigerungsmöglichkeiten.

Ähnlich wie der Skater berichtet auch die Akrobatin von einem Spezialisierungsprozess, der zunächst von einem vielseitigen Erproben innerhalb des spezifischen Bereiches der »Balancesachen« geprägt gewesen ist. Daraufhin hat eine konkrete Spezialisierung auf Partnerakrobatik stattgefunden, die dann auch als solche bezeichnet wird.

»Habe da angefangen mit Zirkus und habe da alles Mögliche gemacht. Einrad fahren, Kugellaufen, also diese ganzen Balancesachen. Und dann bin ich irgendwann zur Partnerakrobatik gekommen und habe dann die anderen Sachen nicht mehr gemacht und habe dann hauptsächlich mich auf Partnerakrobatik spezialisiert oder das war das, was mir am meisten Freude gemacht hat.« (VI, 286–292)

Spezialisierung kann dementsprechend das *Beenden* oder *Vernachlässigen* anderer Übungen bedeuten, was jedoch in diesem Fall wiederum eher als *fließender* und *natürlicher Übergang* und nicht als Aufgeben erscheint. Es liegt in der Logik der Sache und dient der Sportlerin für die Steigerung in ihrem neuen Spezialisierungsgebiet – ihrer »Leidenschaft« (VI, 235). Diese liegt weiterhin im Bereich der »Balancesachen«, nur ist es jetzt die »Balance zu zweit« (ebd., 333).

»Aber ich musste das dann aufhören, weil ich DA halt dann Tanztraining hatte.« (IV, 640f.) Hier zeigt sich Ähnliches bei der Tänzerin, die davon berichtet, dass sie zahlreiche und vielfältige andere Hobbys »aufgehört« (IV, 650) beziehungsweise »aufgegeben« (IV, 656) hat – die Begriffe werden von ihr synonym verwendet – ,

um sich auf Tanzen, Akrobatik und Artistik zu fokussieren und durch die Spezialisierung in diesem Bereich ihr Leistungsvermögen weiter zu steigern und dadurch ebenfalls *Zugang* zu einer »LEISTungsgruppe« (IV, 666) zu erhalten. Im Wesentlichen geht es um den Faktor *Zeit*, der geballt in eine Aktivität investiert wird, beziehungsweise darum, dass sich Trainingszeiten überschneiden und deshalb eine Spezialisierung vorgenommen wird.

»Ja, nein, also das war eigentlich der einzige Grund, weshalb ich halt auch mit Fechten aufgehört habe und eigentlich auch – ich habe mal Klavier gespielt und keine Ahnung- andere Sachen gemacht. Ich habe das alles aufgehört, weil ich Tanzen wollte oder Akrobatik oder Artistik dann gemacht habe. Und das war eigentlich mehr oder weniger immer der einzige Grund, warum ich irgendwie die andern Sachen aufgehört habe. Also sie haben mir auch viel Spaß gemacht, die anderen Sachen, aber ich habe das alles aufgegeben für das Tanzen, um da halt auch besser zu werden, mich zu verbessern, oder je mehr Training man hat, desto besser wird man. Ist ja logisch und – auch einfach, weil es mir mehr Spaß gemacht hat und weil die meisten anderen Trainingstermine von den anderen Hobbys wären halt zu Zeiten gewesen wo ich dann die Möglichkeit gehabt habe in eine LEISTungsgruppe zu kommen. Und dann habe ich halt das dafür aufgehört.« (IV, 647–667)

Hier wird ganz konkret die Steigerung als Grund für die Aufgabe anderer Hobbys benannt, weil mehr Trainingszeit mehr Steigerung bedeutet. Obwohl hier rational, »logisch« (ebd.), mit der Zeit begründet wird, ist es erneut der überwiegende Spaß, der ebenfalls ausschlaggebend ist und deutlich mit der Steigerung zusammenhängt. Die zunächst eindeutig erscheinende Rationalität dieses Begründungszusammenhangs schwimmt vor dem Hintergrund einer Steigerungsimmanenz, die dem Leistungshandeln immer schon innewohnt, und dem Spaß am Tun. Bedenkt man zudem die biographische und sozialisatorische Dimension dieses Tuns, erscheint die Rationalität nachträglich eingezogen, wenn auch der beschriebene Zusammenhang ganz im Sinne einer Output-Maximierung schlüssig ist. Diese erscheint jedoch nicht als originärer Grund für das Tun. Vielmehr sind es der *Spaß an der Steigerung* und die *Zugehörigkeit* zur Leistungsgruppe, die den Steigerungsprozess weiter unterstützt und zudem die soziale Dimension der intensiveren Vergemeinschaftung enthält.

Auf die Nachfrage, warum ihr die Partnerakrobatik am meisten *Spaß* gemacht hat, zeigt sich auch bei der Akrobatin erneut, dass es sich weniger um rationale oder bewusste Entscheidungen handelt, sondern um einen selbstverständlichen Entwicklungsprozess, der in der Steigerung des Tuns und im *sozialen Miteinander* begründet liegt. Die Steigerungsmöglichkeit führt zum Spaß an der Sache und in diesem Fall hat es eben auch mit dem Miteinander des Steigerns, der Gemeinschaftsleistung, dem »dicht zusammenarbeiten« (ebd., 334) zu tun. Ein weiterer

Punkt ist das Interesse an der Arbeit mit dem »Körper« (ebd., 332) im Unterschied zu der vorherigen Auseinandersetzung mit dem *Material*, Einrad und Kugel. Konkret ist es »dieses mit dem Körper, mit der Balance zu zweit«, was sie nun interessiert (ebd., 333).

Dass die Steigerung in den bisherigen Betätigungen als *ausgereizt* wahrgenommen wird, ist Teil der retrospektiven Begründung des Spezialisierungsprozesses.

»Das weiß ich auch nicht mehr so genau. Also es war wahrscheinlich auch so ein bisschen das Einrad fahren und so halt irgendwann vielleicht nicht mehr so COOL war und dass es auch nur so bis zu einem bestimmten Level geht, glaube ich. Also zum Beispiel Kugellaufen oder so das war dann so – so ein bisschen ausgereizt. Ja und Partnerakro, da war immer noch viel – da kann man sich halt immer weiter steigern. Das kann man eigentlich theoretisch beim Einrad fahren auch, aber das hat mich dann irgendwie nicht mehr so interessiert.« (VI, 317–332)

Dass die Steigerung ausgereizt und ein bestimmtes Level erreicht war, steht mit dem schwindenden *Interesse* im Zusammenhang und damit, dass die Sache als »nicht mehr so COOL« eingeordnet wird, was wiederum auf die *sozialen Einflüsse* der Interessensverschiebung hindeutet. Die Akrobatin sieht zunächst eine Begrenzung der Steigerungsmöglichkeit in ihrer bisherigen Betätigung, die sie als absolut wahrnimmt. Hingegen sieht sie in ihrem Spezialisierungsbereich der Partnerakrobatik weitere Steigerungsmöglichkeiten, die als endlos angenommen werden. Der Sportlerin fällt die Subjektivität ihrer Einordnung auf. Sie fügt relativierend an, dass eine weitere Steigerung »theoretisch« in jeder Disziplin möglich ist. An dieser Stelle wird die Kategorie des Interesses erneut relevant. Es zeigt sich im Folgenden, dass das Interesse wesentlich an der weiteren Steigerung ausgerichtet ist und sich dahin richtet, wo weitere Steigerungsmöglichkeiten gesehen und als reizvoll wahrgenommen werden. Die Partnerakrobatik ist aus der Perspektive der Sportlerin eine Steigerung im Bereich der »Balancesachen«, weil es hierbei im Unterschied zu ihren vorherigen Disziplinen, um die »Balance zu zweit« (VI, 333) geht. Durch die *Zusammenarbeit* »mit anderen Leuten« (VI, 334) kommt für sie eine *neue* und damit interessante *Dimension* ins Spiel. Die sozialen Einflüsse und das Interesse am Miteinander verschwimmen hier miteinander. Für sie stellt bereits das *Miteinander* eine Steigerung in sich dar. Gleichzeitig findet die Fokussierung auf den Körper, anstatt auf das Gerät (*Material*) wie Einrad und Kugel, statt, was ebenfalls eine *Neuheit* darstellt (vgl. VI, 332ff.) und damit das Interesse für die neue Spezialisierung ausmacht.

Im Unterschied zum Kitesurfer, der das *Abhängig-Sein* von seinen Mitspielern beim Fußball spielen als *Einschränkung* seiner Steigerung wahrnimmt, stellt das »dicht[e] Zusammenarbeiten« (VI, 334) für die Akrobatin einen neuen Anreiz und einen Grund für das Interesse an der Partnerakrobatik dar. Für sie ist die Spezia-

lisierung auf Partnerakrobatik eine Steigerung beziehungsweise bietet sie neue Möglichkeiten der Steigerung. Das Angewiesen-Sein auf eine*n Partner*in wird für sie im weiteren Verlauf ihrer Spezialisierung ebenso wie für den Kitesurfer im Hinblick auf das Fußball spielen als *Abhängigkeit* thematisch (vgl. 465ff.). Während ihrer Ausbildung an einer Artistenschule »musste man sich spezialisieren« (VI, 457) »und dann konnte ich mich ganz lange auch gar nicht entscheiden, weil der Partner, mit dem ich dann viel gemacht habe, der hat sich dann nämlich verLIEBT.« (VI, 460ff.). Die Spezialisierung auf ihre »Leidenschaft« (VI, 235) Partnerakrobatik wird damit »schwierig« (VI, 463). Vor diesem Hintergrund schließt sich eine Entscheidungsfindung an, die viele Faktoren mitbedenkt und damit kompliziert wird. Vor allem geht es um äußere Faktoren und Meinungen, weil die Spezialisierung auf die eigentliche »Leidenschaft« (ebd., 235) unter den gegebenen sozialen Umständen (Kontext) nicht mehr infrage kommt. An dieser Stelle werden die Abwägungen zudem stark rationalisiert und im Interview schwingt die Schwere und Unsicherheit mit, welche die Akteurin in diesem Kontext erlebt hat. Sie scheint mit der Spezialisierungsentscheidung unter den gegebenen Umständen überfordert, schließlich wird die Fortsetzung ihrer Leidenschaft plötzlich durch sozial komplexe Umstände, den verliebten Partner, infrage gestellt.

»Dann bin ich irgendwie zum Seil gekommen.« (VI, 493f.). Dass die Entscheidungsfindung, die in dieser Aussage wiederum nicht als solche erscheint, vor diesem Hintergrund »schwierig« (VI, 463) ist, ist verständlich, weil derartige Schwerpunktsetzungen, wie bis hierher herausgestellt, eher den Charakter selbstverständlicher Entwicklungen haben und die fehlende Möglichkeit, die Partnerakrobatik fortzusetzen und sich auf diese zu spezialisieren, sicherlich schwerwiegend ist. Solche Momente der »Un-Zuhandenheit« (vgl. Wolff 2008, S. 241–249) – hier aufgrund des verliebten Akrobatikpartners – bringen das Geschehen ins Stocken und Anschlüsse können weder unmittelbar noch fließend und schlussendlich – mit Einfluss des Zeitdrucks – nicht stimmig oder ohne innere Konflikte hergestellt werden. Es fällt auf, dass sich die Akteurin aufgrund des Wegbrechens der Möglichkeit zur Spezialisierung auf ihre »Leidenschaft« (VI, 235), stark am Außen orientiert.

»Und dann habe ich auch ein bisschen so von Leuten – also eine die schon länger da war, die – hat irgendwie auch gesagt, dass es zu mir passt und dass sie es cool findet« (VI, 491ff.)

»UND dann habe ich auch viel darauf gehört was die Lehrer und Lehrerinnen mir gesagt haben und das war zum Beispiel, dass man bei Partnerakrobatik so angewiesen ist auf jemanden mit dem man das zusammen macht« (VI, 463–467)

Der realisierte Anschluss, die Spezialisierung auf Vertikalseil, wirkt, aufgrund der fehlenden Möglichkeit eines nicht-verliebten Akrobatikpartners, in der Folge konstruiert und bleibt seitens der Aktiven nicht unhinterfragt. Insbesondere in informellen Kontexten und jenen Strukturen, die durch ein hohes Maß an Freiwilligkeit und Zweckfreiheit gekennzeichnet sind, besteht keine Pflicht zur Entscheidung – vor allem nicht zu einem bestimmten und hier ungünstigen Zeitpunkt. Diese Eigenschaften scheinen auch für den Schulzirkus zu gelten. Im Trendsport ist in der Logik von Lamprecht, Murer und Stamm (2003) eher davon auszugehen, dass die Zusammenarbeit mit Sponsoren leitend sein kann beziehungsweise einen Spezialisierungsdruck hervorruft. Im Unterschied zu informellen Kontexten besteht im spezifischen Kontext der Ausbildung, die im Sinne der Qualifikationsbestätigung eine Selektionsfunktion hat, sogar eine zeitliche Frist. »Nach einem Jahr musste man sich spezialisieren.« (VI, 457). Die Entscheidung wird zur *Pflicht* und steht zusätzlich unter *Zeitdruck*. Es ergeben sich in diesen Strukturen vor dem Hintergrund des spezifischen Kontextes der Abhängigkeit von einem*r Partner*in Entscheidungsschwierigkeiten. »Was will man-, auf was will man sich dann spezialisieren.« (VI, 458). Der sich ansonsten eher natürlich und selbstverständlich ergebende Prozess der Spezialisierung verliert seine Selbstverständlichkeit und wird deshalb fraglich und zum *Problem*. Der Ausgangspunkt dafür ist die Verunsicherung dadurch, dass der ursprüngliche und selbstverständliche Weg wegfällt und dass die Angelegenheit dadurch rational durchdacht werden muss, es werden Abwägungen vorgenommen und der Meinung und Einschätzung anderer wird dabei ein hoher Stellenwert zugesprochen. Vielfältige Faktoren wie die Lehrerin, die Abhängigkeit von einem*r Partner*in und die Berufsaussichten werden in die Überlegungen einbezogen, wobei diese Argumente vor allem von anderen zu kommen scheinen (vgl. 239ff.). Es werden verschiedene Alternativen durchdacht, wobei die *Erfolgsaussichten* abgewogen werden. Die Abwägungen hinsichtlich einer Spezialisierung auf Handstand sind von überaus *zweckrationalen* Gesichtspunkten geleitet. »Weil ich auch relativ gut eigentlich so von- mein Körper ist ganz gut für Handstand.« (VI, 472.f.). Über die Spezialisierung auf Handstand wird von anderen gesagt: »Da muss man erst richtig GUT sein, um damit richtig was machen zu können« (VI, 474f.). Zusätzlich zu derartigen Argumenten, die ein Verständnis davon implizieren, ab wann ein Tun »richtig« und »GUT« ist und damit hohe Ansprüche transportieren, wird zweckrational das Ergebnis und die Erfolgsaussichten in den Vordergrund gestellt und weniger das Interesse. In den eigenen Abwägungen der Akrobatin wird die Herausforderung durch mangelnde Vielseitigkeit relevant, sie findet das Handstandtraining »öde« (VI, 480). »Drei Stunden Handstand üben, [...] das ist schon krass.« (VI, 481). Die Spezifik dieses Spezialisierungsbereichs scheint zum einen daraus hervorzugehen, dass er als besonders *einseitig* eingestuft wird, was das Handstandtraining besonders anspruchsvoll macht. Zum anderen sind »richtig gute« Leistungen besonders voraussetzungsvoll und werden damit *unwahrscheinlich*. Bis es zu den ge-

wünschten »*besonderen Leistungen*« kommen kann, die hier bereits vorwegnehmend von anderen anvisiert werden – was sich aus dem Kontext der Ausbildung erklärt – wird dieser Spezialisierungsbereich als »öde« (V, 480) eingestuft, was ebenfalls das mangelnde Interesse an diesem Gebiet beschreibt. Bei diesem rationalen Abwägen wird stark vom Ende her gedacht – von der Erfolgswahrscheinlichkeit –, eine Denkweise, die dem *prozesshaften Steigern* zuwiderläuft. Da sich Leistung und Spezialisierung Schritt für Schritt ergeben, ist das Ergebnis nicht absehbar, was es als Entscheidungsgrundlage für das weitere Tun eher unbrauchbar macht. Obwohl viele relevante Variablen bedacht werden, können der Prozess und sein Ergebnis nicht vorhergesehen werden und der Blick auf das Ergebnis verstellt den Fokus auf das Interesse am Prozess.

Die Entscheidungsfindung »beschäftigt« (VI, 238) die Artistin und wird »umständlich« (IV, 238), was eine spezifische Belastungsdimension darstellt. »Dann konnte ich mich auch ganz lange gar nicht entscheiden, weil der Partner mit dem ich dann viel gemacht habe, der hat sich dann nämlich verLIEBT und dann ((lacht)) war das irgendwie schwierig« (VI, 460–463). Hier wird noch einmal die »Un-Zuhandenheit« (Wolff 2008, S. 241–249) der Situation deutlich und dass diese Un-Zuhandenheit über längere Zeit nicht aufgelöst werden kann, weil die ambivalente Situation nicht umgehend aufgelöst werden kann. Vermutlich wäre die Spezialisierung auf Partnerakrobatik ohne den Kontext des verliebten Partners für die Interviewpartnerin im Sinne des pfadbedingten Geschehens stimmig gewesen. Sie wird davon überrascht, dass dies nun »schwierig« (ebd.) wird, was die Un-Zuhandenheit auslöst. Es fällt ihr schwer einen neuen Pfad zu finden, weil es im Innen keinen direkten Anhaltspunkt dafür gibt, weshalb sie sich an das Außen und die rationalen Argumente anderer wendet. Noch einmal zeigt sich sehr deutlich, wie sehr soziale Konstellationen die Situation bedingen und wie stark der Spezialisierungspfad von derartigen Einflüssen bedingt ist, die für das Individuum nicht steuer- oder kontrollierbar sind. Die Partnerakrobatik als eigentliche »Leidenschaft« (VI, 235) wird schlussendlich nicht als Spezialisierungsgebiet gewählt.

Obwohl die Einschätzung besteht, dass der Körper »ganz gut für Handstand« (VI, 473) geeignet ist, überwiegen die Argumente dagegen, darunter insbesondere die Annahme der mangelnden *Vielseitigkeit* des Trainings, und hinsichtlich der eigentlichen »Leidenschaft« (VI, 235) Partnerakrobatik besteht ein Interessenkonflikt im Hinblick auf die *Abhängigkeit*, sodass sich die Interviewpartnerin für die Spezialisierung auf Seil entscheidet, »fand ich auch COOL, also das hat mir auch voll Spaß gemacht.« (VI, 494f.). Offensichtlich findet die Akrobatin auch an ihrem »umständlich« (VI, 238) zustande gekommenen Spezialisierungsgebiet Interesse und Spaß, was sie in den Zusammenhang damit stellt, dass sie eine »Erfindung« (VI, 497) macht, die sie »Schlappvertikalseil« (VI, 499) nennt, an dem sie oben turnen und unten drauf *balancieren* kann (vgl. ebd., 497–505), womit sich erneut der Spaß und das Interesse an Steigerung und darüber hinaus an der dadurch möglichen *kreativen*

Gestaltung zeigt. »Da hatten wir eine gute Lehrerin« (VI, 238f.), was offensichtlich zu Spaß und Steigerung beiträgt. Als weitere Argumente für die Entscheidung für Vertikalseil werden in diesem Zusammenhang die »Berufsaussichten« genannt, die »größer« (VI, 240) sind »als bei- oder beziehungsweise auch dieses nicht auf einen Partner angewiesen sein und so« (VI, 240f.).

Bei der umfangreichen Betrachtung dieses Falls als Beispiel für den Zusammenhang eines Spezialisierungsprozesses mit sozialen Einflüssen, von außen geleiteten rationalen Abwägungen und dem Kontext von Sport beziehungsweise Bewegungskunst als Beruf fällt schlussendlich auf, dass hier eine Umkehrung der Argumentation stattgefunden hat. Während die *Zusammenarbeit* mit einem*r Partner*in für die Interviewpartnerin ursprünglich noch das Interesse an Partnerakrobatik begründet hat, wird dieses Merkmal der Partnerakrobatik im Moment der »Un-Zuhandenheit« zu einer *Abhängigkeit* umgedeutet und damit als Argument gegen Partnerakrobatik ins Feld geführt. »UND eben dann habe ich auch viel so darauf gehört, was die Lehrer und Lehrerinnen mir gesagt haben – und das war zum Beispiel, dass man bei Partnerakrobatik halt so angewiesen ist auf jemanden – mit dem man das zusammen macht.« (VI, 463–467). Es fällt auf, dass hier ein Argument gegen Partnerakrobatik ins Feld geführt wird, das aus der subjektiven Perspektive der Sportlerin Eingangs das Interesse für diesen Spezialisierungsbereich ausgemacht und die Steigerung ihres bisherigen Interesses an »Balancesachen« dargestellt hatte. Sicherlich spielt bei dieser Argumentation und der Übernahme dieser durch die Interviewpartnerin der Berufskontext eine zentrale Rolle, zugleich ist der Wandel in ihrer Perspektive vom originären Interesse an Zusammenarbeit hin zur Abhängigkeit, die vermieden werden soll, bemerkenswert. Es lässt sich die Frage stellen, inwiefern das Zusammenarbeiten, das nun als Abhängigkeit kontextualisiert und negativ belegt wird, für die Akteurin eigentlich eine Ressource darstellt, aus der sie sowohl Interesse als auch Sicherheit zieht. Die Fortsetzung ihrer bisherigen Spezialisierung hätte ihren Steigerungsprozess unterstützen können, insofern ein*e geeignete*r Partner*in verfügbar gewesen wäre.

Später greift die Interviewpartnerin ihre ursprüngliche »Leidenschaft« (VI, 235) in Form von Acro-Yoga wieder auf – was die Frage nach dem weiteren Steigern und dem Verständnis davon beziehungsweise nach den relevanten Bezugskategorien wieder in einen neuen Kontext setzt. Zum Unterscheid zwischen Partnerakrobatik und Acro-Yoga sagt sie:

»Also kann man es auch – kann man es nicht so richtig von Partnerakrobatik trennen – außer, dass – genau- außer, dass halt sehr- sehr so dieser GeMEINschafts- aspekt und dass – so [...] fr- [...] freudige Miteinander irgendwie mehr im Fokus steht als irgendwie – voll weiter zu kommen und voll die krassen Tricks zu lernen.« (VI, 138–147).

Hier wird eine erneute Fokussierung des Leistens in Richtung eines Miteinanders vorgenommen, wobei das ambitionierte Steigern beibehalten und in spezifischen Kontexten wie Kursen, Workshops und Kleingruppen fortgesetzt wird (vgl. ebd., 54–59). Es gibt dementsprechend unterschiedliche Kontexte für verschiedene Ansprüche und Schwerpunktsetzungen. Die unterschiedlich spezifizierten Kontexte des Tuns werden aufgesucht »weil es – verschiedene Leistungs- – Niveaus gibt sozusagen und manchmal treffe ich mich mit Leuten – wo ich – so- wo wir so ein bisschen – ähnliches NIVEAU haben um mal so ein bisschen weiter zu kommen.« (VI, 49–59). Es gibt dementsprechend eine Spezifizierung und eine Vielseitigkeit im Hinblick auf unterschiedliche Übungskontexte, in denen es ein unterschiedliches Leistungsniveau gibt, weshalb jeweils eigene Schwerpunkte gesetzt werden, die von einem Fokus auf Steigerung bis zu einem Fokus auf Gemeinschaft reichen, wobei auch hier Steigerung stattfindet, auch wenn diese weniger im Fokus steht.

Abschließend fällt noch einmal auf, inwiefern sie ihre Spezialisierung auf Balance als solche auffasst und benennt. Sie führt weitere vergangene und aktuelle Betätigungen an, die sie in diesen Zusammenhang stellt, wobei ihr die Dimension der *Erfahrung* auffällt, weil sie die Verbindung zwischen ihren bisherigen Spezialisierungen sieht beziehungsweise herstellt.

»Ich hatte Reitunterricht, das war noch das zweite was ich an Sport gemacht habe [...] also viel mit Balance so insgesamt.« (VI, 355f.)

»Stelzenlaufen hat halt auch ganz viel mit Balance zu tun und da hatte ich halt eine gute Vorerfahrung.« (VI, 744f.)

Die Balance wird als der gemeinsame Nenner des Tuns ausgemacht und sie erkennt, dass ihr die Kompetenz in diesem Bereich den Zugang zu neuen Betätigungen erleichtert. Zu betonen ist, dass die Interviewpartnerin das Verwandtschaftsverhältnis und den gemeinsamen Nenner in ihrem Tun und Leisten wahrnimmt und ihn zudem als solchen konstruiert, schließlich würde bei einem ersten Blick von außen zunächst nicht das Verwandtschaftsverhältnis zwischen Reiten, Partnerakrobatik und Stelzenlaufen auffallen.

Ein anderes Beispiel für einen Wandel des Spezialisierungsgebiets, der den Zusammenhang von Spezialisierung und Vielseitigkeit verdeutlicht, findet sich beim Kiter, der innerhalb des Kitesurfens seine Spezialisierung vom Freestyle- auf das Sturmkiten wechselt. »Dann irgendwann hat mir das Freestyle nicht mehr so viel – ja Bock gegeben- irgendwie war das Sturmkiten immer ein bisschen interessanter.« (VII, 663ff.). Es fallen, ebenso wie beim Triathleten, die ausbleibenden Wettkampferfolge auf, die im Zusammenhang mit der Veränderung der Spezialisierung stehen. Es werden die fehlenden Bezugspersonen benannt, die den Kiter in seiner Wettkampfteilnahme unterstützen können, den Eltern fehlen Zeit und Wis-

sen (vgl. VII, 647–659). In diesem Zusammenhang macht die Wettkampfteilnahme wenig Spaß. »Und wenn man die Leute nicht hat, dann ist so eine Competition halt nicht so nice.« (VII, 658f.). Er führt im Hinblick auf die Wettkampfteilnahme im Freestyle weiter aus, »dann früher wollte ich dann irgendwann nicht mehr so wirklich FAHren hatte eher Spaß halt selber am Kiten, wollte eher selber besser werden und so und vielleicht dann irgendwann noch mal eintreten, wenn ich ein bisschen besser geworden bin.« (VII, 659–662). Seine Idee ist, weiterzumachen und nach weiterer Steigerung im Spezialisierungsgebiet erneut teilzunehmen, jedoch wird dann eine andere Teildisziplin »interessanter« (VII, 665) und er hat weniger Lust auf Freestyle. Seine Spezialisierung auf Sturmkiten stellt er in den Zusammenhang mit dem Aufkommen eines neuen Wettkampfformats, welche sich explizit auf diese Disziplin spezialisiert.

»Und dann kam halt irgendwann die Megaloop Challenge – so zum ersten Mal in zweitausendzwoölf oder so und dann habe ich gedacht so: ›Oh woah, krass. Krasses Event, boah, nur bei so viel Wind, heftig – ja, da will ich auf jeden Fall irgendwann mal mitmachen so, das ist- das ist das krasseste Ziel was ich so mir DENken kann so, da mitmachen, weil das halt NUR DANN stattfindet, wenn es halt richtig viel Wind hat, ein guter Sturm durchzieht und sonst findet das Event nicht statt.« (VII, 665–671).

Hier zeigt sich, warum diese Disziplin nun »interessanter« (ebd., 665) ist, und dies hat wiederum mit Steigerung zu tun. Es gibt nun einen *exklusiven Wettkampf*, der dadurch besonders wird, dass er in äußerst *seltenen Bedingungen* stattfindet, was die Dimension des *Einmaligen* betrifft. Der Sportler setzt sich umgehend das *Ziel*, dabei zu sein, wobei dies zeitlich unbestimmt bleibt. Dies ist die höchstmögliche Steigerung einer Zielsetzung, die er sich vorstellen kann, und beinhaltet damit die Maximierung der Steigerung.

Ein Grund für das *Aufweichen* einer Spezialisierung kann explizit das Erreichen und Überschreiten körperlicher *Grenzen* und die Erfahrung von *Frustration* sein, was beim Kiter trotz ausbleibender Erfolge noch nicht explizit der Fall war. Ein Beispiel dafür ist die Erfahrung des Triathleten, bei einem Ironman mit extrem heißen Wetterbedingungen, »wo ich dann aufgehört [habe]« (III, 1956, vgl. III, 64–70 & 1956–1948). Trotz Magenproblemen beendet er zwar den Wettkampf, was ihm »keinen Spaß gemacht hat« (III, 1974). Er beschreibt, wie er daraufhin »den Spaß verloren« (III, 70) und »keinen BOCK mehr« (III, 1984) hat. Dies führt zur Diskontinuität seines Tuns. »Eine Zeit lang auch kein Triathlon mehr gemacht, ne? War mir dann halt zu doof.« (III, 1975–1989). Stattdessen steigt er zwischenzeitlich auf Trailrunning um und erweitert damit sein Tun. Nachdem er sich »so ein bisschen weg vom Triathlon« (III, 83) bewegt hat, kehrt er zu seinem Spezialisierungsgebiet zurück. »JETZT habe ich allerdings irgendwie wieder LUST, also im

nächsten Jahr will ich auch wieder Triathlon mehr machen.« (III, 83ff.). Durch die zwischenzeitliche *Abwendung* von seiner Spezialisierung und der *Variation* des Tuns im Sinne eines *vielseitigen Tuns* kehrt die *Lust* am spezifischen Tun zurück. Beide Betätigungen stehen aufgrund des Verwandtschaftsverhältnisses der Disziplinen nicht unverbunden nebeneinander, sondern ergänzen sich gegenseitig. Somit stellt das Trailrunning, als trendige und naturnahe Variante des Laufens, eine *Erweiterung* im Bereich seiner Spezialisierung auf *Ausdauersport* dar.

Er berichtet ebenfalls davon, wie er Betätigungen zugunsten seiner Spezialisierung aufgegeben hat, was sich bei genauerer Betrachtung präziser als vorübergehende Abwendung beschreiben lässt. »Wo ich TRIathlon angefangen habe, habe ich dann mit Wellenreiten eigentlich aufgehört, weil das hat mich mehr [...] da hab ich ja dann meinen Urlaub auch genutzt um dann zu TrainIEREN irgendwo – oder Wettkämpfe zu machen« (III, 1645–1655). Es geht darum durch die Spezialisierung eine *Intensivierung* des Tuns und damit Steigerung zu erreichen.

Das *Erreichen und Verschieben von Grenzen* ist noch in einer anderen Hinsicht für den Spezialisierungsprozess relevant, der damit zu tun hat, dass *einzigartige* Leistungen, die nur noch von wenigen vollführt werden können, über weitere Spezialisierung im Sinne einer *Nischenbildung* zu erreichen sind.

»Und dann sieht man ja natürlich irgendwann – kam schnell die GRENze von irgendwelchen Sachen und dann fängt man an die Sachen vielleicht länger zu machen. Dann ist es ja so, wenn man beobachtet, die die dann ULtrasachen machen, die sind dann in andern- nicht mehr wirklich sch- also die sind GUT – aber eigentlich nicht mehr wirklich – schnell und dann fangen sie an irgendwie verrückt was ganz langes zu machen und sind am Ende nur noch 50 Leute die da überhaupt mitmachen und da ist dann die Challenge, dass man überhaupt mitmacht wahrscheinlich ne? und dann ma- aber die sind alle FIT aber jeder einzeln wird dann wahrscheinlich bei einem normalen Ironman gar nicht mehr SO gut sein das ist da dann- sind dann halt solche Sachen wie man auf die Idee kommt wo ich einen Ultratraillauf gemacht hab ne das ist schon speziell- die die Zielgruppe ist nochmal anders.« (III, 396–415)

Um weitere Steigerung erreichen zu können beziehungsweise möglich zu machen, ist weitere Spezialisierung notwendig. Gleichzeitig wird hier beschrieben, dass eine extreme Spezialisierung dazu führt, dass die Leistungsfähigkeit in anderen Bereichen und im Hinblick auf andere Fähigkeiten abnimmt. Die Spezialisierung ermöglicht hingegen die Inklusion in die Gruppe der spezifisch Leistenden. Und es geht dementsprechend darum, »überhaupt mitmachen« (ebd.) und damit dabei sein zu können. Die Steigerung der Spezialisierung führt zu einer Steigerung der Selektivität und demzufolge dazu, dass nur noch weniger Sportler*innen teilnehmen kön-

nen. Es geht dementsprechend mit der Spezialisierung auch um die Kategorie der *Zugehörigkeit*.

Während auf der einen Seite extreme Spezialisierung gezeigt wird und Einbußen von Leistungsfähigkeit im Hinblick auf Vielseitigkeit hingenommen werden, geht es auf der anderen Seite beziehungsweise für andere Sportler*innen darum, ein vielseitiges Tun innerhalb ihrer Spezialisierung zu etablieren und sich somit an die verfügbaren Bedingungen anpassen zu können, was wiederum dazu dient, die Kontinuität des Tuns aufrechterhalten zu können. Dementsprechend passen sich Spezialisierungen auch an verfügbare Bedingungen an, sodass es dem Skater schwerfällt überhaupt seine Ausrichtung zu benennen. »Weil ich mache ja im Winter, mache ich ja diese ganz technischen Sachen am liebsten. Im Sommer, oder in anderen Zusammenhängen bin ich total am – riskieren.« (I, 1001ff.).

Im Hinblick auf die Vielseitigkeit des Tuns zieht der Skater einen Vergleich zum Turnen und resümiert: »Beim Skateboarding ist es so, dass man viel mehr Möglichkeiten hat, Leistung zu entfalten.« (I, 935f.). Dies ist ebenso wie für den einleitend zitierten Kiter ein zentraler Grund für die Attraktivität seines Sports. Hervorzuheben ist erstens, dass diese Vielseitigkeit innerhalb des Sports explizit auf das Leisten bezogen wird und hier als ein »entfalten« (ebd.) beschrieben wird, es geht um einen *kreativen Gestaltungsfreiraum*, der leistend erschlossen wird. Die Bedeutung liegt darin, dass dieser möglichst offen und vielfältig ist. Zweitens gewinnt die Vielseitigkeit mit der Intensivität des Tuns und dem damit zusammenhängenden Leistungsvermögen der Sportler*innen zunehmend an Bedeutung. Die Sportler*innen können ihre Leistung vielfältig ausbauen und kreativ kombinieren, was im Unterschied zwischen Skaten und Turnen allein aufgrund der Materialität deutlich wird. Während im Turnen gleichbleibende Geräte beturnt werden, werden beim Skaten vielfältige Hindernisse und der urbane Raum skatend erschlossen und hier immer neue Leistungs- und Steigerungsmöglichkeiten geschaffen und exploriert. Je fortgeschrittener die Aktiven in ihrem Tun sind, desto relevanter wird die Vielseitigkeit, weil darin das Potential für weitere Steigerung liegt.

»[...] UND in den ganzen Disziplinen, also du kannst dich in SO vielen Arten verbessern, dass einfach Kiten so – vielfältig ist, dass es für mich NIE langweilig werden wird.« (VII, 553ff.)

»So es immer ja irgendwie- es zu verbessern oder so das war immer schon in mir drin aber – so mit dem Kiten, weil ich da so gut drin geworden bin [...] merke ich, dass ich halt – noch krasser geworden bin in dem – verbessern, weil ich mich mit mehreren Sachen beschäftigen kann mich zu verbessern und – deswegen da einfach mehr Zeit reinstecke.« (VII, 607–612)

»Im Endeffekt die ganzen anderen Sachen so, die ganzen anderen Disziplinen MACHT man gerne, also ich mache sie gerne ALLE, weil – man damit seinen Sport ganz abwechslungsreich irgendwie betreiben kann. Heißt man MUSS nicht NUR das eine machen, man kann auch sich einfach ein anderes Brett schnappen oder eine andere Art von Kite und damit ist das ganze Kiten schon wieder anders geworden.« (VII, 506–512)

Zum einen wird das Tun durch die Vielseitigkeit nicht langweilig und kann im Gegenteil abwechslungsreich gestaltet werden. Dadurch verbessern sich die weiteren Steigerungsmöglichkeiten, weil durch die Abwechslung mehr Zeit mit der Sache verbracht werden kann und, wie einleitend beschrieben, das Lernen in einer Teildisziplin zu Fortschritten in anderen Teildisziplinen beiträgt. Der zirkuläre Prozess aus spezifischem und vielseitigem Tun führt damit zur Steigerung der Steigerung. Dies beschreibt der Kiter explizit in der Hinsicht, dass sich sein Steigern durch sein Besser-Werden weiter gesteigert hat. Damit werden die im vorangegangenen Kapitel beschriebenen Eigenschaften des Steigerns, das als Automatismus, selbstverständlich und natürlich charakterisiert wurde, weiter in Richtung eines autopoietischen Tuns ergänzt, ein Tun, welches sich selbst erzeugt und verstärkt. Den Grund für die Steigerung des Steigerns sieht der Kiter in der Möglichkeit, sich innerhalb seiner Disziplin mit mehreren Teildisziplinen zu beschäftigen – in der Vielseitigkeit seines Tuns. Als zentrale Voraussetzung nennt er dafür die Variation des Materials, die das gesamte Tun, die Disziplin, verändert, was bei ihm ein großes Interesse auslöst. Er betont, dass er »ALLE« (VII, 508) Teildisziplinen gerne ausübt. Dies erscheint für ihn selbstverständlich beziehungsweise allgemeingültig – »MACHT man« (VII, 507), bevor er wieder auf sich in der ersten Person Singular zurückkommt. Für ihn, als Fortgeschrittenen, gehört die Vielfalt seines Tuns zum Prinzip des Leistens dazu.

»In VIELEN Brettssportarten bin ich – mega fokussiert auf – Progression, auf Weiterbildung in dem Sport. Und Snowboarden, Wakeboarden und Surfen sind so die drei anderen Sachen, wo ich halt immer, wenn ich da drauf stehe und fahre, denke ich mir: »Okay, was kann ich jetzt wieder machen, was kann ich jetzt üben, was kann ich jetzt verbessern, was kann ich jetzt irgendwie – GEILER machen [...].« (VII, 564–570)

Sein Anspruch und sein Steigerungsansatz bestehen in allen Disziplinen und Teildisziplinen, deren Verwandtschaftsverhältnis er mit dem Titel »Brettssportarten« (ebd.) überschreibt und damit das vereinende Element, in diesem Fall das Material beziehungsweise Sportgerät »Brett« herausstellt. Im Unterschied dazu sind es im Fall der Akrobatin die »Balancesachen« (VI, 287) und im Fall des Triathleten der »Ausdauersport« (III, 386), womit anstatt des vereinenden Geräts die vereinende Fähigkeit benannt ist. Der Steigerungsanspruch zeigt sich im Zitat des Kiters als

eine innere Haltung des Erprobens, Erforschens und Dazulernens und äußert sich in einem inneren Dialog beziehungsweise der ständigen Frage nach Steigerungsmöglichkeiten. Die Steigerung, »Progression« (ebd.), um die es ihm bei seinem Sporttreiben explizit geht, versteht er als »Weiterbildung« (ebd.) und verweist damit auf ein Bildungsverständnis, welches in die Kategorie des *ästhetischen Erkennens* eingeordnet werden kann und damit als ein körperlich-leibliches Bilden aufzufassen ist, welches hier den Anspruch von vielfältiger und im Sinne des Brettsports umfassender Steigerung innehat.

Der explizite Anspruch eines vielseitigen Tuns taucht in den Daten der Fortgeschrittenen Sportler*innen immer wieder auf. Der Cross-Fit-Trainer hat bei seiner Leistungsfähigkeit das Ziel »möglichst BREIT gefächert« (II, 198) aufgestellt zu sein. Am Tanzen gefällt der Tänzerin im Vergleich zu anderen Sportarten,

»dass ich halt DA durch auch immer an meinem Körper arbeiten kann und zwar an – ALLEM sozusagen und keine Ahnung nicht so wie beim Laufen oder so nur BELNE oder irgendwie sowas sondern – so an ALLEM so auch KRAFT und auch Dehnbarkeit und irgendwie so- also an allem kann man irgendwie so arbeiten und sich verbessern.« (IV, 58–63)

Vielseitigkeit erscheint in jeder Hinsicht und zugleich unter den Sportler*innen in je eigenem Maß ein expliziter Anspruch zu sein. Er gestaltet sich subjektiv und individuell unterschiedlich aus, weil ein subjektives Verständnis davon besteht, was Vielseitigkeit im Kontext des eigenen Tuns bedeutet. Dies ist wiederum durch Sportbiographie und -sozialisation geprägt. Der Tänzerin geht es beispielsweise nicht nur um das Tanzen im engeren Sinne, sondern um die Arbeit am Körper und hier wiederum an »ALLEM« (ebd.), was sich hier auf vielseitige Fähigkeiten wie Kraft und Beweglichkeit bezieht.

Alle Interviews zeigen, dass es den Sportler*innen sowohl um eine vielseitige Gestaltung des Tuns als auch um den damit zusammenhängenden Ausbau ihrer Leistungsfähigkeit geht.

»Da experimentiere ich einfach öfter, oder wenn ich irgendwas Neues geSEHEN habe irgendwie auf Instagram oder bei YouTube, dann denk ich so: »Och, das probierst du auch mal aus, mal gucken, ob das klappt.« Und dann – einfach um das Repertoire immer noch ein bisschen zu erweitern.« (V, 270–274)

Spezialisierung und Vielseitigkeit hängen nicht nur unmittelbar miteinander zusammen und sind wesentliche Eigenschaften und Dimensionen des Leistens und Steigerns, vielmehr ist der Prozess des Hin- und herbewegens zwischen den Polen grundlegend für die *Entdeckung und das Erproben von Neuem*, was als zentrales Anliegen, als Wesensmerkmal des Trendsports beschrieben werden kann und das hier

präsenste Steigerungsverständnis verdeutlicht. Trendsport ist das Feld in dem das Bekannte überschritten und Neues erprobt wird, das genuine Feld von Steigerung. Was auf der Ebene des Sports auf einer übergeordneten Ebene des absolut Neuen gilt, gilt ebenso auf der Ebene der einzelnen Sportler*innen, wobei es hier um das subjektiv Neue geht. Der Skater beschreibt das Neue als grundlegendes Anliegen von Skater*innen. »Also das geht glaube ich auch vielen Skatern darum, immer was Neues zu machen und immer was anderes.« (I, 72off.).

»Ich glaube, jeder, der zehn Jahre fährt oder so hat schon Tricks gemacht, die er noch nicht gesehen hat, weil es einfach sehr viele Richtungen gibt, in die man sich entwickeln kann und ganz unterschiedliche Kombinationsmöglichkeiten. Und irgendwann kombiniert man dann so merkwürdige Sachen, die man sich in seiner speziellen Nische da erarbeitet hat, dass man da von einem neuen Trick sprechen kann.« (I, 442–448)

Für die Steigerung und das Erfinden von Neuem hat die Spezialisierung demnach eine große Bedeutung. Für den hier zitierten Sportler gehört das vollführen kreativ erschaffener neuer Tricks zum Tun dazu, wobei er die Bedingung dafür in der *kontinuierlichen Betätigungsdauer* sieht. Die Spezialisierung würde jedoch keine neuen Kombinationsmöglichkeiten hervorbringen, gäbe es nicht eine gewisse Vielseitigkeit innerhalb des Tuns. Und diese Vielfalt der Möglichkeiten kennzeichnet den Trendsport, der diese Möglichkeiten für Leistungssteigerung sucht und bereithält. »Es gibt ganz viele Richtungen in denen man sich spezialisieren kann« (I, 330).

Der pfadbedingte Prozess der Leistungssteigerung, der von Biographie und Sozialisation bedingt ist, ist im Sinne dieses Kapitels zwischen Spezialisierung und Vielseitigkeit verortet worden. Dabei konnte weiter konkretisiert werden, wie das Interesse an Steigerung den Prozess des Leistens leitet. Es deutet sich an, unter welchem Einfluss durch Wettkampf, Gemeinschaft, Naturbedingungen und Gesundheit dieser Prozess steht, wobei Spezialisierung als Strategien zu erkennen sind. Es sind Moment der »Un-Zuhandenheit« dieses Prozesses tiefergehend betrachtet worden und es hat sich mehrfach gezeigt, wie sich die Schwerpunkte des Leistens und Steigerns verändern und weiterentwickeln. Es ist deutlich geworden, inwiefern das Bewegen zwischen Spezialisierung und Vielseitigkeit im Sinne von Vertiefung und Abwechslung von zentraler Bedeutung für die Kontinuität des Tuns ist, und dass beide Dimensionen der Steigerung nicht ohne ein kontinuierliches Tun entfaltet werden können. Dementsprechend soll die Bestimmung des Leistungsprinzips im folgenden Kapitel mit Blick auf die Kontinuität des Tuns zwischen Plan und Gefühl vorangebracht werden. Hiermit wird die letzte als zentral erachtete Eigenschaft des Steigerns betrachtet und dies insbesondere im Hinblick auf Strategien und die leitende Frage nach der Rationalität des Tuns.

3.1.3 Kontinuität mit Plan und Gefühl

»Ich versuche aber wirklich halt jeden Tag ein bisschen so irgendwas zu machen, dass es schon wirklich viel regelmäßiger einfach ist.« (V, 317ff.). Bereits zu Beginn dieses Interviews und auch im weiteren Verlauf wird deutlich, dass für die hier zitierte Interviewpartnerin die Kontinuität ihres Tuns eine besondere Rolle spielt. Sie hat sogar den expliziten Anspruch eines täglichen Tuns, womit die Kontinuität eine besondere Dimensionalisierung in Bezug auf die *Häufigkeit* und *Regelmäßigkeit* erfährt. Nicht nur für sie besteht ein direkter Zusammenhang zwischen der Kontinuität ihres Tuns und dem *Stellenwert* des Tuns. Die kontinuierlich und häufig betriebene Disziplin ist diejenige, die übergeordnet ist und den Status der »Hauptsportart« zugeschrieben bekommt. Schließlich steigert sich damit fast automatisch die *Intensivität* des Tuns. Mit der Ausweitung des zeitlichen Ausmaßes geht immer auch eine *Vertiefung* des Tuns einher, die wiederum Raum für *Spezialisierung* und *vielseitige Könnensentwicklung* gibt. Im Vergleich zu den Sportarten, die »nebenbei« betrieben werden und eher einen untergeordneten Stellenwert zugeschrieben bekommen, hat die »Hauptdisziplin« eine große Bedeutung für das eigene *Selbstverständnis*. Ganz nach dem Motto: Ich bin nur dann ein »richtiger« Yogi, Skater, Kiter, Triathlet oder Tänzerin, wenn ich meinen Sport kontinuierlich und damit auch möglichst häufig und intensiv ausübe. Nur kontinuierliches Tun ist dementsprechend »richtiges« Tun. Auch die bereits angesprochene Verortung der dimensionalen Ausprägung der Eigenschaft *Zeit*, wie lange und intensiv die Sportart bereits betrieben wird, spielt in diesem Kontext des Selbstverständnisses eine entscheidende Rolle. Die Zuschreibung eines »ernsthafte« Tuns hängt ebenfalls mit der dimensionalen Ausprägung von investierter Zeit und dem entsprechenden Ausmaß an Intensivität zusammen. »Nichts ERNSThaftes«, sage ich mal, also ich habe einfach nicht mehr die ZEIT.« (II, 324f.). Kontinuität und Intensivität sind entscheidend für die Identitätsbildung der Sportler*innen. Der Übergang zwischen »Hobby« und »professionellem Tun« wird im Sinne der Ernsthaftigkeit über die *Intensivität* des Tuns abgegrenzt, die wie beschreiben mit der dimensionalen Ausprägung von Kontinuität und Häufigkeit einhergeht (vgl. II, 25–38, II, 5–12).

Dementsprechend verfügen die Aktiven über Strategien, mit denen sie die Kontinuität ihres Tuns aufrechterhalten. Ihnen ist bewusst, dass die Kontinuität und Intensivität ihres Tuns grundlegende Bedingungen für die Steigerung ihrer Leistung sind. Wenn aufgrund von Zeitknappheit eine Phase von Inaktivität droht, finden sie trotzdem »fünf bis zehn Minuten, ›Hauptsache irgendwie so ein bisschen was gemacht«, wenn man keine Zeit hat, wirklich selber richtig zu trainieren. Man hat zwar keine große Verbesserung, aber man hält zumindest das Level.« (II, 760–763). Der als Trainer tätige Fitnesssportler bindet hier sein Tun zudem direkt in den leistungsbezogenen Begründungszusammenhang ein. Es wird sogar direkt der Gedanke geäußert, dass auf diese Weise keine Steigerung möglich ist. Relativierend wird

der Form des Handelns sogleich der Status eines »richtigen Trainings« abgesprochen. Das Level zu halten gibt trotzdem Anlass zum Tun.

Fragt man sich, wodurch das kontinuierliche Tun aufrechterhalten wird oder zustande kommt, so fallen zwei zentrale Größen auf: Plan und Gefühl. Beide spielen eine wichtige Rolle für das Handeln. Betrachtet man das kontinuierliche Tun zugleich als Voraussetzung für Steigerung als auch durch den Steigerungsimperativ hervorgerufen, so ist zu bedenken, dass das kontinuierliche Leisten deshalb nicht allein in der Steigerung der Leistung zu begründen ist. Vielmehr können aus der Steigerung der Leistung andere Qualitäten hervorgehen, die den Anreiz für das Leistungshandeln darstellen. Dies können beispielsweise das gesundheitliche Wohlbefinden, die Teilhabe an Gemeinschaft, die Gestaltungs- und Ausdrucksmöglichkeiten oder das Naturerlebnis sein. Es ist nicht immer explizit die Leistung selbst, die das kontinuierliche Tun motiviert. Die Leistung kann Nebeneffekt oder Hauptaugenmerk sein und ihre Bedeutung für das kontinuierliche Handeln ist dementsprechend unterschiedlich. Für die Argumentation ist jedoch entscheidend, dass das Leisten stets Bestandteil des Bewegungshandelns ist, und damit hat das Thema der Kontinuität auch für alle anderen Perspektiven des Tuns seine Relevanz. Auch Wohlbefinden, Gemeinschaft oder Ausdrucksvermögen sind ganz ohne ein gewisses Maß an Kontinuität des Leistens nicht zu haben.

»Das ist eigentlich immer anders, also ich habe an sich zu Hause so eine Liste für die Wochentage, ich habe halt mal alle Positionen aufgeschrieben, die ich für mich mal üben möchte, wo ich mich halt auch weiter rein geben möchte, aber ganz oft, manchmal singe ich davor irgendwas, ich mache mir meistens eine Kerze an oder ein Räucherstäbchen und mache mir dann Yogamusik auch dazu an, und dann gucke ich einfach wonach ich mich fühle. Also da habe ich dann nicht so einen festen Plan, also manchmal hangel ich mich dann an meinen Asanas lang, die ich mir aufgeschrieben habe, damit ich einfach nicht vergesse, so: »Achja, das wolltest du auch nochmal üben.« (V, 247–257)

Diese Erzählung über die eigene Yogapraxis fasst den Plot der Verortung des Tuns zwischen Gefühl und Plan besonders treffend zusammen. Mit der Beschreibung des Leistens als kontinuierliches Tun zwischen Gefühl und Plan ist ebendieser Balanceakt gemeint, die Leistung einerseits planvoll und systematisch entsprechend des Ziels aufzubauen und dabei andererseits auch auf das eigene (Körper)Gefühl zu hören und zu vertrauen. Dies stellt bei weitem kein Spezifikum des Yoga dar, auch im Fitnesstraining und Ausdauersport werden ebenso wie beim Skaten ganz ähnliche Handlungsweisen beschrieben (vgl. II, 216, III, 322–327, I, 1334). Genau diese Ausgeglichenheit beider Referenzgrößen, anstatt eines einseitigen Entweder-oder, stellt eine disziplinübergreifende Gemeinsamkeit des erfolgreichen Leistungshandelns dar. Dieses Prinzip scheint darüber hinaus von der Ausrichtung, also von star-

ker Wettkampforientierung bis hin zu reinem Vergnügen, weitgehend unabhängig zu sein. Selbstverständlich ist dabei, dass es große Unterschiede darin gibt, welches Verhältnis von Gefühl und Plan bestehen muss, damit es von dem*der Akteur*in als ausgeglichen und angemessen wahrgenommen wird.

Betrachtet man verschiedene Sportkontexte in Bezug auf das planvolle Tun, fallen auf der organisatorischen Ebene einige Unterschiede auf, was auch an der begrifflichen Abgrenzung von formalisiertem und informellem Sport deutlich wird. Jedoch spielen Pläne und planvolles Handeln in beiden Bereichen eine wichtige Rolle, weil alle Akteur*innen in irgendeiner Weise Ziele verfolgen. Das muss nicht heißen, dass es stets einen niedergeschriebenen Plan gibt. Das Planen kann auch auf rein gedanklicher Ebene stattfinden. Selbst wenn das Handeln erlebnisorientiert ist, ist es damit zielgerichtet.

Pläne haben für die Sportler*innen grundsätzlich die Funktion, Ziele auf die Handlungsebene zu übersetzen. Dies tun sie, indem sie eine Struktur geben. Die zur Verfügung stehende Zeit, die insbesondere auch durch körperliche Kapazitäten begrenzt ist, kann so »sinnvoll« genutzt werden. Die Sinnhaftigkeit wird der Handlung von dem*der Akteur*in selbst verliehen, wobei Steigerung hierbei wiederum eine zentrale Stellung einnimmt. Dies muss jedoch nicht heißen, dass dabei nur der Steigerung der Leistung selbst Bedeutung beigemessen wird, es kann ebenso an erster Stelle um die Steigerung von Wohlbefinden, Zugehörigkeitsgefühl oder sozialer Anerkennung durch eine Leistung gehen, die jedoch stets Bestandteil des Geschehens bleibt.

Ganz im engen Sinne der Leistungssteigerung kann das planvolle Training explizit mit der Absicht verbunden sein, die körperliche Leistungsfähigkeit zu steigern. Auf diese Weise kann wiederum die Trainingszeit ausgeweitet werden, was die Möglichkeit zur weiteren Verbesserung erhöht und damit explizit zweckrational ausgerichtet ist.

»Ich muss halt LÄNGER fahren können, ich muss LÄNGER trainieren können in diesen Konditionen«. Und dann baut man sich immer dahin AUF, immer mehr. [...] Dementsprechend kommt man von zehn Minuten, auf fünfzehn Minuten, auf zwanzig Minuten irgendwann auf eine Stunde Sturmfahren.« (VII, 107ff & 116ff.)

In dieser Denkweise zeigt sich ein deutlicher Fokus auf Leistungssteigerung. Das Herausstellen der Notwendigkeit, die Trainingszeit zu steigern, enthält eine deutliche Absichtserklärung. Die Formulierung des Ziels, die Trainingszeit zu steigern, zeigt bereits den Anspruch sowie die rationale Logik und die Systematik, mit der das Ziel der Steigerung verfolgt wird. Selbst wenn es sich hier um eine sehr naheliegende Schlussfolgerung handelt, ist doch bemerkenswert, dass die Zielsetzung der Steigerung der Trainingszeit explizit als solche formuliert wird, schließlich geht es dem Akteur nicht um eine Steigerung seiner Ausdauerleistungsfähigkeit, son-

dern um den Aufbau von virtuosem Bewegungskönnen. Es zeigt zugleich, wie nah sich der Sportler an seine Leistungsgrenze heranbegibt, zumal er die Übung, um die es ihm geht, zunächst nur zehn Minuten lang ausführen kann. Die Steigerung der Trainingszeit zugunsten der weiteren Steigerung des Könnens stellt eine Ebene strategischer Planung dar. Sie verstärkt zudem die eindeutige Absichtsbekundung, die Verpflichtung zur Steigerung.

Ebenso werden von diesem Interviewpartner Strategien für die Gestaltung der einzelnen Einheiten entwickelt und angewendet. Diese berücksichtigen explizit die begrenzten Kapazitäten und es findet eine Erweiterung der Betrachtung von der quantitativen auf die qualitative Ebene statt.

»Dementsprechend kommt man von zehn Minuten, auf fünfzehn Minuten auf zwanzig Minuten, irgendwann auf eine Stunde Sturmfahren. Und – die Qualitätszeit von diesen Minuten auf dem Wasser ist auch nur kurz.« (VII, 118f.).

Mit zunehmender Kontinuität des Übens wird die Kapazität und damit die Kontinuität im Hinblick auf die Länge einer Trainingseinheit ausgebaut. Zudem betont der Sportler, dass innerhalb dieser ausgebauten Kapazität die Qualität des Übens begrenzt ist. Dementsprechend baut er sich eine Struktur des Übens auf, die er zugunsten der bestmöglichen Nutzung seiner Übungszeit nach dem Effizienzgedanken gestaltet. Zugleich werden auf diese Weise Routinen ausgebildet, die einen wiederkehrenden Rahmen bieten.

»Wenn ich jetzt eine Stunde fahren kann im Sturm, dann sind die ersten zehn Minuten zum Aufwärmen da, dann sind zwanzig bis dreißig Minuten da um halt wirklich was zu Üben und halt irgendwas Neues zu machen und dann in den letzten zwanzig Minuten versucht man das zu perfektionieren.« (VII, 119–124)

Diese Schilderung verdeutlicht, inwiefern ein planvolles Tun explizit an Leistungskriterien ausgerichtet wird. Die vom Sportler geschaffene Struktur sieht Zeit zum Aufwärmen, Üben von Neuem und zum Perfektionieren vor, was unverkennbar die Bedeutung von Steigerung als Leitkategorie vor Augen führt. Die aufgestellte Struktur dient dem Sportler als Richtlinie und dafür, die Übung entsprechend zu Wiederholen – ein systematischer Weg zum Zweck der Steigerung. Derartige Systematisierungen sind für den informellen Sport ebenso wichtig, wie für den formalisierten Sport. Allein das Aufstellen eines derartigen Ablaufs verdeutlicht die Ausrichtung des Sportlers und die Bedeutung eines planvollen Tuns. Explizit enthält dieser Plan das Erproben vom Neuem, was demnach in jeder Einheit zum Anspruch gehört.

Unabhängig von Sportarten stellt das Verfassen von konkreten Trainingsplänen, ebenso wie die gedanklich geschaffenen Strukturen und Strategien, einen Akt des rationalen Leistungshandelns dar. Deutliche Unterschiede bestehen sicherlich im

Hinblick auf den Formalisierungsgrad der Pläne und damit auch darauf, inwiefern die Umsetzung dieser Festlegungen überprüfbar ist. Es liegt in der Logik der Sache selbst, dass Athlet*innen in informellen Sportkontexten, insbesondere da wo er die Attribute von »Coolness« und »Gelassenheit« impliziert, selten festgeschriebene Trainingspläne haben. Die Ausnahmen bestätigen die Regel, wobei hieran der Übergang beziehungsweise die Zugehörigkeit zum professionellen »Berufssport« festgemacht wird. So berichtet der Skater von einem »Profiskater« (I, 504),

»der hat jeden Tag erst dann neue Tricks probiert nachdem er diese Liste von gut hundert Tricks hintereinander abgehakt hatte, also jeden Trick einmal geschafft hat ohne einmal zu bailen, also ohne, dass ein Trick mal nicht geklappt hat.« (I, 485–489).

Auch hier ist der Anspruch, Neues zu erproben, enthalten, jedoch besteht dafür die Bedingung, erst alles Gekonnte fehlerfrei zu reproduzieren, um das Repertoire aufrecht zu erhalten. Diese systematische Herangehensweise sieht der interviewte Skater als vom Hauptmotiv des Skatens abweichend, was er nicht darin sieht, »doppelt so viele Treppenstufen runter« (I, 65) zu springen, sondern darin, »dass JEDER Schritt dieses Erarbeitens von Tricks – irgendwie Spaß macht« (I, 469f.). Für ihn geht es dementsprechend um Steigerung, jedoch nicht im Sinne eines quantitativen »möglichst viele Treppenstufen« (I, 469), sondern um die Qualität des Steigerungsprozesses. Dementsprechend sieht er ein systematisch geplantes und ergebnisorientiertes Training, welches den Skater mit »Kniebeugen« (I, 464) auf den Trick vorbereiten würde und mit einem Trainer, der entsprechendes vorschreiben würde, nicht seinem »Hauptmotiv« (I, 466) entsprechend.

Der Profiskater verschafft sich mit seinem kontinuierlichen und planvollen Tun jedoch Zugang zur Kompetenz der *Wiederholbarkeit* der Tricks, was im Sinne der Wettkampfteilnahme relevant erscheint. Der befragte Skater setzt trotz Wettkampfteilnahmen einen anderen Schwerpunkt. Ihm geht es darum, Neues zu erlernen und beim Wettkampf dabei zu sein und weniger darum, den »super Lauf« (I, 51) zu haben (vgl. I, 50ff.). Trotzdem plant er die Auswahl und Abfolge seiner Tricks für den Wettkampf. »Ich überleg mir dann schon was ich im Großen und Ganzen machen will, welche Tricks und – welche Reihenfolge zumindest und ja, manchmal ändert sich das dann noch spontan.« (I, 47–50). Es gibt dementsprechend einen groben Plan, der offen für Abwandlungen bleibt – ebenfalls ein Beispiel für das Zusammenspiel von Gefühl und Plan, Ratio und Spontanität, wobei dem sich von selbst in der Situation oder durch einen Impuls Ergabenden explizit Raum gegeben wird.

Unabhängig von der Wettkampfausrichtung wird beim Erlernen von Leistungen immer wieder ein planvolles Vorgehen vollzogen, bei dem Bewegungen systematisch in ihrer Schwierigkeit aufgebaut werden oder Bewegungsabläufe in Teilele-

mente untergliedert werden. Auch das zu Rateziehen von sozialen Medien spielt in den Handlungsplänen eine Rolle, wobei es hier in der Regel um das Erproben vom Neuem geht, was im Sinne von Spezialisierung und Vielseitigkeit grundlegend für die Kontinuität des Tuns ist. »Da experimentiere ich einfach öfter oder wenn ich irgendwas Neues geSEHEN habe irgendwie auf Instagram oder bei YouTube, dann denk ich so: ›Och, das probierst du auch mal aus.« (V, 270ff.)

Eine spezifische Gruppe bilden in diesem Zusammenhang jene Sportler*innen, die sich selbst konkrete Trainingspläne schreiben und ihr Training dann an diesen ausrichten. Dabei kann die Erstellung eines solchen Plans bereits selbst als Leistung angesehen werden. In den vorliegenden Daten fällt diese Herangehensweise insbesondere im Fitness- und Ausdauersport auf, wo das Training zudem nicht in eine feste Gruppe eingebunden ist. Eine über den eigenen Plan hinausgehende Teilnahme an Trainingsgemeinschaften gehört auch hier zur Handlungspraxis dazu, der Schwerpunkt liegt jedoch auf dem individuellen Plan. Die individuelle Anpassung des planvollen Tuns stellt das zentrale Anliegen der Planungsaktivitäten dar. Es geht darum, den eigenen Leistungsstand und die spezifischen Zielsetzungen, die Ansprüche und Bedürfnisse zur Grundlage dieses Plans zu machen. »Dann sehe ich zu, dass ich dann quasi speziell auf MICH zugeschnitten – meinen eigenen Trainingsplan mache.« (II, 276ff.). Bei diesem Tun spielen die Einhaltung des Plans und die Überprüfung der Zielerreichung eine wichtige Rolle. Dem Plan wird prinzipiell eine vergleichsweise hohe Bedeutung zugemessen, was bereits durch den Aufwand für die individuelle Planerstellung begründet erscheint.

Besonders interessant ist nun, dass auch in den soeben beschriebenen Fällen das gefühlsgelenkte Tun einen hohen Stellenwert zugesprochen bekommt. Auch hier sind die Sportler*innen nicht absolut versteift auf ihren Plan und räumen dem gefühlsgelenkten Tun eine große Bedeutung ein. Einerseits können Wahrnehmungen des Körpers, wie Schmerz oder Erschöpftsein, direkt zur Maßgabe des Handelns werden, wodurch Abweichungen vom Plan bewusst in Kauf genommen werden. Andererseits können soziale Beweggründe zur Anpassung von Plänen führen.

»Aber insgesamt vom Training her, bin ich da doch-, also ich gehe sehr viel nach meinem Gefühl. Wenn ich merke: ›Okay, heute kann ich nicht trainieren.« Dann ist das halt so. Oder wenn ich mich allgemein schlechter fühle oder besser fühle, also danach gehe ich auch viel. Ich mixe das so ein bisschen.« (II, 215–223)

»Ich habe natürlich auch mal Lust Sachen nach Trainingsplan zu machen, aber auch da weiche ich immer wieder ab. Gestern wollte ich noch irgendwas spezielles laufen und dann hat aber ein Kumpel mit dem ich über die Alpen gelaufen bin, weil ich gerade auf dem Weg hierhin war, hat er gesagt: ›Ey, lass uns da treffen.« Der ist im Moment nicht so fit und dann haben wir nur so ein abgespecktes Programm gemacht.« (III, 316–322)

Auch die *Anpassung des Trainings* aufgrund des *gemeinschaftlichen Sporttreibens* ist als gefühlsgelitetes Handeln einzustufen. Zum einen wird der Sportler aufgrund seines Bedürfnisses nach Miteinander und den positiven Emotionen, die mit dem gemeinschaftlichen Tun einhergehen, dazu verleitet, von seinem Plan abzuweichen. Zum anderen sagt ihm sein Gefühl, dass er trotz dieser Abänderung des Plans sein übergeordnetes Ziel erreichen wird. »Das ist dann halt auch mal so. ›Also, pff, keine Ahnung, es wird jetzt nicht dran scheitern, dass ich irgendwie schlechter Marathon laufe‹, glaube ich.« (III, 322–327). Er weiß, dass sein gefühlsgelitetes Tun nicht zu weit vom Plan abweicht und seine Zielerreichung nicht gefährdet ist. Sein Handeln trifft damit das Balanceverhältnis von Plan und Gefühl. Wichtig erscheint es in diesem Zusammenhang, mit den gefühlsgeliteten Abweichungen vom Plan ein gewisses Maß nicht zu überschreiten, welches sich an der Zielerreichung festmachen lässt. Zudem fällt auf, dass das planvolle Tun nicht völlig außer Kraft gesetzt wird. Trotz der Abweichung wird ein »Programm« absolviert, angepasst an die Fitness des Trainingspartners. Unter der Bedingung der gefühlsgeliteten Abweichung besteht weiterhin System und es findet ein kontinuierliches Tun statt, welches lediglich im Hinblick auf die Intensität angepasst wird.

Bemerkenswert ist, dass nicht nur das gefühlsgelitete Tun, sondern explizit auch das Handeln nach Plan in den Zusammenhang mit dem Gefühl »Lust« gebracht wird. In diesem Zusammenhang steht die direkte Lust zur Leistung. »Ich mag es gerne- bisschen so kleine Herausforderungen. Ich mag LEISTUNG. – Und deswegen find ich es auch – cool. Macht mir Spaß mich zu verBESSERN.« (II, 146–152). Der Leistungswille selbst ist mit Gefühlen und Emotionen verknüpft. Der vom Sportler wahrgenommene »Bewegungsdrang« (II, 140) führt zu seinem kontinuierlichen Tun. Es führt dazu, dass er sich bewegen »MUSS« (II, 133). Diese Pflicht ist nicht Teil eines Plans, sein Gefühl fordert ihn zum Tun auf. Das gefühlsgelitete Tun findet sich jedoch nicht nur auf der Ebene eines allgemeinen Bedürfnisses nach körperlicher Bewegung. Das Gefühl leitet darüber hinaus beim Skater das Erlernen von neuen Bewegungen an und hat konkret Einfluss auf die Auswahl neuer Ticks. »Man entscheidet sich da komplett aus dem Bauch raus und echt nach Lage, nach Spaß einfach.« (I, 75off.). Teilweise geht es auch explizit darum, auf das Körpergefühl zu hören und mit die Bewegung entsprechend dieses Gefühls zu vollziehen. Dies spielt sowohl für die Aneignung als auch für die stilvolle Ausführung von Bewegungen eine wichtige Rolle. Im Tanzen wird dies am deutlichsten, wenn die Suche nach der »richtigen« Form vom Gefühl geleitet wird.

»Und wenn man es hinbekommt, dann spürt man das halt auch, dass es halt irgendwie ein ANDERES Gefühl ist als vorher. Also, dass man halt irgendwie ein besseres Gefühl hat, dass man merkt: ›Okay, jetzt habe ich es hinbekommen, jetzt habe ich es geschafft, jetzt, ja, jetzt ist es gut so wie ich es jetzt gemacht habe und das hat sich gelohnt, dass ich da jetzt länger dran gearbeitet habe.« Und das ist halt

ein super gutes Gefühl, auch wenn man einfach merkt: ›Ich habe es jetzt endlich geschafft.‹ Auch manche Sachen dauern ja auch länger bis man sie hinbekommt. Vor allem dann ist es halt ein schönes Gefühl, wenn man es halt merkt, man hat das hinbekommen.« (IV, 924–933)

Hier werden zwei Aspekte des Gefühls beschrieben. Zunächst geht es um das Gefühl als Rückmeldung über die Ausführungsweise der Bewegung. Das Körpergefühl verändert sich, sobald die Bewegung gelungen ist. Die Tänzerin vermag also an ihrem Körpergefühl abzulesen, wie die Bewegung verbessert werden kann oder ob sie gelungen ist. Damit wird das Körpergefühl als wichtige Größe im Lernprozess beschrieben, die hilft diesen zu steuern. Dieser Aspekt ist in die Kategorie des *Ästhetischen Erfahrens* und *Erkennens* einzuordnen. Zudem bringt sie einen weiteren Aspekt ein, indem sie das Gefühl in den Zusammenhang mit der Dauer des Aneignungsprozesses bringt. Sie stellt heraus, dass das Gefühl der Freude an Intensivität gewinnt, wenn dem Erfolg ein langer Übungsweg vorausgegangen ist. Hier geht es um das Gefühl von Belohnung für die kontinuierlichen Bemühungen, welches sich sowohl in Form des guten Bewegungsgefühls als auch im Gefühl eines »endlich geschafft«, dem Gefühl des Gelingens (vgl. Schwier 2008, S. 20, Gugutzer 2004, S. 225f., 330) manifestiert, welches zum weiteren kontinuierlichen Tun motiviert.

Damit konnte die Bedeutung von Gefühlen für das Leistungshandeln weiter verdeutlicht werden und insbesondere in den Zusammenhang mit der Kontinuität des Tuns gebracht werden. In den ersten Kapiteln hat sich diese Bedeutung bereits gezeigt. Es wurde darauf hingewiesen, dass Spaß eine wichtige Kategorie bei der Auswahl und dem Vertiefen von Sportarten ist. »Das Gefühl Skateboard zu fahren ist für mich einfach das Schönste.« (I, 762f.). Die Relevanz dieser Größe setzt sich im Spezialisierungsprozess fort und geht weiter bis hin zur Auswahl einzelner Bewegungen. Ebenfalls werden die Sportler*innen im Hinblick auf die Vielseitigkeit von Gefühlen wie Spaß und Lust geleitet, die immer auch daran gebunden sind, Steigerung zu erreichen.

Selbst im Wettkampfsport beides, Plan und Gefühl, eine wichtige Rolle für das Leistungshandeln. »Ich überleg mir dann schon, was ich im Großen und Ganzen machen will, welche Tricks und welche Reihenfolge zumindest. Und ja, manchmal ändert sich das noch spontan.« (I, 47–50)

Für das Leistungshandeln und die Steigerung ist es konstitutiv, dass sich die Sportler*innen bei ihrem kontinuierlichen Tun zwischen Plan und Gefühl hin- und herbewegen. Beide Größen haben ihre Relevanz, da der Mensch emotional zwischen *Lust* und *Unlust* schwankt. Dabei kann sich die Lust sowohl auf das gefühlsgeleitete und ebenso explizit auf das planvolle Tun beziehen: »Ich habe natürlich auch – mal Lust Sachen nach Trainingsplan zu machen, aber auch DA – weich ich immer wieder ab.« (II, 316ff.). Das Hervorbringen von Leistungen geht immer auch mit Anstrengung und Mühe einher, selbst wenn das Tun Spaß macht. Eine Routine

oder ein Plan helfen dabei, die Kontinuität des Tuns aufrechtzuerhalten, ebenso wie die Lust am Tun dies tut. Hinsichtlich des Verhältnisses von Plan und Gefühl stellt sich die Frage, ob für ein gesundheitsbewusstes Leisten das Gefühl übergeordnet sein muss. Schließlich kann als Ziel hinter dem Ziel des Leistungshandelns das gute Gefühl oder das Wohlbefinden unter dem Strich gesehen werden – selbst wenn es sich erst nach der Anstrengung einstellt. Dementsprechend würde auch das planvolle Tun mit allen seinen Strategien, Systematisierungen, Strukturierungen und Regeln schlussendlich dazu dienen, dieses zu erreichen. Beim Umsetzen eines Plans, dem Erreichen von Zielen, dem Verbuchen von Erfolgen, scheint es am Ende immer auch darum zu gehen, eine bestimmte *Erlebnisqualität* zu erzeugen. Diese ist wiederum vom Maß an Kontinuität des Tuns bedingt. Dabei fällt erneut auf, dass das Leistungshandeln die positiven Gefühle nur und insbesondere dann liefert, wenn auch entsprechende Investitionen getätigt werden. Dafür erscheint es notwendig, immer wieder die Unlust und die Faulheit zu überwinden und sich Herausforderungen zu stellen. Pläne sind dafür ein hilfreiches Instrument, da sie die Ziele verkörpern und zergliedern. Sie unterstützen die Akteur*innen dabei, immer wieder auch die schwierigen und unangenehmen Phasen zu durchlaufen und zu überwinden. Es dürfte klar geworden sein, dass nicht nur das Ergebnis die positiven Gefühle verursacht. Vielmehr finden sich innerhalb des zirkulären Prozesses immer wieder vielfältige Potentiale im Handeln. Wenn es nur das Ergebnis wäre, das positive Gefühle mit sich bringt, könnten die Sportler*innen in der Summe kaum eine positive Bilanz ziehen.

Die Bezeichnung des Sports als »Leidenschaft« (I, 342, VI, 235) lässt vermuten, dass hierin der gleichzeitige Lust- und Last-Charakter des Tuns wiederzufinden sei. Auffällig ist jedoch, dass der Begriff »Leidenschaft« von den Interviewpartner*innen ausschließlich in positiver Konnotation verwendet wird. Auch wenn es einen anstrengenden Aspekt des Tuns gibt, den die Gesprächspartner*innen an anderen Stellen beschreiben, gerät dieser bei der Beschreibung des Tuns als Leidenschaft in den Hintergrund. Obwohl das Wortteil »Leiden« gegenteiliges annehmen ließe, wird mit dem Begriff Leidenschaft das bezeichnet, was besonders gerne getan wird, der eigene Spezialisierungsbereich, die besondere Vorliebe, die Hauptdisziplin, der eigene Stil. Der Mußebegriff, den Elias und Dunning in ihrer Systematisierung der Freizeitaktivitäten verwenden, erscheint in diesem Zusammenhang treffend zu sein. »Es macht einfach Spaß, alles daran macht Spaß und das, was keinen Spaß macht, lässt man dann auch schon wieder weg.« (I, 773ff.). Auch wenn diese Beschreibung rhetorisch-romantisiert sein mag, fasst sie zusammen, welche Einstellung zum eigenen kontinuierlichen Tun besteht. Kurz darauf folgt die entscheidende Erläuterung darüber, was genau Spaß macht. Es geht um den Prozess der Leistungssteigerung (vgl. I, 780–785).

Auch wenn Steigerung nicht ohne Anstrengung und Investitionen zu haben ist, bleibt auch dieser Aspekt im Prinzip Teil des von Klafki (vgl. 1964, S. 41) beschrie-

benen freundvollen Tuns und wird nicht als etwas wahrgenommen, worunter die Sportler*innen leiden. Erst wenn das Tun in einen anderen Kontext gestellt wird, erhält das Leiden Einzug in das Leisten. Eine Veränderung der Bedeutung der Ergebnisse stellt eine solche Kontextänderung dar, die insbesondere durch eine Verabschiedung von der Zweckfreiheit des Tuns und eine Orientierung an absoluten Leistungsmaßstäben zustande kommt. In einem Interview wird der Marker für diesen Unterschied in dem Moment gesehen, in dem der Sport zum Beruf wird (vgl. VI, 516–532). Der Kontext konstituiert sich durch äußere Bedingungen und durch die innere Wahrnehmung dieser äußeren Bedingungen, die wiederum durch überdauernde Einstellungen geprägt ist. Insofern, als sich die Sportler*innen selbst unter Druck setzen oder von außen unter Druck gesetzt werden, erfahren sie das Gefühl des *Leisten-Müssens*. Leistung wird zur Pflicht, im Extremfall wird sie sogar zum Zwang. Der Sport kann damit zur Ursache von Leid und Druck werden. Die zweckbedingte Ernsthaftigkeit des Tuns, eine starke Wettkampforientierung, die auf Gewinnen, Platzierungen und Erfolg ausgerichtet ist, als auch eine starke Ausrichtung an absoluten Leistungsmaßstäben scheinen hierbei zentrale Einflussfaktoren zu sein. Die vorliegenden Daten repräsentieren die zumeist gegenläufige Einstellung der Sportler*innen. Sie finden immer wieder Gefallen an anderen Kategorien als den Wettkampferfolgen, was ihr kontinuierliches Tun bedingt beziehungsweise ermöglicht. Hierin stimmen die Daten mit der Argumentation von Elias und Dunning im Hinblick auf Muße und der Spaß-Orientierung überein und zugleich erweitert die vorliegende Arbeit das Verständnis davon, was unter Spaß am Leisten zu verstehen ist und wie Ernsthaftigkeit, die Ambition zur Steigerung und Spaß zusammengebracht werden können (vgl. Elias & Dunning 2003, S. 169–229).

Die Zweischneidigkeit des Leistens beschreibt eine Interviewpartnerin explizit im Zusammenhang damit, dass ihr Sport zum Beruf wird. Ihrem Tun wird damit ein Zweck auferlegt, wodurch sie *Leistungsdruck* empfindet und Leistung nicht mehr nur Selbstzweck ist. Dieser Kontext hat für sie zwei Seiten. Einerseits schätzt die Artistin wert, jeden Tag in Bewegung kommen zu *müssen*, auch »wenn man mal keinen Bock hat« (VI, 519). Andererseits beschreibt sie:

»Dann gibt es aber schon auch so einen Aspekt, den ich schwierig finde, nämlich so ein Leistungsding. Dass man da schon in so eine Leistungsspirale auch reinkommt, wo man immer denkt: ›Boah, ich kann das nicht, ich muss das besser können, andere können das besser.‹ Und das kann man IMMER sagen, weil grad bei Artistik ist es einfach so, wenn man mit neunzehn anfängt, dann wird man nicht mehr so übelst krass gut.« (VI, 526–532)

Bemerkenswert ist, dass als »Leistungsding« das bezeichnet wird, was ihr zur Last fällt, worunter sie leidet. Den Aspekt des »*In-Bewegung-Kommen-Müssens*« bewertet sie als »total positiv« (V, 526). »Das tut mir sowieso immer gut, so in Bewegung zu

kommen und nicht so viel nachzudenken.« (VI, 521f.). Obwohl es sich hierbei um eine tägliche Verpflichtung innerhalb ihrer Ausbildungsstruktur handelt, wird das *In-Bewegung-Kommen* weder als zu große Last empfunden, noch wird es direkt als Leistung gesehen oder bezeichnet. Die *Pflicht* wird nicht einmal als solche betitelt, sondern scheint vielmehr eine Hilfestellung zu sein, eine Unterstützung. Dies ist nichts, worunter sie leidet, ganz im Gegenteil. Das, was sie »schwierig« findet, ist die Pflicht zur weiteren Steigerung, die als »Leistungsspirale« bezeichnet wird, in die sie »reinkommt« (ebd.). Die Problematik scheint darin begründet zu sein, dass sie mit dem Ausmaß ihrer Leistung nie vollkommen zufrieden sein kann und immer wieder das sieht, was sie nicht kann oder noch besser können müsste. Darüber hinaus stellt sie sich in den Vergleich mit anderen und mit dem absolut Möglichen. Aus dem Interview lässt sich entnehmen, dass sich die Sportlerin den Druck selbst auferlegt und dies als »Leistungsspirale« wahrnimmt (ebd.). Selbstverständlich tragen »äußere Umstände« zu derartigen Einschätzungen bei, einige intervenierende Bedingungen werden an anderer Stelle von ihr benannt. Aus der Forschungsperspektive der Grounded Theory Methodologie sind jedoch – Dewey folgend – die Wahrnehmungen entscheidend, die von dem*der Akteur*in konstruiert werden. Dass »man immer denkt« – wie es an dieser Stelle des Interviews heißt – verweist auf die innere Einstellung, die in diesem Zusammenhang von der Interviewpartnerin erläutert wird. Nicht nur in diesem Fall belastet der Blick auf das »Nicht-Können«, das »Nicht-gut-genug-Sein« und das »Absolut-Mögliche«, das als Maßstab herangezogen und als begrenzt eingeschätzt wird, das Leisten, was dadurch als »schwierig« empfunden wird (VI, 527). Mit Blick auf das »Absolut-Mögliche«, das sie aufgrund ihres späten Einstiegsalters als begrenzt ansieht und dass ihr im Vergleich mit anderen nicht gut genug erscheint, wird die Bedeutung der eigenen Perspektive für das Leistungshandeln unterstrichen. Zum einen ist ihre Wahrnehmung, dass sie erst mit 19 Jahren eingestiegen ist, obwohl sie bereits deutlich früher mit Akrobatik begonnen hat. Die Intensität des Tuns ist hier wiederum das entscheidende Kriterium. Zum anderen betrachtet sie die Voraussetzungen, unter denen die Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit steht. Es geht um die Förderung bei der Ausbildung sowie das Ansehen des Betätigungsfelds. Beides wird in einen internationalen Ländervergleich gestellt. In Frankreich erfährt Artistik aus ihrer Sicht eine größere gesellschaftliche Anerkennung und auch die Ausbildungsmöglichkeiten erscheinen dort besser. »Da ist zum Beispiel auch die ganze Artistik-Szene viel anerkannter und so Zirkus ist da viel – verbreiteter und – wird auch gefördert irgendwie staatlich und so- also da hat man einen ganz anderen Status.« (VI, 566–569). Sie vergleicht sich zudem mit einem Freund, der für die Ausbildung nach Frankreich gegangen ist. Dementsprechend hätte es an einem anderen Ort, in einem anderen Land für sie bessere Möglichkeiten zur Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit gegeben. Sie beschreibt den ausbildungsbedingten Ortswechsel, der den Auszug aus dem Elternhaus, eine große räumliche Distanz zum gewohnten Umfeld sowie das Zurechtfinden in einer unbe-

kannten Großstadt bedeutet hat, jedoch als herausfordernd, weshalb ein weiterer Ortswechsel für sie nicht infrage kam. Schließlich hätte dieser noch mehr Distanz und die Auseinandersetzung mit dem Leben in einem fremden Land bedeutet (vgl. VI, 564–572).

Der Blick auf das »Nicht-Gut-Genug-Können« und der »absolute Vergleich« – »ich kann das nicht, ich muss das besser können, andere können das besser.« Und das kann man IMMER sagen, weil grad bei Artistik ist es einfach so, wenn man mit neunzehn anfängt, dann wird man nicht mehr so übelst krass gut« (VI, 529–532) – erscheinen aus der Außenperspektive nicht hilfreich für die Zufriedenheit mit ihrem Leisten zu sein, schließlich werden auf diese Weise kontinuierlich die eigenen Grenzen und Unzulänglichkeiten fokussiert. Der Blick auf die »absoluten Möglichkeiten« verstärkt diese Perspektive weiter. Die denkbare Möglichkeit der besseren Qualifikation könnte ihre Relevanz verlieren, wenn sie aus der individuellen Perspektive keine Möglichkeit darstellt, das Tun fortzusetzen und sich in diesem Kontext potenziell noch besser und weiter steigern zu können, trotzdem beschäftigt die Artistin das, was möglich gewesen wäre. Derartig defizitorientierte Perspektiven auf das eigene Tun erzeugen Zweifel im Hinblick auf die realisierte Möglichkeit und ein Ausmaß an Druck hinsichtlich der eigenen Unzulänglichkeit, weil mehr Steigerung immer möglich gewesen wäre, dem auf Dauer schwer standzuhalten ist, weshalb Diskontinuität wahrscheinlich wird.

Trotzdem setzt die Akteurin ihr Tun bis zum Abschluss der Ausbildung fort – Kontinuität. Es hemmt sie also nicht so stark, dass das Leistungshandeln in diesem spezifischen Kontext abgebrochen wird. Nach dem Ende der Ausbildung, das eine Kontextänderung darstellt, wird das Tun jedoch nicht fortgesetzt. Der spezifische Kontext der Ausbildung endet – Diskontinuität. Das Leistungshandeln wird nicht in einen anschließenden, entsprechend spezifischen, kontinuierlichen Kontext überführt. In diesem Moment kann von einem hochspezifischen, diskontinuierlichen Kontext gesprochen werden. Er weist in diesem Fall die Besonderheit auf, dass im Raum stand, das sportliche Leistungshandeln in ein berufliches Leistungshandeln umzuwandeln. Mit der Ausbildung wurde bereits ein erster und bedeutender Schritt in diese Richtung gegangen, zur weiteren Umsetzung kommt es jedoch nicht. Eine Ursache dafür ist der in diesem Kontext aufkommende Druck, schließlich muss mit dem Tun der eigene Lebensunterhalt erworben werden. Damit wird dem sportlichen Leistungshandeln eine enorme zusätzliche Last auferlegt, die mit Ungewissheit, Unsicherheit und im weitesten Sinne mit Existenzängsten zu tun hat. Später ermöglicht ihr das spezifische Können, welches sie im Kontext der Ausbildung erworben hat, Zugang zu einem entsprechenden Beruf, bei dem es jedoch nicht mehr um die Präsentation der eigenen Leistungsfähigkeit, sondern um das Unterrichten geht – eine andere Leistung, für welche die Akrobatin nicht ausgebildet worden ist, was sie als neue Herausforderung wahrnimmt. Trotzdem wird Sport für sie in der Rolle als Trainerin zum Beruf (vgl. IV, 778–798). Trotz der Möglich-

keit, ihr »akrobatisches Wissen« (IV, 781f.) einzubringen, beschäftigt sie weiterhin die Wahrnehmung fehlender Qualifikation. »Das ist eher so dieses Didaktisch und Methodische, was ich halt [...] NICHT so gelernt habe ne?« (IV, 786f.), wodurch die Tätigkeit »AUCH ziemlich herausfordernd« für sie ist (IV, 778f.). Sie wünscht sich mehr »Backgroundwissen« (IV, 794), »selbst wenn es nur so für das GeFÜHL ist ((lacht))« (IV, 798). »So das Gefühl so: ›Ja, ok. D- so – SO macht man das.« ((lacht))« (IV, 802). Es geht ihr um das Gefühl von »Sicherheit« (IV, 793), obwohl sie zugleich feststellt: »Ich glaub ich mach das schon ganz GUT.« (IV, 791). Trotzdem scheint der Anspruch zu bestehen, es noch besser machen zu können, was im Sinne der Steigerung und Weiterentwicklung stimmig erscheint. Ihr Anspruch scheint jedoch jener eines konstanten Gelingens zu sein. Jedoch laufen, nach ihrer Einschätzung, manche Einheiten gut und andere weniger gut, »wenn kein flow entsteht« (IV, 816f.), was sie auf sich selbst und ihre mangelnde Planung zurückführt: »hätte ich irgendwie anders vorbereiten müssen.« (IV, 818). Entgegen der Auffassung, dass flow nicht immer entstehen kann und weniger gelungene Einheiten zum Tun dazu gehören, zeigt sich hier ein gewisses Unbehagen mit dem »Unperfekten« und der Wunsch nach konstanter Perfektion. Neben dem herausfordernden Umgang mit den eigenen Ansprüchen verdeutlicht dieses Beispiel sowohl die Konstanz der Handlungsweise über verschiedene Kontexte hinweg als auch die Kontextgebundenheit des Empfindens von Leistungsdruck und die Auswirkungen auf die Kontinuität des Tuns.

Die Diskontinuität im Hinblick auf den Beruf Artistin wird in diesem Fall direkt mit der fehlenden Kontinuität der äußeren Struktur begründet. Was daraus hervorgeht ist, dass die Kontinuität des Tuns wesentlich durch die Kontinuität der äußeren Bedingungen bedingt ist. Mit dem Ende der Ausbildung ist diese nicht mehr gegeben und es hätte zunächst ein neuer hochspezialisierter, kontinuierlicher Kontext aufgebaut werden müssen. Es zeigt sich, inwiefern Übergänge und Umbrüche eine zentrale Herausforderung an die Kontinuität des Leistens sind, weil sie erhebliche Anstrengungen und Investitionen erfordern. Die Bewältigung dieser Herausforderungen und die Investitionsbereitschaft entscheiden über die Möglichkeit zur weiteren Steigerung, wobei es hier vielmehr um die Frage nach der Spezifität des Steigerns geht, als um die grundsätzliche Frage des Steigerns. Zum einen gilt: Was nicht fortgesetzt wird, kann nicht gesteigert werden. Zum anderen findet Kontinuität in Form von Vielseitigkeit statt, das Leisten wird in ein anderes Feld überführt, welches mehr oder weniger anschlussfähig ist.

Abschließend fällt bei der Betrachtung dieses Falles auf, dass zum Zeitpunkt des Ausbildungsbeginns nicht konkret die Entscheidung getroffen wurde, den Sport zum Beruf zu machen. Vielmehr hat eine Situation der »Un-Zuhandenheit«, »was mach ich nach der Schule und hatte mal eher nicht so einen PLAN« (IV, 394) die Möglichkeit der Ausbildung zur Artistin hervorgebracht. Weniger als eine rationale Entscheidung beschreibt sie eine Vision »und das war irgendwie für mich so VOLL die schöne Vorstellung so – so KÜNSTLERISCH zu arbeiten.« (IV, 404f.). Mit der Aufnahme

in die Artistenschule, nach der bestandenen Aufnahmeprüfung, bestand weder die konkrete Absicht in den Beruf zu gehen noch die Ausbildung abzuschließen.

»Und hatte aber auch gar nicht so den Plan das auf jeden Fall fertig zu machen, sondern – hatte auch überlegt das halt jetzt mal eine Zeit lang zu machen – so naja und dann wurde das aber auch irgendwie immer – wichtiger und dann habe ich da halt die Ausbildung gemacht und habe die auch fertig gemacht [...] genau.« (VI, 413–422)

Diese retrospektive Beschreibung verdeutlicht erneut, und hier im Hinblick auf die Kontinuität des Tuns, eine wenig rationale Vorgehensweise. Vielmehr zeigt sich erneut, wie Kontinuität mit der Bedeutung des Tuns zustande kommt, wobei diese wiederum im kontinuierlichen Tun entsteht. Im folgenden Zitat spricht der Kitesurfer darüber, dass ihm das Steigern »immer« ein »Anliegen« seines sportlichen Handelns gewesen ist und darüber, dass sich sein Anspruch mit der Steigerung seines Könnens weiter gesteigert hat.

»Und – es war immer mein Anliegen halt immer irgendwie noch ein bisschen öfter diesen Ball hoch zu ditschen auf meinem Fuß – so es immer ja irgendwie zu verbessern oder so das war schon immer in mir drin, aber – so mit dem Kiten, weil ich da so gut drin geworden bin [...] merke ich, dass ich halt – noch krasser geworden bin in dem – verbessern, weil ich mich mit mehreren Sachen beschäftigen kann mich zu verbessern und – deswegen da einfach mehr Zeit reinstecke.« (VII, 605–612)

In dieser Aussage stellt er die weitere Steigerung seines Steigerns konkret in den Zusammenhang mit einem vielseitigen Tun und der Menge an Zeit, die er aufgrund dessen in sein Tun investiert. Der Steigerungsanspruch wächst im kontinuierlichen Tun.

Welche weiteren Bedingungen und Perspektiven die Leidenschaft des Menschen zu Leistung und ihrer Steigerung fördern und hemmen, soll in den folgenden Kapiteln geklärt werden. Was hält die Steigerung von Spezialisierung und Vielseitigkeit und das kontinuierliche Tun am Laufen? Die Bausteine für Antworten, die die empirische Untersuchung des Phänomens zu Tage geführt hat, sind in den Kategorien Präsentation, Gemeinschaft, materiales Erleben und ästhetisches Erfahren, sowie Gesundheit zu finden. Ihre dimensionale Ausprägung hat erheblichen Einfluss auf das Steigern.

3.2 Leisten als Präsentation von Perfektion

3.2.1 Sichtbarkeit

Leistungen können mit Hilfe verschiedener *Präsentationsformen* sichtbar gemacht werden, die sich durch unterschiedliche Eigenschaften und Dimensionen von Sichtbarkeit sowie im Hinblick auf ihre Funktionen unterscheiden. Die Vielfalt an Leistungen bringt eine *Vielfalt* an Präsentationsformen hervor und umgekehrt. Sichtbarkeit herzustellen ist für die Steigerung insbesondere deshalb von zentraler Bedeutung, weil die Sportler*innen dadurch eine Form von *Feedback* erhalten, die es ihnen ermöglicht, sich kontinuierlich weiter zu steigern. Schließlich ist das Verbessern erst dann möglich, wenn »sichtbar« ist, was bereits gekonnt wird und was noch nicht. Die Präsentationsformen unterscheiden sich im Hinblick auf ihre spezifischen Sichtbarkeitsqualitäten und die Art des Feedbacks, dementsprechend geht es auch darum, die passende Präsentationsform zu finden, welche die Steigerung der Leistung bestmöglich unterstützt.

Sichtbarkeit bedeutet darüber hinaus, sich »festzulegen« auf ein bestimmtes »Niveau«, dass man erreicht hat und ermöglicht durch die »festgehaltenen« Leistungen ein »Erinnern«. Was geschafft worden ist, bleibt somit auch zu einem späteren Zeitpunkt sichtbar, womit zugleich etwas »hinterlassen« werden kann (vgl. VII, 297–304). Es geht beim Thema Sichtbarkeit um *Anerkennung* und *Bezugsnormen* von Leistung und Steigerung.

Bei der Betrachtung unterschiedlicher Präsentationsformen fällt auf, dass die »klassische« Form des sportlichen *Wettkampfs* eine spezifische Form der Rückmeldung gibt, die im Kontrast zu einer *Aufführung* steht – die eher im Bereich der Kunst verortet ist. Ebenfalls unterscheidet sich die Präsentation in Form eines Videos oder anderer Medien deutlich vom Wettkampfformat in Präsenz. Neben Wettkämpfen und Aufführungen gibt es Prüfungen und Tests, Bewerbungen, Shows und Events sowie Mischformen dieser Formate. Zudem sind mediale Formate von großer Bedeutung und eng mit den Präsenzformaten verknüpft. Sie können die *Reichweite* dieser steigern oder eine *Zugangsvoraussetzung* (z.B. Videobewerbung) darstellen. In Fotos und Videos kann die eigene Leistung prinzipiell auch ohne den Vergleich mit anderen dargestellt werden, womit eine andere Kontextualisierung möglich ist, die später betrachtet werden soll. Es hat damit zu tun, dass keine *Selektionsfunktion* bestehen muss, was auch für Aufführungen, Tests und andere Formate gelten kann, jedoch bei Wettkampfformaten aufgrund der vergebenen Platzierungen anders gelagert ist. Hiermit deutet sich eine theoretische Unterscheidungslinie an, die sich zwischen dem *Sichtbar-Machen für sich selbst* und *für andere* ausdehnt. Für die Betrachtung der Praxis ist diese Abgrenzung jedoch nur bedingt hilfreich, weil in den seltensten Fällen eindeutig differenziert werden kann. Trotzdem wird auch dieser

Gedanke von den Sportler*innen aufgegriffen und es erscheint sinnvoll ihn im Hinterkopf zu behalten und später zu thematisieren.

Um zunächst die Unterschiede der Art des Feedbacks zu verdeutlichen, ist es aufschlussreich, sich die Casting-Show im Vergleich zur Aufführung anzuschauen. Bei der Casting-Show erhalten die Teilnehmenden von einer Expert*innenjury eine ausführliche Rückmeldung sowie eine Bewertung. Die Akteur*innen sind zudem in einem Bewerbungsprozess ausgewählt worden, an dessen Beginn eine Videoeinsendung gestanden hat.

»Vor einer Jury zu tanzen ist halt was anderes, weil die haben halt wirklich VIEL Ahnung vom Tanz und sehen halt eigentlich auch- sehen halt die meisten Fehler die man macht oder eigentlich fast alle. Und deshalb ist es halt nochmal irgendwie schwieriger, weil die – man hört halt auch so – was die halt irgendwie schlecht fanden, was halt irgendwie NICHT so gut war [...] was einem aber natürlich auch dann wieder weiterhilft. Also wenn man diese Jury dann hört, wie sie irgendwelche Sachen halt sagen die NICHT so gut waren, dann kann man sich halt danach überlegen: ›OKAY – das können wir vielleicht noch verbessern. Dann arbeiten wir jetzt daran.‹ Und das hilft einem natürlich auch weiter. Und das ist natürlich was GANZ anderes, weil man nicht wirklich – weil vom Publikum bekommt man nicht viel mit. Also dem gefällt es oder nicht und dann gehen sie wieder, aber die Jury erzählt dann halt auch wieso sie halt diese Bewertung jetzt gemacht haben und – man fühlt sich halt auch viel beobachteter (lacht), wenn da nur drei Menschen sitzen, als wenn da ganz viele sitzen, weil die natürlich auch auf JEDES bisschen achten und ein normales Publikum macht das halt nicht SO.« (IV, 415–433)

Die Tänzerin betont ihrer *Wertschätzung des kritischen Feedbacks* der Jury, die ausgewählte Expert*innen sind, weil es dabei hilft, sich weiter zu verbessern. Voraussetzung dafür ist die *Anerkennung* der Leistung der Expert*innen, ihres Könnens und Wissens – ihres Verständnisses für die Sache, weil durch dieses das Feedback zu einem besonders wertvollen Feedback wird, schließlich kommt es von denjenigen, die es bereits können und den Weg des Leistens gegangen sind. Im Unterschied dazu zeigt ein Publikum bei einer *Aufführung*, das eher aus Laien besteht, in der Regel »nur« *Anerkennung* und es gibt somit kein derart *qualifiziertes* und *aussagekräftiges Feedback* (vgl. VI, 454–460). Betrachtet man jene Wettkampfformen, deren Feedback zunächst auf die Platzierung begrenzt ist, mangelt es diesen an Aussagekraft. Gebauer (vgl. 1972, S. 195f.) hat diesen Aspekt im Hinblick auf das mangelnde Ausdrucksvermögen thematisiert. Die Sportler*innen müssen ihr Ergebnis, das ihre Leistung im Verhältnis zu anderen Teilnehmenden zeigt und somit eine intersubjektive Bezugsnorm darstellt, erst für sich *selbst übersetzen*, um ein Feedback zu ihrer Leistung zu erhalten. Dazu gehört es auch, das sichtbare Ergebnis zu relativieren und es ins Verhältnis zu Umständen und eigenen Voraussetzungen, wie vor allem der investierten Trainingszeit, zu setzen (vgl. II, 1957). Zwar gilt das auch für das Bei-

spiel der Casting-Show, jedoch erhalten diejenigen, die ihre Leistung präsentieren ein *individuelles Feedback*, das auf *Fehler* und *Verbesserungspotential* hinweist, welches Laien nicht sehen. Darüber hinaus wird die Leistung *medial festgehalten* und ist somit auch im Nachhinein über die Platzierung hinaus sichtbar. Die bewegten Bilder geben ein *umfassendes Bild* der gezeigten Leistung, welches die eigenen Erinnerungen und das eigene Erlebnis der Leistung ergänzt und damit zur Reflexion und weiteren Steigerung beiträgt. Entscheidend ist darüber hinaus das Phänomen der *gegenseitigen Anerkennung und Wertschätzung*, die das Feedback besonders *wertvoll* macht, weil dadurch eine hohe *Bereitschaft zur Annahme* der Rückmeldung angenommen werden kann.

Zugleich kann dieser Kontext der *Sichtbarkeitsweiterung* und des *Expertenfeedbacks* zu anderen »Nebenwirkungen« mit Blick auf das Thema *Leistungsdruck* führen:

»DA ist es halt dann so, du hast immer diesen Druck dahinter, du musst das jetzt perfekt hinkriegen und dann macht das halt auch nicht mehr GANZ so viel Spaß, weil du halt dich einfach fokussierst und komplett jetzt darauf getrimmt bist, dass es jetzt NOCH besser sein muss als bei jedem Auftritt vorher und dann, ja ist es halt, dieser Spaß fällt dann irgendwie in den Hintergrund.« (IV, 279–289)

Der Grund für den *Druck*, den sich die Tänzerin macht, ist in der Besonderheit dieses Sichtbarkeitsmoments zu sehen und in der damit verknüpften Steigerungsambition nach einem »NOCH besser« Sein (ebd.). Während Auftritte vor mehreren Hundert Zuschauenden für sie ganz alltäglich und selbstverständlich sind, weil sie kontinuierlich stattfinden, ist dieses Event eine bisher einmalige Situation, die aufgrund ihrer Neuheit spezifische Herausforderungen wie den Umgang mit Kameras, einer Fernseh Bühne und Interviews mit sich bringt. Die Tänzerin befindet sich zum ersten Mal in diesem Sichtbarkeitssetting. Zudem erhöht sich die *Reichweite* der Sichtbarkeit bei diesem Auftritt aufgrund der medialen Verbreitung plötzlich um ein Vielfaches, während vorher eher eine sukzessive Steigerung der Publikumsgröße stattgefunden hat. Zudem schauen Expert*innen zu, sehen *Fehler* und geben ein entsprechendes Feedback. Es ergibt sich die beschriebene Wahrnehmung und Bedeutungssetzung, die mit einem expliziten und absoluten Steigerungsanspruch einhergehen, »dass es jetzt NOCH besser sein muss als bei jedem Auftritt vorher« (IV, 282f.). Das erzeugt Druck und nimmt Spaß, obwohl nicht der Anspruch besteht, »UNbedingt« zu »gewinnen« (IV, 347). Stattdessen wird die »ERFAHRUNG« in den Mittelpunkt gestellt und diese hat damit zu tun, dass ein neues und gesteigertes Sichtbarkeitssetting gemeistert wird, welches eine erhöhte Herausforderung darstellt (vgl. VI, 371–401). Damit wird ebenfalls der vorab formulierte Perfektionsanspruch relativiert, jedoch erst in der Retrospektive, obwohl die Erfahrung bereits expliziter Anlass zur Teilnahme gewesen ist – »ja warum nicht? Also wir können es ja ausprobieren, es ist eine Erfahrung wert« (IV, 300f.).

Im Übungsprozess scheint dies in den Hintergrund zu geraten. Die Anspruchsrelativierung scheint erst in der Retrospektive wieder an Gewicht zu gewinnen. Bemerkenswert ist zudem, auch aus der Perspektive der Tänzerin, dass die beiden erst Zwölfjährigen ihre Choreographie für diesen Auftritt selbst entwickelt haben, was als »ziemlich große Nummer« (IV, 357) eingestuft wird. Sie zeigen damit etwas *Eigenes*, etwas von *sich selbst*, was eine Steigerung zum Vorherigen darstellt und ebenfalls eine Ursache für den wahrgenommenen Druck darstellen kann (vgl. IV, 357).

Die Perspektive der *Erfahrung* wird im »trendsportlichen« Event-Setting ebenso deutlich und mit einer weiteren Facette ergänzt, die »Dabeisein« heißt. Zwar findet sich diese Bedeutungszuschreibung auch in anderen Kontexten und Interviews, sie wird jedoch vom Skater und Kitesurfer besonders hervorgehoben, was explizit damit im Zusammenhang steht, dass ihre Wettkämpfe in *Eventformate* und im Falle des Kitors zudem in *seltene Naturbedingungen* eingebunden sind. Es besteht jedoch ein Unterschied zwischen dem Dabei-Sein des Skaters und dem des Kitors. Zwar ist auch der Skater durch seine Teilnahme am Wettbewerb auf eine Weise sichtbar, die ohne seine Leistungsfähigkeit nicht zu haben ist, sein Dabei-Sein bezieht sich jedoch explizit auf das »Main-Event«, auf dem der Wettbewerb stattfindet, ein Festival. Zudem hat er bereits *kontinuierlich* an Tour-Stopps der deutschen Meisterschaft teilgenommen. Im Falle des Kitesurfers ist es hingegen die *erste* Teilnahme und dieser ist zudem eine *Auswahl per Videoeinsendung* vorausgegangen, was die Perspektive »Dabei-Sein-Dürfen« unterstreicht und deutlich macht, dass die Teilnahmemöglichkeit selektiv ist und bereits ein Wettbewerb vor dem Wettbewerb stattgefunden hat. Er darf also bei dem »Main-Event« sichtbar sein, was bereits eine *Auszeichnung* in sich darstellt, die mit *Anerkennung* einhergeht. Sein Dabei-Sein ist demnach bereits eine *Sichtbarkeit der besonderen Art*, die sich durch die *Seltenheit ihrer Verfügbarkeit* auszeichnet und damit keinesfalls ausschließlich auf das gesellige Dabei-Sein zu reduzieren ist. Aus leistungstheoretischer Perspektive zeichnet es sich spezifisch dadurch aus, dass dieses Dabei-Sein nur unter der Voraussetzung einer entsprechenden Leistungsfähigkeit zu haben ist und mit einem *auszeichnenden Sichtbarkeitsmoment* einhergeht. Diese Einordnung trifft auch auf die Tänzerin zu, die bei der Casting-Show einen besonderen Sichtbarkeitsmoment erfährt. Beide Erfahrungen unterscheiden sich insofern von jener des Skaters, als dass sie *erste* und damit *einzigartige* Sichtbarkeitsmoment in zudem *seltene* und damit *raten Kontexten* darstellen.

Das Thema Dabei-Sein spezifiziert sich in den Ausführungen des Skaters in Richtung eines *Dazugehörens*, das in wechselseitiger Abhängigkeit zur Sichtbarkeit zu stehen scheint. Er spricht darüber, dass die Voraussetzung zur Teilnahme in einer bestimmten Leistungsgruppe der deutschen Meisterschaft darin besteht, einen »richtigen Sponsor« (I, 1157) zu haben, das heißt eine Firma und keinen Shop, wobei auch diese Regeln nicht starr sind und mitunter auch der Faktor des Bekannt-Seins *Zugang* verschafft, »man kennt die ja alle« (I, 1187, vgl. I, 1160–1182). Das »Kennen«

ist jedoch davon abhängig, dass bereits sichtbare Leistungen erbracht worden sind, durch die man sich kennt und zu den Bekannten dazugehört, die weder einen Sponsor noch ein Bewerbungsvideo brauchen, um teilzunehmen (vgl. I 1164–1228). Auch bei der Vergabe von Sponsorings ist Leistung ein zentraler Faktor, wie im Folgenden berichtet wird. Wer bereits sichtbar ist, braucht bestimmte Voraussetzungen nicht mehr zu erfüllen. In dem Ausmaß, in dem Videos vorausgesetzt werden, um Zugang zu erhalten, sind diejenigen im Nachteil, die kein Interesse an der Medialisierung ihrer Leistungen haben, nicht über das entsprechende Equipment, die Medienkompetenz oder die notwendigen kompetenten Filmer*innen verfügen (vgl. I, 1174–1186). Sichtbarkeit herzustellen ist in vielerlei Hinsicht als zentraler Anteil der Leistung anzusehen – und gehört hier sichtlich ganz im Sinne Gebauers (vgl. 1972) als Präsentationsleistung zur Aktionsleistung dazu.

Die Platzierung stellt in diesem Zusammenhang zwar einen Moment besonderer Sichtbarkeit dar, sie wird jedoch nicht als Fokus oder Ursache des Tuns gesehen oder ausgewiesen.

»Es kommt also – GANZ selten vor, dass Leute tatsächlich bei allen Events mitmachen. Und da sieht man glaube ich, dass die PLATZIERUNG und dieses Ganze, dass das nicht so wichtig ist, sondern, dass man sich überlegt, bei welchem EVENT will man dabei sein.« (I, 98–102)

Dass der Skater kaum Wert auf die Platzierungen in seinen Wettkämpfen legt, dürfte auch damit zu tun haben, dass andere Präsentationsformen, wie das Video für ihn einen Stellenwert haben, der die Wettkampfergebnisse relativiert. Zudem deuten seine Ausführungen darüber, dass es nur wenige Skater gibt, die an allen Tour-Stops teilnehmen, um eine Chance auf den Titel des deutschen Meisters zu haben, auf eine in der Szene der Skater*innen im Allgemeinen eher marginale *Bedeutung von Wettkampfergebnissen* hin, was sich mitunter auch durch die Abwesenheit bei Siegerehrungen zeigt (vgl. I, 98–102, 1513–1535). Damit ist jedoch nicht die Ernsthaftigkeit der Wettbewerbsteilnahme oder der dort gezeigten Leistung in Frage gestellt. Vielmehr ist anzunehmen, dass bereits während des Vollzugs der Leistung Anerkennung erfahren wird und die Ergebnisse in Form von Platzierungen deshalb weniger bedeutungsvoll sind, weil es auf den *Stil* ankommt, der sich durch *Einzigartigkeit* auszeichnet und ohnehin nicht in Platzierungen abbildbar ist. Vielmehr ist die Leistung bestenfalls *unvergleichlich*. Die Sichtbarkeit der Skater*innen fokussiert sich auf den Trick, für den eine hohe Leistungsfähigkeit und ein entsprechender Stil selbstverständlich sichtbarkeitsfördernd sind. Zudem zeichnen sich die Events, die der interviewte Skater beschreibt, durch ein hohes Leistungsniveau aus, weshalb Dabei-Sein wichtiger erscheint als die Ergebnisse, was ebenfalls für den Kiter gilt, dem es wichtig ist (VII, 697f.).

Bei dem im Skaten verbreiteten Wettbewerbsformat der »Session« zeigt jede*r seine*ihre Tricks und ist gleichzeitig Fahrer*in, Publikum und Jury. »Das ist eine typische Wettkampfform inzwischen, dass man-, also das gibt es auf bis ins ALLERhöchste Niveau, dass man so genannte Sessions fährt einfach.« (I, 1334). Die Sportler*innen verschaffen sich mit ihrem Können Sichtbarkeit, ohne dass hierfür im engeren Sinne eine abgesteckte Bühne oder ein Zeitpunkt festgelegt ist. Die Teilnehmenden, die zugleich Mitglieder einer Gruppe sind, wechseln sich im Freeflow und Freestyle ab, indem sie gegenseitig füreinander Publikum sind.

»Viele Contests haben auch gar nicht mehr diese STRUKTUR, dass man eine Minute Zeit hat, dann sein Bestes zeigt und dann ist vorbei. Jetzt zum Beispiel vor ein paar Tagen war ich bei einem Event, da war ich auch als Verletzter, habe nur gefilmt, und da war es einfach so, die sind den ganzen Tag durch die Stadt gefahren oder wir. Und sind einfach überall geskated und am Ende hat sich der Skateshop aus [Stadt X], das war in [Stadt X] das Event, hat sich dafür entschieden einen von denen, die da rumgefahren sind, zu sponsern.« (I, 1309–1316)

Auch die Entscheidung über Platzierungen werden mitunter gemeinschaftlich in der Gruppe getroffen. Die Anerkennung der Leistung, die sich gegenseitig gezeigt wird, ist dementsprechend ebenfalls eine, die bisweilen von den Gruppenmitgliedern selbst und damit von Expert*innen vorgenommen und entgegengebracht wird. Die Expert*innenmeinung der anderen Teilnehmenden und Mitfahrenden hat einen besonderen Wert, weil es jene der Szenemitglieder ist. Ebenso wie bei der Jury erhält die Meinung der anderen ihren Wert dadurch, dass diese erfahren haben und wissen, wie schwer es ist, die entsprechende Leistung zu erbringen. Sie können sich aufgrund ihres eigenen Könnens hineinversetzen, kennen die spezifischen Details und technischen Feinheiten, weil sie den Weg selbst gegangen sind. Die anderen, die die Leistung sehen, anerkennen und mitunter bewerten, haben damit eine erfahrungsbasierte Vorstellung von dem *Anspruch*, der hinter der gezeigten Leistung steckt, und können deshalb eine besondere Anerkennung entgegenbringen, die sich von jener der Laien unterscheidet. Es ist eben die Anerkennung der Skater*innen und damit der eigenen Gemeinschaft. Bemerkenswert ist, dass auch in diesem Zusammenhang eine Aussage über den *Druck* gemacht wird:

»Und da ist es dann einfach um diesen Druck wegzunehmen, den viele Skater nicht mögen, dass man in einer Minute oder dass man fünf Versuche hat und davon werden drei gewertet, das ist jetzt eine relativ leistungssportähnliche Art Leistungen zu messen, aber da ist es dann so, ja wer gerade Lust hat zu fahren der macht das, die anderen machen es nicht und dann steht man nicht unter Zeitdruck seine Leistungen zu einem bestimmten Zeitpunkt abzurufen, sondern hat meinetwegen acht Stunden den ganzen Tag über Zeit und kann sich aussuchen, wann

man einen Trick macht und ob man einen Trick macht, WO man ihn macht.« (I, 1344–1355)

Betrachtet man dieses Wettbewerbsformat unter der Perspektive der Steigerung von Sichtbarkeit, lässt sich eine *Ausdehnung der Sichtbarkeit* insbesondere auf zeitlicher Ebene verzeichnen. Das *reduziert den Druck*, der leistungshemmend wirken kann, was relevant ist, sofern die Leistung nicht darin gesehen wird, trotz Druck die entsprechende Leistung abrufen zu können. Damit ist auf unterschiedliche Auffassungen und Schwerpunktsetzungen im Hinblick auf Leistung verwiesen, die entsprechende Präsentationsformen nahelegen. Zudem verbringen die Skater*innen auf diese Weise acht Stunden miteinander, was den Fokus auf Gemeinschaft und Miteinander verdeutlicht. Gleichzeitig wird die Sichtbarkeit *beiläufiger*, sie steht weniger im Fokus als beim klassischen Wettbewerbsformat. Es ist anzunehmen, dass im Format der *gemeinsamen Session* besondere Leistungen zu vollbringen sind, um Aufmerksamkeit und Sichtbarkeit zu erhalten. Aus der Perspektive der Sichtbarkeit von Leistung steht dementsprechend die Frage im Raum, ob dieses Format sogar erhöhte Anforderungen an die Leistung und ihre Sichtbarmachung stellt und dieses Format im Hinblick auf die Sichtbarkeit mit gesteigerten Herausforderungen einhergeht.

Zugleich geben die Sessions den Sportler*innen mehr *Freiheit*, den Zeitpunkt und den Ort für ihre Leistung selbst zu wählen. Zudem sind auf diese Weise mehr Versuche für eine gesteigerte oder möglichst hohe Leistung möglich. Damit wird Raum geschaffen für die *unwahrscheinlicheren Leistungen*, die *nicht immer wiederholbar* sind und sicher gestanden werden können. Die Bedeutung von *Konstanz* wird damit zugunsten des *Unwahrscheinlichen* und *Einzigartigen* und damit zugleich für das *Gesteigerte* geöffnet, weil dieses eben mit Mut zur Lücke, mehr Versuchen und mehr Zeit wahrscheinlicher wird. Da die vollführten Leistungen als »UNVERGLEICHBAR« (I, 1061) eingestuft werden, erscheint das Format der Session eine Möglichkeit zur Anerkennung entsprechender Leistungen zu bieten, weil in acht Stunden ein umfassenderer Eindruck vom gegenseitigen Können gewonnen werden kann. Der Fokus auf das sicher Gekonnte und damit beständig abrufbare versperrt bestimmten Leistungen den Weg. Jedoch geht es dem befragten Skater und seiner Aussage zufolge vielen Skater*innen um genau diese Art des Steigerns ins Unwahrscheinliche. Mit den Sessions wird der Raum für ein Leisten und Steigern geöffnet, das weniger das Wiederholbare fokussiert als das Einzigartige und Einmalige. Damit schaffen die Sessions Sichtbarkeit für das gesteigerte der anderen Art.

Bei »klassischen« Wettkampfformaten sind hingegen enge Zeitlimits vorgegeben, die dementsprechend nach der sicher abrufbaren Leistung fragen, also nach *Konstanz* und *Wiederholbarkeit* (vgl. I, 944). Ebenso wie Sessions haben Videos im Unterschied zum klassischen Wettkampfformat das Potential, *nicht-reproduzierbar-*

re Leistungen festhalten zu können. Darüber hinaus steigern sie die Reichweite der Sichtbarkeit (vgl. I, 298–313).

»Also oft kann man einen Trick. Aber dadurch, dass man einfach von Ort zu Ort fährt oder verschiedene Hindernisse befährt, in verschiedenen Städten und so ist es so, dass man dann an einem Trick meinetwegen eine viertel Stunde, eine halbe Stunde sitzt. Und dann freut man sich, wenn man den als Erinnerung [...] gefilmt hat. Und auch hochladen kann und klar, da ist man dann auch – Stolz drauf.« (I, 252–258)

Videos können damit eine Spezifik einfangen, die sich durch den ständigen *Ortswechsel* und die damit einhergehende *Varianz des Raums* der Leistungserbringung ergibt, was es besonders schwierig macht, Tricks zu wiederholen, weil diese an verschiedenen Hindernissen ausgeführt werden. Aus dieser Perspektive betrachtet lässt sich ohnehin nicht von Wiederholung sprechen. Es ist zwischen dem *Können* des Tricks und der *Anwendung* an einem spezifischen Hindernis zu unterscheiden. Insofern ist der Trick in *Kombination* mit einem spezifischen Hindernis *einmalig* und es lohnt sich daher ihn als *Erinnerung* festzuhalten, weil die Anwendung *ortsbedingt* ist, womit der Ort tendenziell die *Einzigartigkeit* des Tricks miterzeugt. Es erscheint ein Merkmal trendsportlicher Disziplinen zu sein, dass sie die Spezifik und die Vielfalt der Leistungsmöglichkeiten in besonderer Weise anerkennen und für ihr Tun nutzen. Sie haben dementsprechend einen spezifischen *Anspruch an die Präsentationsformen*, welche diese Art und Weise der Leistung abbilden sollen. Verschiedene Präsentationsformen und Medien schaffen einen Sichtbarkeitsraum für verschiedene *Arten von Leistung*. Die Vielfalt der Leistungen in den trendsportlichen Disziplinen erzeugt eine *Vielfalt der Präsentationsformen*, womit die Vielfalt und die Spezifik der Leistungen *anerkannt* wird. »Beim Skateboarden ist es so, dass man viel mehr Möglichkeiten hat Leistung zu entfalten« (I, 935). Die Logik der Disziplin muss der Logik der Präsentationsform entsprechen oder zumindest möglichst nahekommen und umgekehrt.

»Es gab IMMER ALLES eigentlich, also es gab von Anfang an- das ist auch noch eine Art von Leistungen, die ich überhaupt noch nicht erwähnt habe, nämlich die Freestyle-Skater, die machen nämlich- was die machen ist im GRUNDE – Eiskunstlauf.« (I, 1392–1395). Hier spricht der Skater noch immer von den verschiedenen Präsentationsformen und macht deutlich, dass dabei unterschiedliche »Arten von Leistung« gezeigt werden, welche in den verschiedenen Disziplinen des Skatens repräsentiert werden. Die Disziplinen sind von Beginn an eng mit der Präsentationsform verflochten, weil sie einander insofern bedingen, als dass in einem passenden Format die Spezifik der jeweiligen Leistung bestmöglich sichtbar werden kann. Dementsprechend zeichnet sich trendsportliches Leisten im Sinne der Ausdifferenzierung des Sports durch die Vielfalt in den Disziplinen und den Präsentationsfor-

maten aus, was sich in einer zunehmenden Fülle von Präsentationsformen widerspiegelt. Schwier (2008) verweist mit dem Samplingbegriff auf die kreative Neukombination von Teildisziplinen als Charakteristikum in trendsportlichen Settings. Dieses »Sampling« findet sich ebenfalls in der kreativen Implementierung *gesamelter Präsentationsformen* wieder, in denen Anteile aus sportlichem Wettbewerb und künstlerischer Aufführung miteinander neuartig kombiniert werden. Die Sessions sind dafür ein treffendes Beispiel.

Die Frage danach, welches Präsentationsformat die Steigerung der Leistung am besten unterstützt, scheint sich nicht zuletzt auf der Ebene einer *individuellen Stimmigkeit* zu beantworten, wobei die Art der Leistung und das, was genau sichtbar werden soll, bedingt, welches Format im Stande ist, dies bestmöglich zu repräsentieren. Das individuelle Leistungsverständnis liegt der Auswahl der passenden Präsentationsform implizit zugrunde. Persönliche Vorlieben und der beabsichtigte Ausdruck des Selbst lassen bestimmte Präsentationsformen stimmiger erscheinen als andere. Zugleich spielt die Beschaffenheit der Sportkultur und die daraus folgende Sport- und Leistungssozialisation in den trendsportlichen Settings eine beachtliche Rolle. Und diese fokussieren einzigartige Leistungen.

Ganz im Gegensatz zum Präsentieren perfektionierter Leistungen, die konstant Geconnt werden und dementsprechend bei klassischen Wettkampfformaten erfolgreich wären, beschreibt der Skater den Reiz des Skatens gerade darin, *ständig Neues* zu lernen und dafür auf *Sichtbarkeit im Außen* zu »verzichten«.

»Oft ist es so, dass man sehr irrationale Sachen macht. Also man hat zum Beispiel einen Trick, den man besonders gut kann und den man eigentlich als leist- äh, wenn man den Leistungsgedanken verfolgt, dann müsste man sagen: »Okay, den kann ich besonders gut, das heißt, den setze ich viel ein, den baue ich aus und so weiter.« Aber bei mir ist es dann oft so, dann denk ich mir: »Ja, den kann ich jetzt gut, dann lasse ich ihn halt, weil es ist jetzt nichts Besonderes mehr den zu machen.« Der würde dann bei einem Wettbewerb viele Punkte geben, der würde in einem Video gut aussehen, ich könnte den ständig an besonders anspruchsvollen Hindernissen ausführen, würde in Magazine kommen oder sonst was, aber dann denkt man sich manchmal auch: »Ja, ne, der klappt immer, ist irgendwie langweilig geworden, ich mache lieber was anderes.« Und, ja dann, also oft fragt man sich da- also ich frage mich das auch bei anderen: »Oh Gott, der konnte so gute one-eighty-backfoot-flips und der macht die einfach ÜBERhaupt nicht mehr.« Und das ist dann irgendwie so. Dann frage ich die Leute: »Warum lässt du den auf einmal, der hat doch so gut geklappt.« Und die sagen genau dasselbe über meine Tricks, die ich nicht mehr mache, dass die irgendwie an Reiz verloren haben, dadurch, dass man sie schon so oft gemacht hat. Also das geht glaube ich auch vielen Skatern darum, immer was Neues zu machen und immer was anderes.« (I, 702–729)

Der *Reiz des Neuen* wird mitunter der Sichtbarkeit im Außen vorgezogen, die mit sozialer Anerkennung verbunden wäre. Dieses Handeln wird als »irrational« bezeichnet, was mit der Wahrnehmung gesellschaftlicher Werte zusammenhängt, nach denen die Sichtbarkeit und Anerkennung im Außen einen großen Wert innehat und dementsprechend danach zu streben ist, diese in möglichst großem Ausmaß zu erreichen und sich stets für diese zu entscheiden. Das Leistungsverständnis des Skaters ist jedoch ein anderes, er legt Wert auf das *ständig Neue*, auf *Vielseitigkeit* und eine damit einhergehende Erfahrung, die mit der *Abwesenheit von Langeweile* und der *Anwesenheit von Spaß* zu tun hat. Dementsprechend wird auf dieser Ebene *Diskontinuität* gewählt, obwohl diese Entscheidung mitunter gesteigerte Sichtbarkeitsmöglichkeiten ausschlägt. Der Sportler sieht sein Handeln als von der Steigerungslogik und der gesellschaftlichen Norm abweichend, weil diese die Sichtbarkeit im Außen priorisiert – so seine Wahrnehmung. Zugleich wird auch in seiner Handlungslogik Steigerung fokussiert, es handelt sich jedoch um eine andere *Auslegung des Leistungsprinzips*. Dabei – und das ist die wichtige Differenz – wird die Bedeutung von äußerer und prominent platzierter Sichtbarkeit der Leistung abgezogen, weil andere *Maxime* – jene nach dem immer Neuen – handlungsleitend sind. Ob dies jedoch langfristig tatsächlich eine geringere Sichtbarkeit bedeutet, ist nicht entschieden. Schließlich ist auch hier nach einer anderen Art der Sichtbarkeit – nach einer anderen Perspektive – zu fragen. »Das ist nicht so in Richtung [...], dass ich mich gegenüber anderen irgendwie definieren will, sondern eher gegenüber mir ((zögernd)) selbst, glaube ich.« (I, 289ff.). Welche Rolle die gegenseitige Wertschätzung und der Austausch innerhalb der kleineren Gemeinschaft im Zusammenhang mit dieser *anderen Art der Sichtbarkeit* spielt, soll im nächsten Kapitel (3.3) vertieft werden. Aus der Perspektive eines klassischen Leistungsverständnisses, welches auch er in diesem Zusammenhang anlegt, erscheint es ihm »irrational« (ebd.), das Neue der unmittelbaren Sichtbarkeit vorzuziehen. Insofern sich mit dieser am Neuen ausgerichteten Steigerung jedoch langfristig andere – und subjektiv bedeutungsvollere – Sichtbarkeitsdimensionen und Erfahrungen eröffnen können, handelt es sich um eine *andere Art von Rationalität*.⁷

7 Der von Schulze (vgl. 1992) geprägte Begriff der Erlebnistrationalität ist hier nur eine Facette des Handelns. Aus der Perspektive einer Theorie des Leistens wäre die Logik als reine Erlebnisorientierung fehl- oder zumindest unzureichend beschrieben, insofern es den Sportler*innen hier explizit um das Neue geht, das sie erleisten. Sie erkaufen sich nicht ein neues Erlebnis in Form eines Bungee-Jumps, sondern erüben sich die Kompetenz etwas Neues tun zu können. Genau diese Facette gilt es aus der Perspektive einer Theorie des Leistens in den Vordergrund zu rücken, ohne die des Erlebens und Erfahrens zu vernachlässigen. Sie wird in Kapitel 3.4 genauer betrachtet. Hinzu kommt die im nächsten Kapitel (3.3) zu diskutierende Bedeutung der gegenseitigen Sichtbarkeit innerhalb des Freund*innenkreises, die eine weitere Perspektive dieser anderen Rationalität darzustellen scheint.

Der »Reiz«, von dem der Sportler spricht, entsteht durch *Interesse* und dieses richtet sich auf das Neue und noch nicht Erlebte. Das Neue verspricht eine neue Erfahrung und auch diese ist als Teil des Anreizes zu sehen, mit bedenkend, dass diese immer einen neuen Aneignungsprozess voraussetzt. Damit vermeidet er *Langeweile* und *Wiederholung*. Es ist hier eine besondere Art der Steigerung angesprochen, die sich an *Innovation* ausrichtet. Ob sich diese Innovation im Hinblick auf eine *individuelle Bezugsnorm* oder auf das *Absolute* definiert, ist dabei erst einmal zweitrangig. Der Wert der Innovation lässt Sichtbarkeitsmöglichkeiten, die nur mit Wiederholung zu haben wären, uninteressant erscheinen – schließlich hat der Weg zur Leistung mitunter bereits mit nahezu endlos erscheinenden Wiederholungen zu tun gehabt. Was als Innovation wahrgenommen wird, differenziert sich auf der Ebene des subjektiven Empfindens und der angelegten Perspektive aus.

Ebenfalls werden bestimmte Tricks beibehalten, wobei dies nicht als langweile Wiederholung empfunden wird. »Ja, aber es gibt auch andere Tricks, die ich von Anfang an mache und immer noch am liebsten mache. Also das ist mal so mal so. Das ist echt, man entscheidet sich da komplett aus dem Bauch heraus und echt nach Lage, nach Spaß einfach.« (I, 745–752). Es gibt demnach ebenfalls die Variante von Kontinuität, die wiederum Spezialisierungs- und Steigerungsmöglichkeiten mit sich bringt. In diesem Fall ist Sichtbarkeit nicht das Entscheidungskriterium, an dem das Handeln ausgerichtet wird. Es sind das Gefühl und der Spaß an der Leistung. Die Möglichkeiten für Sichtbarkeit scheinen sich vielmehr im Prozess zu ergeben, als dass sie das Ziel des Tuns wären. Sichtbarkeit bleibt damit zeitlich und wesentlich durch die individuelle *Betrachtungs- und Bezugsperspektive* bedingt. Äußere Sichtbarkeit erscheint für den interviewten Skater ein Nebenprodukt zu sein, sie wird nicht strategisch verfolgt und zum Ziel erklärt. Sie ist kein Selbstzweck, sondern Teil eines hilfreichen Feedbacks, das zum weiteren Steigern anspricht.

In diesem Sinne kann bereits der Applaus oder die bloße Anwesenheit von Zuschauenden das Leisten und Steigern unterstützen (vgl. III, 820 & 818). Und auch ohne Rückmeldung von zuschauenden Außenstehenden machen sich Sportler*innen ihre Leistung und Fortschritte sichtbar und nutzen dafür Medien, die vor allem Rückmeldung über das quantitative Ausmaß der Leistung geben, beispielweise die Höhe von Sprüngen (vgl. VII, 251) oder die Schnelligkeit von Läufen (vgl. II, 450). Die Sichtbarkeit nach Außen kann sowohl durch ihr Feedbackpotential als auch durch die erfahrbare Anerkennung unterstützend wirken, wobei die Art des Feedbacks – wie beschrieben – zwischen allgemeiner Anerkennung und einem expliziten Feedback mit Verbesserungsvorschlägen variiert.

Einige Interviewstellen verweisen explizit auf die Bedeutung der eigenen Anerkennung und damit auf eine Sichtbarkeit im Innen. »Im Endeffekt muss man ja selber zufrieden sein mit, was man MACHT.« (VII, 332f.). Mit dieser Betrachtungsperspektive soll der Sichtbarkeit im Außen nicht ihre Bedeutung entzogen werden. Vielmehr wird dieser Kategorie eine weitere Perspektive der Sichtbarkeit zur Seite

gestellt, die als bedeutungsvoller Teil des Leistens im Sinne eines *sich selbst Sehens und Anerkennens* anzusehen ist.

Die Perspektive des »Irrationalen« hängt mit der *äußeren Un-Sichtbarkeit* der Leistung zusammen und wird von Momenten und Lernprozessen unterstrichen, deren konkrete Ergebnisse final unsichtbar bleiben, was durch die *außerordentliche Komplexität* von Leistungen bedingt ist. Der Skater berichtet von der *Nicht-Wiederholbarkeit* von Leistungen aufgrund ihres hohen technischen Anspruchs (vgl. I, 806), wodurch es zu Situationen folgender Art kommt:

»Und dann ist es manchmal so, dass ich drei Stunden lang einen Trick probiere, bis er geklappt hat und dann fahre ich mit einem breiten Grinsen wieder nach Hause. Und – aber dann erfährt nie jemand, dass ich den Trick gemacht habe.« (I, 806–814).

Auf die Nachfrage, ob er diesen Trick zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal in Anwesenheit Anderer vollführen wird, erklärt der Sportler, dass er diesen spezifischen Trick nicht wiederholen wird und dieser damit unsichtbar bleibt.

»Das kommt nicht vor, weil das dann tatsächlich Tricks sind, die so lange gedauert haben die habe ich dann für mich sozusagen abgehakt also es gibt ein paar Tricks die sind- also das sind Kombinationen von so vielen Tricks und so viel technischer – so viel technischem Anspruch – das würde dann beim nächsten Mal wieder drei Stunden dauern und irgendwie habe ich mir die dann im Kopf schon abgehakt und dann habe ich gar nicht mehr so viel Motivation den nochmal zu schaffen.« (I, 811–818)

Zwar bleibt der spezifische Trick unsichtbar, die im Lernprozess erworbenen Kompetenzen, Fähigkeiten und Fertigkeiten werden jedoch im weiteren Tun auch für andere sichtbar. Die einzelnen Bestandteile des Tricks werden weiter genutzt und später in neue Trickkombinationen eingebaut. Damit verweist er abermals auf das Prinzip des ständig Neuen und damit auf die Steigerung als zentrale Kategorie des Tuns.

Auch wenn der Sportler hier entgegen Langeweile und Wiederholung handelt und das derart vollzogene Tun zum Idealbild tatsächlicher, echter Steigerung erklärt werden kann, findet sich im Folgenden eine interessante Wendung im Hinblick auf die Einschätzung des eigenen Leistungsvermögens, die einen Zusammenhang zwischen Lernen und Reproduzierbarkeit enthält: »Man hat den Trick eigentlich nie gelernt. Man hat ihn nur einmal aus Riesenglück und Zufall und lange Durchhaltevermögen und so weiter, - hat man ihn einmal geschafft.« (I, 833ff.). Diese Einschätzung relativiert das eigene Können insofern, dass das Gelingen zumindest teilweise unbeflussbaren, externen Größen wie »Glück« und »Zufall« zugesprochen wird. Der

Trick ist nicht gelernt, weil er nicht wiederholbar ist. Zugleich wird der zentrale Faktor *Durchhaltevermögen* benannt, der die Kontinuität des Tuns im Sinne eines Ehrgeizes beschreibt und das Weitermachen gewährleistet. Dass »Glück« und »Zufall« eine bedeutende Rolle zugesprochen werden, kann mit der Komplexität der Leistung in Zusammenhang gebracht werden, die das Gelingen derart unwahrscheinlich erscheinen lässt. Damit ist auf eine besondere Dimension des Steigerns verwiesen, die wegen des hohen Anspruchs, das *Durchhalten* zur zentralen Leistung erklärt. Schließlich macht das kontinuierliche Tun, das Gelingen des Unwahrscheinlichen wahrscheinlicher und ist damit logischerweise der zentrale Faktor für Steigerung, die eben keine schlichte Wiederholung bedeutet.

Auch wenn derartig komplexe Leistungen eine Tendenz zur Unsichtbarkeit enthalten, werden zugleich vielfältige Kompetenzen erworben, die im weiteren Verlauf des Tuns sichtbar werden. So wie spezifische Elemente kombiniert werden und eine einmalige unsichtbare Leistung ermöglichen, werden ebenfalls Elemente geübt, die später weiterverwendet werden. Im Spezifischen wird neue Vielseitigkeit gelernt, die dann sichtbar werden kann. Daraus ergibt sich die Steigerung, die sichtbar oder zumindest für den Aktiven erfahrbar und damit innerlich sichtbar wird.

»Dann sind das Tricks, die man im Einzelnen vielleicht schon vorher konnte, also nur das Reinflippen und auf zwei Rädern, aber man hat noch nie das geschafft, dass man dann nochmal flippt und nochmal. Also so ungefähr kann man sich das dann vorstellen und die einzelnen Bestandteile des Tricks, die mache ich sicherlich noch häufiger, aber speziell diese Kombination, die war dann für den einen Tag.« (I, 848–858)

Die stetige Steigerung wird durch die Neukombination von Elementen möglich, wobei die Kombinationen an Komplexität und Anspruch zunehmen. Das Beherrschen einzelner Elemente ermöglicht Steigerung in der Form des noch nicht Zusammengefügtens oder eines noch mehr Hinzugefügten. Die einzelnen Bestandteile können weiterverwendet werden, aber die gleiche Kombination ist keine Steigerung und damit uninteressant. Die spezifische Kombination überdauert nicht. Auf dieser Ebene wird Diskontinuität gewählt, um dem Neuen Raum zu geben, sodass mit dem kontinuierlichen Üben zu einem anderen Zeitpunkt eine neue, gesteigerte Kombination auf der Grundlage der neu hinzugewonnenen Kompetenzen und Elementkombinationen wieder komplexere Kombinationen möglich werden. In diesem Prozess bleiben einzelne Leistungen unsichtbar für das Außen, aber die erwerbene gesteigerte Leistungsfähigkeit behält ihr Potential zur Sichtbarkeit und ist vor allem nach innen sichtbar- und spürbar.

Im Gegensatz zu den unsichtbaren Leistungen stehen die festgehaltenen und sichtbar gemachten absoluten Höchstleistungen.

»Oder das ist für mich auch ein Wert – ne? Dass man irgendwie, irgendwas da lässt was halt wenige Personen in der Welt halt irgendwie geschafft haben. So was halt irgendwie auch ein Ziel ist für viele Leute. Für die eine Person ist es [...] voll wichtig, dass die am schnellsten Laufen kann, der Andere will am höchsten Springen, ne? Es gibt ja irgendwie Leute, die halt für irgendwas-, die haben sich irgendwas ausgesucht, was sie absolut am besten machen können wollen und mit Training und dem richtigen Anspruch und das richtige – ja den richtigen [...] WEG zu finden, das zu schaffen [...]. das ist krass, das ist- muss man schon respektieren, dass die Leute halt irgendwann so fähig sind, das KRASSESTE zu machen, was es in der Zeit dann gibt.« (VII, 303–317)

Sichtbarkeit für eine Leistung herzustellen, ermöglicht es, die Leistung als etwas von sich, als Beitrag zu dem Sport zu *hinterlassen*. Aus dieser Perspektive scheint es nicht verwunderlich, dass der absoluten Höchstleistung ein besonderer Stellenwert zugesprochen wird. Neben einem Sichtbarmachen zum Zweck des *Sich-Erinnerns* geht es dann um ein *Erinnert-Werden*. Aus der Perspektive der absoluten Steigerung geht es in diesem Fall um besonders seltene Leistungen, weil diese eine Sichtbarkeit besonderer Reichweite erhalten können.

Bemerkenswert ist an dieser Stelle die Perspektive auf den Prozess. Der Leistende erkennt nicht nur das Ergebnis an, sondern sieht den Weg, die Übung und das Training, und erkennt explizit auch den Prozess an, den der Höchstleistende durchlaufen ist. Insbesondere fällt ihm auf, dass es den »*richtigen WEG zu finden*« gilt, um »*fähig*« (ebd.) zu sein und eine absolute Höchstleistung erbringen zu können. Zur Fähigkeit gehört der Weg und damit der Prozess, der weit umfassender ist, als es auf den ersten Blick erscheint. Schließlich haben die Höchstleistenden herausgefunden, wie es ihnen möglich ist, den Superlativ zu erreichen, und sie sind diesen Weg mit allen Herausforderungen bis zum vorläufigen Ende gegangen. Die Beschreibung »*das KRASSESTE*« (ebd.) weist auf das extreme Ausmaß des Könnens und die Überraschung hin, die in diesem Tun liegt.⁸ Es ist außeralltätlich und unerwartet, obwohl es im Sinne der Steigerungslogik erwartbar ist. Trotzdem hat die weitere Steigerung immer den Anschein des Unwahrscheinlichen, sodass sie überraschend bleibt. Schließlich ist allgemein klar, wie hoch der Anspruch der weiteren absoluten Steigerung der Leistung ist. Der interviewte Sportler erkennt die Bedeutung dieses Anspruches, der für derartige Steigerungsleistungen vorliegen und von den Höchstleistenden verinnerlicht worden ist, ebenso wie den Weg, auf den

8 Das Wort »krass« ist als superlativistisches Kraftwort seit Ende des 18. Jahrhunderts besonders in der Studierendensprache verwendet worden und stammt vom lateinischen »crassus« (dick, fett, furchtbar), ist jedoch vermengt mit »grässlich«. Und wird heute als Adjektiv zur Beschreibung des besonders Extremen und Intensiven sowohl in begeisterter Weise als auch im Sinne des Furchtbaren genutzt (vgl. Duden 2023, vgl. Kompetenzzentrum – Trier Center for Digital Humanities 2023).

sie sich damit begeben haben und auf dem sie kontinuierlich verblieben sind, um Entsprechendes leisten zu können. Es ist nicht verwunderlich, dass das Wort »record«, das »aufzeichnen« bedeutet, für festhaltenswürdige Höchstleistungen steht. Außergewöhnliches gilt es festzuhalten, im 15. Jahrhundert ebenso wie im 21., wobei die Sichtbarkeit an Reichweite und medialer Vielfalt gewonnen hat. Die Anerkennung, die der Sportler zur Pflicht erklärt, gilt explizit der im Prozess erworbenen *Fähigkeit*, nicht ohne die *Vergänglichkeit der Höchstleistung* zu bemerken.

3.2.2 Messbarkeit, Medien und Stil

»Einfach weil – na letztes Jahr war so an die zwanzig Meter. Dieses Jahr war es so irgendwie schon dreiundzwanzig Meter und jetzt noch mal zwei Meter drauf einfach noch mal, über die Zahl. Jetzt immer noch mal mehr Kontrolle bekommen [...] und jetzt noch mal gucken, dass ich noch mal höher komme einfach, einfach weil das geil ist, einfach weil – wenn man höher fliegt, fliegt man auch länger. Und man sieht immer noch mehr von da oben und das ist ein geiles Gefühl da oben zu sein und ›woah‹ – irgendwie über die Kites zu fliegen und zu denken: ›Oha, das wird so ein weiter Weg.« (VII, 1265–1273)

Die Logik der Steigerung bildet sich in der *Zahl* ab und wird mit ihr mess- und bestimmbar. Die Zahl als *Messergebnis* erscheint *eindeutig*, womit in der gemessenen Leistung ein *Steigerungsbeleg* zu finden ist. Mit der Zahl gibt es auf jeden Fall ein festgehaltenes, sichtbares und zudem leicht *verständliches* und *vergleichbares* Ergebnis. Jeder versteht und weiß, dass 25 mehr ist als 23 und 20. Die Leistung als Zahl ist für ein breites Publikum zugänglich. Selbstverständlich gilt es, diese Zahl kontinuierlich zu steigern.⁹

In diesem Zitat wird zudem bereits deutlich, dass es nicht allein um die Zahl und das Messergebnis geht, sondern darum, dass mit der Höhe, die in diesem Fall in Metern gemessen und gesteigert wird, ein *Erlebnis* einhergeht, welches sich ebenfalls steigert. Es folgt auf die Zahlenlogik eine Beschreibung des *besonderen* und *innovativen Erlebnisses*, welches längeres Fliegen – als ohnehin *ungewöhnliche und außeralltägliche Aktivität* –, eine *erhabene* und *erweiterte Perspektive* sowie ein *herausragendes* Gefühl beinhaltet. Zugleich verweist der Sportler auf die zentrale Kompetenz, die für die Steigerung des Messwertes notwendig ist: *Kontrolle*. Sie ist die Voraussetzung für die messbare Steigerung.

9 Dementsprechend ist es fast selbstverständlich, dass der befragte Sportler 2,5 Jahre nach dem Interview einen Messwert von 32,7 Metern verzeichnen kann und sich damit weltweit auf Platz zehn der Rangliste der Männer befindet. Gemessen und festgehalten werden diese Ergebnisse mit dem Messgerät »WOO« und mit der dazugehörigen gleichnamigen App in einsehbare Ranglisten eingefügt (vgl. WOO Sports 2023).

Zahlen definieren darüber hinaus Ziele: »Das Ziel für dieses Jahr ist auf jeden Fall über die 25 Meter zu springen beim Kiten. Das ist mein Ziel dieses Jahr. Auf jeden Fall, das will ich schaffen.« (VII, 1259ff.). Dementsprechend haben die Zahlen und Messwerte Bedeutung für die Ausrichtung der weiteren Steigerung. Sie geben einen *konkreten Anhaltspunkt* und geben dementsprechend *Orientierung* für das weitere Tun. Das Ziel begründet und bedingt sich aus der vorherigen Zahl, »einfach weil letztes Jahr [...]. Dieses Jahr [...] und jetzt noch [...] mal über die Zahl.« (VII, 1265–1268). Es erscheint als stringente, sich selbst erzeugende und in sich selbst begründete stimmige Logik, die damit zunächst keiner weiteren Begründung bedarf. Was ist naheliegender und selbstverständlicher als eine weitere Steigerung der Zahl im Zeitverlauf? Damit gibt der Messwert Anlass zum weiteren kontinuierlichen Tun. Was hier absolut und rational fokussiert auf die Zahl erscheint, ist jedoch bereits durch das einleitende Zitat in den entsprechenden Kontext des Erlebens gesetzt worden und es ist zu bedenken, dass beides stets miteinander verbunden ist. Zudem sind entsprechende Messwerte zwar Teil eines gehobenen *Stils*, es ist jedoch keinesfalls das einzige Stilkriterium. Im Folgenden wird sich zeigen, inwiefern ein allein auf die Zahl gerichteter Fokus *Enttäuschungspotential* mit sich bringt und worum es, über diese Perspektive der Messung hinaus, geht.

Zahlen und Messungen geben eine wichtige Rückmeldung über den Leistungsstand, die der *Selbstvergewisserung* dient. Messungen in Form von Tests ergänzen den subjektiven Eindruck der Sportler*innen. »Also ich mache SCHON ab und zu mal so ein paar kleine Tests für mich, dass ich sage: »Okay, ich bin jetzt da und da.« Das finde ich, muss auch sein, weil sonst ist das einfach ZU subjektiv.« (II, 209–215). Das eigene Gefühl reicht in diesem Fall nicht aus, das subjektive Empfinden wird durch vergleichsweise objektive Messungen *belegt*. Der *Beweis* wird dem Vertrauen zur Seite gestellt, der das Gefühl unterstützt, es belegt oder widerlegt (vgl. II, 215–223). Die gemessene Zahl ist damit ein wichtiger Aspekt des strukturierten und planvollen kontinuierlichen Steigerungshandelns, das äußerlich sichtbar ist und damit dem Subjekt einen äußeren *Bezugspunkt* gibt.

Zugleich findet sich in den Daten jedoch das Problem, dass Messergebnisse nicht mit dem Gefühl über die eigene Leistung *übereinstimmen*, was noch durch das Problem der fehlenden *Messgenauigkeit* verstärkt wird, welches im Folgenden thematisiert wird. Beide Phänomene deuten, dem Eingangszitat weiter folgend, auf die Frage nach der *Autonomie* der Zahl und der *Messbarkeit* von Leistungen hin. Weil das *Sichtbarmachen* und *Festhalten* von Leistungen, wie im vorangegangenen Kapitel beschrieben, im Steigerungsprozess für *Feedback*, *Anerkennung* und *Ausdruck* bedeutungsvoll ist, geht es darum, trotz der *Abbildungsproblematik*, ein Gesamtbild der Leistung zu kreieren, wobei *Medienkompetenz* von zentraler Bedeutung ist. Gerade weil sich die Sportler*innen an diesen *Grenzen der Abbildbarkeit* abarbeiten, erscheint es bedeutungsvoll, das Erlebnis immer wieder in den Vordergrund zu stellen. Weil die Sportler*innen mit den *Unzulänglichkeiten der Präsentation* – insbe-

sondere jener der Abbildbarkeit – konfrontiert sind, erscheint die Besinnung auf das eigene Erleben zentral. Zugleich ist zu bedenken, dass die gemessene Leistung und die Unzulänglichkeit der Messung eine Resonanz auf leiblicher Ebene erzeugt, die jenes Erleben trüben kann.

»Wenn man eine Session hatte und [...] man hat halt – das Gefühl gehabt, man springt hoch, springt super hoch, man springt höher als dass man dachte und [...] dieses Gerät, diese Maschine, dieser Computer sagt nicht [...], dann ist natürlich dein GeFÜHL über die Session nicht mehr so gut, wie das war bevor du wusstest was die Zahl war.« (VII, 373–381)

Der Sportler beschreibt hier, wie das eigene *Gefühl von Steigerung* von der Messung nicht *bestätigt* beziehungsweise gemindert wird. Damit ist eine weitere Ebene des Gefühls angesprochen, die jene des Eingangszitats ergänzt, in dem das Erleben während des Tuns betont wurde. Hier handelt es sich um ein *Feedbackgefühl*, welches den Sportler*innen vermittelt, dass sie eine gesteigerte Leistung vollbracht haben. Wird dieses jedoch von der Autorität des Messinstruments in Frage gestellt, folgt darauf ein Gefühl von *Enttäuschung*. Diese Enttäuschung bezieht sich zum einen darauf, dass es kein dem Gefühl entsprechendes, gesteigertes und damit präsentationswürdiges Messergebnis gibt und zum anderen auf das Unbehagen gegenüber dem Gerät, das hier distanzierend mit verschiedenen technischen Begrifflichkeiten benannt wird. Diese *Distanzierung* erscheint bedeutungsvoll, weil sie die eigene *Autorität* über die des Geräts stellt, insofern dem eigenen Gefühl mehr Bedeutung geschenkt wird als dem Messergebnis. Dies dürfte wesentlich dazu beitragen, die Kontinuität des Tuns zu sichern. Zum Zweck der Zufriedenheit wird der eigenen Wahrnehmung Priorität gegeben, weil andernfalls das Gefühl der Enttäuschung zurückbleibt. Die Zahl wird hier nicht über das Empfinden gestellt. Die Art des Ausdrucks über das »Ding« deutet auf eine gewisse Abneigung hin, die aus der *Nicht-Übereinstimmung* resultiert, womit das eigene Gefühl und damit das *Vertrauen* in sich selbst und die eigene *Einschätzungsfähigkeit* in Frage gestellt wird, die als zentraler Bestandteil der Leistungsfähigkeit anzusehen ist. Bemerkenswert ist im Folgenden, dass das Gerät zwischenzeitlich das vorerst positive Gefühl über die eigene Leistung verschlechtert, bis der Sportler reflektierend und regulierend eingreift, um dieses vom Messergebnis hervorgerufene Gefühl zu relativieren und seine Autorität zurückzuerlangen. Der Sportler hat eine eindeutige Antwort darauf, wer schlussendlich über die *Bewertung der Leistung* entscheidet beziehungsweise was überhaupt zu *bewerten* ist und worin die Bedeutung des Tuns besteht.

»Kiten ist schon ein Sport – wo man (6) mehr zufrieden sein muss mit der Session als die Ergebnisse, obwohl die Ergebnisse auch zählen, aber man sollte immer diesen Spaß, dieses Schöne daran mehr bewerten als was man halt mal geschafft

hat. Das ist immer interessant, wenn man das mal geschafft hat, aber im Endeffekt, wenn man Leuten davon erzählt, was Kiten so cool macht und so ist NICHT, dass man halt: ›Wow, man kann sich MEGA hoch in so eine Liste einfügen mit dem krassesten Sprung, sondern Kiten ist dafür da, einfach auf dem Wasser richtig viel Spaß zu haben.« (VII, 385–397)

Die Platzierungen sind als präsentierbare Ergebnisse zwar wichtig, jedoch nicht das, was den Sport für den Sportler ausmacht, die Kontinuität des Tuns und damit die weitere Steigerung sichert. Die Begeisterung für den Sport lebt nicht von den Ergebnissen, sondern von Gefühlen und Bedeutungszuschreibungen. Es geht um »ein krass *freies Gefühl*« (VII, 402) von *Selbstbestimmtheit* und darum, die *Natur zu nutzen*. Es geht explizit um *den Genuss des Leistens*: »Man soll sich auf jeden Fall darauf fokussieren immer wieder eine schöne Zeit zu haben auf dem Wasser.« (VII, 407ff.). Die Leistung besteht demnach ganz im Sinne Klafkis (1972) auch darin, zufrieden mit der Session zu sein und Leistungsfreude unabhängig vom Ergebnis erfahren zu können. Die Freude an der Leistung und dem, was durch sie gefühlt werden kann, ist als Teil des Stils anzusehen, der nach außen verkörpert und präsentiert wird – dies gilt fast unabhängig von ihrem objektiven Ausmaß. Die Leistungsfreude ist ebenfalls Teil dessen, was aktiv nach außen kommuniziert und gezeigt wird.

Trotzdem ist das Messen auch für diesen Sportler eine wichtige Feedbackmethode, die ihn in der weiteren Steigerung unterstützt. Die Rückmeldung durch das Messgeräts wird als zusätzliche Informationsquelle über das Steigerungspotential genutzt, obwohl die Messwerte *ungenau* und damit kaum *valide* sind. Zur weiteren *Überprüfung der Messung* wird das *Video* herangezogen. Beide Quellen werden miteinander verglichen, um »sicher« (VII, 256) über die Angaben zu sein. Teilweise werden auch zwei Messgeräte gleichzeitig auf dem Brett installiert, die dann einen Unterschied von mehreren Metern im Hinblick auf die Höhe eines Sprungs angeben, was die Messungenauigkeiten belegt, ebenso wie es die Messung als Ganze *relativiert* (vgl. VII, 251–274).

»Welchen von beiden muss man glauben, ne? Man nimmt immer so ungefähr die Mitte. Ja, aber im Endeffekt so, wenn man nur einen nimmt, dann kann man halt immer sagen: ›Okay, war entweder ein bisschen mehr oder ein bisschen weniger. Ungefähr war ich über zehn Meter.« Und das gibt schon mal an: Okay, für einen Trick, den man neu ÜBT«. (VII, 274–279)

Das Messen gibt trotz divergenter Angaben eine *Orientierung*, auch wenn Ungewissheit über die Aussagekraft der Messung besteht. Das Messgerät macht eine Angabe, auf die sich die Sportler*innen in der Kommunikation mit anderen *berufen* können, es ist nicht mehr das *subjektive Empfinden* allein. Es handelt sich um eine Form der *Selbstvergewisserung*, mit der das eigene Tun und Empfinden *belegt* wird. Das Mess-

gerät *unterstreicht* die Glaubwürdigkeit der Angabe, obwohl es ungenau ist. Die *objektivierte* Messung *unterstützt* damit das subjektive Empfinden als *Beweis und Orientierungswert*, der sowohl für die intra- als auch für die interindividuelle Kommunikation von Bedeutung ist. Die Zahl ist dafür vertrauenswürdiger. Die Macht der Zahl wird nicht einmal von ihrer eigenen Ungenauigkeit untergraben. Auch der befragte Sportler erhält von dem Messgerät eine Rückmeldung in Form einer *Bestätigung* oder einer *Nicht-Bestätigung* darüber, wie hoch er gesprungen ist. Auf diese Weise erlernt der Sportler die *Einschätzungsfähigkeit*, die ohne Orientierungswert, ohne äußere Rückmeldung, keinen Anhaltspunkt hätte. Der Messwert hat damit Bedeutung für den Lern- und Steigerungsprozess. Der genaue Wert spielt aus dieser Perspektive keine Rolle. »Man kann so ungefähr einschätzen: ›Okay, so hoch war ich, okay, ne?« (VII, 281f.). Erst dann, wenn ein Messergebnis zu einer Platzierung in einer Rangliste führt, die in der zugehörigen App generiert wird, erscheint die fehlende *Reliabilität* relevant.

Es fällt zudem auf, dass der Messwert im Hinblick auf den Lernprozess *relativiert* wird. Der Anspruch und die Bewertung »okay« richten sich am Standpunkt im Übungsprozess aus und haben an dieser Stelle keinen absoluten Bezugswert. Zehn Meter sind »okay« als Höhe »für einen Trick, den man neu ÜBT.« (VII, 279). Was sich in Übung befindet, gilt es kontinuierlich zu steigern. »Jeden TRICK kann man halt auch immer verbessern in der Höhe im Endeffekt.« (VII, 280f.). Es soll demnach sowohl der Messwert, die Höhe, als auch die Komplexität dessen gesteigert werden, was in der Höhe stattfindet. Die Rückmeldung des Messgeräts wird nicht pauschal über das *eigene Empfinden* gestellt, vielmehr ergänzt sich beides gegenseitig und wird konkret am eigenen Anspruch gemessen, welcher wiederum mit dem Ausmaß an Kontinuität des Übens zusammenhängt.

Worüber der Messwert kaum eine Aussage trifft, ist der *Stil*, die Art und Weise, mit der der Sprung ausgeführt wird. Schließlich beinhaltet springen »nicht NUR hoch, man will ja auch irgendwelche Tricks machen in einer bestimmten Höhe, weil das noch ein bisschen – ja, krasser aussieht im Endeffekt.« (VII, 284ff.). Es geht demnach nicht »NUR« (ebd.) um eine Dimension der Steigerung, sondern um weitere Ansprüche und Dimensionen. Die weitere Steigerung ergibt sich aus der Kombination von Höhe und trickreichem Tun. Es geht um *Komplexität*. Zur *quantitativen* Dimension kommt die *qualitative* hinzu. Die Kombination dieser Steigerungsdimensionen hat eine antizipierte Außenwirkung, die laut der Aussage des Akteurs ebenfalls von Bedeutung ist. Es sieht noch »krasser« (ebd.) aus. Dieser *umfassende Anspruch* macht den Stil des Leistenden aus: »Mit der Rotation kann man halt auch immer weiter und höher kommen« (VII, 282f.). Der Stil des Leistenden kennzeichnet sich durch die stetige Komplexitätssteigerung, die nach immer neuen Dimensionen und dem Hinzufügen weiterer Herausforderungen fragt.

»Was kann ich jetzt irgendwie GEILER machen, dass es mir noch besser gefällt in dieser Stellung so zu drehen und noch was zu grabben, also irgendwie das Board noch irgendwie anzufassen, indem man in der Luft ist bei der Rotation. Und noch irgendwie, GENAU so ein bisschen mehr Stil reinbringen, dass das noch ein bisschen, ja, krasser ist irgendwie.« (VII, 569–574)

Der Stil besteht in der *Art der Ausführung*. Es werden zusätzliche Schwierigkeitsgrade eingebaut, die den Stil markieren. Stil impliziert Können und Steigerung. Das »Grabben« (ebd.) des Boards kann eben nicht vom Einsteiger vollführt werden, der den Trick zum ersten Mal macht. Dass der Sportler derartige Details hinzufügt, zeigt sein fortgeschrittenes Können und lässt auf die Beherrschung der Leistung schließen. Die zusätzlichen Elemente lassen den grundsätzlich anspruchsvollen Trick gekonnt und damit leicht aussehen. Es ermöglicht dem Sportler zudem seine eigene Kreativität einzubringen. Stil ist demnach mit erweiterten Ansprüchen verbunden, die die Leistung »geiler« (ebd.) machen. Damit werden umfassendere Kriterien an die Leistung definiert, die den Messwert weit überschreiten.

»Um das auch erfolgreich abzuschließen, dass du so hoch kommst UND dass du die Landung vernünftig machst [...], weil das ist was- kann man mir nicht weggelassen sein, so. Ich kann nicht hochspringen und dann nicht vernünftig landen. Also ich will, dass dieses Ding gestanden wird und das auch so gut wie möglich. Heißt: So LEICHT wie möglich wieder auf dem Wasser landen und dann mit natürlich richtig viel Geschwindigkeit wieder rausfahren aus diesem Sprung.« (VII, 1281–1288)

Es geht dementsprechend nicht nur darum, mit dem Messgerät einen möglichst hohen Sprung zu dokumentieren. Was zählt, ist ebenfalls die Landung und die Art und Weise, wie diese ausgeführt wird, ob es gerade so klappt oder ob sie gekonnt gemacht ist und damit den weiteren Stilkriterien entspricht, die Expertise und gesteigertes Können demonstrieren. Wenn der Sprung nicht »vernünftig« (ebd.) gelandet wird, ist ein wesentlicher Teil der Leistung nicht erbracht, weshalb ein Sprung ohne Landung nicht als Erfolg verstanden wird. Die »Vernunft« und damit die Logik, die hinter diesem Verständnis steckt, beinhaltet, die Leistung in ihrer Gesamtheit – ihr Ganzes – zu sehen und dementsprechend die Landung als Teil des Sprungs anzusehen, der ebenfalls ein Steigerungsimperativ enthält. Explizit geht es darum, diese »LEICHT« (ebd.) auszuführen, womit ein Empfinden ebenso wie das nach außen Sichtbare beschrieben sind. Es gilt nach einem hohen Sprung auf ebendiese Weise auf das Wasser aufzusetzen, was ein erhebliches Mehr an Können erfordert, als irgendwie heile nach unten zu kommen. Dieser Anspruch verlangt weitere technische Kompetenzen, die nicht in der Höhenmessung sichtbar werden. Zudem gilt es »natürlich« (ebd.) beim Landen mit »richtig viel Geschwindigkeit« (ebd.) weiterzu-

fahren, ein weiteres Stilkriterium, das die Leichtigkeit unterstreicht und die kompetenten Fahrer*innen auszeichnet, die eben nicht nur den hohen, sondern auch den anspruchsvollen Trick in dieser Art und Weise ausführen können, sodass klar ist, wie gut sie es können, was durch das entsprechende Weiterfahren, als wäre es einfach, deutlich wird. Die Leichtigkeit ist bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts von Castiglione unter dem Begriff »Sprezzatura« als hoher Stil beschrieben worden. Es geht darum, schwere Tätigkeiten mühelos aussehen zu lassen und ihnen dadurch Anmut, also Schönheit zu verleihen (vgl. Gebauer et al. 2004, S. 124). Diese Fähigkeit kann als *Demonstration umfassender Fähigkeit* verstanden werden. Dahinter steckt ein *umfassender Anspruch*, der das zunehmende *Verständnis* ebenso einschließt wie sich dabei ein bestimmtes *Gefühl* des umfassenderen Gelingens einstellt. Beides ist mit dem, was von außen sichtbar ist, unmittelbar verbunden. Insofern sind – dem folgenden Zitat folgend – *Innen und Außen, Verstehen und Wahrnehmen ästhetisch verschmolzen*. Alle Komponenten bilden einen kontinuierlichen *Feedbackloop* und dienen dem Sportler zur weiteren Steigerung seines Tuns.

»Mir ist es ganz wichtig, dass jeder Moment den ich auf dem Wasser bin, dass ich jeden Trick den ich mache halt immer versuche zu verbessern und ja das zu perfektionieren, wie so ein Trick funktionIERT und da dran Anpassungen gebe, damit das – für mein Gefühl noch ästhetischer aussieht.« (VII, 18–22)

In diesem Zitat verdeutlicht sich indirekt die Komplexität des Ästhetikbegriffs (vgl. Fuchs 2015). Alltagssprachlich ist oft ein einfaches Verständnis im Sinne eines »das sieht schön aus« anzutreffen. Das Ästhetische wird damit mit äußerlich sichtbarer Schönheit gleichgesetzt, was sich auch hier andeutet, indem der Begriff auf das äußerlich Sichtbare bezogen wird. Zugleich ist das »ästhetische Aussehen« im vorliegenden Zitat unmittelbar mit dem subjektiven, inneren Empfinden verknüpft – »für mein Gefühl« (ebd.). Die Steigerung des Ästhetischen wird hier begrifflich stark an das Sehen – als einer der fünf Sinne – gebunden. Mit dem deutlichen Hinweis auf die Verbundenheit von Innen- und Außenwahrnehmung wird ein Regulationszyklus aufgezeigt, der davon sprechen lässt, dass der Sportler das äußerlich Sichtbare im Innen erlebt, obwohl er es nicht sieht. Er hat jedoch durch seine Körperwahrnehmung die Kompetenz zu antizipieren, wie es aussieht. Zugleich kann das Ende des Zitats auch dahingehend gelesen werden, dass Ästhetik und die damit einhergehende Bewertung als »Schön« an das subjektive Empfinden gebunden ist, was ein weiteres Charakteristikum des Begriffs verdeutlicht. Stilempfinden ist jedoch weit subjektübergreifender als allgemein angenommen. Es gibt demnach ein in weiten Teilen übereinstimmendes Empfinden darüber, was als »schön« wahrgenommen wird. Somit ist das, was für »mein Gefühl noch ästhetischer aussieht« (ebd.), auch das, was von Außenstehenden als ästhetisch beziehungsweise stilvoll angesehen wird. Wie sich im Zitat des Sportlers sprachlich leicht verquer und doch treffend andeu-

tet, hat das Ästhetische einen produktiven und einen rezeptiven Aspekt (vgl. Brandstätter 2013/2012, S. 1)

Da die ästhetische Erfahrung beide Aspekte umfasst, jenen des produktiven Erfahrens und jenen des rezeptiven Betrachtens, sind beide eng miteinander verbunden, indem sie in einem zirkulären Prozess voneinander lernen, was die Selbstbeobachtung in Form von Fotos und Videos ebenso beinhaltet wie die Fremdbeobachtung. Den gemeinsamen Kern bildet die Erfahrung, die sich durch Wahrnehmen und Verstehen nährt. Daraus entsteht im kontinuierlichen Tun ein *fühlendes Verständnis*, durch welches es den Sportler*innen möglich ist, während des Tuns ganz im Sinne einer »reflection in action« zu antizipieren, wie das Kunststück von außen betrachtet aussieht. Neben dem Interesse am Sichtbaren, geht es zugleich um die Frage danach, wie das Kunststück funktioniert. Auf der Grundlage der *ästhetischen Erfahrung*, als sinnlichem Verständnis, können dann auch entsprechende Anpassungen vorgenommen werden, welche die Leistung steigern.

Weil die Sportler*innen, anders als andere Künstler*innen, kein Werk erzeugen, welches sie bei und nach seiner Erzeugung automatisch sehen, hören oder auf andere Weise sinnlich wahrnehmen können, sind festgehaltene Leistungen in Form von Fotos und Videos bedeutungsvoll, sowohl für das Lernen als auch als Erinnerung. Zum einen können auf dem Weg der Betrachtung des eigenen Tuns auf Fotos oder Videos wichtige Rückmeldungen gewonnen werden, die zu einem gesteigerten Körpergefühl und bei der späteren Umsetzung zum gesteigerten Tun beitragen. Zum anderen sind sie als festgehaltene Werke wichtig, die den Stil zeigen und einen *umfassenden Eindruck* vom Tun geben, bei dem insbesondere die Sichtbarkeit der Bedingungen, wie beispielsweise Natur, von Bedeutung ist. Die logische Konsequenz ist, dass neben Messinstrumenten weitere Medien herangezogen werden, um die Leistung in ihrem vollen Ausmaß und ihrer Art und Weise präsentieren zu können.

»Das Ding beim Kiten ist, man will auch Bildmaterial von dem Ganzen haben und irgendwann sehen, dass du genau da in der Luft hängst mit dem Kite da in der Luft und das hat genau gepasst und der Körper ist genau im richtigen Moment fotografiert worden. Und dann ist es einfach perfekter Moment da geschossen und das ist auch irgendwie für mich eine Art von Kunst im Endeffekt. Wenn das Licht stimmt, wenn der Kite genau da steht und das hat alles geklappt. Der Wind war genau richtig. Da kommen einfach super viele Sachen zusammen und wenn das zu einem Bild wird, dann weiß man so: »Ok«, wofür hat man das ganze trainieren gemacht und dann weißt du: »Ok«, man hat so ein cooles, heißes Bild was einen festlegt so: »Ok, dieses Niveau habe ich geSCHAfft«, weil im Endeffekt gibt das ja das Niveau wieder was man mal hatte so irgendwann später – ne? Wenn man halt sich irgendwann noch mal angucken will so was habe ich früher mal geschafft in diesem SPORT was ich so gerne geübt habe oder immer noch mache. Kann man halt sich immer noch mal angucken was man halt Krasses gemacht hat oder das

ist für mich auch irgendwie ein Wert – ne? Dass man irgendwas da lässt was halt wenige Personen in der Welt halt irgendwie geschafft haben.« (VII, 286–305)

Zum einen wird hier beschrieben, wie voraussetzungsvoll es ist, die Leistung abzubilden und wie hoch der Anspruch dahinter ist, den »perfekten Moment« festzuhalten. Die *Kunst* besteht darin, alle Facetten zusammenzubringen und sie in einem Bild zu vereinen, das somit ausschließlich im »richtigen Moment« (ebd.) entstehen kann, in dem alles zusammenkommt und genau zueinander passt. Um dem Perfektionsanspruch zu entsprechen, bedarf es der Natur in Form von Wind, des Körpers in seiner Haltung, des Materials in seiner Position im Verhältnis zum Körper, der Lichtverhältnisse zum Fotografieren und eines*r Fotografierenden, der*die während des Vollzugs der Bewegung mit dem Material den Höhepunkt der Leistung zu erfassen vermag. Es geht dabei um *Timing* und *Komposition*. Die Fotografierenden müssen dementsprechend nicht nur ihr Medium beherrschen, sondern zudem kompetent und verständig im Hinblick auf die Leistung innerhalb der Sportart sein, weshalb sie üblicherweise selbst aktiv in dem Sport sind oder waren (vgl. I, 270–277, 1250). Die Verfügbarkeit von Videomaterial ist wiederum für die Bewerbung zu Wettbewerben und für die intersubjektive Sichtbarkeit im Internet, über die auch soziale Anerkennung generiert wird, bedeutungsvoll (vgl. I, 300–319). »Wenn [...] du noch nie – Lust hattest ein gutes Video zu filmen, dann hast du glaube ich keine Chance da mitzumachen.« (I, 1197–1203). Vom Kitesurfer wird jedoch im Hinblick auf seine naturabhängige Sportart und Leistung angemerkt, dass es nicht einfach ist, jemanden zu finden, der*die zu entsprechenden Zeitpunkt filmen kann und möchte, weil bei guten Bedingungen alle selbst Kiten gehen möchten.

»Ich mein das ist ja auch total schwierig, jemand filmen zu lassen so beim Kiten. Die müssen das halt können und man hat nicht immer die Person die das gut kann. Wenn man Glück hat ja und dann werden halt richtig schöne – AUFnahmen geschossen und das schätzt man dann auch voll, weil man, wenn man sich dann angeguckt, dann denkt man: »Wow – so hat sich das von der Kante a- gesehen.« So- wenn dich jemand so fliegen – sehen würde dann – würde ich sagen: »Wow, krasser Du- de so- geil ey, der hat sich richtig rausgehauen.« (VII, 969–977)

Beim Filmen geht es um Anerkennung, die zum einen auf sich selbst bezogen ist und darin erfahren wird, die eigene Leistung im Nachhinein betrachten zu können. Zum anderen wird erneut die soziale Anerkennung thematisch, die wiederum damit verbunden ist, dass sich der Sportler in die Leistung anderer hineinversetzen kann. Weil er weiß, wie seine Leistung von außen betrachtet aussieht, kann er sie mit der Leistung anderer vergleichen und weiß im Moment der Betrachtung anderer, dass er ähnliche Leistungen vollführt hat und erinnert sich an das »GEILE[S]

Gefühl« (VII, 984), welches er während des Tuns empfunden hat. Sowohl die Betrachtung anderer als auch die Betrachtung des Videos von sich selbst haben für ihn im engsten Sinne mit dem eigenen ästhetischen Erfahren zu tun, das sich beim Zuschauen wiederholt. Er kann sich »dran erinnern, wie sich das irgendwie da oben sich angefühlt hat und: ›Oha‹, der Körper wurde schön gerade gezogen und man ist wie Superman durch die Luft geflogen und alles hat gepasst.« (VII, 985ff.) Dementsprechend äußert er seine Wertschätzung für die Aufnahme.

Mit dem Erinnern durch Fotos oder Videos kann die erreichte Leistung und ihre Erinnerung insofern *auf Dauer* gestellt werden, als sie zu einem späteren Zeitpunkt sichtbar bleibt und damit wiederholt nachempfunden und damit quasi erneut erlebt werden kann.

Beim Festhalten erhält die *absolute Leistung* eine besondere Bedeutung, weil sich durch eine *seltene Leistung* die Reichweite des Erinnerns und die damit verbundene Anerkennung erhöht. Insofern es darum geht, nicht nur für die *persönliche Erinnerung* etwas zu *hinterlassen*, sondern im größeren Rahmen gesellschaftlich erinnert zu werden, gewinnt die *globale Bezugsnorm* an Bedeutung, nach der es um eine seltene Leistung in der Welt geht, durch die sich der Leistende Zugang zur *Gruppe der Wenigen* verschafft, die aufgrund außerordentlicher Leistungen erinnert werden. Der *Wert* besteht darin, etwas für Sport und Gesellschaft hinterlassen zu können. Damit wird eine neue Leistungsnorm hinzugefügt, ein neuer Höchststandart gesetzt und aufgezeigt, was jetzt mehr möglich ist als zuvor. Dem Sport wird somit etwas »dage lassen«, an das im Folgenden angeknüpft werden kann. Mit der neuen Höchstleistung besteht die Chance darauf, zeitweise in der *kollektiven Erinnerung* zu verbleiben und sich selbst sowie die eigene Anerkennung auf eine längere Dauer zu stellen, die jedoch stets durch die Zeit der nächsten Höchstleistung begrenzt ist.

Abschließend ist herauszustellen, dass hier ein sehr umfassendes Verständnis von Leistung sichtbar wird. Dies wird zum einem an den vielfältigen und nicht rein quantitativen und absoluten Bezugsgrößen deutlich. Zum anderen zeigt sich ebenfalls die Bedeutungsvielfalt des medialen Festhaltens von Leistungen, die nicht nur in der sozialen Anerkennung der präsentierten Leistungen besteht. Es geht nicht um Perfektion – auch wenn dies im Sinne der absoluten Bestleistung mit der etwas für die Weiterentwicklung des Sports hinterlassen wird und die eigene Person erinnerungswürdig wird – sondern um Steigerung. Dabei wird nicht nur das Ergebnis als Leistung anerkannt, sondern explizit auch das »Training« (VII, 313) und der »richtige[n] Anspruch« (VII, 314), der den Weg des Leistens bereitet. Respektiert wird insbesondere auch, »den richtigen – WEG zu finden, das zu schaffen« (VII, 314f.), was immer auch zur Fähigkeit »das KRASSESTE zu machen, was es in der Zeit dann gibt« (VII, 314f.) dazugehört. Es werden damit besondere Charaktereigenschaften der Person anerkannt, die sich die Fähigkeit aneignet und das Durchhaltevermögen beweist, das Unwahrscheinliche und damit Überraschende zu erreichen, von dem zuvor nicht klar war, ob und wie es erreicht werden kann. Es wird nicht

nur das präsentierte Ergebnis als Leistung anerkannt, sondern der Prozess und das in ihm aufgebaute Verständnis gesehen. Diese Art der Betrachtung und Anerkennung spricht wiederum für die Expertise des Befragten, der aufgrund seiner eigenen Erfahrung explizit nicht nur das Ergebnis, sondern ebenso den Anspruch und den Prozess dahinter anerkennt.

Es geht in diesem Sinne um mehr als eine Leistung im Sinne eines engen Begriffsverständnisses. Es geht immer auch um das Erleben, Erfahren und Verstehen. Es geht um die Anerkennung der Leistung und eine Leistungsfreude, die ebenfalls für die Leistung anderer empfunden wird – was Klafki bereits betont hat (vgl. 1964, S. 58).

3.2.3 Stürzen als Leistung

Entgegen einer Auffassung die erst perfektionierte Leistungen als präsentationswürdig erachtet, fällt in den Daten besonders auf, dass es einen Sportler gibt, der Stürzen explizit als Leistung versteht (vgl. VII, 1211–1252). Der Sturz, der ebenfalls als Beweis für Misslingen und Nicht-Können und sogar für ein Scheitern gesehen werden könnte, wird von diesem Sportler ganz anders eingeordnet und erhält quasi die gegenteilige Bedeutung zugesprochen. »Stürzen ist ja auch irgendwie ein Sport.« (VII, 1211f.).

Es geht um »die LEISTUNG, immer besser zu stürzen« (VII, 1220). Diese Aussage macht der Sportler nicht ohne die Ironie – die Spitzfindigkeit – zu bemerken, was durch sein Lachen deutlich wird. Er fügt an, dass das Phänomen »witzig« ist, »weil man ja – man stürzt halt, man kommt halt irgendwie blöd hin, aber das immer besser zu verkraften, kann man halt auch ja üben« (VII, 1221f.). Die Leistung, aus einem unerwünschten Umstand, einer unvermeidbaren Tatsache eine *Disziplin* zu machen, ist für die Steigerung wertvoll. Es bekundet eine Weitsicht und ein Verständnis von der Wirkweise des Prinzips Leistung. Stürze, ein Nicht-Gelingen, gehören beim Versuch der Steigerung dazu. Sie sind eine intervenierende Bedingung, die es gekonnt zu integrieren gilt, sodass sie Steigerung nicht im Weg steht, sondern sie unterstützt. Die hier beschriebene Sichtweise »Stürzen als Leistung«, tut genau das. Sie setzt Stürzen auf die »Übungsagenda« und betrachtet es als etwas, in dem man sich verbessern kann. Für den, der Steigerung anstrebt, gehört es so gesehen zur Pflicht.

Stürze sind mit Schmerzen verbunden (vgl. VII, 1244), weshalb es naheliegend erscheint, diese *vermeiden* zu wollen. Eine grundlegende Voraussetzung für Steigerung ist jedoch, anzuerkennen und hinzunehmen, dass Stürzen zum Lernprozess notwendigerweise dazu gehört. »Man stürzt halt.« (VII, 1221). Selbstverständlich ist die Entscheidung zum Stürzen nicht immer einfach. Und auch der Sportler, der Stürzen als Leistung versteht, »will nicht oft crashen« (VII, 189). In den folgenden

abwägenden Gedanken eines anderen Sportlers wird dieses Verhältnis mit Bezug auf die Steigerung deutlich.

»Da denkt man schon mal drüber nach: »Mach ich jetzt alles das, was ich kann und genieße nur den Tag oder probier ich den ganzen Tag und fliege auf die Fresse.« Das ist halt so eine Sache ne? Wo ich mich dann immer entscheiden muss, manchmal gewinnt die eine Seite, manchmal gewinnt die andere Seite. Aber ich habe mir jetzt schwer vorgenommen, viel mehr das zu machen, was ich nicht kann, als das was ich kann. Eigentlich bringt einem das ja irgendwie mehr schlussendlich.« (VIII, 1115–1122)

In dieser Reflexion seines Tuns formuliert der Sportler eine klare Absicht für die Zukunft. Es gilt mehr von dem zu tun, was er noch nicht kann, auch wenn das Erproben von Neuem mit Stürzen einhergeht. Zwar bringt das bereits Gekonnte einen gewissen »Genuss« mit sich, ein größerer *Mehrwert* wird jedoch dem *Weiterkommen* zugesprochen. Demnach muss er sich kontinuierlicher zu den damit einhergehenden Stürzen entscheiden. Bisher war die Entscheidung zu Neuem von *Diskontinuität* geprägt. Insofern er sich bisher für das bereits Gekonnte entschieden hat, hat er auch Stürze vermieden und zugleich das damit einhergehende Steigerungspotential ungenutzt gelassen. Das Steigerungspotential des Ausprobierens von Neuem ist ihm jedoch ebenso bewusst, wie der Zusammenhang von Neuem mit Stürzen. Zugleich fällt in seiner Aussage auf, dass die Bedeutung, die Steigerung für ihn hat, einem Entwicklungsprozess unterliegt. In seinen Auskünften rückt er dies in sein Bewusstsein, er thematisiert die Bedeutung und ihren Wandel und leitet Schlussfolgerungen ab. Die veränderte Handlungsstrategie soll lauten: *Üben, was ich nicht kann*. Die hier abgebildete bewusste, reflexive Auseinandersetzung repräsentiert eine Stelle im Lernprozess, die von der *Kontinuität* seines Tuns bedingt ist. Konkret sind diese Perspektive und das Verständnis dadurch bedingt, wie lange und intensiv er die Sportart bereits betreibt. Der Zeitpunkt, an dem er explizit mehr von dem üben möchte, was er nicht kann, ist jetzt eingetreten. Bisher handelt es sich um eine Absichtserklärung, etwas, das er sich vorgenommen hat. Das Wissen über die Bedeutung von Neuem und die damit einhergehenden Stürze soll sich in zukünftigen Handlungen konsequenter widerspiegeln. Es geht darum, das Wissen in Handlung umzusetzen.

Zwar war der Sportler implizit bereits zu Beginn seines Aneignungsprozesses, bei dem es zur Natur der Sache gehört, Nicht-Gekonntes zu tun, damit konfrontiert, jedoch scheint sich eine zunehmende Bewusstheit im Hinblick auf die Bedeutung der Steigerung und die dafür notwendigen Handlungsweisen – in diesem Fall das Stürzen – zu entwickeln, welche durch die Reflexionen des eigenen Handelns zustande kommt. Das Zitat bildet genau diese reflexive Auseinandersetzung mit dem eigenen Tun ab. Sie kann Veränderungsprozesse auslösen und diese tragen.

Bisher hat der »Genuss« des Gekonnten zumindest zeitweise überwogen, wohingegen nun der Anspruch Neues zu lernen erneut an Bedeutung gewinnt und »neue« *Handlungsabsichten und Strategien* notwendig macht. War das Stürzen zu Beginn des Aneignungsprozesses noch *selbstverständlich*, so muss es jetzt explizit wieder aufgenommen werden. So betrachtet sind es weder neue Handlungsabsichten noch neue Strategien. Vielmehr geht es um eine *Verstetigung* des Erprobens und Steigerns, das die *Kontinuität des Stürzens* notwendig macht. Und genau dies wird dem reflektierenden Sportler immer bewusster. Stürze müssen demnach in Kauf genommen werden und die *Sturzplicht anerkannt* werden, weil und wenn Steigerung ein persönliches Anliegen ist. »Eigentlich bringt einem das ja irgendwie mehr schlussendlich.« (ebd.).

Vergleicht man diesen Sportler mit jenem, der Stürzen explizit als Leistung versteht, so erscheint es nicht weit hergeholt, dass dieser mit Perspektive auf die Steigerung noch einen Schritt weiter ist als der noch *abwägende* Sportler. In der Sichtweise, Stürzen als Sport zu verstehen, den man lernen muss (vgl. VII, 1211f.), liegt ein enormes Potential zur Steigerung begründet. Der Sportler, der diese Perspektive einnimmt, ist *entschlossen*, sein Können in diesem Sport zu steigern und dabei zu stürzen, er hat die Sturzplicht anerkannt. Ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Kitesurfern, der ihre unterschiedlichen Einstellungen erklärt, liegt im unterschiedlichen Ausmaß an Kontinuität ihres Tuns, darin, wie lange und regelmäßig sie den Sport betreiben, was einen direkten Einfluss auf ihre Expertise hat. Während der eine »nicht so mega viele Tage auf dem Wasser hat« (VIII, 1113f.), ist der andere »immer« mit dem Sport beschäftigt. Den hier bestehenden Zusammenhang, der sich aus dem unterschiedlichen *Grad an Kontinuität* des Tuns ergibt, macht der im Hinblick auf das Stürzen bisher noch *unentschlossen* und *diskontinuierlich* handelnde Kiter explizit deutlich, indem er seine Abwägungen zwischen dem »Genuss« und dem »auf die Fresse fliegen« direkt in Verbindung damit bringt, wie viele Tage er auf dem Wasser hat. Die mangelnde Kontinuität in der Aktivität bedingt seine *Abwägungen* und führt zu einer *diskontinuierlichen Handlungsweise* im Hinblick auf das Erproben von Neuem und das damit einhergehende Stürzen (vgl. VIII 1113–1117).

Der diskontinuierliche Kiter sieht das Stürzen zeitweise im Widerspruch zum Genuss seiner Aktivität, wohingegen der kontinuierliche Kiter das *Stürzen als notwendige Investition auf dem Weg des Genusses* begreift. Er genießt die Erfahrung der Steigerung und hat verstanden und verinnerlicht, dass das Stürzen dazugehört. Der Genuss ist also nicht ohne die schmerzhaften Stürze zu haben. Vielmehr gewinnen sowohl der Genuss als auch die Leistung zusätzlich an Wert, weil der Weg nicht nur durch einen ewig andauernden Genuss geprägt ist, sondern ebenfalls Schmerzen beinhaltet. Die immer gleichbleibende Erfahrung von Genuss erscheint nicht möglich, weil die eine Seite nur im Kontrast zur anderen Seite erfahrbar wird. Wenn auch das Gegenteil erfahren wird, wird der Genuss deutlicher. Ein fortwährender

Genuss läuft Gefahr seine Bedeutung zu verlieren. Die zwischenzeitliche Abwesenheit von Genuss macht ihn erstrebenswert.

Der Sportler, der das *notwendige Übel zur Disziplin* erhebt, indem er Stürzen zum Sport und zur Leistung erhebt, belegt seine *Verständigkeit*. Er hat die »richtige« *Hal-tung* zur Sache gefunden, weil sie seiner eigenen Handlungsabsicht dient. Selbstverständlich hilft dieses Wissen nur, wenn daraus auch Handlung resultiert.

Sofern man »sportlich sein« als das Aufsuchen von Herausforderungen und das Ausweiten der Komfortzone versteht, kann diese Einstellung darüber hinaus im engsten und weitesten Sinne als besonders »sportlich« bezeichnet werden – was durch die Stürze besonders deutlich belegt wird. Das bewusste Eingehen von Stürzen stellt eine spezifische Investition dar. Stürze stellen eine Steigerung von »Dis-Komfort« dar, weil sie mit Schmerzen einhergehen. In der Szene der Trendsportler*innen wird diese Einstellung als »committed« bezeichnet und kann – im Sloterdijk'schen Sinne – als gepflegtes »Überengagement« bezeichnet werden. Wird der Trendsport als »genussaffin« beschrieben, so wird man dem Turn der steigungsambitionierten Akteur*innen mit Blick auf ihre Sturzleistungen nicht ganz gerecht und es steht ebenso infrage, inwiefern hier eine Unterscheidungslinie zum »klassischen Sport« gezogen werden kann, schließlich bietet auch dieser Genussmomente für die Aktiven. Ist es zutreffend, dass in beiden Fällen Genuss nur diskontinuierlich sein kann, um kontinuierlich sein zu können? Eins scheint gewiss zu sein: Wenn Stürze zum Tun dazugehören, befinden sich die Sportler*innen *ständig* an der Grenze zu dem, was noch nicht gekonnt wird. Und genau an dieser *Grenze des eigenen Könnens* findet Steigerung statt.

Die Perspektive auf Stürze geht mit Handlungsweisen im Umgang mit Stürzen einher, die wiederum für die Steigerung von Leistungen hinderlich oder förderlich sein können. Die Einstellung »Stürzen muss man LERnen« (VII, 1212) wird dadurch ergänzt und präzisiert, dass man es »*üben*« kann (VII, 1222). In diesem Übungsprozess geht es darum, die Stürze »immer besser zu verkraften« (VII, 1222), schließlich ist klar, dass diese zum Tun dazugehören, wenn Steigerung das Ziel ist. Weil Stürze Teil des Geschehens sind, eignet sich der Sportler mit der Zeit *Sturztechniken* an, welche allgemeine und spezifische Kompetenzen beinhalten, die sich nicht voneinander trennen lassen. Die Techniken des Stürzens sind Strategien, die darauf ausgerichtet sind, »den Schmerz minimal zu halten« (VII, 1245), denn »wenn man crashed, sind immer Schmerzen dabei« (VII, 1244). Mit dem Bewusstsein über die Bedeutung des Stürzens geht ein Bewusstsein über die Bedeutung von *Sturztechniken und Sturzkompetenzen* einher.

Als zentrale allgemeine Kompetenz des Stürzens wird die »Körperspannung« (VII, 1227) benannt, welche es im Moment des Stürzens aufrechtzuerhalten gilt, anstatt »zu schlapp zu werden« (VII, 1228). Mit Hilfe der Körperspannung ist es möglich den Sturz »vernünftig abzufangen« (VII, 1228), was als allgemeine *Technik zur Schmerzminderung* angesehen werden kann. Das Wort »vernünftig« verweist be-

reits darauf, dass ein Verständnis für die Sache gefordert ist, welches auf Erfahrung basiert. Als zweite allgemeine und übergeordnete Kompetenz kann das *Reagieren auf Unerwartetes* benannt werden, wobei sich diese Kompetenz zugleich im Bereich der spezifischen Kompetenzen verortet, da es nicht nur um die Reaktionsfähigkeit im Sinne eines schnellen, immer gleichen Agierens geht, sondern zugleich eine *Einschätzungsfähigkeit* gefordert ist, die sportartspezifisch und mitunter sogar trickspezifisch ist. Der Sportler benötigt eine *spezifische und vielseitige Sturzkompetenz* (vgl. VII, 1222–1229).

Da es »verschiedene Stürze« gibt, die in Abhängigkeit von der Sportart variieren (VII, 1217, vgl. ebd.), gilt es *spezifische Sturztechniken* zu beherrschen. Mit diesen wird das übergeordnete Ziel der Schmerzminimierung verfolgt. Die Ursache für die Notwendigkeit spezifischer Sturzkompetenzen liegt darin begründet, dass man in verschiedenen Sportarten unterschiedlich stürzt: »In jeder Sportart gibt es verschiedene Stürze. Beim Skateboarden, beim Snowboarden, beim Wakeboarden, beim Kiten, das ist alles irgendwie – man fliegt immer irgendwie anders hin.« (VII, 1217ff.). Hierin zeigt sich, dass es um das *Beherrschen von Sturzvarianten* geht. Damit ist die Kompetenz der *Variabilität* und die *Vielseitigkeit* des Könnens angesprochen. Es sind *vielfältige Techniken des Stürzens* zu beherrschen. Dazu zählt es, den »Sturz aufzuteilen oder doch noch den Körper in die andere Richtung zu drehen, dass man halt irgendwie sich abrollt oder das passiert manchmal auch instinktiv richtig« (VII, 1246ff.).

Da sich das Stürzen dadurch kennzeichnet, dass man es nicht »erwartet« (VII, 1225), setzt das *situationsspezifische Stürzen vielseitige Sturzkompetenzen* und ein variables und situationsangepasstes Handeln voraus. »Wenn man auf einmal wegrutscht, auf einmal hängen bleibt« oder »irgendwie rutscht du dann doch aus« (VII, 1223f.), muss blitzschnell gehandelt werden, was sich für den Sportler »instinktiv« anfühlt. Die Eigenschaft des Stürzens, dass es *plötzlich, unerwartet* und damit *nicht geplant* passiert, macht es zur *höchsten Disziplin*, insofern es nicht bei einem »instinktiven« Tun bleibt. Aufgrund dieser Eigenschaft fordert das Stürzen besondere Kompetenzen, die der Sportler erst mit der Zeit entwickeln kann. Es ist zu erkennen, inwiefern es sich dabei immer zugleich um spezifisches und vielseitiges Können handelt. Beides ist ineinander enthalten, geht miteinander einher, ist ineinander verflochten und geht ineinander auf. Beides zusammen macht *Variabilität* möglich, welche im Hinblick auf das Stürzen aufgrund seiner Eigenschaften von zentraler Bedeutung ist. Zudem ist eine *ständige Bereitschaft* nicht nur in der bereits beschriebenen Hinsicht des in Kauf Nehmens von Stürzen erforderlich. Die ständige Bereitschaft konterkariert, dass die Stürze unerwartet sind. Vielmehr ist der *wachsame* Sportler ständig *bereit* und *erwartet* in diesem Sinne den Sturz ständig. Diese Erwartungshaltung ist als eine im Hintergrund ablaufende Aufmerksamkeit zu verstehen, die den Sportler *reaktiv* und stets *handlungsbereit* sein lässt, sodass der Sturz nicht völlig unerwartet kommt und somit ein schlechteres *Sturzmanagement*

bedingen würde. Insbesondere, wenn etwas Neues geübt wird, wird der Sturz bereits *antizipiert*.

Der Begriff »instinktiv« weist auf zwei weitere Eigenschaften der Sturzkompetenz hin. Zunächst belegt diese Wortwahl, dass der Sportler das Gefühl hat, im Moment des Stürzens über eine ihm innenliegende *Kompetenz* zu verfügen, ein »*automatisch*« ablaufendes »*Programm*«, das ihm zur Verfügung steht. Zugleich weist der Begriff darauf hin, dass Schmerzvermeidung eine natürliche »*Veranlagung*« ist. Sich vor Schmerzen und Verletzungen zu schützen, kann als »instinktiv«, als ein »angeborenes Verhalten« angesehen werden. Der Sportler greift jedoch beim Stürzen auf weit mehr als auf basale Selbstschutzreflexe zurück. Vielmehr hat der Sportler *verschiedene Kompetenzen und Techniken des Stürzens* erlernt. Er selbst beschreibt, dass er sich im Laufe der Zeit *im Stürzen verbessert* hat (vgl. VII, 1227–12344). Der Begriff »instinktiv« kann als Hinweis darauf angesehen werden, dass es sich hierbei – zumindest teilweise – um ein höchst *implizites Können und Wissen* handelt. Der Lernprozess, der zu diesem Könnens- und Wissenserwerb führt, ist für den Sportler nicht in vollem Umfang explizierbar. Es handelt sich um ein Phänomen, welches unter der theoretischen Perspektive der ästhetischen Erfahrung betrachtet werden kann, zu dessen Eigenschaften es gehört, dass sich, zumindest teilweise, der Verbalisierung entzieht (vgl. Brandstätter 2013/2012). Der eingeschränkte sprachliche Zugriff ist ein zentrales und brisantes Thema des ästhetischen Diskurses, welches auch dahingehend infrage gestellt wird, inwiefern Sprache Möglichkeiten zum Ausdruck entsprechender Phänomene im Sinne eines »mimetischen Sprechens« besitzt (vgl. ebd., 2011, zit. n. ebd.). In diesem Sinne kann der Ausdruck »instinktiv« verstanden werden, schließlich gibt er Aufschluss über das Phänomen und lässt deutlich erkennen, wie sich das Tun für den Sportler anfühlt.

Dieser Hinweis hebt die Ursache für die einleitend thematisierte Schwierigkeit der Entscheidung zum Stürzen noch deutlicher hervor. Beim Eingehen eines Sturzrisikos muss der Sportler die *Veranlagung zum Selbstschutz rational überwinden*. Identifiziert man das *Vermeiden von Stürzen* als *instinktive Schutzstrategie*, fällt zugleich auf, dass diese mit der Steigerungsabsicht in Konflikt steht. So betrachtet, setzt sich der Sportler mit zueinander konträren Wesensmerkmalen des Mensch-Seins auseinander – Steigerung und Selbstschutz. Wählt der Sportler statt der *Sturzvermeidung* das *Stürzen lernen*, bearbeitet er diese Ambivalenz zugunsten der Steigerung, ohne den Selbstschutz zu vernachlässigen.

Der Körper greift beim Stürzen »instinktiv« auf die in ihm angelegten und erlernten Schutzkompetenzen zurück. So gesehen verschiebt der Sportler den Moment, in dem er sich von seinem »Instinkt« leiten lässt, zeitlich nach hinten, weil er mit dem Sturz das kalkulierte Risiko wählt. Er lässt sich nicht von seiner ängstlichen »inneren Stimme« vom Ausprobieren abhalten, obwohl damit Schmerzen verbunden sein können. Stattdessen vertraut er auf seine in ihm liegenden Kompetenzen, zunächst auf die »instinktiven« oder »unbewussten« und später auf die Erlernten. In

der Überzeugung, sich auch im Falle des Stürzens ausreichend schützen zu können oder etwas über das Stürzen zu lernen und die eigenen Sturzkompetenzen zu verbessern, *wagt* er das *Nicht-Gekomnte* trotz der Möglichkeit von Schmerzen und Verletzung. Erst dadurch wird das Erproben von Neuem möglich. Erst dadurch wird Steigerung möglich.

Diese analytischen Überlegungen, die der Verdeutlichung des paradoxen Kerns einer Kategorie dienen, welche Stürzen als Leistung versteht, sollen keinesfalls der Bedeutung der angeeigneten Kompetenzen und Techniken entgegenstehen. Vielmehr bestärkt und erhellt dies die Argumentation, da der einleitend zitierte Sportler genau dieses *Ringens* thematisiert. Entscheidend für die Steigerung ist, wie sich die Einstellung der Sportler*innen zum Stürzen entwickelt. Die einleitende Betrachtung des Abwägens zwischen dem Erproben von Neuem, das mit Stürzen einhergeht, und dem Aufenthalt in der Komfortzone, zeigt deutlich die mentale Komponente von Leistung und Steigerung. Das Stürzen als Leistung zu bezeichnen, erscheint daher auf mehrfache Weise angemessen. Es kristallisiert sich sogar als zentrale Leistung auf dem Pfad der Steigerung heraus. Damit ist erneut unterstrichen, wie hilfreich die Einstellung ist, dass auch Stürzen gelernt werden muss. Ebenfalls wirkt die Überzeugung unterstützend, dass der Körper darüber hinaus bereits über Sturzkompetenzen verfügt. Beides sind Erkenntnisse und Einstellungen, die aus einem kontinuierlichen Tun und der damit einhergehenden Expertise erwachsen. Es deutet sich darüber hinaus an, dass die *Selbsteinschätzungsfähigkeit* in diesem Kontext von zentraler Bedeutung ist. Es gilt den Selbstschutz und das Weiterkommen-Wollen in ein gesundes Verhältnis zu bringen.

Die Feststellung, »früher im Kiten bin ich immer blöder gestürzt, als dass ich es jetzt tue – habe ich das Gefühl, weil ich halt auch besser Stürzen kann« (VII, 1232ff.), belegt die Wahrnehmung, dass sich die eigene Sturzkompetenz mit der Zeit steigert, ebenso wie das Könnensbewusstsein. Dass diese Entwicklung und auch die damit einhergehende Selbstwahrnehmung auf einer zeitlichen Komponente basieren, ist zentral und verweist erneut auf die Bedeutung von Kontinuität. Die Aussage des Kitters über die Entwicklung seiner Sturzkompetenz geht wie folgt weiter:

»Aber wenn man dann die Situation öfter hatte, dann ist es irgendwann kein Instinkt mehr, der genau so reagiert, sondern dein motorisches Wissen, das dafür sorgt, dass du dann dich richtig abrollst und richtig dich hinstürzt mit – wie gesagt – minimalem Schmerz.« (VII, 1248–1252)

Damit verweist der Sportler auf eine zentrale Kategorie, die durch die Kontinuität seines Tuns bedingt ist: die Erfahrung. Sie lässt sich auf zwei Ebenen verorten. Einerseits die Erfahrung in der Sportart und in den damit einhergehenden Stürzen und andererseits die damit verknüpfte Erfahrung mit sich selbst innerhalb dieses Tuns. Er hat sich »öfter« in der »Situation« befunden und im wiederholten Umgang

damit etwas erlangt, das er als »motorisches Wissen« bezeichnet. Erneut gilt an dieser Stelle zu betonen, dass er sich selbst, entsprechend seiner Philosophie »Stürzen muss man lernen«, immer wieder in die Situation hineingebracht hat, schließlich hätte er das Stürzen auch vermeiden können. In diesem Fall hätte er kein »Erfahrungswissen« gesammelt. Das Stürzen-Lernen ist eine praktische Disziplin, die nur im Tun erlernt werden kann. Davon ausgehend, dass sich eine Situation durch ihre Handlungsaufforderung kennzeichnet, ist außerhalb der Situation keine Handlung notwendig und damit auch kein »Wissen« erwerbbar. Das »motorische Wissen« ist notwendigerweise ein Können. Dieses Können kann nur in der wiederholten Handlung gewonnen werden – in der Situation. Wird die Situation hingegen vermieden, ist dieser »Wissens-Könnens-Komplex« nicht zugänglich. Er kann nicht in der Theorie erworben werden. Die Strategie der Schmerzvermeidung ist eine der Situationsvermeidung und daher eine Sackgasse im Hinblick auf die Steigerung. Stürze müssen »öfter« erlebt werden, um Könnerschaft zu erlangen.

Weil Stürze so »verschieden« sind, kennzeichnet sich der Experte dadurch, dass er seine Disziplin – das Stürzen – »in ganz krassen Variationen« beherrscht. Der Sportler steigert sich, indem er vielseitiges Können und damit Variabilität im Stürzen erlangt. Er kann eine große Breite an Sturztechniken und Kompetenzen abrufen, die es ermöglicht mit unterschiedlichen Stürzen umzugehen. »Und das in ganz krassen Variationen mit verschiedenen Sportarten kann man sich da auch immer verbessern.« (VII, 1229ff.). Vielseitigkeit wird damit explizit als Steigerungsdimension ausgewiesen. Man steigert sich, indem man die Varianten des Stürzens in unterschiedlichen Sportarten lernt, beziehungsweise entsteht Steigerung dadurch, dass die Sturzvariationen in den verschiedenen Sportarten eingeübt werden.

Die Bedeutung der Erfahrung liegt insbesondere darin begründet, dass der erfahrene Sportler »besser«, also mit weniger Schmerzen, stürzt, weil er »BESSER einschätzen kann: ›Ok. Was passiert jetzt? Was kann ich machen, um den Schmerz minimal zu machen?‹« (VII, 1238ff.). Diese *Einschätzungsfähigkeit* basiert auf dem kontinuierlichen Erleben spezifischer Sturzsituationen die spezifische Sturztechniken erfordern und der dadurch zustande kommenden Vielseitigkeit von Stürzerlebnissen, welche die notwendige Variabilität lehren. Das »motorische Wissen«, das im Falle eines Sturzes abgerufen wird, enthält demnach auch ein »situatives Wissen« und ein »situatives Können«, das auf einer »reflection-in-action«-Kompetenz basiert. Nur wenn viele Situationen erlebt wurden, kann eine Einschätzung vorgenommen werden. Je »öfter« gestürzt wird, desto besser wird diese Kompetenz, weil auf einen größeren Erfahrungsschatz zurückgegriffen werden kann und blitzschnell ein Abgleich mit vorherigen Situationen geschehen kann, der eine adäquate Handlung ermöglicht. Bei genauerer Betrachtung offenbart sich das »Wissen« als komplexes Zusammenspiel von verschiedenen Wissenskomponenten und einem praktischen Können, die eine Einheit bilden. Diese auf Erfahrung basierende Kompetenz macht Handelnde zu Expert*innen.

3.3 Leisten als Akt sozialer Vergemeinschaftung

3.3.1 Zugehörigkeit

Leistung ist ein wichtiger Faktor für den *Zugang* zu einer Gemeinschaft. Der* diejenige, der* die sich auf den Weg begibt, eine Skitour zu gehen, kann dabei *Gleichgesinnte* treffen und kennenlernen. Er wird von der Gemeinschaft aufgenommen, weil er auf demselben Pfad unterwegs ist, er wird »mitgenommen« (III, 169). Die Zugehörigkeit zur Leistungsgemeinschaft, die hier erfahren wird, ist in dieser Weise *exklusiv*, da sie jenen vorbehalten ist, die sich auf den Pfad begeben und die notwendige Leistung erbringen. Besonders anschaulich wird dies, wenn Zugehörigkeit zur Gemeinschaft nur diejenigen erhalten, die sich an Orte begeben, an die nur durch die eigne Leistung gelangt werden kann.

»Ich bin dann – habe eine Tour, zwei oder drei Touren jetzt gemacht und bei der erst- bin ich irgendwie alleine los, habe so ein Pärchen getroffen, die haben mich dann mitgenommen. Dann oben auf der Hütte sitzen nur Leute die da nicht mit dem Lift-, das sind einfach andere Leute schon mal, die jetzt mit Lift da hochfahren, sind einfach andere Leute, als – die – ja viele mittlerweile ist das auch schon so ein bisschen Trend eher so, dass man dann gar nicht mehr richtig Ski fährt oder nach Ischgl – Ski nehmen sie zwar noch mit aber hauptsächlich wird dann da was gesoffen.« (III, 166–175)

Hier wird vom Interviewpartner ein deutlicher Unterschied zwischen sich und den anderen aufgemacht. Er selbst gehört zur Gruppe derjenigen, die den Berg durch Leistung erklimmen und sich dort an Orten treffen, die einen exklusiven Zugang aufweisen. Davon unterscheidet er zum einen jene, die auf technische Hilfsmittel wie den Skilift zurückgreifen, um sich an die Spitze zu bewegen. Zum anderen grenzt er sich darüber hinaus von den Gruppen ab, in denen »hauptsächlich [...] gesoffen« wird (ebd.). Einerseits unterscheidet sich aus dieser Perspektive die Eigenleistung der Skitourengänger*innen von jenen der Liftfahrer*innen und andererseits wird denen, die »hauptsächlich saufen« das »richtige« Skifahren abgesprochen. Es gibt demnach Idealformen, nach denen sich Zugehörigkeit regelt – zumindest aus der Perspektive dieses Akteurs. Dementsprechend handelt es sich in seiner Wahrnehmung bei den Skitourengänger*innen um »andere Leute« (ebd.), zu denen er sich zugehörig fühlt, was ihm durch die Erbringung seiner Leistung zugänglich wird. Er sieht Unterschiede in der Art der Betätigung und der Ausführung des Sports, die Zugehörigkeiten erzeugen. Die Gruppenmitglieder oder Szenegänger*innen vergemeinschaften sich über Gemeinsamkeiten und grenzen sich über Unterschiede zu anderen Gruppen ab, womit sie Zugehörigkeiten bilden und sich mit der eigenen Gruppe identifizieren können (vgl. Hitzler & Niederbacher 2010). Dementspre-

chend erhält der Sportler durch entsprechende Leistungen, die innerhalb der Gruppe ausgeübt werden, *Zugang* und das *Gefühl von Zugehörigkeit*. Der Zugang zur Gemeinschaft wird durch die gemeinsame Leistung erleichtert beziehungsweise erst ermöglicht, wie der Interviewpartner berichtet, der umgehend andere Tourengerher*innen kennenlernt und von diesen mitgenommen wird. Es gibt sowohl ein gemeinsames Interesse als auch eine gemeinsame Aktivität, die die Erbringung einer Leistung impliziert. Und diese verschafft in diesem Fall zugleich Zugang zu einem Ort, an den niemand anderes hinkommt, und Zugang zur Gemeinschaft, die diesen Ort erklimmt.

Dementsprechend findet gleichzeitig zur Vergemeinschaftung eine *Abgrenzung* statt, obwohl der Skitourengeher zuvor oder parallel ebenso zur Gruppe der Liftfahrer*innen gehört (hat) (vgl. III, 33). Er ist ohnehin nicht nur Skitourengeher, sondern ebenfalls Triathlet, Trailrunner und Rennradfahrer. Zugehörigkeit ist damit kontextabhängig und identitätsstiftend. Für die Zugehörigkeit zählt das gegenwärtige Tun.¹⁰

In diesem Sinne können Zugehörigkeiten zu unterschiedlichen Gruppen bestehen, die sich auch im Hinblick auf die Bedeutung der Kategorie Leistung stark unterscheiden, was die Akrobatin und Acro-Yoga-Praktizierende verdeutlicht.

»Da gibt es so ein paar einzelne Leute, mit denen ich mich auch – nur zu zweit oder zu dritt treffe, damit wir also, weil es – verschiedene Leistungs- – Niveaus gibt sozusagen und manchmal treffe ich mich mit Leuten – wo ich – wo wir so ein bisschen – ähnliches NIVEAU haben, um mal so ein bisschen weiterzukommen.« (VI, 47–59)

Mit der expliziten Absicht von *Steigerung* wird demnach eine deutlich kleinere Gruppe gebildet, innerhalb der es im Unterschied zur »große[n] GemeINSchaft« (vgl. IV, 39) ein *gemeinsames Leistungsniveau* gibt. In der Wahrnehmung der Akteurin ermöglicht das Zusammenkommen »zu zweit oder zu dritt«, anders als das Treffen in der großen Gruppe, das *Weiterkommen*. Zudem wird ein fließender Übergang zwischen Partnerakrobatik und Acro-Yoga attestiert, wobei ein Unterschied darin gesehen wird, dass beim Acro-Yoga der »GeMEINSchaftsaspekt« (VI, 144) und das »freudige Miteinander irgendwie mehr im Fokus steht als irgendwie – voll weiter zu kommen und voll die krassen Tricks zu lernen« (IV, 145ff.). Zugleich scheint dieser Un-

10 Bemerkenswert ist zudem, dass ein Trend in Richtung eines nicht »richtigen« (ebd.) Skifahrens gesehen wird, bei dem es »hauptsächlich« (ebd.) um das »Saufen« gehe. Entsprechend der Gegenläufigkeit von Trends erscheint es logisch, dass eine Extremisierung, der Verzicht auf Hilfsmittel und die Suche nach besonderen Naturerfahrungen parallel zu Betäubung, Rausch und Ektase stattfinden. Der Körper wird auf zwei konträre Weisen gebraucht, die zugleich ähnliche Funktionen des »Abschaltens« erfüllen.

terschied in der *Ausrichtung* und dem *Anspruch* an das eigene Tun ebenfalls mit der Gruppenkonstellation zu tun zu haben.

»MANCHMAL zum Beispiel, wenn ich mich in einer großen Gruppe treffe und WEIß man tauscht so mit den Partnern durch, dann stelle ich mich drauf ein, dass ich jetzt auch Sachen mache, die eigentlich sozusagen unter meinem Niveau sind also, die ich schon easy peasy kann, aber dann GEHT'S für mich um was anderes, dann geh-, dann freue ich mich darüber jemand anderem was zeigen zu können und zum Beispiel interessant dabei ist, dass DAS für mich dann auch so eine Situation – wo ich das total SCHÖN finde, jemanden sowas zu zeigen und wo das für mich dann auch – GAR nicht so doll was von unterRICHTEN hat, sondern ich das einfach auch total geNIEßE auch mit jemandem da so zu unterstützen, der das noch nicht kann. Naja und dann gibt es aber auch natürlich mal Situationen, wenn ich denke: ›Ich will jetzt zu einem Training gehen oder zu einem Workshop zum Beispiel, weil ich habe ein bestimmtes Level und ich gehe davon aus, das sind Leute, die haben auch dieses Level und DANN sind aber Leute da, die haben das Level noch nicht und ich mache mit denen und die kommen nicht weiter so.« Dann stört mich das auch mal, wenn ich auf was anderes eingestellt bin, weil ich aus einem anderen GRUND sozusagen da bin.« (IV, 1402–1423)

Es gibt demnach unterschiedliche Perspektiven und Bedeutungszuschreibungen im Tun der Akteurin, die sich zwischen einem Miteinander und einem Steigern des eigenen Könnens hin- und herbewegen. Je nach eigener *Ausrichtung* empfindet sie Freude daran, jemand anderem etwas beizubringen, wobei der Niveauunterschied nicht »stört« (ebd.), sondern die *Gemeinschaftsperspektive* unterstützt, weil es in diesem Moment nicht darum geht, die eigene Leistung zu steigern und selbst etwas zu lernen, sondern darum, dem anderen etwas zeigen zu können und zur Gemeinschaft dazuzugehören. Obwohl der Inhalt, beziehungsweise die Leistung, um die es in diesem Moment geht, deutlich unter ihrem Niveau liegt, für sie also zu leicht ist, was die Sache uninteressant und langweilig machen könnte, stellt dieses *gemeinsame Tun* und das *Miteinander* für sie ein *genussvolles Tun* dar, weil es hier um etwas anderes geht. Es geht um das Miteinander und das *Beibringen*, das sich nicht wie unterrichten anfühlt. In diesem Moment ist das Unterstützen der anderen ein Genuss, weil sie sich darauf *eingestellt* hat, vorher wusste, dass es genau darum gehen würde. Dementsprechend kann sie ihren eigenen Fortschritt hintenanstellen. Sie lernt zwar auf den ersten Blick nichts dazu, hilft jedoch anderen dazuzulernen. Auch hier findet Steigerung statt. Zum einen für die Person, die von ihr lernt, und zum anderen für ihr Handeln als Lehrende. Somit ist auch in diesem für die nicht leistungsorientierten Kontext Leistung relevant, weil sie der Inhalt des gemeinsamen Tuns ist und weil sie ohne ihr Können nichts beibringen könnte.

Im ersten Fall, dem Kontext der großen Gemeinschaft, legt sie den Fokus bewusst auf das Miteinander, um vom Leistungsniveau unabhängig Gefallen am Tun

haben zu können. Ihrer Sinnggebung nach geht es hierbei nicht um ihr eigenes Weiterkommen, obwohl sie sich im Beibringen übt. Die Perspektive »Weiterkommen« ist damit explizit der eigenen Aktionsleistung vorbehalten und gilt nicht für ihre Kompetenzen im Miteinander und Unterrichten von Leistungen. Zugleich besteht die Möglichkeit, sich unterstützend in das Miteinander und den Steigerungsprozess der anderen einzubringen, insbesondere aufgrund ihres eigenen Leistungsniveaus, welches das der anderen überschreitet. Aus diesem Grund kann sie den anderen etwas beibringen.

Umgekehrt gibt es jedoch Kontexte, die sie explizit aufsucht, um sich selbst zu steigern und von anderen zu lernen, was nur möglich erscheint, wenn die anderen Teilnehmenden auf dem gleichen Niveau sind. Nur dann besteht *Anschlussfähigkeit* im Sinne der Möglichkeit eines *gemeinsamen Weiterlernens*, bei dem sie ihr *Niveau steigern* kann. Auch wenn es in diesen Kontexten Lehrende gibt, deren Leistungsniveau höher ist, wird die Steigerung des eigenen Tuns nur dann als möglich erachtet, wenn die anderen Teilnehmenden entsprechende Voraussetzungen mitbringen. Hierin dürfte eine Spezifik der Partnerakrobatik als *Teamleistung* liegen, die nur zu zweit als Einheit geübt werden kann (vgl. IV, 184–189, 333f.). Bemerkenswert ist zudem, dass die neue Variante »Acro-Yoga«, welche die Akrobatin im Anschluss an ihre professionelle Artistenausbildung für sich entdeckt hat, im Vergleich zur Partnerakrobatik explizit auf das Miteinander ausgerichtet ist – so ihre Einschätzung der »Sportart« –, womit in der neuen und trendigen Variante zugleich die Perspektive vom Steigern im engeren Sinne abgezogen wird. Dabei scheint es kein Zufall zu sein, dass diese Ausrichtung in dem Hybrid aus Yoga und Akrobatik gefunden wird, wobei erstes durch die gegenwärtigkeitsfokussierte Philosophie des Ostens geprägt ist und zweites eher in den Kontext von Zirkus und Präsentation einzuordnen ist. Die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Gruppen ermöglicht ihr damit unterschiedliche Facetten des Leistens zu fokussieren und zu erfahren und sich im Perspektivenwechsel zu üben. Das Beispiel verdeutlicht, wie der eigne Steigerungsanspruch und das Leistungsniveau die Zugehörigkeit zu Gruppen verändern und infrage stellen kann.

Der Triathlet berichtet explizit von *Einsamkeit*, welche er aufgrund hochspezifischer Trainingsansprüche erfährt.

»Wo man halt sportlich trainieren will, da – vereinsamt man schon – oder du musst einen haben der GENAU – DAS in dem Tempo macht. Machst du das zwanzig Sekunden langsamer – ist der Effekt schon nicht mehr gut. Wenn du das Möglichste rausholen willst, aber du hast eine Trainingsgruppe, aber da kannst du nicht mehr irgendwie mit deinem Nachbarn einen Sechsminutenschnitt laufen.« (I, 72–78)

Das Thema Einsamkeit spricht der Sportler hier am Beispiel des Trainings für einen Marathon an und es wird deutlich, inwiefern die Einsamkeit in der hohen Spezifi-

tät seines Trainings ursächlich begründet ist. Es deutet sich der Wunsch nach spezifischen Trainingsgruppen an, die das gleiche Leistungsniveau aufweisen wie er. Jedoch sind derartige *Passgenauigkeiten* nicht überall und mit jedem*r zu finden. Bei der Betrachtung von Sportler*innen auf höchstem Leistungsniveau lässt sich sogar in Frage stellen, inwiefern diese überhaupt zu finden ist. Wenn Sportler*innen sich am Rande des Möglichen bewegen, gibt es wenige, die dasselbe tun. Der hier zitierte Sportler trainiert unter dem Motto: »Das Möglichste rausholen.« (I, 76). Derartige Übungen konfrontieren den Sportler mit den *Grenzen der Vergemeinschaftung* und er nimmt *Vereinsamung* wahr. Die Sichtweise, die er hier ausdrückt, beinhaltet, dass »sportlich trainieren« (ebd.) einsam ist, weil er nur auf eine sehr spezifische Weise trainieren kann, um sich zu steigern und dementsprechend sehr spezifische Trainingspartner*innen braucht. Entsprechende Trainingspartner*innen sind nicht in der Nachbarschaft unter den durchschnittlich Trainierenden zu finden. Der hier zitierte Sportler erlebt aufgrund seiner spezifischen Ansprüche Momente von *Nicht-Zugehörigkeit* und nimmt das damit einhergehende Gefühl von Vereinsamung als herausfordernd wahr.

An anderer Stelle berichtet er davon, wie er zugunsten eines Miteinanders von seinen spezifischen Ansprüchen abweicht.

»[...] aber auch DA [...] weiche ich immer wieder ab. Gestern wollte ich noch irgendwie spezielles Laufen und dann hat aber ein Kumpel, mit dem ich über die Alpen gelaufen bin, weil ich gerade auf dem Weg ja hier hin war, hat gesagt: ›Ey, lass uns da treffen.‹ Der ist im Moment nicht so fit und dann haben wir nur so ein abgespecktes Programm gemacht. Ja na, das ist dann halt auch mal so also: ›Pff-, keine Ahnung, es wird jetzt nicht daran scheitern, dass ich irgendwie schlechter Marathon laufe, glaube ich.« (III, 317–327)

Obwohl ein »abgespecktes Programm« durchgeführt wird, anstatt etwas »spezielles [zu] laufen« (III, 317f.), nimmt er in diesem Fall keine Gefährdung seiner Leistungsfähigkeit wahr, weil es eine Ausnahme und nicht den Regelfall darstellt, zugunsten des Miteinanders vom spezifischen Training abzuweichen. Die Betrachtung beider Interviewstellen suggeriert, dass die Schwierigkeit darin zu bestehen scheint, die Ansprüche von Gemeinschaftserleben und Steigerung miteinander zu vereinbaren. In dieser Hinsicht unterscheidet sich das Laufen von anderen stationär ausgeübten Sportarten, bei denen tendenziell an einem Ort auf unterschiedlichem Niveau trainiert werden kann. Es verdeutlicht zugleich die Abhängigkeit der Zugehörigkeit und des Miteinanders von der Zugänglichkeit von Orten und weist darauf hin, dass Trainingsorte aufgrund ihrer Ausstattung mit Bedingungen in Form von Material und Naturbedingungen (Geräte, Wellen) bestimmte Möglichkeiten des Übens bieten oder nicht bieten und bestimmte Ansprüche mit sich bringen, die selektierend auf die Personen wirken, die sich an diesem Ort vergemeinschaften können. Dies

gilt insbesondere, wenn alle das Ziel der Leistungssteigerung haben und dafür bestimmter Bedingungen bedürfen.

Im Kontrast zum Acro-Yoga erscheinen andere Trendsportarten – wie der Brettsport – als »Einzelsportarten«. Die Leistungen werden ebenso wie beim Laufen nicht im Team erbracht. Trotzdem ist das Miteinander eine zentrale Kategorie des Tuns. Der Kitesurfer nimmt seinen Sport nicht als Einzelsport wahr und betont, wie wichtig für ihn das gemeinsame Tun ist,

»[...] weil man halt auch immer zuSAMMEN auf dem Wasser ist, das ist halt auch so wichtig, dass man halt – das MITEinander macht und ich könnte halt so einen Einzelsport – ne? wie Kiten nicht machen, wenn es wirklich Einzelsport WÄRE, wenn man wirklich immer nur ALLEINE irgendwo üben würde – in irgendeinem – Fleckchen Wasser, was nur für dich da wäre um zu üben, man muss halt miteinander irgendwie – weiterkommen und Spaß haben und – sich gegenseitig puschen zum nächsten Level.« (VII, 344–351)

Es geht ihm nicht darum, »alleINE« (VII, 348) zu üben und den Vorteil zu nutzen, den Platz mit den Bedingungen für sich zu haben. Es besteht eine dringende Notwendigkeit darin, *Miteinander weiterzukommen*. Im Trendsport laufen Vergemeinschaftung und Individualisierung parallel zueinander ab (vgl. Schwier 2003, Gugutzer 2004, S. 220, 237f.). Das fehlende gemeinsame Weiterkommen ist im Fall des Kitesurfers der Grund für die Abwendung vom Mannschaftssport, dem Fußball.

»Weil irgendwann war mir das irgendwie zu langweilig das war irgendwie- ja man kann noch schneller rennen, man kann noch besser diesen Ball passen, aber irgendwie m- muss es trotzdem das TEAM machen. So man kann sich nicht einzeln so krass verbessern, dass man – das Team halt insgesamt wieder weiterbringt, so man muss halt irgendwie die Teamleute, die Spieler, die bei dir im Team sind, sollten auch immer weiter besser – werden wollen, weil sonst hat man nicht zusammen diesen Weg, den man geht und das ist mir dann halt irgendwann aufgefallen, dass die Leute halt immer öfter halt – nicht so gut trainiert HABEN und nicht DA waren und kam halt immer viel dazwischen und dann ist irgendwann das ganze Team immer also f- also am Anfang waren die Kinder wo ich mit gespielt habe super motiviert und irgendwann, als wir jugendlich waren und ganz andere Sachen auf einmal im Kopf hatten, so war auf einmal das Spiel nicht mehr so super wichtig und – man hat sich da gar nicht mehr so dringend mit beschäftigt sich zu verbessern in dem Sport irgendwie – dann hab ich das Kiten angefangen, weil ich – das brauchte halt irgendwie, ich braucht irgendwie immer weiter Verbesserung in dem was ich mache und das hab ich beim Kiten halt voll bekommen.« (VII, 617–635)

Das fehlende Engagement der Teammitglieder ist zwar nicht der einzige Beweggrund für die Diskontinuität des Tuns, jedoch ist es bemerkenswert, wie das Weiterkommen, das im Team nicht mehr möglich erscheint, in diesem Zusammenhang reflektiert wird. Im Unterschied zum Kiten besteht beim Fußball eine direkte Abhängigkeit von der Leistungsfähigkeit des Teams. Der Sportler hat sein eigenes Weiterkommen nur bedingt in der Hand, obwohl er sich selbst verbessert. Weil er von der Leistungsbereitschaft der Mitspieler abhängig ist, welche nicht mehr vorhanden ist. Deshalb wird das Tun für ihn langweilig und demzufolge beendet.

Für die Aufrechterhaltung des Tuns ist die Zugehörigkeit zu einer Leistungsgemeinschaft bedeutungsvoll, die das Weiterkommen fördert oder sogar erst ermöglicht. Im Anschluss an das vorangegangene Zitat ist sogar davon zu sprechen, dass das Gefühl von Zugehörigkeit wesentlich vom gemeinsamen Anspruch nach Steigerung getragen wird.

Insofern Leistung über Zugehörigkeit entscheidet, erhalten die Sportler*innen mit zunehmender Leistungsfähigkeit Zugang zu leistungsstärkeren Gruppen. Gruppenzugehörigkeit bietet im Hinblick auf die Steigerung die Vorteile des gemeinsamen Tuns, voneinander Lernens und gegenseitigen Pushens. Die Akrobatin beschreibt es mit den Worten, dass man sich »gegenseitig inspiriert« (VI, 1186) und in eine Lage versetzt wird, »sich zusammen für irgendetwas zu begeistern« (VI, 1187f.). Der Kitesurfer beschreibt zudem Unterschiede im Hinblick auf die Erfahrungsqualität seines Tuns, die sich explizit aufgrund des Leistungsniveaus der Gruppenmitglieder ergeben.

»Der eine hat vielleicht ein etwas höheres Level und fährt einfach mal vor dir rum und macht irgendeinen Spaß, weil der das einfach – ja levelmäßig drauf hat irgendwie sowas zu machen und der andere kann halt noch nicht so gut kiten und fährt konzentriert hin und her, womit diese Connection auf dem Wasser, miteinander irgendwie interaktiv sein, wird dann Weniger.« (VII, 421–430)

Die *Verbindung*, das Gefühl des gemeinsamen Tuns, hängt demnach in ihrer Intensität vom Leistungsniveau der Gruppenmitglieder ab – obwohl es sich um »Einzelsport« handelt. Das *Gemeinschaftsgefühl* wird wesentlich durch die *Interaktion* getragen, die eingeschränkt ist, wenn die Aufmerksamkeit aufgrund des geringen Leistungsniveaus auf das eigene Tun beschränkt ist, welches die gesamte Aufmerksamkeit fordert. Hingegen haben fortgeschrittene Akteur*innen aufgrund ihres Leistungsniveaus die Möglichkeit, ihre Aufmerksamkeit auch auf die anderen zu richten und sich dadurch gegenseitig mit ihren Leistungen zu unterhalten und damit den Spaß zu steigern. Dabei spielt die Freude für die Leistungen anderer wiederum eine bedeutende Rolle, weil sie die eigene Leistungserfahrung bereichert und verstärkt. »[...] und dein Kumpel rastet unten im Wasser komplett aus, weil du oben da so hoch bist und du denkst dir einfach nur so: ›WAA‹ ((lacht)) – das ist einfach [...]

ja.« (VII, 1291–1294). Das *Gefühl von Verbundenheit* ist dementsprechend durch das gemeinsame und verbindende Leistungsniveau bedingt.

Durch die Interaktionsmöglichkeit entsteht ein intensiveres Miteinander und das Leistungsempfinden als Freude über das Geleistete wird gesteigert.

»Aber im Endeffekt – ja, miteinander auf dem Wasser macht mit der einen Person mehr Spaß als mit der Anderen so, weil – ja wenn man halt zusammen Kiten geht und man kann jemanden auf den RÜCKEN nehmen und irgendwie ist es voll witzig und man lacht dabei und das war irgendwie voll cool, dann hat man miteinander noch mal ein bisschen mehr Spaß auf dem Wasser gehabt so.« (VII, 450–455)

Es gibt demnach deutliche Unterschiede im Hinblick auf das gemeinsame Tun, welches vom Leistungsniveau abhängt. Durch das erhöhte Können, das Miteinander ermöglicht, steigert sich der Spaß am Tun, weil es dadurch noch stärker zu einem gemeinsamen Tun werden kann. Das Leistungsvermögen ermöglicht es, selbst beim Kitesurfen, einem »Einzelsport«, eine* n andere* n Kiter* in auf den Rücken zu nehmen und dadurch eine Gemeinschaftsleistung zu vollführen. Derartige Leistungen sind außergewöhnlich, weil sie die übliche Form durch ein gekonntes Miteinander überschreiten – in einem Sport, der ein derartiges Miteinander nicht vorsieht. Die Möglichkeit zu entsprechenden Team-Leistungen in diesem Einzelsport ist zudem selten, weil nur wenige das Niveau mitbringen, derartige Akrobatik zu vollführen. Es ist eine spezielle Konstellation von leistungsfähigen Personen notwendig. Dieses ungewöhnliche gemeinsame Tun ist damit etwas Besonderes, weil es nicht immer verfügbar ist. Für den Sportler erweitert die Möglichkeit zu einem derartigen gemeinsamen Tun den Spaß und ist eine seltene Erfahrung.

»Wenn man halt gut mit Freunden halt Kiten geht – so einem macht das Spaß mit diesen Freunden Kiten zu gehen, dann würde man halt gerne immer mit diesen Freunden Kiten gehen – auch mit Anderen, aber man hat halt immer mit allen mit der einen Person mehr Spaß aufm Wasser als mit der ANDeren.« (VII, 417ff.)

Es gibt demzufolge klare Präferenzen für das gemeinsame Tun mit bestimmten Personen. Es handelt sich dabei um Freunde, die aufeinander »eingestellt sind« (VII, 416), die demnach bereits auf eine gewisse Kontinuität in ihrem gemeinsamen Tun zurückblicken und zugleich ist damit auf den oben beschriebenen Zusammenhang der levelabhängigen Interaktion verwiesen, der wiederum für das *gegenseitige Pushen* wichtig ist und wesentlich zum Spaß am Tun beiträgt.

Neben diesen Qualitäten eines gemeinsamen Tuns, das durch Leistungsfähigkeit bereichert wird, wird ein grundsätzlicher Mehrwert im gemeinsamen Tun gesehen. Dieser wird nicht von der Leistungsfähigkeit der anderen abhängig gemacht

und hat wiederum mit einer *gemeinsamen Freude* und einer *gegenseitigen Bestätigung* zu tun.

»Im Endeffekt hat man trotzdem am ENDE der Session dann irgendwie so auf dem Strand so ein cooles Gespräch: ›Oah, das war eine wunderbare Session, ja schlag ein, wunderbar, geil, hat richtig Bock gemacht, voll gut das wir heute Morgen früh aufgestanden sind zum Kiten, weil das hat uns genau gut getan.‹ So und [...] DAS ist natürlich das Wichtigste, dass man am Ende vom Wasser kommt und sagt: ›Ey Leute, ey war richtig geil.‹ Und nicht, dass man halt mit einem Kumpel aufs Wasser geht der dich die ganze Zeit irgendwie nervt auf dem Wasser oder so, was halt auch gar nicht so wirklich geht beim Kiten, weil man halt immer mit so einem Ding konzentriert ist so irgendwie man – ist halt immer mit so einem Kite beschäftigt, kann sich nicht so viel auf andere Dinge fokussieren.« (VII, 430–445)

Hier wird betont, wie sich unabhängig vom Leistungsniveau am Ende der Session über das gemeinsame Tun gefreut wird. Die Gemeinschaft wird wertgeschätzt und ihre Bedeutung bekräftigt. Im Unterschied zu dem aktiven Miteinander der Leistungsfähigen wird hier über das retrospektive *erzeugen der Gemeinschaft* gesprochen, was im reflexiven *Abschluss-Gespräch* und durch *vergemeinschaftende Gesten* wie Abklatschen geschieht, welche die *Zugehörigkeit* zur Gruppe *unabhängig vom Leistungsniveau* verdeutlichen. Der *Genuss des Tuns* wird *gegenseitig bestätigt* und *bestärkt*. Es bleibt zu bemerken, dass nur diejenigen an dieser *geteilten Freude teilhaben* können, die zumindest mitmachen können. Es ist eine *Leistungsfähigkeit* notwendig, die *Zugang* verschafft. Zugleich steigt die Intensität des gemeinsamen Tuns mit der Zunahme der Leistungsfähigkeit, die Vergemeinschaftung während des Tuns statt nach dem Tun ermöglicht. Teil der Leistung ist die Überwindung zum frühen Aufstehen und Losgehen, was von der Gemeinschaft unterstützt und zur *gemeinschaftserzeugenden Leistung* wird. Ohne die Kompetenz zum Kitesurfen in den jeweiligen Bedingungen – und das notwendige Material – ist das *Dabeisein* bei diesem *vergemeinschaftenden Leistungshandeln* jedoch nicht möglich. Die gemeinsame Freude und gegenseitige Bestätigung über den Genuss des Tuns scheinen, über die vergemeinschaftende Funktion hinaus, wesentlich für ein kontinuierliches Tun zu sein, schließlich wird hier reflexiv der Wert der Sache hervorgehoben. Dieses retrospektive gegenseitige Bestätigen wird als zentraler Akt herausgestellt, »DAS ist natürlich das Wichtigste.« (VII, 439). Und dies wird unabhängig vom Level – abgesehen vom Mindestniveau des Mitmachen-Könnens – praktiziert und es ist ebenso wenig an die ausgeführte Leistung gebunden. Hingegen ist es bedeutungsvoll, dass Mitmachende nicht »nerven« (ebd.), was jedoch aufgrund des Fokus auf das Material ohnehin kaum möglich ist. Die Qualität des trendigen »Einzelsports« besteht demnach auch darin, dass man den Sport *gemeinsam und alleine* tut, dass Vergemeinschaftung und individuelles Eigenleisten weitgehend zusammenfallen.

Es besteht damit die Möglichkeit des Rückzugs ins Tun, ohne auf die Gemeinschaft mit anderen verzichten zu müssen. Im gemeinsamen Sportraum kann jede*r auf seinem Niveau weiterüben, sofern er*sie in den Bedingungen teilnehmen kann. Im Unterschied zu Marathonläufer*innen sind Kitesurfer*innen nicht von einer passgenauen Trainingsgruppe abhängig. Trotzdem bringt das Niveau der Gruppenmitglieder das Potential dafür mit, das Level gegenseitig zu *pushen und sich zu steigern* (vgl. I, 216–222).

Auch wenn das sportliche Leisten damit immer auch eine *Rückbesinnung* auf sich und das Material erfordert, wird das Miteinander als zentrale Erlebnisqualität herausgestellt – die für Sport im Allgemeinen geltend gemacht wird. Es geht beim Leisten immer auch um gemeinsame Erlebnisse und das Teilen von Erfahrungen. Leistung verschafft Zugang und Zugehörigkeit, sie kreiert Gruppen und Gemeinschaften, wobei Sportarten aufgrund ihrer Orts- und Materialgebundenheit eine spezifische Selektivität aufweisen. Zudem werden Zugang und Zugehörigkeit sozial vermittelt und gestalten sich durch die Kontinuität des gemeinsamen Tuns.

Dementsprechend fällt unter der Kategorie von Zugang und Zugehörigkeit abschließend die *soziale Vermittlung* ebendieser auf. *Bezugspersonen* können ebendiesen Zugang und diese Zugehörigkeit ermöglichen oder hemmen, wovon dann auch das Leistungshandeln bedingt wird. Der Kitesurfer schildert beispielsweise eine Diskontinuität seiner Wettbewerbsteilnahme aufgrund mangelnder Unterstützungsfähigkeit seiner Eltern.

»Ich hatte nicht richtig die – Bezugsperson, die mit mir da irgendwie hinfahren konnte so, weil die beide- beide Eltern waren beschäftigt. Und da kann man sich ja auch nicht so darauf verlassen, dass die dir da helfen können, weil die haben halt keine Ahnung von dem Sport – so und das hat man halt bei den anderen Kindern immer ganz doll gesehen, dass die Eltern voll drin waren und das voll verstanden haben was da passiert. Dementsprechend wurden die halt – BESSER geholfen bei diese Competition, weil so funktioniert das halt beim Kiten, man braucht halt ein paar Leute am Strand, die sich da auskennen, die dir helfen können so und wenn man die Leute nicht hat, dann ist so eine Competition halt nicht so nice – dann früher wollte ich dann irgendwann nicht mehr so wirklich FAHren.« (VII, 648–660)

Es geht hier um mangelnde Unterstützung durch die Eltern, die nicht nur aufgrund der fehlenden Zeit besteht, sondern explizit auch aufgrund ihres *mangelnden Verständnisses* des Sportes. Die Eltern anderer Wettbewerbsteilnehmer*innen haben hingegen eine gewisse Zugehörigkeit zu dem Sport, sie sind involviert. Aufgrund ihres Verständnisses für die Sache können sie ihre Kinder am Strand unterstützen. Diese Hilfe fehlt dem Interviewpartner. Damit spricht er eine Dimension mangelnder Unterstützung an, die explizit an Kompetenz gebunden ist und damit leistungsbezogen ist. Er beendet seine Wettbewerbsteilnahme dementsprechend

auch aufgrund mangelnder Kompetenz seiner Bezugspersonen – was als Dimension von Zugehörigkeit zu verstehen ist. Es besteht keine Unterstützung im Sinne einer sozialen Vermittlungsmöglichkeit, die den Zugang unterstützen würde. Er erfährt, im Unterschied zu den anderen Teilnehmenden, keine Sozialisation in das Wettbewerbsgeschehen durch »Leute [...], die sich da auskennen.« (VII, 657).

3.3.2 Miteinander trotz Vergleich

Obwohl sich die Sportler*innen in verschiedenen Kontexten miteinander vergleichen, wird immer wieder betont, dass es schlussendlich nicht um ein Gegeneinander im Sinne von Konkurrenz geht, sondern darum, *miteinander weiterzukommen* und den Vergleich als Strategie zur Steigerung zu nutzen. Dementsprechend ist das »Gegeneinander«, ob im Wettkampf oder außerhalb davon, ein Navigieren zwischen Ernsthaftigkeit und Spaß (vgl. Elias & Dunning 2003, S. 169–229). Es fällt auf, dass das Miteinander unabhängig davon, ob es sich um einen »Mannschaftssport« oder einen »Einzelsport« handelt, von zentraler Bedeutung für das Tun und insbesondere das Leistungshandeln ist. »Ich könnte so einen Einzelsport wie Kiten nicht machen, wenn es wirklich Einzelsport WÄRE, wenn man wirklich immer nur alleINE irgendwo üben würde.« (VII, 346ff.).

Steigerung bedarf eines Miteinanders, nicht nur weil es Spaß macht, sondern weil es das menschliche Bedürfnis nach Weiterentwicklung durch gegenseitiges »pushen« unterstützt. Betrachtet man die Kategorie des *miteinander Weiterkommens* fällt auf, dass diese Perspektive in vielerlei Hinsicht unterstützend für die Leistungssteigerung wirkt. Die Gemeinschaft und das Miteinander sind zentrale Beweggründe für das kontinuierliche Tun und das gemeinsame Tun lockert die mitunter anstrengende und herausfordernde Arbeit an der Leistung wesentlich auf. Das soziale Miteinander bringt Spaß in das mitunter ernsthafte Tun. Aufgrund des sozialen Wesens des Menschen ist das Miteinander notwendigerweise eine zentrale Perspektive des Leistungshandelns. Die Bedeutung des Miteinanders – im Kontrast zu einem konkurrenzorientierten Gegeneinander – scheint sich jedoch erst im Kontext eines kontinuierlichen Tuns zu entwickeln.

Das miteinander Weiterkommen beinhaltet eine intensive gemeinsame Zeit, die sich aufgrund des *geteilten Interesses* ergibt. In formal organisierten Sportarten werden insbesondere Trainingsfreizeiten als besonders bedeutungsvoll herausgestellt (vgl. II, IV), weil hier sowohl ein intensives Training als auch »VIEL Spaß« (IV, 199) miteinander geteilt werden. Der wesentliche Unterschied zum alltäglichen gemeinsamen Training besteht in der Dauer der gemeinsamen Zeit, die viel Raum für das Miteinander bietet. In informell organisierten Trendsportarten treten an diese Stelle gemeinsame Urlaube und Reisen, in welchen der Sport im Mittelpunkt steht (vgl. u. a. VIII, 978). Darüber hinaus gibt es den Fall des gemeinsamen Wohnens und Lebens, der aus dem Kontext entsteht, dass der Sport zum Beruf wird, in

dem die Sportler*innen als Lehrer*innen arbeiten (vgl. VII, 744). Das Miteinander gewinnt in beiden Kontexten an *Intensität*, was sich förderlich auf die Steigerung der Leistung auswirkt (vgl. VII, 744–762).

In jedem dieser Fälle ist neben dem Sport viel Raum für das soziale Miteinander und genau dieses gibt einen besonderen Mehrwert, der darin besteht, die Leistungsarbeit durch die Qualität von Gemeinschaft zu ergänzen und sie dadurch von ihrer Ernsthaftigkeit zu befreien. An die Seite der »Fortschritte, die man halt auch zuSAMMEN dann macht« (IV, 120), tritt das »Quatschmachen und keine Ahnung was, das ist halt irgendwie immer ziemlich cool« (IV, 118f.). Auch außerhalb von Trainingslagern wird der »eigentliche SPAß« weniger in den Ergebnissen gesehen als im »Training selbst, wenn man irgendwie rumalbert oder irgendwie sowas« (IV, 272ff.). Nicht nur in diesen Zitaten wird die herausragende Bedeutung des *freudigen Miteinanders* deutlich, es ließen sich unzählige weitere Belege für diese Kategorie anführen, die eine entscheidende Sinnperspektive und damit einen zentralen Anreiz des Leistungshandelns darstellen.

Wie bereits einleitend herausgestellt, ist die grundsätzliche Bedeutung des Miteinanders nicht von der Beschaffenheit der Sportart abhängig, jedoch zeigen sich bei genauerer Betrachtung Unterschiede in der Ausgestaltung und der Qualität des Miteinanders. Das gemeinsame Steigern in unmittelbarer Partner*innenarbeit bei einer Partnerakrobatik hat eine andere Qualität als das Miteinander des Kitesurfens oder Skatens. Die Akrobatin erklärt, inwiefern das direkte Miteinander für sie den Reiz ihres Tuns ausmacht. Sie bekundet ein besonderes Interesse an der »Balance zu zweit« (VI, 333), die als Steigerung der Balance allein gesehen werden kann. Ihr Sport kennzeichnet sich gerade dadurch, »mit anderen Leuten so dicht zusammen [zu] arbeiten« (VI, 334). Hierbei handelt es sich aus der Perspektive des Miteinander um einen Extremfall, bei dem die Leistung sinnbildlich in Symbiose zweier »Körper« (VI, 332, 333) erbracht wird. Partnerakrobatik kann ausschließlich zusammen geübt und erfahren werden. Im Unterschied zu Spiel- und Kampfsportarten ist ein Gegeneinander in diesem Sine nicht möglich. Es geht nur Miteinander.

Im Hinblick auf Kampfsport wird jedoch ebenfalls eine erweiterte Perspektive eines *Miteinanders* derjenigen eines *Gegeneinanders* zur Seite gestellt.

»Beim Aikido geht es halt mehr darum – keine Ahnung, um den Sport an sich, um den Stil und so zu kämpfen, aber auch – also beim Aikido ist es so die Bewegung des anderen und seine eigenen Bewegungen so zu nutzen, dass man eben – keiner Anstrengung bedarf, um irgendwie jemanden zu beSIEGEN. Also es geht auch nicht darum, wer Gewinner und wer Verlierer ist am Ende, sondern einfach sich auch oft zu befreien aus manchen Situationen und auch Selbstverteidigung ist da ein bisschen mit drin.« (IV, 140–148)

Neben dem »Sport an sich« (ebd.) und dem »Stil« (ebd.) geht es demnach um ein gekanntes Miteinander, bei dem der*die »Gegner*in« als Partner*in für ein möglichst müheloses Tun genutzt wird. Dieser Perspektive der Sportlerin auf den Kampfsport Aikido steht beim Fechten, bei dem sie ebenfalls an Turnieren und Meisterschaften teilnimmt, eine gegenläufige Perspektive im Sinne eines Gegeneinanders gegenüber. Diese beschreibt sie als emotional aufreibend. Sie ist davon begleitet, dass sie nach verlorenen Kämpfen auf Meisterschaften weint, was sie ebenfalls bei ihren Mitstreiterinnen beobachtet, »weil es dann so frustrierend ist, wenn man versucht, irgendwie den ERSTEN Platz zu kriegen und dann aber es DOCH nicht schafft« (vgl. IV, 615–625, IV, 625ff.). Über diese Herangehensweise resümiert sie: »Es ist aber irgendwie dann auch nicht so eine gute Stimmung halt einfach, wenn man – versucht das alles gegeneinander zu machen.« (IV, 628ff.). Die Perspektive eines Gegeneinanders, bei dem es darum geht, »den anderen zu schlagen« (IV, 616f.), trägt ihr Tun demzufolge nur bedingt, beziehungsweise ist es deutlich negativ konnotiert. Diese Nuancierung ist bemerkenswert, weil auch beim Aikido *gegeneinander* gekämpft wird. Trotzdem wird es von der Sportlerin anders wahrgenommen und eingeordnet. Es wird als *miteinander kämpfen* beschrieben. Beim Aikido arbeitet sie auf die Gürtelprüfungen hin und ist damit stärker an sich selbst orientiert, »und ja, es ist was komplett anderes beim Fechten, das ist ja ein Kampfsport, den man gegeneinander macht« (vgl. 609, IV, 614f.). Die Unterschiedlichkeit der Perspektiven im Hinblick auf die Wettkämpfe scheint zum einen in den Sportarten und ihren Formaten angelegt zu sein, »ich weiß gar nicht ob es da [Aikido] welche [Wettkämpfe] gibt« (IV, 608f.). In der Perspektive der Athletin auf das Aikido scheint die östlich geprägte Tradition des Übens durch. Zugleich handelt es sich beim *miteinander Weiterkommen* – statt eines Gegeneinanders – um eine Perspektive, die Akteur*innen – unter Einfluss von Sozialisation – vor allem mit der *Kontinuität* des Tuns entwickeln und vor allem *weiterentwickeln*.

Während die Tänzerin, die auch Aikido, Fechten und Tennis ausübt, ihr Tun früher mehr als ein Gegeneinander gedacht hat, hat sie mit zunehmender Erfahrung eine Perspektive entwickelt, die stärker auf das Miteinander fokussiert.

»Inzwischen habe ich es [...] nicht mehr so, dass ich mir denke, dass ich irgendwie gegen die anderen irgendwie oder mich mit anderen verGLEICHE, dass ich halt gucke: ›Wer ist jetzt besser?, Oder bin ich besser?‹ Oder irgendwie sowas.« (IV, 586–590).

Für diese Entwicklung haben die Erfahrungen des »GEGEN andere« (IV, 704) ihre Bedeutung. Zwar hat sie es ebenfalls »gerne« und mit »Spaß« gemacht (vgl. ebd.), trotzdem wendet sie sich mit der Zeit vom Gegeneinander ab und richtet ihren Fokus auf den Vergleich mit sich selbst aus. Die aktuelle Perspektive baut auf der reflexiven Auseinandersetzung mit der Erfahrung des Gegeneinanders auf, die mit Frust

und Tränen einherging. Entsprechend einer (intra)individuellen Bezugsnorm geht es nun darum, »nicht das Ziel zu haben, besser zu sein als andere [.], sondern besser zu sein als man vorher war« (IV, 1053ff.). Das heißt nicht, dass Vergleiche mit anderen nicht mehr stattfinden oder die soziale Anerkennung keine Rolle mehr spielt. Vielmehr verändert sich die Bedeutung, die dem Vergleich und der sozialen Anerkennung beigemessen wird.

»Also früher war es viel öfter so, dass ich geguckt habe: ›Was können die Anderen?, Was kann ich?, Kann ich irgendwie mich noch mehr verbessern?‹ Das hat mir irgendwie viel weitergeholfen, weil ich mich dann dadurch auch – dazu – GEZWUNGEN habe, in Anführungszeichen, zu trainIEREN. [...] Ich habe mich auch oft mit andere vergleichen, ob ich jetzt besser oder schlechter bin, vor allem mit den Älteren [...] Und dann habe ich auch immer versucht so gut zu werden wie die Älteren halt sind und das hat mich auch vorangebracht, aber inzwischen sehe ich es halt NICHT mehr so als Konkurrenz gegen andere [...]« (IV, 546–564)

Im Unterschied zu diesem Vergleich, der stark an den eigenen Defiziten orientiert ist und ein »gezwungenes« Trainieren mit sich gebracht hat, welches durch ein Konkurrenzdenken gegen andere angetrieben war, hat die Tänzerin mit der Zeit und der zunehmenden Expertise eine andere Perspektive entwickelt, an der sie sich noch immer übt. »Ich versuche auch nicht gegen andere zu denken, sondern – mehr, mehr MITEinander.« (IV, 569f.). Im Zuge dieser Entwicklung kommt dem Vergleich mit anderen eine anders gelagerte Bedeutung zu, die darauf fokussiert, was von den Anderen gelernt werden kann. In diesem Prozess wird der Konkurrenzgedanke immer mehr losgelassen und zunehmend durch ein *Miteinander Weiterkommen* abgelöst. Dabei scheint der Prozess nicht nur an die Kontinuität des Tuns, sondern ebenfalls lose an die zunehmende Steigerung und Expertise gekoppelt zu sein, die die Akteurin in ihrem kontinuierlichen Tun gewinnt – ganz im Sinne einer Entwicklung, bei der bestimmte Schritte nicht übersprungen werden können. Im Anschluss an die Perspektive von Konkurrenz eröffnet sich der Sportlerin die Perspektive des Miteinanders zunehmend.

Selbst bei der Präsentation von Leistungen geht es dann nicht darum, »dem Publikum zu zeigen: ›Ich bin besser als alle anderen hier in meiner Gruppe‹, sondern man versucht zu zeigen: ›Die ganze Gruppe ist halt ein Team.« (IV, 572–582). Und dieses *Miteinander in Präsentationsmomenten* wird nicht nur bei Teamleistungen wie in einer Tanzgruppe thematisch, sondern ebenso bei trendsportlichen Wettbewerben im Kitesurfen oder Skaten, in dem Einzelsportler*innen antreten. Selbst im Wettbewerb geht es dem befragten Kitesurfer insbesondere darum, die seltenen Naturbedingungen gemeinsam zu nutzen, das Level zu pushen und das in der Sportart Mögliche weiter auszureizen (vgl. VII, 687–694). Über seine Wettbewerbsteilnahme sagt er: »›Oha, geil ey, schön, wir gehen aufs Wasser, alle gemeinsam, alle haben richtig

Bock.« (VII, 687f.). Das Gegeneinander tritt vor dem gemeinsamen Ausnutzen der seltenen Naturbedingungen in den Hintergrund. Nur »ein paar sind auch dabei, die wollen halt unbedingt gewinnen und sind voll – darauf getrimmt halt- ja das beste Ergebnis und so, aber im Endeffekt ist trotzdem bei ALLEN drin: ›Boah, wir dürfen jetzt wieder Kiten bei so viel Wind« (VII, 694–697). Es herrscht beim Wettbewerb dementsprechend eine sehr wertschätzende Stimmung gegenüber den Bedingungen und der Teilnahmemöglichkeit. Der Skater berichtet ebenfalls davon, dass es wenige Wettbewerbsteilnehmer*innen gibt, die einen starken Fokus auf das Gewinnen setzen, und bringt dies in Zusammenhang mit der Kontinuität des Tuns. »Man hat eigentlich nur eine Chance deutscher Meister zu werden, wenn man überall hinfährt.« (I, 75f.). Eine derart regelmäßige Teilnahme kommt unter den Teilnehmenden jedoch laut Aussage des Interviewpartners nur »GANZ selten« (I, 97) vor. Er sieht in diesem Erfolgsmechanismus, bei dem der*diejenige gewinnt, der*die »jedes Mal hinfährt« (I, 149f.), eine Orientierung an »Quantität« (I, 149). Jedoch geht es auch für diesen Sportler bei den Wettbewerben vordergründig um etwas anderes. »Die ganze Atmosphäre und so ist eigentlich das Wichtige an so einem Event für mich.« (I, 52f.). Die überwiegende Abwesenheit von Konkurrenzdenken wird in der folgenden Aussage des Skaters im Hinblick auf das Miteinander gerahmt und erneut ganz im Sinne Klafkis (vgl. 1964, S. 54–58) darauf bezogen, dass man sich füreinander freuen kann.

»Konkurrenz gibt es eigentlich nicht mal auf den WETTBEWERBEN, weil man sich da – auch wirklich ehrlich – das sage ich jetzt nicht nur so um das so in ein gutes Licht zu-, weil man freut sich ehrlich für die anderen Leute, wenn die einen guten Lauf haben oder so [...]. Man freut sich gute Tricks zu sehen, man freut sich, also das pushed einen auch nochmal ein bisschen glaube ich, wenn man sieht, dass die anderen auch gut zurechtkommen mit dem Parcours [...] UND WENN es schon bei Wettbewerben so unwichtig ist, dann ist es im Training natürlich noch viel – also viel weniger so, also man FREUT sich WIRKLICH SEHR für andere Leute, die gute Fortschritte machen, auch wenn man sich selber über seine eigenen Fortschritte natürlich genauso freut.« (I, 163–190)

Insofern es selbst in Wettbewerben nicht um ein Gegeneinander geht, stehen der Sport und die individuelle Leistung auf eine bemerkenswerte Weise im Vordergrund. Es geht darum, das Können und den Sport weiterzuentwickeln. Und über diese Steigerung des Individuums und der Sache gibt es eine kollektive und gegenseitige, eine *geteilte Freude*. In diesem *wahrhaftigen Miteinander* ist ein ausgeprägtes und nachhaltiges Potential zur Steigerung zu sehen, weil das Können der anderen nicht dem eigenen Können gegenübersteht. Vielmehr ist das Können des anderen ein Anreiz zum eigenen Tun, weil es zeigt, was möglich ist. Man freut sich »wirklich ehrlich« und »WIRKLICH SEHR« (ebd.) für die Leistung der anderen und über die

gelingenen Tricks. Bei den anderen ist zudem zu sehen, dass die Herausforderung des Parcours zu meistern ist, was den Glauben an die eigene Leistungsfähigkeit unterstützt. Diese Art der Vergemeinschaftung im Leisten verdeutlicht das bereits mehrfach angesprochene Phänomen des *gegenseitigen Pushens*, welches in diesem Verständnis auch ein durch die Leistungsfreude ausgelöstes sich Steigern meint. Selbstverständlich kann auch ein konkurrenzorientiertes Gegeneinander pushen, wobei jedoch in Frage steht, inwiefern dabei eine wahrhaftige Freude an der Leistung des anderen möglich ist. Zudem erscheint ein derartiges Gegeneinander, bei dem die eigene Leistung zum Zweck des Überbietens des anderen gesteigert wird, im Hinblick auf die Dimension Gesundheit wenig nachhaltig. Im Unterschied dazu wird aus den Beschreibungen des Skaters und des Kitters deutlich, inwiefern es die Freude an der Leistung und dem Sport selbst sowie der Weiterentwicklung von beidem sind, die sie pushen. Im Fall des Kitters kommen die Naturbedingungen hinzu, die ihn anspornen und im Fall des Skaters der Parcours. Es lässt sich eine *wahrhaftige Leistungsfreude* im Sinne Klafkis erkennen. Diese gilt nicht nur der eigenen Leistung, sondern in gleichem Maße für die »Fortschritte« (ebd.) der anderen.

Der andere wird dadurch zum *Vorbild* statt zum Konkurrenten. Beide Varianten können Steigerung unterstützen, jedoch wird die Perspektivenverschiebung in Richtung eines wahrhaftigen Miteinanders insbesondere von der Tänzerin als positive Entwicklung beschrieben, die eine stärkere Orientierung an sich selbst und der Sache ermöglicht. Der Vergleich ist damit eine Gratwanderung. Wenn sich die Tänzerin defizitorientiert mit den Älteren vergleicht und diese zum Maßstab für ihre eigene Leistung macht, hilft ihr das zwar bei der Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit, es setzt sie jedoch ebenfalls unter *Leistungsdruck*. Sind die anderen hingegen eine *Inspirationsquelle* für neue Bewegungen und Herausforderungen, gibt der Vergleich Anlass zur Steigerung, weil er aufzeigt, was noch möglich ist. Zudem kann der Vergleich Hinweise darauf geben, wie eine weitere Steigerung gelingen kann. Aus dieser Perspektive ist es möglich, von anderen zu lernen, ohne sich selbst unter Druck zu setzen und sich die Leistungsfreude zu nehmen. Es ist nicht notwendig, das Gleiche zu können. Stattdessen kann die Beobachtung der Leistungen von Anderen vermitteln, was nächste Schritte auf dem eigenen Leistungsweg sein können und mit welchen *Strategien* die anderen ihre Leistung entwickelt haben. Das Wissen über diese Strategien kann dann dafür genutzt werden, die eigene Leistung weiter zu steigern. Wenn auf diese Weise bei Vorbildern zugeschaut wird, sind sie eine Bereicherung für das eigene Tun, weil sie nicht zur Erkenntnis eigener Defizite, sondern zur *Sichtbarkeit von Möglichkeiten* genutzt werden. Damit wird der Vergleich zur Potentialentfaltung genutzt. In diesem Sinne wird zwar abgesehen, aber nicht kopiert. Die Vielfalt der Leistungen wird anerkannt.

»Ich finde es auch gut, dass wir ALLE so verschiedenes können, weil dann sieht man irgendwie zum Beispiel bei Elisa, die ihr Bein bis zu ihrem Ohr hoch streckt

und dann hat man eine Motivation so: ›Das sieht super cool aus.‹ Und dann versuche ich das auch zu lernen oder zu üben.« (IV, 749–753)

»Ja GRUPPEN sind WICHTIG finde ich, weil – in Gruppen – ja, ist man oft motiviert was zu probieren, was man sich sonst vielleicht nicht getraut oder zugetraut hätte, weil man sieht, dass Andere das auch können oder sowas ähnliches können oder was ganz ANDERES können, aber man will halt auch ganz gerne dann was – was – gutes hinbekommen.« (I, 216–222)

Einerseits dokumentieren diese Zitate die Anerkennung unterschiedlicher Leistungen, womit *Vielfalt* und *Eigenartigkeit* zum Wert erhoben werden, was einem Konkurrenzdenken entgegensteht, andererseits zeigt sich, wie schmal der Grat zwischen intrinsischer- und extrinsischer Motivation sowie der Weiterentwicklung der eigenen Leistung und Steigerung zum Zweck der Annäherung an andere ist. Der Übergang ist fließend und klare Trennlinien sind nicht auszumachen. Steigerung unterliegt einer Eigendynamik, bei welcher die anderen eine wichtige Rolle spielen. Im Folgenden wird beschreiben, wie sich die Steigerung im Miteinander verselbstständigt.

»Ein Kumpel hat mit mir dann, auch noch angefangen, mein bester Freund – und dann, wenn man dann zu zweit auf dem Wasser ist, dann kann der eine was, dann will der Andere es nachmachen und so pusht sich das dann langsam hoch und – dann will man einfach immer mehr.« (VIII, 509–513)

Die Gruppe und der andere sind zugleich Inspiration und Anreiz, sie bieten Hilfestellung und eröffnen zugleich den Raum für spaß- und steigerungsorientierte Konkurrenzen. Es deutet sich an, inwiefern es für die leistenden Sportler*innen notwendig ist, sich mit den sozialen Dynamiken in Gruppen und den Herausforderungen des Vergleichs auseinanderzusetzen. Hierbei scheint die Zielsetzung darin zu bestehen, den eigenen Spaß und das kontinuierliche Tun auf eine Weise aufrechtzuerhalten, die weitere Steigerung, Gesundheit und Wohlbefinden ermöglicht. Schließlich deutet sich ebenfalls an, inwiefern der Vergleich mit anderen dazu führen kann, die eigenen Leistungsgrenzen zu überschreiten, was die Gesundheit gefährden kann. Ein ernsthaftes Gegeneinander steht einem freudigen und wahrhaftigen Miteinander genau an dieser Grenze gegenüber. Die Gratwanderung ist im Sinne der Steigerung als explizite Aufgabe der Sportler*innen zu verstehen. Aus den Interviews wird deutlich, inwiefern die Einstellung zu den Leistungen der anderen und der Umgang mit dem naheliegenden Vergleich einer Entwicklung unterliegt und fortwährend reflektiert wird. Es scheint mit der Zeit eine zunehmende Perspektivenverschiebung von Konkurrenz hin zu einem Miteinander stattzufinden,

was jedoch eine andauernde Aufgabe zu sein scheint, welche die Sportler*innen immer wieder bearbeiten.

In diesem Sinne fällt in den Daten immer wieder auf, dass dem Miteinander von den Aktiven ein ganz eigener Wert zugesprochen wird. Zugleich gilt es wiederholt zu bemerken, dass dieses Miteinander nicht unabhängig von Leistungsfähigkeit zu haben ist. Ein zentraler Aspekt dieses Miteinanders ist das *Erinnern*, weshalb der Platzierung vom Skater eine geringe Bedeutung zugesprochen wird. »Es ist einfach nicht so im- nicht so sehr in der Erinnerung, wie der – ganze Rest.« (I, 120f.). Eine Fokussierung der Platzierung würde dementsprechend der Reduktion des großen Ganzen auf eine Kleinigkeit gleichkommen, was der Sache und dem Sinn seines Tuns nicht gerecht werden würde. Der Kitesurfer betont die Bedeutung des Miteinanders noch in einer anderen Hinsicht, bei der es um ein *gemeinsames Erleben* geht.

»Das Miteinander, das ist einfach – das ist einfach super wichtig im Sport. Das ist sonst – kann man das Erlebnis gar nicht teilen. Dann kann man noch so viel Spaß haben, aber keiner bestätigt dir das, weil du einfach keinen hast, womit du das zusammen erLEBT hast.« (VII, 459–463)

Dieses gemeinsame Erleben hat einen wichtigen Stellenwert. Es ermöglicht, das Erlebnis zu teilen, was den Spaß an der Sache erhöht. Es findet eine gegenseitige emotionale Bestätigung statt – eine Vergewisserung, die einer Steigerung der Erlebnisqualität gleichkommt. Dem *gemeinsamen Erleben* wird dementsprechend ein höherer Wert im Vergleich zu einem Erlebnis allein zugesprochen, welches nicht geteilt werden kann. Damit einher geht die Möglichkeit eines *gemeinsamen Erinnerns*, welchem ebenfalls ein erheblicher Mehrwert zugesprochen wird.

»Wenn man zusammen auf dem Wasser war und man kann sich irgendwann noch mal da gegenseitig darüber erzählen: ›Oah, weißt du noch? OAH, ja das war RICHTIG cool DIESE Session kann ich mich noch GANZ gut erinnern, das war RICHTIG schön, das war PERFEKT.‹ Und wenn man nur das SELBER erlebt hat, dann kann man dann halt den Leuten erzählen davon, aber man hat NIE das tolle Gefühl von: ›Oah, ich spür das Gefühl wieder von dieser einen Session‹ – mit diesem Kumpel als alleine. Alleine geht das nicht, alleine kann man dieses Gefühl nicht so spüren, also so cool, weil man- weil man wird nicht so richtig bestätigt von dem anderen so-, das ist halt so cool weil BEIDE das so erfahren haben.« (VII, 463–473)

Durch das gemeinsame sportliche Tun können die Erlebnisse im gemeinsamen Gespräch retrospektiv aufgegriffen und sich gegenseitig erzählt werden, insofern sich die Freundschaft durch Kontinuität auszeichnet. Das gemeinsame Tun wird deshalb als bedeutungsvoll herausgestellt, weil es das *gemeinsame Erinnern* ermöglicht. Dem gemeinsamen Erinnern wird eine besondere Qualität zugesprochen, weil hierbei auch das Gefühl des Erlebnisses erinnert und erneut gespürt werden kann, was

allein nicht möglich ist. Dieses gemeinsame *Nacherleben* wird ebenfalls als Bestätigung des Tuns beschrieben. Es ist ein Moment der wiederholten Freude über das gemeinsame gelungene Erlebnis, das als besonders »cool«, »schön« und »perfekt« (ebd.) beschrieben und bewertet wird. Es liegt daher nicht fern, darin eine Bedeutung für das weitere kontinuierliche Tun zu sehen. Berichtet der Sportler hingegen bei Unbeteiligten von seinem Erlebnis, haben diese das Tun nicht miterlebt. Die Leistung wird in diesem Fall zur reinen Präsentationsleistung und kann somit ebenso wenig gespürt werden wie allein. Das erneute Spüren wird erst durch die gegenseitige Bestätigung möglich. Sie ergibt sich daraus, dass beide die Qualität des Tuns erlebt und auf gleiche Weise bewertet haben, was es zur gemeinsamen Erfahrung macht. Dies ist wiederum nur durch Leistung möglich. Im Akt des gemeinsamen Erinnerns findet eine bemerkenswerte Steigerung vom *gemeinsamen Erleben* zur *gemeinsamen Erfahrung* statt, beziehungsweise wird dieser Prozess – der bereits beim Erlebnis beginnt – im weiteren Austausch fortgesetzt und vertieft. Beide bewerten das Erlebnis im Nachgang gemeinsam als gelungen, wertvoll und herausragend, was es zu einer reflektierten Erfahrung macht. Das geteilte gemeinsame Erlebnis und die geteilte gemeinsame Deutung geben der Erfahrung eine *gesteigerte Bedeutung*, die über das reine Erlebnis hinausgeht. Beide Akteure haben das Erlebnis so wahrgenommen und das führen sie sich in ihrer Konversation im Nachgang noch einmal deutlich vor Augen und bestätigen sich damit gegenseitig in ihrer Wahrnehmung und Bewertung des Erlebnisses. Es wird zur gemeinsamen Erfahrung. Zudem trägt die Einordnung, dass ein gemeinsames Tun einen Mehrwert hat, aus dem die Möglichkeit des gemeinsamen Erinnerns hervorgeht, zur Bedeutungszuschreibung bei. »Es ist halt so cool, dass BEIDE das so erfahren haben.« (VII, 472f.). Beide haben die gleiche Bedeutungszuschreibung vorgenommen, sie teilen gemeinsame Werte und eine Wertschätzung für das gemeinsame Ergebnis, das zur Erfahrung geworden ist. Der Wert des Erlebnisses wird dadurch gesteigert, dass es gemeinsam erfahren wurde. Es lässt sich von einer *geteilten Erfahrung* sprechen, welche die beiden Akteure in ihrem leistenden Tun bestärkt. Das Teilen der Erfahrung stellt einen zentralen Wert des gemeinsamen Leistens dar.

Auf vielfältige Weise hat sich bis hierher die Bedeutung eines *miteinander Leistens* gezeigt, das wesentlich zur zentralen Kategorie der Steigerung beiträgt. Die Perspektive eines Wettkämpfens gegeneinander ist zu einer des Wettkämpfens miteinander ausgebaut worden und es hat sich verdeutlicht, was dies für die Akteur*innen bedeutet und wie sich diese Perspektive im kontinuierlichen Tun entwickelt. Damit ist das Leisten zum einen als Akt der sozialen Vergemeinschaftung dargestellt worden und zum anderen sind in den Kategorien Einsamkeit, Gegeneinander und Konkurrenz gegenläufige Facetten angerissen, mit denen sich die Sportler*innen auseinandersetzen. Im folgenden Unterkapitel wird mit der Selbstüberwindung eine weitere Facette des Leistens betrachtet, die ebenfalls einen Gegenpol zum Leisten

als Akt von Vergemeinschaftung aufmacht. Es geht um die leistende Begegnung mit sich selbst, die zugleich nicht unabhängig von sozialen Bezügen bleibt.

3.3.3 Selbstüberwindung

Neben der Bedeutung von Vergemeinschaftung zeigt sich in den Daten, inwiefern sich die Sportler*innen ebenfalls *allein* mit der Leistungssteigerung auseinandersetzen. »Im Winter sind die Hildesheimer irgendwie ein bisschen faul und haben dann keine Lust bei so Nieselregen und minus drei Grad zu skaten und dann fahre ich auch ziemlich viel alleine und lerne auch neue Tricks, von denen dann nie irgendwer erfährt.« (I, 795–799). Der Sportler zieht sich in diesem Fall nicht aktiv zurück, um allein zu üben, sondern bleibt als einziger Übender übrig. Im Unterschied dazu beschreibt der aus der griechischen Antike stammende Begriff »Askes« eine Übungspraxis im Rahmen von Selbstschulung, zu der auch der aktive Rückzug gehört (vgl. Sloterdijk 2009). Das vorliegende Beispiel macht – ähnlich wie beim durch spezifische Übung vereinsamenden Triathleten – deutlich, inwiefern es in den vorliegenden Daten anstatt eines aktiven Rückzugs eher um ein *allein Weitermachen* geht.

Zu Beginn dieses Kapitels, das sich der Frage nach der Vergemeinschaftung im Leisten widmet, ist das Phänomen von *Einsamkeit* beleuchtet worden, das im Kontext spezifischer Übungsprozesse auftreten kann. Im Folgenden soll es nicht um einsames Tun gehen, sondern um die Tatsache, dass jedes Leistungshandeln eine *Auseinandersetzung mit sich selbst* erfordert, zu der das allein Weitermachen beiträgt. Jedoch wird das zentrale Phänomen der *Selbstüberwindung* nicht nur dann thematisch, wenn Sportler*innen allein sind. Vielmehr ist es ein zentrales Thema des Übens und Steigerns, das über das allein Weitermachen hinaus geht. Es geht demnach um ein prinzipielles *auf sich selbst Zurückgeworfensein* und die Frage danach, wie die Auseinandersetzung mit sich selbst aussieht, was sie beinhaltet und welche *Strategien der Selbstüberwindung* auszumachen sind.

Das allein Weitermachen zeichnet diejenigen aus, die es tun, im Unterschied zu jenen, die es nicht tun, die hier als »faul« (ebd.) bezeichnet werden. Der Weiterübende berichtet davon, wie er sich selbst weiter steigert, ohne dass jemand etwas davon erfährt. Obwohl niemand den neu gelernten Trick sieht, wird die gesteigerte Fähigkeit, die er in diesem Übungsprozess sammelt, später für andere sichtbar. Im folgenden Zitat der Tänzerin wird deutlich, inwiefern die anderen trotz des alleine Weitermachens der Bezugspunkt für das eigene Tun bleiben können. Es handelt sich also nicht in jedem Fall des allein Weitermachens um ein ausschließlich an sich selbst orientiertes Tun.

»Also früher war es viel öfter so, dass ich halt geguckt habe: ›Was können die anderen?, Was kann ich?, Kann ich irgendwie mich noch mehr verbessern?‹ Das hat

mir irgendwie viel weitergeholfen, weil ich mich dann ja dadurch halt auch – dazu ähm äh geZWUNGEN habe in Anführungszeichen zu trainIEREN. Also an Wochenenden, wenn andere irgendwie – nicht trainiert haben, in den Tanzsaal zu gehen und keine Ahnung zum Beispiel Handstand zu üben oder so. Dass man halt irgendwie – weiter vorankommt.« (IV, 546–557)

Das allein Weitermachen der Tänzerin ist demnach vom Motiv der *Konkurrenz* geleitet. Sie nennt den Vergleich mit anderen explizit als Anlass dafür, zusätzlich allein zu üben. Sie berichtet im Folgenden wie sie sich von diesem Motiv weiterentwickelt hat zu einer Motivation durch das *Interesse an der Sache* – der Steigerung der Leistung – und dabei die *Ausrichtung auf sich selbst* verschoben hat. »Wenn ich trainiere, dann weil ich irgendwie was Cooles gesehen habe und weil ich das gerne lernen möchte und – ja ich übe halt auch dann lieber für MICH sozusagen.« (IV, 566). Zwar hat auch der Vergleich mit anderen die Steigerung vorangetrieben, was jedoch als »geZWUNGEN« (ebd.) empfunden wird, wohingegen die Orientierung an sich und der Sache mit den Wörtern »möchte« und »lieber« deutlich positiver konnotiert ist und dementsprechend von der Akteurin eindeutig als weiterentwickelte Perspektive beschrieben wird, obwohl auch diese im Sinne der mit Anstrengungen einhergehenden Steigerung notwendigerweise einen Selbstzwang enthält, der jedoch anders motiviert ist und dementsprechend nicht als solcher empfunden wird. In der Entwicklung der Tänzerin ist die von Dunning und Elias auf anderer Ebene beschriebene Entwicklung vom Fremd- zum Selbstzwang wiederzuerkennen (vgl. 2003, S. 169–229).

Beide trainieren schlussendlich für sich und den *Spaß* an der Sache und am darin inkludierten Dazulernen. Gleichzeitig bringen sie *Disziplin* und etwas, das sich als *Ehrgeiz* bezeichnen lässt, auf. Interessant ist, dass dieser sowohl an anderen als auch an sich selbst ausgerichtet ist. In diesem Zusammenhang ist die Aussage eines weiteren Sportlers zu betrachten, der *sich selbst etwas zu beweisen* hat (vgl. VIII, 774). Die Beweisbedürftigkeit steht zunächst einem *Vertrauen* in das eigene Können gegenüber, das als zentrale Bedingung für Steigerung zu sehen ist und im Folgenden ausführlich im Zusammenhang mit den Gefühlen von Angst und Mut betrachtet wird. Es lässt sich infrage stellen, inwieweit das Beweisen-Wollen dem Spaß am Tun im Weg steht. Zwar betont auch dieser Sportler: »Ich möchte nichts anderen beweisen [...]« (VII, 1154), lässt jedoch neben der Orientierung an sich selbst ebenfalls durchblicken, dass es »manchmal vielleicht ein bisschen, wenn Leute explizit sagen: ›Du kannst das nicht.«« (VII, 1155f.), doch darum geht, es anderen zu beweisen: »Dann will ich es denen beweisen, dass ich es kann.« (VIII, 1156). Die selbst auferlegte Beweisspflicht nach Außen spiegelt ein Empfinden im Innen wider, nach dem die Notwendigkeit für einen entsprechenden Beweis besteht. Schließlich fügt der Sportler hinzu, dass entsprechende Aussagen von anderen selten vorkommen, was die Beweisthematik erneut auf das Individuum selbst zurückwirft, das nach einem

Beweis verlangt. Allein die Tatsache, dass Beweise ein Thema sind, deutet auf etwas hin, das sich auch in anderen Interviews findet und bisher unter der Überschrift der Präsentation und des Festhaltens angedeutet wurde. Wenn eine Leistung sichtbar gemacht wird, ist bewiesen, wozu der*die Akteur*in im Stande ist. Das hat sowohl die Dimension des Zeigens für sich als auch für andere, weil daraus soziale Anerkennung hervorgeht, welche die Anerkennung sich selbst gegenüber stützt. Insofern ist ein Tun für sich selbst durch die Sichtbarkeit im Außen immer verbunden mit einem Tun, das den anderen mit bedenkt.

Daran schließt die Thematik des *Selbstvertrauens* an, welches einem Beweisbedürfnis gegenüberzustehen scheint. Selbstverständlich impliziert jede Steigerung das Vertrauen in die eigene Fähigkeit, das Gesteigerte leisten zu können. Es handelt sich hierbei jedoch keinesfalls um ein blindes Vertrauen. Vielmehr wird dieses Vertrauen Stück für Stück in der kontinuierlichen Auseinandersetzung mit der Sache weiter aufgebaut. Beweise gehören dementsprechend zum Prozess, weil durch sie Vertrauen aufgebaut wird. Auch hierbei handelt es sich um einen Entwicklungsprozess. Aus dieser Perspektive ist es nachvollziehbar, weshalb für den Sportler, der seinen Unterschenkel amputieren lassen hat, der Beweis besonders bedeutend ist. Schließlich muss er zunächst wieder *einzuschätzen lernen*, was er kann. Zudem kann angenommen werden, dass eine derartige Erfahrung am Vertrauen in das eigene Können zehrt, das nun wiederaufgebaut wird. Leistungen, die Belege für das Können sind, führen mit der Zeit zum Aufbau von Vertrauen. Der Beweis steht dem Vertrauen demnach nur zeitweise gegenüber, bis die gesteigerte Leistung in Vertrauen mündet und ein neuer Beweis für die nächste Steigerung notwendig ist. Ebenso wie mehr Vertrauen weniger Beweise erfordert, scheint zu gelten, dass Erfahrungen von Verletzung und Krankheit dieses Vertrauen auf die Probe stellen und dies gegebenenfalls neu erarbeitet werden muss. In einem kontinuierlichen Tun der Selbstüberwindung kann demnach zunehmendes Selbstvertrauen aufgebaut werden, wobei sich Beweis und Vertrauen in einem zirkulären Verhältnis abwechseln.

Dieser Prozess, in dem Vertrauen hinzugewonnen wird, basiert demzufolge nicht allein auf einem Gefühl von Vertrauen. Die Daten zeigen, wie Vertrauen mit Verstand aufgebaut wird. Dieser weiß, was gekonnt wird und was darüber hinaus unter Beachtung der vorliegenden Kompetenzen möglich sein könnte. Dafür werden Abwägungen über die weiteren Schritte und die notwendigen Investitionen vorgenommen (vgl. VIII, 1182–1191). Schlussendlich geht es darum, sich *vernünftig zu trauen* (vgl. I, 995). Es handelt sich um ein Zusammenspiel von Gefühl und Verstand. Das vernünftige Trauen basiert auf einem Vertrauen mit Verstand, das insbesondere *Einschätzungsfähigkeit* voraussetzt. Diese basiert auf Erfahrungswerten, die durch kontinuierliches Tun und Reflektion entstehen. Verändern sich nun die Bedingungen des Leistens, wie im Fall der Unterschenkelamputation, die zu neuen körperlichen Voraussetzungen führt, müssen erst neue Erfahrungswerte gesammelt werden, bis sich wieder ein Gefühl von Vertrauen einstellen kann, weil

sich Einschätzungsfähigkeit ebenfalls erst mit einem kontinuierlichen Tun unter den neuen Bedingungen ausbilden kann. Das zunehmende Vertrauen kann Beweise weniger bedeutend machen, obwohl bei neuen Steigerungen immer wieder ein Beweis dem weiter gesteigerten Vertrauen vorausgeht. Es erscheint jedoch weniger thematisch zu sein, wenn bereits ein *beständiges Vertrauen* etabliert ist, das nicht von intervenierenden Ereignissen erschüttert worden ist.

In Abhängigkeit von der Schwierigkeit einer Leistung und dem Risiko, mit dem diese behaftet ist, spielt der Faktor *Mut* eine bedeutende Rolle. Zwar ist Selbstvertrauen eine zentrale Komponente des Steigerns, jedoch geht es auch hierbei um das richtige Maß. Auch wenn es bei riskanten Leistungen »eigentlich nur darum geht, sich zu trauen« (I, 994f.), sind auch für die technisch anspruchsvollen Leistungen, die den riskanten Leistungen gegenübergestellt werden (vgl. I, 987–1002), Kompetenzen notwendig, die richtig eingeschätzt werden müssen. Sowohl technisch anspruchsvolle als auch risikoreiche Leistungen werden in gleicher Weise als »schwierig« (I, 987) beschrieben, ansonsten wären sie weder Steigerung noch Selbstüberwindung. Der Unterschied besteht im Hinblick darauf, inwieweit nach dem subjektiven Empfinden bei dem Steigerungsversuch die »körperliche Unversehrtheit« (I, 1001) riskiert wird. Der Skater beschreibt diesbezüglich wiederum einen Zusammenhang auf zeitlicher Ebene: »Ob man sich eher sagt: ›Ich will das schnell hinter mir haben und dann was Gutes gemacht haben.‹ Oder ob man sich sagt: ›Ja, ich will nicht meine körperliche Unversehrtheit riskieren und setze mich viel lieber länger an einen Trick, der dann technischer wird.‹« (I, 999–1002). Damit ist wiederum auf die Dimension der Kontinuität des Übungsprozesses verwiesen, wobei anspruchsvolle, aber risikoärmere Tricks mehr Übungszeit erfordern. Inwiefern dieser Einschätzung uneingeschränkt zuzustimmen ist, lässt sich mit Blick auf die Aussage des Kitesurfers hinterfragen, der bei seinen riskanten Steigerungsleistungen zwar ebenfalls den *Mut* an die zentrale Stelle rückt, jedoch zugleich beschreibt, wie er einen kontinuierlichen Lernprozess durchläuft, in dem er sich langsam weiter steigert und die notwendigen Kompetenzen aufbaut, indem er sich von weniger riskanten Bedingungen in zunehmend riskante Bedingungen vorarbeitet und damit seine Leistung systematisch steigert.

»Fängst halt immer an das weiter aufzubauen, immer in mehr Wind und irgendwan ist es einfach eine – ja eine Frage von GUTS – ja Eier haben das durchziehen. Weil du WEIßT, dass es halt auch mal schief gehen kann und trotzdem willst du dieses GEFÜHL haben, das ist einfach so wie so eine Droge, die auf dich wirkt, die so sagt: ›Boah, ich muss jetzt unbedingt das machen, weil das gibt mir wieder das Gefühl wie ich da- als ich diesen einen Loop gemacht habe, wo ich gemerkt habe: ›BOAH, das ist ein richtig fettes Gefühl.«« (VII, 149–161)

Mut ist eine unumgängliche Voraussetzung für Steigerung, die bei riskanten Leistungen an Bedeutung gewinnt, jedoch ist *Mut* ebenfalls nicht per se vorhanden oder anzuwenden. Vielmehr ist sich der Sportler äußerst bewusst über das Risiko, das er eingeht, er »WEIß[T]« (ebd.) über mögliche Konsequenzen Bescheid, die insbesondere gesundheitliche Folgen sind. In dieser Hinsicht ist es ein rationales Tun. Der Sportler baut dementsprechend die notwendigen Kompetenzen langsam auf. Indem er die Bedingungen steigert, liefert er sich immer wieder den nächsten Beweis für seine Fähigkeit, bis er »irgendwann« (ebd.) – nach längerer Übungszeit, auf welche das »immer« (ebd.) hinweist – den notwendigen *Mut* aufbringt. Dieser *Mut* ist vorhanden, weil zuvor das Vertrauen aufgebaut worden ist. Dies geschieht mit Hilfe von Vernunft, von rationalen Abwägungen und Schlussfolgerungen über das eigene Können, wodurch Einschätzungsfähigkeit entsteht. Der *Mut* schließt die Lücke zwischen alt und neu, zwischen dem, was sicher gekonnt wird, und dem, was angenommen wird zu können oder was ohne ein als zu groß wahrgenommenes Verletzungsrisiko geübt werden kann. Auch *Mut* unterliegt damit einem Steigerungsprozess und kann erübt werden.

Geleitet wird dieses Steigern der mutigen und riskanten Leistungen von Erlebnissen, die eng an Gefühle gebunden sind, die so außergewöhnlich sind, dass von ihnen eine besondere Anziehungskraft ausgeht. In dieser Hinsicht handelt es sich um ein gefühlsgeleitetes Tun. Das Gefühl, das sich im Handlungsvollzug einstellt, ist erfüllend – »ein richtig fettes Gefühl« (ebd.), weil der *Mut* aufgebracht wurde, das vorherige Level zu überschreiten und dadurch ein gesteigertes Gefühl während des Handlungsvollzugs erlebt wird, das durch die gesteigerte Leistung entsteht. Der Sportler hat sich selbst, sein vorheriges Level und den Gedanken, dass es nicht klappen könnte, überwunden. Im Gegensatz zu Angst, die aus diesem Gedanken hervorgehen könnte und das Handeln blockieren würde, ermöglicht *Mut* und vernünftiges Vertrauen das *Überwinden* eines vorherigen Zustandes, in dem diese Person diese Leistung noch nicht vollbracht hat. Das *Überwinden* besteht somit aus zwei Komponenten. Zum einen muss der Sportler die Vorstellung und innere Überzeugung haben, dass er die neue Leistung vollbringen kann. Zum anderen muss er dieses innere Konstrukt in die Tat umsetzen. Beides wird vom verständigen Vertrauen getragen, aus dem sich der *Mut* für weitere Steigerung ergibt. Sich selbst zu überwinden, wird für diejenigen einfacher, die bereits vermehrt erfahren haben, dass sie sich richtig einschätzen und es wird somit durch ein kontinuierliches Tun getragen.

Hingegen wird ebenfalls davon berichtet, sich als »übermutig« (VIII, 859, 874) erfahren zu haben. *Übermut* entsteht dann, wenn die entsprechende Einschätzungsfähigkeit noch nicht vorliegt und hat dementsprechend insbesondere mit neuen Leistungen zu tun. In einem Beispiel ist es das erste Mal auf einem Stand-Up-Paddle-Board. Es fehlt die Erfahrung im Zusammenspiel zwischen Material und Körper, sodass der unerfahrene Akteur die Leistung leichter einschätzt als sie für ihn ist. In diesem Fall führt der *Übermut* und die Fehleinschätzung nur zum ins

Wasser Fallen und ist damit ohne gesundheitliche Folgen (vgl. VIII, 1667–1682). Die Einschätzungsfähigkeit ist damit nicht nur bei zunehmend riskanten Leistungen, sondern insbesondere bei neuen Leistungen besonders relevant, was für den Mut ebenfalls gilt, schließlich kann das vernünftige Vertrauen bei neuen Leistungen nur auf nicht bewiesenen Annahmen der Übertragbarkeit des Könnens beruhen und bleibt somit wagen. Je unbekannter die Leistung, je weiter entfernt von dem, was bereits gekonnt wird, desto bedeutender ist das vernünftige Herantasten, sich also Schritt für Schritt zu überwinden, insofern das Risiko minimiert werden soll.

Je kleiner der Schritt, desto weniger angstbehaftet ist tendenziell die Steigerung. Die *Überwindung von Angst* bleibt jedoch eine zentrale Thematik. Sie ist der Kern der Selbstüberwindung. Die Angst ist als Gegenpol des Vertrauens zu sehen, in dem das Wort »trauen« enthalten ist. Es geht darum, Ängste zu überwinden und sich etwas zu trauen, was man sich zuvor nicht zugetraut hat. Auf einer weniger angstbehafteten Ebene geht es darum, etwas zu üben, das noch nicht gekonnt wird. Es geht darum, die Lücke zwischen Angst und Vertrauen zu schließen, was durch den sukzessiven Aufbau eines Könnensbewusstseins geschieht (vgl. Klafki 1964, S. 39ff.). In den Interviews ist zur Bewältigung dieser Herausforderung neben der Strategie des schrittweisen Steigerns insbesondere das *Selbstgespräch* als Strategie zu identifizieren, was mitunter unbewusst abläuft. Zu erkennen ist die Strategie an zahlreichen Stellen von wörtlicher Rede in denen die Interviewpartner*innen wörtlich wiedergeben, was sie zu sich selbst sagen. Damit geben sie eigene Gedanken wieder, die der Selbstüberwindung dienen.

»Das habe ich mir auch selber dann auf dem Wasser gesagt: ›Okay, wenn ich jetzt abhebe, dann ziehe ich durch. Ich ziehe durch, da kann kein Weg drum herum, das muss ich jetzt machen.« (VII, 719ff.). Durch diese Art des Selbstgesprächs überzeugt sich der Kitesurfer (VII), die angstbehaftete Steigerung durchzuführen. Der Zweifel, der hier ausgeräumt wird, ergibt sich aus der Ungewissheit des Ausgangs und der damit verbundenen Angst vor Verletzung. Trotz des schrittweisen Steigerungsprozesses und den darin enthaltenen Beweisen für die eigenen Kompetenzen ist die finale Überwindung zum Tun des Unbekannten eine Überwindung des Selbst, welches diese Leistung noch nie vollbracht hat und deshalb Unsicherheit erfährt. Durch das Selbstgespräch wird der unsichere Anteil von der entschlossenen Stimme überzeugt, dem Anteil, der sich die neue Leistung zutraut und dementsprechend bereits überzeugt ist. In diesem Sinne handelt es sich um eine Selbstüberzeugung, die die Sportler*innen final mit sich selbst ausmachen müssen. Zwar können fremde Stimmen bei dieser Überzeugung helfen, schlussendlich erscheint es jedoch notwendig, die eigene überzeugte Stimme zu hören.

Die Eigenschaften von *Entschlossenheit* und *Willensstärke* sind demnach weitere wichtige Komponenten für die Leistungssteigerung. In der Ausdrucksweise des zitierten Sportlers ist zudem ein Selbstzwang zu erkennen, eine Verpflichtung, die er sich selbst gegenüber aufbaut, was das Wort »müssen« verdeutlicht. Er lässt sich

in seinem Selbstgespräch keine Option offen, an der Pflicht es zu tun führt »kein Weg drum herum« (ebd.). Er ist absolut entschlossen, die *wagemutige Leistung* »jetzt« (ebd.) zu vollbringen. Er lässt sich keine Wahl, ebenso wie kein Vertagen erlaubt ist. Er gibt sich selbst klare Regeln. Diese wirken gegen Angst, Unsicherheit und Zweifel im Moment des Tuns, weshalb das Selbstgespräch im Moment des Tuns geführt wird, in dem Gefühle von Angst und Zweifel das Handeln blockieren würden. Es macht den Anschein, dass die innere Stimme der Überzeugung in diesem Moment so laut und entschlossen ist, dass die Angst übertönt wird. Als Teil dieser Strategie kann es ebenfalls gesehen werden, das Risiko rational abzuwägen und sich selbst zu befragen, was schlimmstenfalls passieren könnte, wodurch eine *verständige Überzeugung* aufgebaut wird. Im Selbstgespräch gibt sich der Sportler darüber hinaus während des Tuns selbst *Feedback*, er nimmt *Korrekturen* vor und reflektiert Fehler. »Wenn irgendein Fehler kommt, dann check ich im- in der gleichen Sekunde: ›Ah, oh, dumm von mir. Wieso habe ich denn genau auf der Seite gelehnt, das hat- das macht gar keinen Sinn, Robert, das sollst du nicht so machen.« (VII, 590–593).

Eine ebenso grundlegende Strategie der Selbstüberwindung stellt das *Visualisieren* dar. Wie bereits das Zitat des Kitesurfers andeutet, gibt das Gefühl, das im Moment des gesteigerten Tuns ausgelöst wird, Anlass zum weiteren Tun, weil der Sportler dieses Gefühl erneut und in gesteigerter Form erleben möchte. Der Sportler vergegenwärtigt sich dieses Gefühl und stellt es dem Risiko entgegen, was ihm den Anreiz gibt, sich erneut zu überwinden. Beim Visualisieren kann sowohl die Erinnerung an bereits gelungene Leistungen und vergangene Momente der Selbstüberwindung die weitere Steigerung unterstützen, weil sie ein Beweis für die eigene Fähigkeit sind, als auch die bildliche Vorstellung des Erreichens zukünftiger Ziele. »Ich stelle mir halt auch Dinge halt schon vor ne? Wie, wenn ich laufe und dann – stelle ich mir vor, wie ich ins Ziel laufe.« (II, 696f.).

Die Facetten der Selbstüberwindung, die sich im kontinuierlichen, spezifischen und vielseitigen Tun weiterentwickeln, sind damit in diesem Kapitel dargestellt worden. Es ist deutlich geworden, dass auch die Selbstüberwindung, der Mut und das Vertrauen in das eigene Können im Üben gesteigert werden. Darüber hinaus hat sich angedeutet, inwiefern das Leistungshandeln eines der Selbstbegegnung ist, es ist eine Auseinandersetzung mit sich selbst und kann mit Erkenntnissen über sich selbst einhergehen.

3.4 Leisten als Verhältnis von materialem Erleben und ästhetischer Erfahrung

Aus den Beschreibungen der Sportler*innen geht hervor, dass sich ihr sportliches Leisten durch eine besondere Erlebnis- und Erfahrungsqualität auszeichnet. Es ermöglicht ihnen *ästhetische Erfahrungen*. Der Ursprung dieses Begriffes geht weit zu-

rück auf Alexander Gottlieb Baumgarten, der ihn 1750 mit seinem Werk »Aesthetica« in die philosophische Diskussion eingebracht und damit die wissenschaftliche Disziplin der Ästhetik begründet hat. Der Begriff, der die sinnlich vermittelte Wahrnehmung im Allgemeinen beschreibt, ist über lange Zeit auf die Kunst verengt worden, bis der Geltungsbereich im Kontext der »Ästhetisierung der Lebenswelt« zuletzt wieder geweitet worden ist (vgl. Brandstätter 2013/2012, S. 1).

Für die vorliegende Auseinandersetzung mit dem sportlichen Leisten ist das Konzept besonders gewinnbringend, weil darin nicht nur die sinnlichen Wahrnehmungen – als Erlebnisse – sondern ebenfalls der reflexive Umgang mit diesen – als Erfahrungen – beinhaltet ist. Aus ästhetischen Erfahrungen können *ästhetische Erkenntnisse* hervorgehen, was für den Lern- und Steigerungsprozess entscheidend ist.

Die sinnliche Wahrnehmung und Erschließung bezieht sich in den vorliegenden Daten sowohl auf den eigenen Körper und das Material (Kap. 3.4.2) als auch auf die mit ihnen ausgeführte Bewegung und betrifft ebenfalls die Natur- und Raumqualitäten (Kap. 3.4.1) in denen und in der Auseinandersetzung mit welchen die sportlichen Leistungen vollzogen werden. Dies inkludiert die materialen Eigenschaften des Raumes und der Natur, wie Schnee und Wind, und betrifft ebenfalls die den Körper erweiternden Sportgeräte, das Equipment (vgl. Gebauer et al. 2004, S. 74, Gugutzer 2004, S. 230ff.).

Die Sportler*innen verlassen und erweitern die Ebene eines reinen materialen Erlebens und einer Erlebnissrationalität (vgl. Schulze 2005). Sie verbleiben nicht bei der sinnlichen Wahrnehmung, auch wenn diese als eigene Qualität hervorgehoben und genossen wird. Vielmehr heben sie ihr Tun im Sinne der leistenden Auseinandersetzung auf die Ebene des Erfahrens, welches im Hinblick auf weitere Steigerung reflektiert wird. Die Quelle dieser Erfahrungen sind ästhetischer Natur. Es findet eine reflexive Bezugnahme auf das Erlebte statt. Neben dem Erleben des sinnlich Wahrnehmbaren geht es demnach um die Umsetzung des daraus Gelernten.

Mit dem ästhetischen Erfahren wird die Perspektive eines eher passiven materialen Erlebens überschritten und erweitert und immer wieder auf den ästhetischen Erkenntnisprozess fokussiert. Die reflexive Auseinandersetzung mit dem Erlebten ist im Leistungsprozess der Sportler*innen für das Erkennen, Verstehen und Gestalten zentral (Kap. 3.4.3). Es ermöglicht das Weiterlernen und Steigern. Dieses aus der Perspektive des ästhetischen Erfahrens und Erkennens zu betrachten, erscheint grundsätzlich gewinnbringend und wird mit Blick auf den Trendsport noch nützlicher. Weil Trendsport einen besonderen Schwerpunkt auf die Auseinandersetzung mit Natur und Raum legt und neue Zugänge zu Körper und Material entwickelt, erscheint die Theorie der ästhetischen Erfahrung besonders anschlussfähig und hervorragend als Hintergrundfolie zur Analyse des Leistungshandelns geeignet. Die Perspektive bietet Raum für den Blick auf das innovative Leisten, das als zentrales Charakteristikum des Trendsports und seine besondere Steigerungsaffinität gese-

hen wird. Aus dieser Perspektive wird zudem die Bedeutung des autodidaktischen Erschließens, frei von Trainer*innen und formalen Strukturen, sichtbar.

Neben dem materialen Erleben und seiner besonderen sinnlichen Qualität geraten aus dieser Betrachtungsperspektive im folgenden Kapitel die Reflexionsprozesse der Sportler*innen in den Aufmerksamkeitshorizont. Nach der Betrachtung von Natur und Raum (Kap. 3.4.1.) sowie Körper und Material (Kap. 3.4.2) – wobei es sich wiederum um eine konstruierte Trennung handelt – wird insbesondere in Kap. 3.4.3, in dem es um das Verstehen und Gestalten geht, die Perspektive des ästhetischen Erkennens eingezogen.

Gugutzer hat diese Analyselinie mit der leiblichen Erfahrung bereits eingeführt und als bedeutungsvoll für das Verständnis des Trendsports herausgestellt (vgl. 2004/2012). In der bisherigen Datenanalyse ist die Erfahrungsdimension bereits mehrfach thematisiert worden, wie beispielsweise bei der Präsentation von Leistungen oder dem Stürzen. Bei der folgenden Betrachtung der Bedeutung von Natur, Raum, Material und Körper lässt sich die Perspektive des ästhetischen Erfahrens und Erkennens im Hinblick auf das Leisten weiter verdichten.

Was ästhetische Erfahrung bedeutet, sei an dieser Stelle weiter verdeutlicht – schließlich handelt es sich um einen gehaltvollen und »komplexen Begriff«, dessen Verständnis konkretisierungsbedürftig ist (Fuchs 2015, S. 2).

»Denn Erfahrung ist in all den genannten Fällen wesentlich mehr, als bloß bei bestimmten Ereignissen dabei gewesen zu sein. Erfahrung beruht zwar auf Wahrnehmung, sie schließt aber auch die Bewertung des Wahrgenommenen, seine reflexive Verarbeitung und seine Integration in ein reflektiertes Verständnis vom Leben ein. Erfahrung ist also in diesem Sinne verankert in der Sinnlichkeit des Menschen, geht aber keineswegs in dieser auf und ist daher auch kein Gegenbegriff zu Reflexion oder Wissen, sondern sie stellt eine Synthese zwischen der sinnlichen, reflektierenden und wertenden Seite des Menschen dar. Erfahrung ist also ein komplexer Begriff menschlicher Existenz.« (Fuchs 2015, S. 2)

Das folgende Kapitel fokussiert zwar die analytische Darlegung der empirischen Erkenntnisse, jedoch sind diese unter Berücksichtigung des gegenwärtigen Verständnisses von ästhetischer Erfahrung zusammengestellt worden. Im Sinne der Verbindung von Theorie und Empirie sei hier dementsprechend auf die Merkmale ästhetischer Erfahrung nach Brandstätter (vgl. 2013/2012, S. 1f.) verwiesen, mit denen das theoretische Konzept umrissen werden kann, bei dem keine endgültige Begriffsbestimmung angestrebt ist, weil es dem Charakter des Ästhetischen widersprechen würde. Brandstätter nennt als Eigenschaften ästhetischer Erfahrungen, die nicht alle gleichzeitig zutreffen müssen, jedoch die Ähnlichkeiten ästhetischer Erfahrungen verdeutlichen, die Synästhesie und Leiblichkeit, den Selbstzweck und die Selbstbezüglichkeit, den Selbst- und Weltbezug, die Eigenzeitlichkeit und Eigenräumlich-

keit. Zudem sind sie zwischen Ding- und Zeichencharakter der Welt, zwischen Differenz und Affirmation angesiedelt und haben ein besonderes Verhältnis zur Sprache, weil sie sich dem sprachlichen Zugriff entziehen und doch im mimetischen Sprechen annähernd zugänglich werden (vgl. ebd., S. 2ff.) – was auch in den vorliegenden Interviews deutlich wird.

Es fällt auf, dass die von Brandstätter (2013/2012) beschriebenen Merkmale jenen des flow-Konzepts von Mihály Csíkszentmihályi ähneln, der unter anderem die Aufmerksamkeitszentrierung, das Gegenwartserleben, die Verschmelzung von Körper und Geist und das autotelische Erleben als Charakteristika beschreibt (vgl. Csíkszentmihályi & Jackson 2000, S. 23–38, Csíkszentmihályi 2010, S. 108–130). Bereits im Titel eines Buches über »Flow im Sport« wird ersichtlich, dass der flow-Zustand als »Schlüssel zur optimalen Erfahrung und Leistung« betrachtet wird (Csíkszentmihályi & Jackson 2000), was auf die zentrale Bedeutung der Erfahrungsdimension für die Leistung verweist. Ebenfalls fallen Parallelen mit Blick auf Bettés Analyse des Abenteuer- und Risikosports auf (vgl. 2004). Er sieht die Beschaffenheit der Gesellschaft und des modernen Lebens als Grund für die Suche nach Spürens- und Gewissheitsmomenten im Sport, die insbesondere im Extremsport, der sich mit den Naturgewalten auseinandersetzt, gefunden werden können. Die Erlebnisse, die in der aktiven Auseinandersetzung statt in massenmedial vermittelten Sekundärerfahrungen möglich sind, wirken den Nichtigkeitserfahrungen entgegen, denen der Mensch in der arbeitsteiligen Organisationsgesellschaft ausgesetzt ist (vgl. Bette 2003, S. 43).

Im Folgenden sollen zunächst die Erlebnis- und Erfahrungsdimensionen der Befragten im Hinblick auf ihr Leisten und ihre Bedeutungszuschreibungen im Mittelpunkt stehen, was ihr Verständnis von Sport berührt und zugleich das Wesen ihres Tuns offenlegt.

3.4.1 Natur und Raum

»Surfen ist für mich was mehr Spirituelles als was Sportliches.« (VII, 849f.) Eine Wettkampfteilnahme ist daher im Surfen kein Thema für den Kitesurfer. Was »spirituell« für ihn bedeutet fügt der Sportler direkt an. Es geht um *Verbundenheit mit der Natur* (vgl. VII, 851).¹¹ Bemerkenswert ist, dass diese nicht nur eine Wettkampfteilnahme im Surfen unbedeutend macht, sondern sogar eine Abgrenzung zum Sport damit einhergeht. Der spirituelle Aspekt überwiegt den Sportlichen. Trotz dieser

11 Da der Begriff »spirituell« eine höchst individuelle Bedeutung hat und zugleich allgemeine Bedeutungszuschreibungen bestehen, soll an dieser Stelle erneut betont werden, dass es hier und im Folgenden um das Begriffsverständnis des Sportlers geht, das zunächst unabhängig von allgemeinen Verwendungen des Wortes zu betrachten ist.

Abgrenzung wird an anderen Stellen desselben Interviews deutlich, inwiefern dieser Sportler auch das Surfen als sportliche Herausforderung ansieht. Davon abgesehen setzt der Aufenthalt im Ozean, der die Gefühle der Verbundenheit hervorruft, ohnehin eine gewisse Leistungsfähigkeit voraus.

Im Kitesurfen nimmt dieser Sportler an spezifischen Wettkämpfen teil, bei denen die Naturbedingungen eine zentrale Rolle spielen. In diesem Kapitel soll anhand dieser und weiterer Beispiele gezeigt werden, welche Bedeutung die *Naturverbundenheit* des Sports im Hinblick auf das Leisten hat. Dabei geht es im Wesentlichen um zwei Punkte. Zum einen eröffnet die Natur Möglichkeiten des *Wahrnehmens, Spürens, Erlebens und Genießens*, die im Zusammenhang mit dem Leisten und zugleich für sich selbst stehen. Zum anderen geht es um das explizite *Ausnutzen* der Naturbedingungen für die Leistungssteigerung und das aufwändige *Aufsuchen* von Orten, das Planung, Wissen und Investition voraussetzt und dementsprechend eine rationale Komponente enthält.

Insofern Surfen hier als *spirituelle Praxis* verstanden wird, ist die Teilnahme an Wettkämpfen irrelevant und das Naturerlebnis steht im Vordergrund. Das bedeutet nicht, dass es sich für andere Sportler*innen oder bei einer anderen Sportart nicht mehr um eine spirituelle Praxis handeln kann, insofern an Wettkämpfen teilgenommen wird. Die Perspektiven schließen sich nicht aus. In der Szene der Surfer*innen wird dies mit Blick auf die Integrität immer wieder diskutiert. Pauschalisierungen, die suggerieren, dass das eine das andere ausschließt, scheinen dem Verständnis der Sache jedoch im Weg zu stehen. Aus der Perspektive dieser Arbeit kann sich der Fokus und die Bedeutung des Tuns mit der Zeit und in Abhängigkeit vom situativen Kontext ändern beziehungsweise geändert werden. Die Perspektive des*der Aktiven ist entscheidend.

An dieser Stelle ist es wichtig, die spezifische *Erlebnisqualität* zu erkennen, die dem Surfen zugesprochen wird, unabhängig davon, inwiefern diese von Wettkämpfen untergraben werden kann. Dies jedoch nicht ohne zu bemerken, dass die Wettkampfteilnahme eine intervenierende Bedingung für die Erlebnisqualität sein kann. Der Interviewpartner macht explizit den Vergleich zwischen seiner Surf- und seiner Kitsurfpraxis in Bezug auf das *Verbunden-Sein* mit der Natur auf. Er schlussfolgert, dass das Surfen, welches er weniger kontinuierlich betreibt, in dieser Hinsicht *intensiver* ist (vgl. VII, 870, 879f.). In Bezug auf das Gefühl der Verbundenheit mit der Natur stellt es für ihn ebenso wie das Snowboarden eine *Steigerung der Erlebnisqualität* im Vergleich zum Kitesurfen dar. In der weiteren Begründung seiner Bedeutungszuschreibungen spielt die Wettkampfteilnahme keine Rolle mehr. Hingegen beschreibt er einen Komplex aus *materialen Bedingungen* und dem damit einhergehenden *spezifischen Aktivitäts-Rhythmus* der Sportart, der eine bestimmte *Perspektive* und damit einhergehend die Erlebnisqualität im Hinblick auf die Naturverbundenheit fördert beziehungsweise hemmt. Zugleich fällt auf, dass Kitesurfen für ihn zumindest teilweise unter der Perspektive *Wettkampf* steht und

damit ein starker Fokus auf Steigerung vorgenommen wird, was im Unterschied zum Surfen die Dimension des Naturerlebens in den Hintergrund rückt.

Einen starken Einfluss auf das wahrgenommene Verhältnis zur Natur und die Bedeutung dieser Dimension hat die unterschiedliche *Kontinuität*, mit der er die jeweilige Sportart betreibt. Während sich das Surfen eher auf seltene Gelegenheiten begrenzt, stellt das Kitesurfen für ihn eine kontinuierliche, alltägliche Praxis dar, die er regelmäßig an seinem *Wohnort* ausübt. Davon ist der Fokus, unter den die Sportart und das in ihm vollzogene Leistungshandeln gestellt wird, abhängig. Während beim Surfen die Leistung gesteigert wird, um die Natur erleben zu können und im besten Fall in einer »Barrel« zu stehen, bietet das Kitesurfen ein vergleichsweise kontinuierliches Setting des Erprobens und Steigerns, bei dem aufgrund der Häufigkeit, in der es betrieben wird, das Naturerlebnis nicht immer oder nicht mehr so stark im Mittelpunkt steht und es stärker um die Steigerung des Könnens selbst geht. Die Alltäglichkeit des Erlebnisses stellt einen Einflussfaktor für die Intensität der Wahrnehmung dar, weshalb die Naturerfahrung des Kitesurfens keine große Besonderheit mehr für ihn darstellt.

Zudem ist der Sportler beim Kitesurfen kontinuierlich mit dem Kite beschäftigt, er kann seine Aufmerksamkeit nie vollständig von dem »Ding« wegnehmen (VII, 873f.). Das *Equipment* wird als *Störfaktor* eingeordnet, der das Gefühl des *Verbunden-Seins* mit der Natur beziehungsweise den reinen *Naturgenuss* einschränkt, weil die Natur nicht die volle Aufmerksamkeit bekommen kann. Die Konzentration bleibt mindestens zweigeteilt. Hingegen ist es dem Sportler beim Surfen und Snowboarden möglich, die Aktivität zu *unterbrechen* und die Aufmerksamkeit vollständig auf die Natur zu richten.

»Beim Snowboarden kann man sich auf einmal hinstellen und den Berg angucken und beim Wellenreiten kann man sich auch mal kurz einen Moment nehmen und einfach mal die Küste angucken oder den Sonnenuntergang oder sich einfach mal eine Welle angucken, weil die so schön bricht.« (VII, 875–879)

Beim Surfen und Snowboarden pausiert der Sportler bewusst seine sportliche Aktivität, um die Natur zu betrachten. Diese *Unterbrechungen*, die als solche nicht treffend bezeichnet sind, sind ein genuiner Teil der sportlichen Praxis und nicht getrennt davon zu haben. In diesen *Pausen*, die so betrachtet zur Aktivität dazu gehören, richtet er seinen Blick, seine visuelle Wahrnehmung, auf die spezifische Landschaft und ihre *Schönheit*. Es handelt sich um Momente *ästhetischen Erfahrens*, die als Teil der Praxis wahrgenommen und wertgeschätzt werden. Sein Equipment fordert keinerlei Aufmerksamkeit, sodass er seine Konzentration vollständig auf die Umgebung richten kann. Er schätzt die Umgebung, in der er sich befindet, wert, indem er sie gezielt wahrnimmt und ihr besondere Aufmerksamkeit schenkt. Auf diese Weise erkennt er das *Schöne* und kann dieses bewusst und explizit *genießen*. Der spezifische

Anblick wird erst durch die sportliche Betätigung ermöglicht. Die Surfer*innen sehen im Unterschied zu Strandspaziergänger*innen die Küstenlinie vom Meer aus. Sie haben zudem die Möglichkeit, die brechende Welle aus der Nähe und aus einem anderen Winkel zu sehen. Das seitliche Betrachten bis hin zu einem Hineinschauen in die Welle ist in der Regel nur vom Wasser aus möglich, wohingegen die Strandbesucher*innen die Welle nur von vorne sehen können. Die allgemeine und alltägliche Perspektive wird damit von den Aktiven überschritten oder zumindest erweitert. Und es kommt eine Erfahrungsdimension hinzu, die das Betrachten überschreitet. Die Sportler*innen kommen zum einen in den *Genuss einer speziellen Perspektive*, die für sie einen ästhetischen Wert hat. Zum anderen verbleiben sie nicht auf einer rein visuell wahrnehmenden Ebene. Ihr Erleben und Erfahren ist als *gesamtsinnlich* zu verstehen, was im Folgenden unter dem Aspekt des *Spürens* weiter vertieft wird.

Um den Fokus auf die Natur zu schärfen, gehören Momente, die explizit auf die Wahrnehmung der Umgebung gerichtet sind, zur Sportpraxis dazu und werden dementsprechend vom interviewten Sportler als ein wesentlicher Teil der Sache beschrieben. Was sich hier auf der Handlungsebene niederschlägt, ist mit Bedeutungszuschreibungen verbunden. Dem *Naturerlebnis*, das den Sport ausmacht, wird eine zentrale Stellung zugesprochen und dementsprechend werden Momente geschaffen, die dieser Facette des Tuns mit voller Aufmerksamkeit gewidmet sind. Entscheidend ist, dass diese Erlebnisse *erleistet* werden. Nur diejenigen, die die entsprechende Leistung erbringen können, kommen in den Genuss des Naturerlebnisses.

Die reduzierte Komplexität auf der materialen Ebene begünstigt laut Aussage des Sportlers die Steigerung auf der Ebene des Naturerlebnisses. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass trotz der intervenierenden Bedingung auf materialer Ebene die Perspektive des Sportlers ausschlaggebend bleibt. Schließlich macht es für die Bedeutung des Naturerlebnisses einen Unterschied, ob sich der Kitesurfer explizit auf Steigerung ausrichtet, die darüber hinaus in Verbindung mit einer Wettkampfteilnahme steht, oder ob sein Tun nicht in einen derartigen Kontext eingebunden ist und das Kitesurfen unter dem Fokus des Naturerlebnisses steht. Entsprechende Unterschiede lassen sich in den Daten ebenfalls finden. Derselbe Sportler, der hier das Naturerlebnis beim Kiten im Vergleich zum Surfen und Snowboarden abwertet, beschreibt an anderer Stelle das besondere Naturerlebnis des Sturmkitens (vgl. VII, 690–698). Der Kontext und die Bedeutung des Tuns *werden variiert*.

Widmet sich der interviewte Sportler mit voller Aufmerksamkeit der Umgebung, in die er sich hineinbewegt hat, bleibt es nicht beim konzentrierten Wahrnehmen des Sichtbaren. Ebenfalls wird dem »Spüren, von was jetzt gerade um sich rum ist« (VII, 872), ein besonderer Wert zugesprochen. Dieses *innere Spüren* der Umwelt hat wiederum eine besondere Erlebnisqualität, welche die Aktivität wesentlich ergänzt und ausmacht. Der Sportler beschreibt es wiederum als Stei-

gerung: »Das ist nicht nur das Aktive, sondern auch einfach das Spüren.« (VII, 871f.). Mit dem Wort »einfach« deutet sich eine binäre Eigenschaft des Spürens an. Es handelt sich um etwas *Simple* und *Basales*, wobei es zugleich nicht »einfach« zugänglich oder *trivial* ist und ebenso wenig ist es *allgegenwärtig*. Es erfordert eine spezifische Hinwendung, einen möglichst ungestörten Fokus. Es übersteigt das bloße aktive Tun und erfordert eine gewisse *Passivität in der Aktivität*, die jedoch nicht als Gegenteil von Aktivität zu verstehen ist. Zwar kann der Leib in eine relative Passivität versetzt werden, der Geist wird hingegen umso aktiver. *Verbunden-Sein* setzt Aufmerksamkeit voraus. Diese ist nicht *per se* vorhanden. Sie bedarf eines aktiven Herstellungsprozesses, eines bewussten Ausrichtens der Wahrnehmung. Die Schönheit der Welle erkennen insbesondere die Betrachter*innen, die sich aufgrund ihres Leistens mit ihr auskennen und auseinandersetzen, die ihre Aufmerksamkeit entsprechend ausrichten und die Welle dementsprechend als »schön« wahrnehmen. Sie sind es, die die Bewertung »schön« vornehmen.

Diese Betrachtungsperspektive wird davon getragen und unterstützt, dass der interviewte Sportler viele Wellen gesehen hat, dass er ein *geschultes Auge* für Wellen entwickelt hat und davon, dass eine aktive Auseinandersetzung mit der Welle stattfindet, er reitet sie. Seine Wahrnehmung wird durch sein *Interesse* an der Welle getragen, welches daraus hervorgeht, dass er sie *aktiv nutzt*. Er tut etwas mit der Welle, er leistet eine Auseinandersetzung mit ihr, in der er die Welle *ästhetisch erfährt*. Deshalb hat die Welle eine besondere *Bedeutung* für ihn, welche die Aufmerksamkeit lenkt und die Wertschätzung hervorruft. Er hat ein Wissen über die *Eigenschaften* von Wellen aufgebaut, er kennt die *Qualitäten* einer Welle und hat gelernt, wie man diese *nutzen* kann. Seine Leistung steht im Zusammenhang mit der Welle und seine Erfahrung, die er erlitten hat, hat ihn den Wellen nähergebracht, sodass daraus der *ästhetische Genuss* der Welle hervorgeht. In der geleisteten Auseinandersetzung mit Wellen, um diese surfen zu können, hat er die Wellen und die *Kraft* des Wassers *gespürt* und eine *aner kennende* Perspektive entwickelt. Er hat eine Verbindung aufgebaut, die seine Perspektive lenkt und stärkt und den ästhetischen Genuss ermöglicht – sowohl aktiv beim Fahren der Welle als auch passiv bei ihrer Betrachtung. Die Bedeutung ergibt sich aus der Nutzung in einer leistenden Art und Weise, die ästhetische Erfahrung möglich und bedeutsam macht. »Man benutzt die Natur für irgendwas SCHÖNES.« (VII, 406).

Nur durch die Verbindung mit der Natur ist die Leistung des Wellenreitens möglich und die Art der Welle, ihre Qualität, bedingt die mit ihr mögliche Leistung. Durch das Reiten der Welle schätzt der interviewte Sportler die Welle auf mindestens doppelte Weise wert. Zumindest auch dadurch betrachtet er sie auf diese Weise und sieht in ihr das Schöne. Zudem fühlt er: »Man ist total krass verbunden mit dem Meer.« (VII, 851). Dieses Gefühl entsteht jedoch nur, weil er die Verbindung durch die Lenkung seiner Wahrnehmung und seine zunehmende Leistungsfähigkeit im Umgang mit der Welle aktiv herstellt. Nur dadurch ist das Spüren der Natur in die-

ser intensiven Weise möglich. Umgekehrt ist es denkbar, Angst und Widerstand in der Auseinandersetzung mit Wellen zu erleben. Sofern dies überwiegend der Fall wäre, stellt sich nicht das Gefühl von Verbundenheit ein. Die Leistung wird jedoch erst durch Verbindung möglich. Die *Wertschätzung* der Natur durch ihre aufmerksame sinnliche Wahrnehmung und die damit einhergehende *Herstellung der Verbindung* macht die *ästhetische Erfahrung der Verbundenheit* mit der Natur möglich. Genau dieses aktive Tun sowohl auf körperlicher als auch auf leiblicher Ebene und das Ausrichten der Wahrnehmung machen die Praxis aus, die den Sport für ihn zur spirituellen Praxis macht. Damit *ist* es nicht nur etwas Spirituelles, sondern es wird dazu *gemacht*. Der Sportler stellt seine Aktivität unter eine bestimmte Perspektive und *gestaltet* sein Tun dadurch als *spirituelle Praxis*.

»Das GENIEßEN von was Aktives machen spüre ich doller beim Snowboarden oder Surfen.« (VII, 882f.). Aus der Kombination des aktiven Bewegens – eines Leistens – und der bewussten Wahrnehmung der Natur ergibt sich, dieser Aussage zufolge, die Besonderheit der spirituellen Praxis im Vergleich zum stärker sportlich ausgerichteten und als solches bezeichneten Tun – unabhängig davon wie physisch herausfordernd die Aktivität ist. Weil das spürende Wahrnehmen von Naturverbundenheit zur Aktivität hinzukommt und bisweilen sogar in den Mittelpunkt gerückt wird, wohingegen die Leistungssteigerung im Hintergrund stattfindet, erfährt der Sportler eine *Steigerung seines Genussempfindens*. Die mitunter unangenehmen Anstrengungen des Aktiv-Seins werden durch die Annehmlichkeit des Gefühls der Naturverbundenheit ergänzt. Der Sportler bereichert seine Aktivität dadurch, dass er diese Perspektive in den Fokus rückt, während an anderer Stelle das »immer besser [...] werden« im Vordergrund steht (VII, 881). Auch der Unterschied im wahrgenommenen Genuss ergibt sich demnach nicht zuletzt aufgrund der Schwerpunktsetzung des Akteurs. Schließlich entspricht das, was und in welcher Intensivität genossen wird, der eingenommenen Perspektive und Bedeutungszuschreibung. Das wird daran deutlich, dass sich über sein Tun sagen lässt, dass er an anderer Stelle auch den Akt des Steigerns genießt, nur wird es in diesem Fall nicht mit dem Wort »Genuss« bezeichnet. Die Perspektivenverschiebung ermöglicht zugleich, dass der »spirituelle Sport« für diesen Sportler einen »Ausgleich« (VII, 881) zum Kiten darstellt, obwohl es sich beim Surfen und Snowboarden ebenfalls um ein aktives sportliches Tun im Bereich des Brettsports handelt. Auf diese Weise kommt es zustande, dass er während des aktiven *Ausgleichs* seine Leistungsfähigkeit weiter steigert, weil die vielseitigen Kompetenzen im Bereich des Brettsports seiner spezifischen Leistungsfähigkeit im Kitesurfen zugutekommen.

Grundlegend für diese Möglichkeit des Ausgleichs in einem Tun, dass ihn zugleich kompetenter macht, ist die Vielseitigkeit der Perspektiven, die der Sportler selbst anlegt. Es ergeben sich dadurch unterschiedliche Erlebnisqualitäten. Ausgleich findet statt, weil die Sportarten von ihm auf unterschiedliche Weise ausgestaltet werden. Aus der Perspektive der Steigerung ist das nicht nur aufgrund des

bereits benannten Kompetenzübertrags von Vorteil, es sichert auch die Kontinuität des Tuns, weil es dadurch abwechslungsreich ist. Die Verschiebung der Perspektive auf die Naturverbundenheit beim Surfen und Snowboarden, die auch durch die geringere Kontinuität des Tuns bedingt ist, ermöglicht einen Ausgleich zum eher leistungs- und steigerungsfokussiert betriebenen Kitesurfen. Auf diese Weise findet der Sportler einen Ausgleich in Sportarten, die eine relativ große Nähe zum Kitesurfen aufweisen. Sein Ausgleich erweitert und steigert somit gleichzeitig seine Leistungsfähigkeit.

Zudem stellt die Perspektive der Naturverbundenheit eine förderliche Strategie für das kontinuierliche Tun und den kontinuierlichen Genuss dar. Wenn die Wellen nicht von entsprechender Qualität für Leistungssteigerung sind, was dem Sportler auch beim Wellenreiten ein wichtiges Anliegen ist, erhält der Perspektivwechsel das Tun aufrecht. Anstatt bei »schlechten Bedingungen« – also jenen, in denen keine besonderen Leistungen zu erwarten sind, weil diese stets von der Qualität der Wellen abhängig sind, nicht rauszugehen, geht der Sportler trotzdem ins Wasser, weil er dann »einfach« die Natur genießt und darin einen Mehrwert erfährt, auch wenn er kaum eine Welle »richtig surfen« kann. Trotzdem steigert dieses Tun seine Erfahrung im Umgang mit Wellen, Wasser und Brett und trägt schlussendlich auch einen Teil zu seinem Können bei, ganz nach dem Motto: Wer in schlechten Bedingungen etwas hinbekommen kann, hat auch damit eine schwierige Leistung vollbracht.

Trotzdem behält auch der »spirituelle Sport« seine Leistungskomponente. Sie läuft durch die Ausrichtung auf eine andere Perspektive zwar bisweilen stärker im Hintergrund ab, spielt jedoch trotzdem eine wichtige Rolle. Schließlich zeigt sich beim gleichen Sportler, inwiefern er sich auch im »spirituellen Sport« des Surfens Ziele setzt, die eine Steigerung der eigenen Leistungsfähigkeit voraussetzen. Sie sind stark mit der materialen und ästhetischen Erfahrung verbunden. Auf die Frage, ob es im Surfen auch ein Ziel gibt, was er erreichen will, heißt es:

»Ja definitiv, also ich will auf jeden Fall irgendwann stehend in einer Welle stehen, gebarrelt werden. Also wenn die Welle über einem drüber bricht und man in der Welle steht und man aus der Welle rausguckt, das ist das Ziel und nicht im gebückten, sondern im Stehen, das ist das Ziel.« (VII, 839–843)

Es fällt auf, dass diese Zielsetzung konkret ist und Präzisierungen enthält. Sie stellt eine Steigerung und Abgrenzung vom darunter liegenden Niveau dar. Ebenfalls wird deutlich, dass es nicht fraglich ist, ob es ein Ziel gibt, es ist vielmehr selbstverständlich. Das Ziel ist klar definiert und es besteht Entschlossenheit, es zu erreichen. Obwohl das Ziel präzisiert und damit spezifisch ist, bleibt die zeitliche Dimension offen. Was zudem feststeht, ist die Perspektive, welche der Sportler bei Zielerreichung haben wird: aus der Welle herausschauend. Das Ziel stellt ein Erlebnis dar, das Natur- und Leistungserlebnis verbindet. Und dieses spezifische

Erlebnis ist bereits in der Zielsetzung enthalten. Es hat den Charakter einer ästhetischen Erfahrung. Die Zielsetzung fokussiert auf das sinnliche Erlebnis in der Welle, was aus der Leistungsfähigkeit hervorgeht, nicht im engeren Sinne auf die Leistung selbst. Leistung und Steigerung sind implizit enthalten und ergeben sich aus dem angestrebten Erlebnis. Die Welle muss von gewisser Größe und Steilheit sein, damit eine »Barrel« entsteht, in der es möglich ist zu stehen, das funktioniert nicht mit kleinen, flachen Wellen. In der *erlebnisorientierten Zielsetzung* ist demnach auch eine *Steigerung der Bedingungen* enthalten, in die sich der Sportler hineinbegibt. Ganz nebenbei ist klar, dass die ästhetische Erfahrung des in der Welle Stehens und Herausschauens nur für den Leistungsfähigen möglich ist.

Seinen Höhepunkt erreicht das Gefühl der Verbundenheit mit dem Meer bei *seltenen Erlebnissen*, für die der Sportler das *Surfen mit Meeresbewohnern* als Beispiel anführt. Die »krassesten Momente sind beim Surfen mit irgendwelchen Tieren« (VII, 852). Die Besonderheit ist, dass es sich nicht *nur* um »irgendwelche« (ebd.) Tiere handelt, sondern um jene, die im Meer leben und demzufolge für die an Land Lebenden selten zu sehen sind. Nur wer sich ins Wasser begibt, kann die Nähe zu diesen Tieren erfahren.

»War in Kapstadt einmal im Wasser und paddelst eine Welle an wo du vorher zwei Delfine drin rumschwimmen sehen hast und die auf dich zu geschwommen sind und du dachtest: ›Ok, ich schnapp mir jetzt die Welle und surf mit den Delfinen.‹ Denkt man sich halt: ›Die Welle, aber die sind dann weggeschwommen, aber im Endeffekt hat man die Welle bekommen und man hat im Endeffekt mit einem Delfin kurz eine Welle gesurft und dementsprechend das Verbunden-Sein mit dem Meer beim Surfen ist mir ganz wichtig.« (VII, 853–860)

Der Anreiz und die Faszination, die aus derartigen Erlebnissen hervorgehen, sprechen aus dem Zitat für sich selbst. Sie wirken in dem Moment und darüber hinaus. Dass es nur ein Fast-»Miteinander« (ebd.) bleibt, ist nicht entscheidend. Die Praxis hat eine ästhetische Erfahrungsdimension, die des *Verbunden-Seins*, die als *absolute Steigerung* ausgewiesen wird. Der Sportler betont die Bedeutung dieses Erlebnisses. Es ist einer der »krassesten Momente« (ebd., 852) seines Surfens. Aufgrund derartigen Erlebnisse wird seine Perspektivierung auf die Naturverbundenheit, »das Verbunden-Sein mit dem Meer« (ebd.), bestärkt und die Kontinuität des Tuns aufrechterhalten, weil derartige Erlebnisse einen Anreiz zur Aufrechterhaltung des Tuns darstellen. Sie sind als ästhetische Erfahrung zu verstehen, welche sich durch relevante Erkenntnisse kennzeichnen, die über das reine Erleben im Moment des Tuns hinausgehen. Die Erfahrung des *Verbunden-Seins* erscheint eine derartige Stellung einzunehmen. Der Sportler nimmt eine Erfahrung mit, die für die Ausrichtung seines zukünftigen Handelns von Bedeutung ist, beziehungsweise seine bisherige Ausrichtung auf das Verbunden-Sein bestärkt. Er hat erfahren, wie sich

Verbunden-Sein anfühlt und dementsprechend erklärt er es zur wichtigen Leitdimension seines Surfens, seiner leistenden Begegnung mit dem Meer, durch die er das Verbunden-Sein erfahren kann. Er erfährt – nimmt wahr, spürt, fühlt und versteht – etwas über das Verhältnis von sich und der Welt. Er konstruiert aufgrund seiner Erfahrung die Bedeutung des Verbundenheitsgefühls und erfährt auf diese Weise zugleich etwas über sein Mensch-Sein.

Eine letzte und entscheidende Facette des Verbunden-Seins, welche das Erleben und Erfahren weiter in Richtung eines *Verständig-Seins* ausbaut und bereits im Hinblick auf die Wellen angedeutet wurde, verdeutlicht der Sportler am Beispiel des Snowboardens.

»Beim Snowboarden ist es mir wichtig verbunden zu sein mit dem Berg, dass man sich auskennt, wo die genauen Stellen sind, wo man hinwill und dass man sich das im Kopf einspeichert und – dass es halt jeden Tag sich auch verändert und wenn man Schneefall hat und: ›Ja morgen wird es da genau-, da wird es richtig sein und da müssen wir dann morgen hin.« Und dann macht man voll viel für die Natur in dem Moment.« (VII, 860–867)

Der Sportler macht einen Zusammenhang zwischen dem *Verbunden-Sein* und dem *Verstehen* der Natur sowie der durch die Natur zustande kommenden *Bedingungen* für die eigene Bewegungspraxis und das Leisten auf. Es geht darum, ein Wissen zu haben, das ihm ermöglicht, die Naturverbundenheit zu spüren und die eigene Aktivität in dieser Weise auszuführen. Dafür muss sich der Sportler Kenntnisse der räumlichen Gegebenheiten aneignen, die sich aufgrund wechselnder Schneeverhältnisse ständig verändern. Er braucht einen Überblick über das Gebiet, in dem er sich bewegt, um sich orientieren zu können. Er muss wissen, wo genau er wann sein muss, um Bedingungen für seinen Sport und seine Leistung vorzufinden. Im Gegensatz zu geschlossenen Sporträumen verändert sich die Natur insbesondere durch Wetterverhältnisse, über die sich der Sportler im Vorhinein informieren muss. Es geht darum, zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein, und das ist nicht ohne ein umfangliches Verständnis und die notwendigen *Investitionen* in dieses Verständnis möglich. Dieses Verständnis geht über ein reines Wissen hinaus. Es basiert auf Erfahrung – einer Kombination von Erleben, Wissen und Reflexion. Was »richtig« im Hinblick auf die Bedingungen heißt, bestimmt sich im Hinblick auf das Auffinden von Bedingungen für die leistende Auseinandersetzung mit der Natur und das eigene Können. Es geht zudem um Bedingungen, in denen ästhetische Erfahrungen möglich sind, in denen Naturgenuss und Leistung zusammengebracht werden können.

Der auf dieses Zitat folgende Nachsatz »und – das merke ich beim Snowboarden oder Surfen mehr als beim Kiten« (VII, 867f.) belegt weniger einen absoluten Unterschied zwischen den Sportarten als vielmehr das unterschiedliche Ausmaß der Erfahrung und Leistungsfähigkeit des Sportlers, die ein Verständnis für die Naturbe-

dingungen implizieren und die damit einhergehende Expertise im Aufsuchen und Verstehen der Bedingungen. Im Kiten scheint dies schon zur Selbstverständlichkeit geworden zu sein, sodass diese Perspektive nicht mehr im Fokus steht. Aus den verschiedenen Kontexten des Tuns, die sich wesentlich im Hinblick auf die Kontinuität des Tuns unterscheiden, und der Verfügbarkeit von Bedingungen geht die jeweilige Perspektive hervor, unter der die Sportarten betrieben werden. »Obwohl Kiten auch eine total schöne Sache ist, aber das ist für mich eher der Sport und das Surfen und das Snowboarden ist noch mehr dieses Verbunden-Sein mit der Natur irgendwie.« (VII, 868–871).

Mit der Bedeutungszuschreibung »Kiten ist voll der Sport, da will ich immer besser drin werden« (881f.), die er in Abgrenzung zu seiner Surf- und Snowboardpraxis vornimmt, bekundet er seine explizite Ausrichtung auf Steigerung, wobei erneut der Zusammenhang zum Sportbegriff auffällt. Es stellt keinen Widerspruch dar, dass der Interviewpartner an anderer Stelle erklärt, inwiefern es ihm auch beim Kiten um den *Genuss* geht, der aus dem Tun in Verbindung mit der Natur hervor- geht.

»Man benutzt die Natur für irgendwas SCHÖNES und das soll einen ganz großen Wert haben in deiner – Art von Kiten. Man soll sich auf jeden Fall darauf fokussieren immer wieder eine schöne Zeit zu haben auf dem Wasser.« (VII, 406–409)

Es fällt auf der sprachlichen Ebene ins Auge, dass die Natur hier stärker im Sinne eines *Ausnutzens* bedeutungsvoll wird. Zugleich wird sie *für etwas* Schönes *benutzt*, womit der Sportler die Bedeutung des Perspektivenwechsels innerhalb seiner leistungsorientierten Sportpraktiken bekräftigt. Ebenso wie er den Fokus auf Steigerung setzt, setzt er ihn auch beim Kitesurfen »immer wieder« (ebd.) auf den Genuss. Dieser meint die Ausrichtung der Wahrnehmung auf das Schöne, das immer auch die leistende Auseinandersetzung miteinschließt. Das Schöne meint die Bewegung in der Natur ebenso wie die sportliche Auseinandersetzung selbst, den Genuss der Kombination. Die Art und Weise seines Kitesurfens soll die bewusste Ausrichtung auf die »schöne Zeit« (ebd.) – die Wertschätzung der Gegenwart – miteinschließen. Dabei wirkt das *Naturerlebnis* unterstützend und ist zugleich Teil eines *genussvollen Leistens*. Einerseits gehört es zur Eigenschaft der Sportart, es wird quasi als guter Stil ausgewiesen, andererseits ist das Wahrnehmen dieser Eigenschaft vom Fokus der Akteur*innen abhängig. Es setzt Präsenz und Reflexivität voraus, sich an die Bedeutung dieser Facette zu erinnern und sie zu praktizieren, so wie er es hier beschreibt. Bloß weil das Kitesurfen das Potential bietet, »ein krass freies Gefühl« (VII, 402) zu erleben, heißt das nicht, dass der Sportler dieses per se erfährt. Der Sportler betont, dass es ihm beim Kitesurfen genau um diese Erfahrungsdimension geht und sich die Sache nicht durch die Produktion von Ergebnissen auszeichnet oder verstehen lässt. »Wenn man Leuten davon erzählt, was Kiten so cool macht und so-

ist NICHT, dass man halt: »Wow, man kann sich MEGA hoch in so eine Liste einfügen mit dem krassesten Sprung.« (VII, 393ff.). Für ihn sind die Ergebnisse nicht das, was die Sache und ihren Reiz ausmachen, ebenso wie die sichtbaren Ergebnisse nicht das sind, was er zur Erklärung des Kerns der Sache anführt. Es stellt für ihn eine relevante Dimension des Tuns dar, jedoch nicht den Wesenskern der Sache. Der Kern seines Tuns liegt hingegen im spezifischen *Gefühl*, im Erleben, dass dabei zu spüren ist, wobei stets mitzudenken ist, dass dieses Gefühl von der Leistungsfähigkeit abhängig ist. Es ist jedoch nicht ausreichend, das Phänomen auf der Ebene des reinen Gefühls zu verorten. Es handelt sich nicht nur um ein Spüren im Sinne einer Sinneswahrnehmung, die ein Empfinden auslöst. Es geht um *Freiheit* und damit um eine Dimension, die über das Fühlen hinausgeht, weil sie eine Zuschreibung enthält. Es handelt sich um die Dimension der *Erfahrung*, welche durch die reflexive Einordnung des Tuns als »Freiheit« wahrgenommen wird. Die Erfahrung geht aus dem Zusammenspiel von *Individuum*, *Umwelt* und *Tun* hervor. In diesem Wechselspiel *erfährt* sich der Sportler als frei. Es kommt zu einer *Selbstwahrnehmung*, die ein *Fühlen im Innern* auslöst und zugleich nicht auf dieser Ebene verbleibt oder ausschließlich auf dieser erfasst werden kann. Die Bezeichnung »frei« kann das Subjekt nur vor dem Hintergrund seines Erfahrungsspektrums vornehmen, das es ins Verhältnis zum spezifischen Erleben setzt. Erst dadurch ist das gefühlte Erlebnis als Erfahrung zu bezeichnen. »Freiheit« ist dementsprechend mehr als nur ein wahrgenommenes Gefühl. Es ist eine reflexive Zuschreibung und kann dadurch zur Erfahrung werden, die dann wiederum das folgende Handeln leiten und begründen kann. Damit der Sportler Freiheit erfahren kann, ist eine reflexive Einordnung seiner Sinn- und Bedeutungszuschreibungen notwendig, sodass er den passenden Kontext für sein Tun schaffen kann, der seine Erfahrungsperspektive ermöglicht.

In diesem Zusammenhang fällt auf, dass der Sportler davon spricht, die Natur zu *nutzen*. Er *benutzt* sie für seinen Genuss ebenso wie für seine Leistung (vgl. VII, 407, 90). Die Verbindung mit der Natur weist damit auch eine rationale Facette auf. Es geht darum, die spezifischen Bedingungen, die Natur und Raum bieten, für das sportliche Leistungshandeln zu nutzen. An anderer Stelle spricht der Akteur sogar vom *Ausnutzen* der Bedingungen (vgl. VII, 693f.). Bemerkenswert ist, dass diese Beschreibung im Kontext einer Wettkampfteilnahme steht, die vor allem unter der Perspektive steht, die Natur auszunutzen. »Das merkt man in dem Event SO krass, dass ALLE: »BOAH, jetzt nutzen wir das hier aus, jetzt nutzen wir die Natur aus.« (VII, 692ff.). Im nächsten Satz fügt er zwar an, dass einige Teilnehmer auch darauf »getrimmt« sind »unbedingt« zu »gewinnen« (VII, 695). Dieser Fokus auf das »beste Ergebnis« (VII, 696) schließt jedoch nicht aus, dass auch diese Teilnehmer mit einer spezifischen Einstellung, die mit Naturverbundenheit zu tun hat, an den Start gehen. »Im Endeffekt ist trotzdem bei ALLEN drin: »Boah wir dürfen jetzt wieder Kiten bei so viel Wind, IST das eine coole Sache ist DAS schön, dass das jetzt so ist.« (VII, 696ff.). Die Perspektiven schließen sich demnach nicht aus, sondern ein.

»Und dann kam halt irgendwann die Megaloop Challenge – so zum ersten Mal in zweitausendzwoölf oder so und dann habe ich gedacht so: »Oh woah, krass, krasses Event, boah, nur bei so viel Wind, heftig. Ja, da will ich auf jeden Fall irgendwann mal mitmachen so.« Das ist das krasseste Ziel was ich so mir DENken kann so da mitmachen, weil das halt NUR DANN stattfindet, wenn es halt richtig viel Wind hat, ein guter Sturm durchzieht und sonst findet das Event nicht statt. Also es gibt Jahre wo halt das Event nicht stattfindet, weil einfach der Wind nicht da war, der einfach nicht so stark war wie die wollten so und dann findet das Event nicht statt und dementsprechend ist das schon [...] ja eine heftige Wartezeit, die man halt hat auf so einen Sturm bis man halt da mitfahren kann.« (VII, 665–676)

Die Bedeutung des Wettkampfevents ergibt sich demzufolge explizit aufgrund der spezifischen Naturbedingungen, in denen es ausgeführt wird. Sie machen es zum besonderen Ereignis, bei dem bereits die Teilnahme exklusiv und besonders ist. Bereits das Fahren-Können in den Bedingungen zeichnet die Teilnehmenden aus. Es handelt sich um besonders *seltene Bedingungen*. Und diese gehen mit einem besonderen Erlebnis einher und mit einer spezifischen Erfahrung des eigenen Könnens, »mit ganz viel Wind, wo man ganz viel können muss« (VII, 329f.).

»Der Wind ist immer nur da um dich zu betreuen im Endeffekt. Wenn er nicht da ist, kannst du halt auch nicht Kiten. Aber wenn er dann da ist, dann kann er dir auch einen Tag lang Spaß geben.« (VII, 403ff.)

Noch einmal zeigt dieses Zitat die Abhängigkeit des Sports von der Natur und die Bedeutung, die der Wind für den Sportler hat. Er fühlt sich vom Wind »betreut« (ebd.), was ein sehr fürsorgliches Verhältnis ausdrückt, das nur von demjenigen erfahren werden kann, der die Leistungsfähigkeit besitzt, um den Wind auf diese Weise wahrzunehmen und zu nutzen. In diesem Kapitel ist das Verhältnis des Sportlers zur Natur und den Bedingungen, die diese für seinen Sport liefert, an einem Beispiel ausführlich dargelegt worden. Dabei hat sich die Bedeutung der Natur für seine Leistung auf vielfältige Weise gezeigt. Die Naturbedingungen stellen ein zentrales Thema des Leistungshandels des Kitesurfers dar, wobei dies sein Sportverständnis ebenso wie sein Wettkampfmotiv betreffen.

Abschließend sei ergänzend die Perspektive des Skaters hinzugefügt, der den *urbanen Raum* für sein sportliches Leisten *nutzt* und die *Unterschiedlichkeit* und *Eigenartigkeit* der gegebenen Bedingungen für das Leisten hervorhebt, welche er in zweierlei Hinsicht charakterisiert. Einerseits ergibt sich aus diesen die Schwierigkeit, andererseits werden Leistungen dadurch »UNVERGLEICHBAR« (I, 1065), was wiederum auf eine zentrale Perspektive abseits von Wettkämpfen oder ergänzend zu diesen verweist, weil sie den einfachen Vergleich stilbildend und ästhetisch erfahrend überschreitet.

»Also man gibt sich oft mit den Gegebenheiten ab und die definieren auch den Schwierigkeitsgrad. Also zum Beispiel es ist nicht immer gleich schwer eine achtstufige Treppe zu springen, weil manchmal ist die besonders LANG, manchmal ist die besonders tief, manchmal ist die Anfahrt irgendwie – da ist nochmal ein Regen Gitter drin oder so, wo man noch mit drüber springen muss oder da ist Waschbeton. Und deswegen, also – das macht das auch so UNVERGLEICHBAR und das ist glaube ich auch was Skater sehr schätzen.« (I, 1057–1065)

Er beschreibt zudem, das *Aufsuchen* von entsprechenden Bedingungen als zentrale Kategorie seines Leistungshandelns, wobei das Wissen über die Orte bedeutungsvoll ist.

»Ich habe ja das Glück, dass ich ein Semesterticket habe mit dem ich viel rumfahren kann und das nutze ich auch, weil unterschiedliche Hindernisse einfach einen RIESEN Unterschied machen und es ist tatsächlich so, also in Skateparks bietet sich das gut an, dass man Tricks übt. Und dann, aber, um dieses was ich vorhin beschrieben habe, dass man sich denkt: »Okay, ich suche jetzt genau so ein Handrail, Handgeländer – das ungefähr sieben Stufen lang ist, nicht besonders steil, rund, dann« – also bis man da einen Skatepark gefunden hat, wo das genau so ist, das ist einfach unmöglich. Dann guckt man lieber hier an der Uni – ob es das hier gibt. Und man kennt einfach inzwischen die ganze Stadt und was es wo gibt und das auch über alle anderen Städte und es kommt dann auch vor, dass ich nach Hamburg fahre für einen Trick im Grunde – [C: weil du weißt: »Dort ist der Spot.«]. Ich weiß: »Da ist der Spot, genau so wie ich ihn brauche.« Und da wird der Trick am ehesten noch klappen oder sowas in der Art oder da, das ist so das maximale, wo ich den Trick schaffen kann. Und – ja und – aber da sind dann im Sommer sind auch sehr viele Hildesheimer dann dabei, wenn es darum geht woanders hinzufahren.« (I, 870–890)

Das Leisten hat demzufolge mit dem *Reisen von Ort zu Ort* zu tun und dieses wird bestimmt von den Bedingungen, die dort für die Steigerung der Leistung aufzufinden ist. Die Ziele werden entsprechend der spezifischen Bedingungen ausgewählt. Sie machen das Gelingen der Leistung wahrscheinlich oder bieten die Voraussetzung für die maximal mögliche Leistungssteigerung.

An einer anderen Stelle spezifiziert der Skater die räumlich-materialen Gegebenheiten, die er für seine Leistungssteigerung benötigt. Wie bereits im letzten Zitat deutlich wird, liegt die Besonderheit seiner Raumanforderungen darin, dass nicht an jedem Ort der als Skate-Raum genutzt werden kann, die gleichen Bedingungen verfügbar sind. Sein Sport-Raum setzt sich aus vielen Räumen und räumlichen Komponenten zusammen. Je nach Spezialisierungsdisziplin sucht der Skater bestimmte Räume und Raumkomponenten auf. Ebenso wie die verschiedenen Skateparks und Skatehallen unterschiedlich aufgebaut sind und beispielsweise

über bestimmte Obstacles und Pipes verfügen, ist auch der urbane Raum in jeder Stadt unterschiedlich beschaffen. Wenn er einen Trick gelernt hat, besteht die Steigerung darin, diesen an einem Hindernis ausführen. Dafür überlegt er sich zunächst, wie dieses Hindernis beschaffen sein muss, welche Eigenschaften es erfüllen sollte. In seinem Beispiel ist ein »RUNDES« (I, 601) Handgeländer gefragt, »weil man an den eckigen, wenn man schräg draufkommt, leicht wegrutscht« (601f.). Das Runde ist in diesem Fall einfacher, während der nächste Trick ein »eckiges« erfordert, »weil ich mit beiden Achsen auf dem Hindernis bin, auf dem Handgeländer« (I, 603f.). Dieses Wissen über die spezifischen Anforderungen des Tricks an das Material und den Raum ist ein ebenso zentraler Teil der sportlichen Leistung wie das Wissen darüber, wo die entsprechenden Bedingungen aufzufinden sind. Auch in diesem Fall wird deutlich, dass es sich nicht um ein theoretisches Wissen, sondern um Erfahrung handelt, die zentral ist, um Anforderungen und Bedingungen aneinander abzustimmen. Auch wenn das Aufsuchen von Orten mitunter erhebliche Investitionen – zumindest zeitlicher Art – erfordert, ist es zugleich die Voraussetzung für die Leistung und ihre Steigerung. Wie vom Skater beschrieben, besteht eine wesentliche Steigerungsdimension darin, die Tricks an einem schwierigeren Hindernis auszuführen, was entsprechende Ortskenntnisse voraussetzt, um genau diese Bedingungen aufzufinden.

In den mitunter großen *Investitionen*, die insbesondere im Hinblick auf den Faktor *Zeit* getätigt werden, um die *Orte* zu erreichen, zeigt sich der *Lebensstil* der Sportler*innen, der auf das sportliche Leisten beziehungsweise die Ausübung des Sports ausgerichtet ist. Es findet eine deutliche Prioritätensetzung statt, die eine spezifische Rationalität für Anfahrtszeiten mit sich bringt, was auch beim Kitesurfer heranzuhören ist.

»Ne Stunde Fahrt, aber für diese Sache muss man das machen, weil da kommt kein Weg drum herum, weil das halt richtig – richtig BALLert, richtig WINDig ist dann, geht bei mir die Birne hat irgendwie durch und das Einzige was ich noch denken kann ist so schnell wie möglich zum Strand zu kommen und halt irgendwie das Ding machen so, weil die Chance kriegt man einfach nicht so oft beim Kiten, dass es einfach so viel Wind ist.« (VII, 67–73)

Der Sportler beschreibt sehr bildlich, den Automatismus, den die spezifischen Naturbedingungen bei ihm auslösen. »Die Birne« (ebd.), der Kopf, geht aus, die Handlungsbeschreibung lässt es impulsiv und irrational erscheinen, jedoch entspricht es der Logik des Leistens und Steigerns und der damit einhergehenden Freude am Sport und an der leistenden Auseinandersetzung mit den seltenen Naturbedingungen. Wenn es »richtig – richtig BALLert, richtig WINDig ist« (ebd.), geht es ausschließlich darum, die *seltenen Bedingungen zu nutzen* und schnellstmöglich an den entsprechenden Ort zu kommen. Es geht darum, die seltene »Chance« (ebd.) zur

Ausübung des Sports in extremen Bedingungen zu nutzen, die gesteigerte Leistungen möglich machen.

Das enge Verhältnis von Leistungsfähigkeit mit den Orten, an denen diese erworben werden kann, ist abschließend mit den Worten des Triathleten auf den Punkt gebracht: »Die guten Trailläufer – sind, wohnen eh in den Bergen.« (III, 133). Spezifische Leistungen und ihre Steigerung erfordern spezifische Wohnorte sowie das Reisen von Ort zu Ort und damit einen spezifischen Lebensstil, der daran ausgerichtet ist.

Während zu Beginn dieses Kapitels die ästhetische Erfahrungsqualität des Leistens in Auseinandersetzung mit der Natur ausführlich dargelegt wurde, ist abschließend auf die Bedeutung des Raumes und der in ihm vorhandenen Bedingungen für die Ausübung des Sports und die Möglichkeiten der Leistungssteigerung eingegangen worden. Es zeigt sich, dass es sowohl um ein besonderes Erleben und Erfahren geht – welches nicht auf der Ebene einer einfachen Erlebnissrationalität misszuverstehen ist – als auch um die *verständige Nutzung* von Natur, Raum und materialen Bedingungen. Das Konzept der *ästhetischen Erfahrung* eignet sich daher zur Betrachtung des Leistungshandelns – insbesondere, aber nicht nur, wenn der Blick auf die natur-/räumlichen Erfahrungsqualitäten gerichtet wird –, weil es sowohl das Erleben als auch die reflexive Einbindung des Erfahrenen einschließt. Das ästhetische Erfahren kann als ein sinnlich vermittelter Lernprozess begriffen werden, in dem das Erfahrene in die nächste Leistung eingebracht und auf diese Weise in die Steigerung der Leistung überführt wird.

3.4.2 Material und Körper

Mit Blick auf Material und Körper haben sich für das Leisten die Kategorien *Aneignen* und *Vertrauen* als jene mit zentraler Bedeutung herauskristallisiert. Im kontinuierlichen Übungsprozess bewegen sich die Sportler*innen immer wieder zwischen *Aneignung* und *Vertrauen in Körper* und *Material* hin und her. Bei der Betrachtung dieser Kategorien fällt zudem erneut auf, inwiefern rationale Aspekte und etwas, das eher auf der gegenüberliegenden Seite dessen steht, miteinander verbunden sind: Es geht um die Eigenschaften *Kontrolle* und *Gespür*. Wiederum lässt sich davon sprechen, dass die materialen und leiblichen *Erlebnisse* den Status *ästhetischer Erfahrungen* erlangen, sofern eine *Integration* der Erlebnisse stattfindet. Auf der Ebene der Erfahrung kondensieren Ratio und Gefühl zu einer Einheit.

»Material ist natürlich voll wichtig, dass man darauf vertrauen kann, dass das einen hält.« (VII, 214f.). Das *Vertrauen* in das Material ist deshalb so bedeutend, weil vom Material die eigene *Gesundheit* und die *körperliche Unversehrtheit* abhängt. Das Material »hält einen« (ebd.), es gibt in diesem Sinne Halt, Geborgenheit und Schutz. Die Strategie, die vom Sportler beschrieben wird und mehr über den rationalen

Aspekt der zunächst eher gefühlsbasierten Kategorie *Vertrauen* aussagt und ebenso das Verhältnis zum *Aneignen* beschreibt, ist die Folgende:

»Man kann da IMMER davon ausgehen, dass halt Materialfehler dafür sorgen, dass man nicht heile runterkommt. Und wenn man in so extremen Konditionen fährt, dann will man seinen Kite KENNEN und wissen, das alles in Ordnung ist. Dass man das alles gut checkt, dass man halt weiß: »Ok, alles funktionIERT«, und man ist sicher, dass der Kite noch HALten wird, weil der entweder sehr neu ist, weil ein älterer Kite – hat man auch irgendwann weniger Vertrauen drin.« (VII, 219–226)

Zunächst fällt eine grundsätzliche Eigenschaft des Materials Namens *Verschleiß* auf, nach der älteres Material weniger vertrauenswürdig ist, insbesondere, wenn es in »extremen Konditionen« (ebd.) benutzt wird. Diese Konditionen stellen offensichtlich einen erhöhten *Anspruch an das Material* und stellen eine größere Gefahr für die Gesundheit des Sportlers dar, woraus sich dieser erhöhte Anspruch an das Material ableitet. Höhere Leistungen unter anspruchsvolleren Bedingungen erfordern demnach ein Material, das vertrauenswürdig, funktionsfähig und auf dem neusten Stand ist. Das Vertrauen in das Material baut der Sportler zudem über ein kontinuierliches Tun auf.

Gleichzeitig fällt auf, dass *Misstrauen* ebenfalls eine Strategie darstellt. Der Sportler rechnet »IMMER« (ebd.) damit, dass das Material einen »Fehler« (ebd.) haben kann, der seine *Unversehrtheit* gefährden könnte. Demnach muss er ständig *wachsam* sein, um im Falle von *Materialversagen* reaktionsbereit zu sein und seine eigenen Fähigkeiten so einzusetzen, dass er den Fehler des Materials bestmöglich ausgleicht und »heile runterkommt« (ebd.). Trotz des Vertrauens in das Material verlässt er sich demnach nicht völlig auf das Material. Schlussendlich basiert das Vertrauen auf ihm selbst, auf seinen Körper und in seine Fähigkeiten. Er selbst bleibt der *Verantwortliche*, der sich durch sein Können retten würde. Er ist sich des *Risikos* bewusst, welches von seinem Leisten sowie vom Material ausgeht. Schlussendlich muss das Vertrauen den Zweifel überwiegen, damit der Sportler handlungsfähig bleibt und seine Leistungen erproben und steigern kann.

Für seine *Sicherheit* verlässt sich der Sportler nicht auf das *Vertrauen* als bloßes Gefühl, er »checked« (ebd.) *verständlich* sein Material, er will es »KENNEN« und »wissen« (ebd.), dass alles »funktioniert« (ebd.). Er *überprüft* dementsprechend den *Zustand* des Materials und seine *Funktionsfähigkeit*, was ihm aufgrund seines *Sachverständes* möglich ist. Seine Erfahrung, als Kombination von Wissen und Können, lässt eine Beurteilung der Vertrauenswürdigkeit zu. Hierin zeigt sich der rationale Anteil des Gefühls Vertrauen. Das *Sachverständig-Sein* ist im Sinne eines Erfahrungswissens als Einheit aus theoretischem sowie praktischem Wissen und Können zu verstehen. Verstand und Gefühl basieren beide auf Erfahrung, die insofern ein komplexes Konzept darstellt, in dem beide Anteile miteinander verschmelzen und das

ganz im Sinne von Leistung als *verständlich Sein* zu begreifen ist. An der Kategorie des Vertrauens wird die gegenseitige Durchdringung von Wissen und Fühlen sehr deutlich. Insofern das Vertrauen in das Material auf persönlichen Erfahrungen basiert, die der Sportler in der Vergangenheit mit dem Material gemacht hat, können diese ebenfalls *Misstrauenserfahrungen* sein, die zur oben benannten Strategie eines rationalen Prüfens führen.

»Und wenn man irgendwann mal einen Kite geflogen ist und der ist genau in dem Moment wo du irgendwas probiert hast kaputt gegangen, dann wirst du eine Abneigung kriegen gegen dieses Produkt, weil du verbindest eine schlechte Erfahrung, die du mit dem Material hast.« (VII, 230–234)

Eine »schlechte Erfahrung« (ebd.) führt zu Misstrauen und »Abneigung« (ebd.) gegenüber dem Material und prägt das zukünftige Leistungshandeln mit diesem Material. Wenn sich der Kite in dem Moment als nicht als funktionsfähig erweist, in dem der Sportler etwas Neues »probiert« (ebd.), also etwas tut, mit dem er noch nicht vertraut ist, dessen Funktionsweise er noch nicht versteht und beherrscht, führt dies zu Misstrauen in das Material und einer Erfahrung von *Unsicherheit*. Geht das Material in diesem Moment »kaputt« und ist nicht mehr funktionsfähig, ist das *Vertrauensverhältnis* gebrochen, der Sportler nimmt eine »Abneigung« gegen das »Produkt« wahr (ebd.). Während aus den bisherigen Beschreibungen hervorgeht, dass eine Art von *Beziehung zum Material* besteht, markiert der Begriff »Produkt« die *Distanz*, die in diesem Zusammenhang aufgebaut wird. Das Ding wird zum mangelhaft hergestellten Objekt.

Trotz der durchaus zu erkennenden emotionalen Bindung an das Material, die Gugutzer als Einheit mit dem »Ding« beschreibt (vgl. 2004, S. 231) ist hier in Abgrenzung zu Gugutzer eine deutliche Reduzierung des Produkts auf seine Objektivität durch den Sportler zu sehen. Anstatt das Ding zu überhöhen, offenbart seine Ausdrucksweise ein deutliches Distanzverhältnis. Es fällt die Auseinandersetzung des Sportlers mit der möglichen »Unzuhandenheit« des Materials auf (vgl. Wolff 2008). Es gibt demnach sowohl ein Nähe- als auch ein Distanzverhältnis zum Material. Im Folgenden wird das Verhältnis zwischen Sportler*innen und Material als *gewohnte Verbindung* dargestellt, die leistend erworben wird.

Eine besondere Bedeutung hat darüber hinaus die technische Weiterentwicklung des Materials. Insbesondere bei Trendsportarten handelt es sich mitunter um höchst innovative Produkte, deren Weiterentwicklung die Steigerung der Leistung der Athlet*innen erst ermöglichen. Der Sportler bemerkt die Weiterentwicklung des Materials vor allem an der zunehmenden *Kontrollierbarkeit* des Materials »Man merkt auch, dass das ProDUKT im Endeffekt verbessert wird über die Jahre und dass das hilft MEHR Kontrolle zu kriegen über was man da in der Hand hat.« (VII, 207ff.). Die kontinuierliche Weiterentwicklung von Leistung und Material stehen in einem

wechselseitigen Verhältnis, in dem die Leistung und der Sport durch das verbesserte Material weiterentwickelt wird und das Material durch das zunehmende Verständig-Sein der Entwickler und Produzenten verbessert wird. Material und sportliche Leistung machen in diesem Sinne gemeinsam Fortschritte, was eine andere Perspektive in die marketing- und verkaufsorientierte Argumentation von Lamprecht, Murer und Stamm (2003) einbringt.

Die Nutzungsdauer des Materials ist dementsprechend nicht nur aus Sicherheitsgründen zeitlich begrenzt, sondern ebenfalls, weil das Material immer besser wird und Sportler*innen steigende Ansprüche an das Material stellen und für ihre Leistungen das neuste Material benötigen. Wobei auch hier Grenzen wahrgenommen und der Fokus auf die Leistung des Akteurs gerichtet werden. »Der PROfi – der könnte mit einem anderen Fahrrad genauso schnell fahren.« (III, 1103f.).

Darüber hinaus weist das Material eine hohe Spezifität im Hinblick auf die damit leistbaren Fahrmanöver und Disziplinen auf. Die Vielfalt des Materials ermöglicht die Vielfalt von Stilen und macht den Sport damit abwechslungsreich. Hervorzuheben ist, dass das Material in materialintensiven Sportarten – wie es Trendsportarten mitunter sind – eine nicht unbedeutende finanzielle Investition darstellt, die intensive Kaufabwägungen mit sich bringt und zugleich selektiv wirken kann (vgl. VIII, 1180–1940).

Das *Gefühl für das Material* entwickelt der Kitesurfer auch durch den Vergleich unterschiedlicher Produkte, die unter den gleichen Bedingungen getestet werden, weil sich erst dann Vergleichbarkeit einstellt.

»Deswegen ist in der Kitewelt das Material schon wichtig – vor ALLEM bei solchen Bedingungen, dass das halt HÄLT und nicht auf einmal ein – Fehlkauf war, ne? Das gibt es auch, dass es Kites gibt, die nicht gut gebaut sind ne? Und dementsprechend, wenn man geNAU in den gleichen Bedingungen FÄHrt mit dem Kite dem man verTRAUT und dann den anderen probiert, dann geht es halt irgendwie [...] ja ähm muss man aufpassen.« (VII, 234–245)

Zum einen werden hier erneut die Bedingungen hervorgehoben, denen das Material standhalten muss. Der befragte Kiter benutzt sein Material in starken Stürmen, seine Spezialdisziplin ist das Fahren in extremen Bedingungen (vgl. VII, 33). Zum anderen spricht er hier wiederum das *Vertrauen* an, das mit der *Erfahrung* mit dem Material einhergeht. Zum einen geht es hier erneut darum, dass bestimmte Produkte »nicht gut gebaut sind« (ebd.) und damit eine Fehlinvestition sein können. Zum anderen ist der Kite, »dem man verTRAUT« (ebd.), auch der, mit dem er *kontinuierlich Erfahrung* gesammelt hat, von dem er weiß, wie er reagiert, wie er zu bedienen ist, wie er sich in verschiedenen Bedingungen verhält. Das Zusammenspiel ist eingeübt, der Sportler kennt das Material, er hat viel Erfahrung im Umgang mit ihm und weiß deshalb, wie es funktioniert und reagiert, wie er seinen Körper einsetzen

muss, um ein gelingendes Zusammenspiel von Körper und Material zu erzeugen. Hierauf ist in der Analysearbeit die Perspektive der *erfahrenen Verbindung* entwickelt worden. Sie unterscheidet sich von einer »organischen Verbindung« im Sinne Gebauers et al. (2004, S. 74), weil das Material eben nicht implantiert ist und eine entsprechende Verbindung immer erst leistend aufgebaut werden muss. Die Verbindung entsteht aus der kontinuierlichen Erfahrung, aus dem geübten Umgang mit der Sache. Sie ist nicht da, wenn ein *ungewohntes* Ding benutzt wird. Der Sportler wird mit der Zeit *feinfühlicher* (vgl. VII, 552) im Umgang mit *seinem eigenen* Material, mit dem er viel Erfahrung gesammelt hat. Gleiches gilt für seinen Körper. Das »VERTRAUEN« (ebd.) basiert auf ebendieser Erfahrung, womit es immer ein Vertrauen in sich selbst ist – in die eigenen Kompetenzen, denn der Sportler *handelt* das Material, stellt die Verbindung zwischen Material und Körper her und weiß, dass er weiß, wie er dies zu tun hat. Er vertraut sich selbst und traut sich deshalb, Neues auszuprobieren und Bekanntes zu steigern.

Ist er nicht auf das Material eingefahren, muss er besonders wachsam sein. Unbekanntes Material könnte einerseits anders reagieren, als ihm vertraut ist, andererseits könnte es kaputtgehen und ihn nicht »halten« (ebd.). Damit die Leistung nicht »schiefeht« (ebd.), was eine Gefährdung seiner Gesundheit darstellt, muss er »aufpassen« (ebd.). Er fordert sich selbst auf, nicht *übermütig* zu sein oder davon ausgehen, dass er mit unbekanntem Material alle seine Leistungen in gewohntem Maße vollziehen kann. Ungewohntes Material erfordert dementsprechend doppelte *Aufmerksamkeit*. Den Könnler zeichnet dementsprechend auch aus, sich neues Material schnell aneignen zu können und mit unterschiedlichem Material sein gewohntes Leistungsmaß zeigen zu können beziehungsweise – und damit ist auf die Kompetenz der Vielseitigkeit verwiesen – mit unterschiedlichem Material vielfältige Leistungen vollziehen zu können.

Das Material unterliegt demnach einem *Aneignungsprozess*, weshalb es auch nicht verwundert, dass es für Sportler*innen von Bedeutung ist ihr eigenes Material – »mit MEINEN Sachen« (III, 1465) – zu nutzen, auf das sie sich einstellen und verlassen können.

»Man kann auch sich einfach ein anderes Brett schnappen oder eine andere Art von Kite und damit ist das ganze Kiten schon wieder anders geworden. Du hast verschiedene Kite – Shapes die dich ganz andere Sachen spüren lassen aus dem Kite. Heißt, dass man – LÄNger fliegt, nicht höher, aber länger fliegt oder – mehr Impulszug kriegt vom Kite was halt für andere Sachen wieder cool ist, wenn das so ist, dann ist es meistens cool für Freestyle oder Wakestyle-Geschichten, aber wenn der schön LANGE zieht und schön lange durch die Luft zieht ist es halt voll schön für so – Old School, die alten Tricks im Kiten, was halt auch Spaß machen kann.« (VII, 510–519)

Das Material ermöglicht einerseits Vielseitigkeit und Abwechslung, andererseits unterstützt es spezifische Leistungen und ihre Steigerung. Der Sportler beschreibt, inwiefern sich durch unterschiedliche Materialien verschiedene *Spüreinsmomente* einstellen. Das Gefühl des langen Fliegens unterscheidet sich vom impulsiven Zug. Es hat eine andere Qualität, ermöglicht ein anderes sinnliches Erlebnis und ermöglicht unterschiedliche Leistungen und ihre Steigerung. Verschiedene Materialien eignen sich zudem für unterschiedliche *Stilrichtungen*. Während das eine Material Eigenschaften hat, die besonders für Freestyle und Wakestyle geeignet sind, können mit dem anderem Material Old-School-Tricks besonders gut »performat« werden. Das spezifische Material unterstützt die spezifische Leistung, macht sie leichter zugänglich. Die passgenaue Kombination aus Material und Disziplin macht den Stil und damit die Coolness aus, die damit auch eine gelingende Komposition aus interagierendem Körper und Material auszeichnet. Die Manöver können mit dem passenden Material mit mehr Leichtigkeit und in gesteigerter Form durchgeführt werden, unter dem Strich mit mehr Stil und ganz im Sinne von Sprezzatura.

Es zeigt sich hier nicht nur das *Wissen* über bestimmte Materialeigenschaften, die für bestimmte Disziplinen von Vorteil sind, sondern darüber hinaus auch ein Wissen über eine bestimmte Kultur und Kulturgeschichte, die mit Stilen einhergehen. Das Material bedingt die Stile und die Materialentwicklung ist auch eine Entwicklung der Stile. In seiner kompetenten Beschreibung bezeugt der Sportler, dass er die vielseitigen Stilrichtungen ebenso wie den dafür notwendigen Umgang mit dem Material und Körper beherrscht. Auch der leistende Einsatz von Material und Körper ist ganz im Sinne des Konzepts der ästhetischen Erfahrung zu verstehen. »Zur Kunst (sic; M.F.) der Wahrnehmung gehört es, ein Gefühl für Stil, Charakter und Eigentümlichkeit der Dinge zu entwickeln, eine sensiblere und nuancierte Erfassung der Wirklichkeit auszubilden.« (Fuchs 2003, S. 69, zit. n. Fuchs 2015, S. 2).

Das Wissen über entsprechende Materialeigenschaften ist – vor dem Hintergrund der auf dem Markt vorhandenen Vielfalt und der ständigen Weiterentwicklung des Materials – ebenso wenig trivial wie der kompetente Umgang mit den verschiedenen Materialien und die Könnerschaft in den verschiedenen Disziplinen. Dass dieser Unterschied auf der Materialebene bewusst ist und sprachlich expliziert sowie auf der Handlungsebene umgesetzt werden kann, spricht bereits für die hohe Expertise des Akteurs. Dieses Wissen gehört ebenso zum *Aneignungsprozess* wie das motorische Können im engeren Sinne. Das *Wissen* über das Material wird durch die *Erfahrung* mit vielseitigen Materialien gespeist. Hinzu kommt theoretisches Wissen, welches mit den praktischen Erfahrungen der Materialeigenschaften verschmilzt und somit die Gesamtheit der Erfahrung im Sinne eines *Verständig-Seins* ausmacht. Die Leistungsfähigkeit im Umgang mit Körper und Material basiert damit auf einem *inkorporierten Wissen* auf, welches das Können speist und nicht klar von ihm unterschieden werden kann. Die Leistung und ihre Steigerung entstehen auf Grundlage der Kombination von Wissen und Können, beides ermöglicht sich

gegenseitig und geht im Konzept der *ästhetischen Erfahrung* ebenso wie in jenem des *Verständig-Seins* auf. Es wird deutlich, inwiefern *ästhetische Erkenntnisse* aus dieser Verbindung, einer *praktisch-reflexiven* Erfahrung hervorgehen, in der sich sowohl die Leistung als auch das Erlebnis steigern.

Dies gilt nicht nur für das Material, sondern ebenfalls für die ästhetische Erfahrung und Erkenntnis des *Körpers*. Dieser wird leistend erschlossen und bildet gegebenenfalls eine Funktionseinheit mit dem Material. Das Zusammenspiel von Körper und Material bedingt sich gegenseitig und breitet sich spiralförmig in Höhe, Tiefe und Weite aus.

»Und das ist einfach so – ALLES hilft, also in jeder Disziplin, wo man sich erweitert lernt man wieder neue Sachen mit dem Kite. Und sobald man wieder mehr weiß über den Kite, kann man auch wieder mehr mit dem Körper machen und das ist das krasse beim Kiten, man kann sich KÖRPERlich verfeinern und mit der Kontrolle über den Kite UND den ganzen Disziplinen.« (VII, 548–553)

Das *Verfeinern* der Körper-Leib-Zweiheit hat zwei zusammenhängende Dimensionen. Einerseits sind es die körperlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten, die ausgebaut werden. Andererseits ist es die *Feinfühligkeit im Spüren*, die gesteigert wird, sodass ein genaueres Gefühl für Körper, Bewegung und Material sowie seine Kombination entsteht. Es handelt sich dabei wiederum um eine Kombination aus einem sinnlich-spürenden und rationalen Aneignen, wobei das Gespürte zum Zweck der Leistungssteigerung genutzt werden kann. Das zunehmende und zum Teil erspürte – also ästhetisch Erfahrene – Wissen über das Material und das Können mit dem Material ermöglichen die Steigerung auf körperlicher Ebene im Sinne eines Verfeinerns, wobei beides immer in Verbindung miteinander geschieht. Das Wissen bezieht sich auf die Eigenschaften des Kites und das Wissen darüber, wie sich dieser in unterschiedlichen Bedingungen verhält, was neue und gesteigerte Bewegungen des Körpers ermöglicht. In unterschiedlichen Disziplinen rücken unterschiedliche Eigenschaften des Kites in den Vordergrund, was ihre Funktion für die Leistung deutlich macht.

Neben dem Spüren, Wissen und Können fällt in diesem Zitat die Kategorie der *Kontrolle* erneut auf, welche in den Zusammenhang mit Material und Körper gestellt wird. Sie stellt eine zentrale Komponente der Leistungsfähigkeit dar und wird im folgenden Zitat noch einmal deutlicher beschrieben.

»Im Endeffekt darauf kommt es hinaus: Du fliegst irgendwann kopfüber, dann ziehst du den Schirm rum, dass er dich noch mehr ZIEHT. Heißt egal in welcher Situation man ist, dass man alle Front- oder Backrotation einsetzt und dann trotzdem diese Stabilität im Körper hat und dass die KONTROLLE über Körper und Kite – dass man halt das irgendwie HINKriegt, dass das trotzdem fuktionIERT.« (VII, 137–142)

Es gilt, die Kontrolle trotz der komplexen Aktionen des Körpers mit dem Material zu behalten, wobei sich die Kontrolle im kontinuierlichen und spürenden Aneignungsprozess einstellt, in dem zugleich Verständnis über das Funktionieren des Zusammenspiels zum Zweck der Kontrolle erworben wird. Die Kontrolle ist zudem als zentrale Bedingung für die Aufrechterhaltung der Gesundheit zu sehen.

»Du kannst irgendwann höher und höher gehen, aber im Endeffekt, du willst auch immer deine Kontrolle noch behalten, weil das ist das Wichtigste in diesen Dingen. Für mich, für alle, für viele andere auch.« (VII, 164–167)

Im Zusammenhang mit dem Anspruch, das zu üben, was er noch nicht kann, spricht auch der unterschenkelamputierte Kiter von Kontrolle und Gefühl für das Material. »Und wenn es die Kitekontrolle ist oder die Boardkontrolle – oder das Gefühl für meine Prothese oder was weiß ich. Irgendwie hängt das irgendwie alles ein bisschen zusammen.« (VIII, 1132ff.). Hier fällt erneut der vom Sportler benannte Zusammenhang der Kategorie Kontrolle mit jener des Gefühls für das Material auf. Ebenfalls hat die Nähe von Material und Körper mit der Prothese hier eine besondere Spezifität. Die Kontrolle des Materials wird in einem Atemzug mit dem Gefühl für die Prothese genannt. Sie fungiert als materiale Ergänzung des Körpers und muss sich dementsprechend angeeignet werden.

»Nach links habe ich da kein Gefühl für gehabt und das fiel mir einfach super schwer [...], weil man hat kein Druckgefühl unten von der Prothese und das muss man irgendwie über den Stumpf dann kompensieren [...] war halt nicht so leicht aber irgendwann hat es dann doch gefluppt – und irgendwann hat es geklappt, ich weiß nicht wie.« (VIII, 504–508)

Es zeigt sich die Herausforderung, die aus der Verlagerung des Spürens auf den »Stumpf« hervorgeht (ebd.). Das »Druckgefühl« (ebd.) für das Brett wird durch die zwischengeschaltete Prothese erschwert. Dies ist für den Sportler zu Beginn des Aneignungsprozesses noch kein gewohntes Gefühl und damit keine verständige Einheit. In einem kontinuierlichen Aneignungsprozess wird eine *gewohnte Verbindung* zur neuen Körperlichkeit und eine Verbindung zum Material aufgebaut, welche die Leistung ermöglicht. Gefühl und Kontrolle gehen insofern miteinander einher, als der Sportler sowohl die noch ungewohnte Prothese als auch das noch ungewohnte Sportgerät in ihrer funktionsweise *erfühlen* muss, um sie *kontrollieren* zu können. Spüren und Verstehen, Material und Körper sind insofern nicht voneinander getrennt, sondern als Einheit zu verstehen. Entscheidend ist aus der Perspektive des Leistens, dass diese Verbindung erst in einem Übungsprozess aufgebaut wird. Für die *Aneignung* des Materials, inklusive Prothese, sowie des Körpers ist ein Gefühl im Sinne einer *Wahrnehmungsfähigkeit* notwendig, die geschult werden muss. Die

Kontrolle basiert damit auch auf einer *Antizipationsfähigkeit*. Auf diese Weise wird eine *Verbindung* von Körper und Material gebildet. Die Erfahrung dieser *Einheit* kann ebenfalls als *ästhetische Erfahrungsqualität* beschrieben werden, die wiederum mit einem *Verständig-Sein* einhergeht, aus welchem sich Kontrolle und Leistungssteigerung ergeben. Der Sportler spricht explizit davon, dass er Verständnis und *Einschätzungsfähigkeit* erwerben möchte.

»Mit der Behinderung beschäftige ich mich schon sehr viel. Für mich persönlich gehört es irgendwie dazu [...] mich damit auseinanderzusetzen [...] ähm. Ich möchte die Prothesen verstehen. Ich möchte wissen wie es funktioniert [...] um vielleicht einzuschätzen was ich kann oder was ich auch nicht kann.« (VIII, 1044–1061)

Im Zusammenhang mit dem Material fällt zudem erneut der Ort auf, der sich entsprechend der vorzufindenden Bedingungen für ein bestimmtes Material im Sinne eines Sportgerätes eignet, mit dem er erschlossen werden kann und durch welches eine stimmige Verbindung von Körper und Material hergestellt werden kann. Das Material ist im Hinblick auf die Umweltbedingungen als auch im Hinblick auf das Sportgerät zu verstehen, die körperlich leistend erschlossen werden.

»Mit Achtzehn war ich das erste Mal in Kapstadt und dann- ja, dann kam halt das WELLENkiten so dann habe ich das erste Mal mit dem Strapless-Board wirklich in richtigen Wellen gefahren so – was halt dann MEGA viel Bock gemacht hat (unverständliche Passage) kleines Brett: »Boah, ist das wendig- ist das wunderbar.« (VII, 763–768)

An dieser Stelle spricht der Sportler von seinem ersten Mal »WELLENkiten« (ebd.), welches sowohl die vorhandenen Wellen als auch das Fahren mit einer anderen Form von Brett einschließt, welches wie ein Wellenreitbrett für das Fahren in den Wellen geeignet ist. Die Sache wird dadurch besonders, dass es sich um die passende Kombination von Naturbedingungen und Material handelt, die für ihn eine Steigerung darstellt. Das Brett ist klein und wendig, was es manövrierfähig macht. Es ermöglicht im Zusammenspiel mit den Naturbedingungen zugleich einen für ihn neuen Fahrstil – den Zugang zu einer anderen Teildisziplin seines Sports und damit eine Erweiterung seines Könnens. Im Folgenden fällt auf, dass die neue Erfahrung dazu führt, dass er ein eigenes Brett dieser Art *besitzen* möchte. »Und dann habe ich direkt gesagt: »Okay, wie kau- ich kauf mir jetzt ein Shortboard, da kommt kein Weg drum herum. Ich kaufe mir jetzt eins.« (VII, 770ff.) Das neue Brett ermöglicht ihm die weitere Steigerung seiner Leistungsfähigkeit und den weiteren Zugang zu einer neuen Disziplin und damit mehr Vielseitigkeit in seinem Tun. Auch bei einem anderen Sportler fällt auf, dass ein Unterschied gesehen wird zwischen dem Besitz des eigenen Materials und dem Ausleihen desselben, weil es um ein »reinarbeiten«

(III, 142) in das Material geht, mit dem die Leistung erbracht und gesteigert wird. Mit geliehenem Material kann keine gewohnte Verbindung aufgebaut werden. Zudem bietet der Besitz von Material eine Verbindlichkeit zum Leisten im Sinne einer Selbstverpflichtung zum Tun, die auf die finanzielle Investition folgen muss.

»Ich hatte auch meine KITEAusrüstung beVOR ich einen Kitekurs gemacht habe, weil ich wusste, wenn ich die Kiteausrüstung habe, dann mu- habe ich einen Grund dazu es lernen zu müssen so ungefähr. Wenn ich schon tausend Euro investiert habe, habe ich noch mehr Grund dahinter irgendwie es machen zu müssen. So als persönlicher Ansporn so ein bisschen.« (VIII, 586–598)

Hierin zeigt sich erneut eine sehr rationale Komponente der materialen Dimension des Leistens, die einem wirtschaftlichen Effizienzdenken folgt, nach dem Investitionen Output generieren müssen und eine Selbstverpflichtung zum Tun mit sich bringen.

Auch wenn der Sport nicht im Zusammenspiel mit der Natur und sogar ohne Material – im Sinne eines Sportgeräts – ausgeübt wird, ist die Erschließung der Bewegung über den Körper ein zentrales Thema der Steigerung. Auch die Tänzerin eignet sich ihren Körper an und kontrolliert ihre Bewegungen. Zugleich ist ihr Körper das Medium zur Erschließung der gelungenen Bewegung und wird damit als *Aneignungsmedium* genutzt von dem sie fühlend Feedback erhält.

Das Können, die gelungene Bewegung, kennzeichnet sie über folgende Beschreibung der Bewegung: »sie fühlt sich irgendwie dann – KRAFTvoller an und energiegeladener, obwohl man vielleicht nicht unbedingt mehr Energie reingesteckt hat.« (IV, 105ff.). Hiermit nimmt sie eine Kennzeichnung vor, die dem Sprezzatura-Begriff nahekommt, nach dem Herausforderndes leicht und mühelos erscheint. Es fällt dabei auf, dass es hierbei nicht um das äußerlich Sichtbare, sondern um ihr *Bewegungsempfinden* geht. Im Folgenden zieht sie den Aspekt des äußerlich Sichtbaren in das Bewegungsempfinden ein. Sie kann im Innern fühlen, wie die Bewegung von außen aussieht. Sie antizipiert die äußerlich sichtbare Leistung in ihrer Körperwahrnehmung und erhält eine Repräsentation des äußeren Körperbildes im Innern.

»Man fühlt das, wenn man- wenn man merkt die Bewegung sieht jetzt schön aus – dann fühlt man das auch und wenn- wenn sie halt nicht so aussieht dann merkt man: ›Okay, das sah jetzt irgendwie blöd aus.‹ Das merkt man allein an dem Gefühl wie man – das hat im Körper und das kommt ja auch durch die Jahre des Trainings dann bekommt man immer mehr Gefühl für seine Füße für seine Hände am Anfang kann man vielleicht die – kann man vielleicht noch nicht so weit denken, dass man auch die Füße streckt, aber irgendwann ist es halt automatisch, wenn man halt durch das GANZE Bein bis in den Fuß denkt und das LERNT man halt auch mit dem Training.« (IV, 1026–1035)

Es fällt auf, dass erst das jahrelange Training zu ihrer *Wahrnehmungsfähigkeit* im Sinne einer zunehmenden *Feinfühligkeit* und *Ganzkörperwahrnehmung* geführt hat. Sie beschreibt wie sich die Wahrnehmungsfähigkeit und die Bewusstheit über ihren Körper und dessen Bewegung vom Groben zum Feinen, auf das »GANZE« (ebd.) gesteigert hat. Sie beschreibt es als »weit denken« (ebd.), was auf die Bewegungsmerkmale hindeutet, die sie erlernt und umzusetzen gelernt hat. Den »Fortschritt« (IV, 1018), der äußerlich sichtbar wird, »fühlt« (IV, 1020) sie im Innern, womit sie ein Feedbacksystem durch ästhetische Erfahrung beschreibt. Für die Aneignung dieses inneren Feedbacks, des Gefühls dafür, wie die Bewegung aussieht, wird als *sichtbarmachendes Medium* kontinuierlich der Spiegel im Tanzsaal genutzt. Beim Tanzen vor dem Spiegel sieht sie ihr Körperbild, inwiefern die Bewegungskriterien umgesetzt werden, und sie gewinnt ein Gefühl dafür, wie die Bewegung aussieht. »Das kann man halt durch den Spiegel halt kontrollieren auch die Technik – ob man das jetzt – hinbekommt oder nicht.« (IV, 86off.). Der Spiegel gibt hier das Feedback, das an anderer Stelle von Messwerten und Videos vermittelt wird, wobei sie Videos ebenfalls zur Steigerung ihrer Leistung nutzt (vgl. IV, 836–850).

»Man freut sich über jeden Fortschritt den man halt macht und egal wie klein der auch ist [...] und es ist halt einfach [...] man- man- es fühlt sich halt auch so an als würde irgendwie- als würde die Bewegung jetzt gut aussehen.« (IV, 1018–1022)

»Dann versucht man sich halt immer weiter zu verbessern. und wenn man es hinbekommt dann – spürt man das halt auch, dass es halt irgendwie ein ANDERES Gefühl ist als vorher also –, dass man halt irgendwie ein besseres Gefühl hat, dass man merkt: ›Okay, jetzt habe ich es hinbekommen, jetzt hab ich es geschafft jetzt – ja jetzt ist es gut so wie ich es jetzt gemacht habe und das hat sich gelohnt, dass ich da jetzt länger dran gearbeitet hab.« – Und das ist halt ein super gutes Gefühl auch wenn man einfach merkt ich habe es jetzt endlich geschafft auch manche Sachen dauern ja auch länger bis man sie hinbekommt vor allem dann ist es halt – ein schönes Gefühl, wenn man es halt merkt man hat das hinbekommen.« (IV, 923–933)

Das *Gefühl des Gelingens*, welches die Tänzerin hier beschreibt, findet sich auch bei den anderen Sportler*innen. Das Beispiel der Tänzerin verdeutlicht besonders die Nutzung des Körpers im Sinne des ästhetischen Erkennens, weil durch die Abwesenheit anderer Materialien oder Naturbedingungen eine starke Fokussierung auf den Körper stattfindet. Es fällt auf, dass Kontrolle und Gefühl ein enges Wechselverhältnis miteinander eingehen, wie es ebenfalls der Kiter beschreibt: »Körperkontrolle, Körpergefühl wird auch ein bisschen geschult. Das hat praktische Nebeneffekte, aber richtige Leidenschaft habe ich dafür nicht. Nein.« (VIII, 962ff.). Im zweiten Satz spricht er hier über das Training im Fitnessstudio, welches für ihn funktional-zweckdienlich ist. Er benennt zugleich die grundlegende und übergreifende

Bedeutung. Das Kiten und das Tanzen haben hingegen einen großen Selbstweck, was ebenfalls für die ästhetische Erfahrung des Körpers gilt. Zugleich hat auch das ästhetische Erfahren eine Funktion für das Steigern und ist damit zweckdienlich. Das ästhetische Erfahren hat ein Erkenntnispotential und hat damit nicht nur Erlebnisqualität, sondern ebenfalls eine Funktion für die Steigerung von Leistung. Dieses Verhältnis ist im Begriff der ästhetischen Erfahrung angelegt und ist in diesem Sinne für das Verständnis des Leistens aufschlussreich.

Das Reizvolle an Sport und Bewegung scheint gerade in der Vereinigung dieser Dimensionen zu liegen – den Selbstweck mit den Möglichkeiten zur Steigerung zusammenzubringen, anstatt sie in ein Konkurrenzverhältnis zu stellen. Diese Perspektive soll im folgenden Kapitel mit Blick auf die Bedeutung des Verständig-Seins – womit entgegen einer Subjektivierung der aktive Kern der Sache erhalten bleibt – und des Gestalten-Könnens für das Leisten und Steigern weiter ausgebaut werden.

3.4.3 Verstehen und Gestalten

»Am Anfang ist immer alles NEU, dann ist alles super interessant, aber man kann dann nicht so ganz gut damit umgehen, weil man kann es noch nicht kontrollIEREN, bis man dann irgendwann die Kontrolle kriegt und genau das machen [...] WILL und KANN, was man sich vorstellt zu tun.« (VII, 525–529)

Mit zunehmendem *Verständnis* – wobei dieses auf einer gesamtkörperlichen und nicht nur einer kognitiven Ebene stattfindet – steigt die *Kontrolle*, die der Sportler über sein Tun hat. Er kann seine Leistungen kontrollieren und körperlich das umsetzen, was er sich vorstellt. Die eigenen *Vorstellungen umsetzen* zu können, wird als wesentlicher Bestandteil einer sportlichen Leistung gesehen. Auf die direkte Frage nach dem Verständnis von sportlicher Leistung ist seine Antwort nach einigen Sekunden des Nachdenkens: »Für mich die sportliche Leistung ist [...], eine Session zu haben auf dem Wasser, wo einfach ALLES was du dir vorher vorgestellt halt – einfach einwandfrei geklappt hat – Punkt.« (VII, 1134ff.). Hier erscheint der absolute und hohe Anspruch, »ALLES« und »einwandfrei« (ebd.), im Sinne eines Perfektionismus. Es geht jedoch vor allem um die Fähigkeit, die eigene Vorstellung in die Tat umsetzen zu können.

Erst mit dem kontinuierlichen Tun einer spezifischen Übung ist es möglich, die entsprechende Kontrolle über das Geschehen zu erlangen, welche die Umsetzung der eigenen Vorstellungen ermöglicht. Zu Beginn des Übungsprozesses, wenn »alles NEU« (ebd.) ist, verfügt der Sportler über eine derartige Kontrolle noch nicht. Das Tun ist unkontrolliert und ermöglicht damit in der Erprobungsphase noch kein gestalterisches Tun. Zunächst bleibt Un-Kontrolliertheit im Spiel, auch wenn Übungen zunehmend gelingen. Der Sportler sagt, »man kann dann nicht so ganz gut damit umgehen« (ebd.), was sich als Un-Zuhandenheit im Sinne Wolffs beschrei-

ben lässt (vgl. 2008, S. 241–249), die mit der Übung in Richtung einer Zuhandenheit des Materials umgewandelt wird. Zu Beginn des Übungsprozesses kann nicht davon gesprochen werden, dass der Akteur Gestalter ist. Es ist ihm zu diesem Zeitpunkt noch nicht möglich, etwas entsprechend seiner Vorstellung umsetzen. Ihm fehlen die Kontrolle und das Können im Umgang mit Material und Körper. Dies gilt für gesteigertes Tun und nicht, für die Gestaltung von etwas, zu dem der Akteur bereits im Stande ist. Es geht um innovatives Tun und Gestalten.

Durch die im Steigerungsprozess erlangte Kontrolle erhält der Sportler die Möglichkeit, sein Tun entsprechend der eigenen Vorstellung zu gestalten, »GENAU so wie du dir das gedacht hast.« (VII,1142). Es handelt sich damit um *geplante Leistungen*, bei welchen der Sportler tun kann, was er »WILL«, weil er es »KANN« (ebd.).

Im Gegensatz dazu gibt es die *unerwartete Leistung*.

»Das kommt halt super selten vor, aber [...] du hast irgendwas gemacht auf dem Wasser, irgendeinen Trick [...] und das hat geklappt [...] aber du weißt ÜBERHAUPT nicht warum. Also, du hast den einen Trick gemacht und daraus ist ein neuer Trick entstanden. Und das war total unerwartet.« (VII, 1150–1154)

Im Unterschied zur geplanten Leistung, bei der die Vorstellung »einwandfrei« (ebd.) umgesetzt wird, ist die unerwartete Leistung für den Sportler überraschend. Sie überrascht den Sportler *plötzlich*. Wie sich im Folgenden zeigen wird, trifft sie jedoch nicht den unvorbereiteten Körper – so wie die Erkenntnis nicht den unvorbereiteten Geist trifft (vgl. Strauss & Corbin 1996, S. 108, Kelle & Kluge 1999, S. 21–24, Reichertz 2003, S. 11ff.) –, sondern jenen, der geübt ist und bereits ein entsprechendes Leistungsvermögen in der spezifischen Disziplin mitbringt. Damit erscheint die unerwartete Leistung zwar plötzlich, sie ist es jedoch so betrachtet nicht, weil sie aus vorherigem kontinuierlichem Steigern hervorgegangen ist.

»Und das ist beim Kiten halt [...] super strange, dass das so passiert, finde ich. Das ist so ganz merkwürdig, dass man manchmal irgendwie IRGENDwas macht, was geklappt hat, aber du hast es nicht verstanden.« (VII, 1154–1157). Auch wenn es dem Sportler »unerklärlich« erscheint, »weil man hat das ja noch nie gemacht« (VII, 1168), ist es auf einer anderen Ebene betrachtet nicht unerklärlich, schließlich ist der Leistende vorbereitet. Auch wenn diese Vorbereitung höchst indirekt ist, weil eben im Vorhinein nicht klar ist, was und wie die neue Leistung möglich ist und dementsprechend keine konkrete Absicht und Vorstellung von ihr bestehen kann, ist der Leistende implizit stets bereit für Innovation und Steigerung, weil er durch sein kontinuierliches Üben die notwendigen Kompetenzen mitbringt. Die Leistung besteht in diesem Fall gerade darin, mit dem Unerwarteten kompetent umgehen zu können.

Der Sportler steht im seltenen Fall einer unerwarteten Leistung zugleich vor der Herausforderung, sich diese Leistung anzueignen, indem er Kontrolle über sie ge-

winnt, denn ohne die Wiederholbarkeit ist sie nicht für weitere Steigerung zugänglich. Dem Sportler mangelt es bei der unerwarteten Leistung an *Gestaltungsfähigkeit*, bis er seine Leistung beabsichtigt wiederholen kann.

»Und wenn du es wiederholen möchtest [...] geht es nicht. Also so eine unerwartete Leistung in dem Sport wo du ge- voll geflashed davon bist, weil du nicht gerafft hast: »Hä? Wie habe ich das jetzt gerade gemacht?, Wieso bin ich jetzt genau so gelandet?« Und ja ohne Probleme, ohne irgendwie so – das hat einfach genau so geklappt.« (VII, 1157–1162)

Der Leistende steht vor der Aufgabe, einen Moment der *Unzuhandenheit* zu bearbeiten, der daraus hervorgeht, dass er noch nicht versteht, wie die neue Leistung gelingen ist und was er zum erneuten Gelingen tun muss. Er versucht die Lücke zwischen dem unerwarteten Gelingen zur geplanten Leistung nach Vorstellung zu schließen. Dabei geht es um das *körperlich-leibliche Verstehen* – sowie das kognitive Verstehen – der gesteigerten Leistung – was sich als *ästhetisches Erkennen* verstehen lässt.

Wenn Sportler*innen die *Zuhandenheit* der Leistung erobern, anstatt nur blitzartig von Steigerung getroffen zu werden, machen sie die gesteigerte Leistung wiederholbar und kontinuierlich abrufbar, womit sie im umfassenden Sinn leistungsfähig sind. Erst auf diese Weise integrieren sie das neue Können und sind imstande dieses weiter zu steigern.

»Und dann mit Training und SO versteht man irgendwie was man da gemacht hat und dann bis du irgendwie wieder die Leistung wo wie ich das eben erzählt habe, von wegen: »Boah, alles hat genau geklappt wie ich möchte.« Also man denkt vorher: »Diesen Trick, ok so, ah, ok, ja so sollte ich dann landen, ok, mache ich jetzt, ok, perfekt geklappt, wunderbar, weiter fahren, nächster Trick, ok, auch geklappt, boah perfekt, hatte ich auch genau so vorgestellt, dass das so sein sollte, ok, nächster Trick, ok, auch, oha wunderbar, hat auch so geklappt wie ich wollte.« Und das ist wieder die Leistung.« (VII, 1170–1182)¹²

12 Hier lässt sich deutlich erkennen, was Ursula Brandstätter (2013/2012) mit der Möglichkeit eines »mimetischen Sprechens« (ebd., 2011, zit. n. ebd.) über ästhetische Erfahrungen meint. Auch wenn die Sprache nur ein Vermittler der ästhetischen Erfahrung bleibt und nicht die Erfahrung selbst sein kann, zeigt sich hier, inwiefern zumindest eine sprachliche Verständigung über sie möglich ist. Das Gefühl, das der Sportler während seines Tuns hat, wird in seiner Art der sprachlichen Ausführung nachvollziehbar und damit wird die Qualität ästhetischer Erfahrung sprachlich deutlich, womit zumindest ein annähernder intersubjektiver Zugriff möglich wird, weil wir eigene, ähnliche Erfahrungen erinnern, wenn wir das Gesprochene hören und uns somit zumindest ein Stück weit in die Erfahrung des anderen hineinversetzen können.

Durch kontinuierliches Tun versteht der Sportler die Leistung. Es wird deutlich, dass dazu ein Übungs- und Reflexionsprozess abläuft, »mit Training und SO« (ebd.). Als nächster Schritt der Steigerung wird schlussendlich explizit der Moment beschrieben, in dem die zuvor unerwartete Leistung zu einer geplant-wiederholbaren Leistung geworden ist, aus der sich ein flow des Könnens ergibt. Dafür ist es notwendig, die Leistung zu verstehen und zu erschließen, was im Moment der unerwarteten Leistung ausgeführt worden ist, sodass es nun wiederholt ausgeführt werden kann. Dies geschieht in einem körperlich-leiblichen Nachvollzug. Der Sportler spricht nicht von einem Aneignungsprozess, in dem er das notwendige Wissen nachliest oder einen Trainer zu Rate zieht. Durch diesen Aneignungsprozess erschließt sich der Sportler die Möglichkeit des Gestaltens, durch welches er visualisierte Leistungen vollführen und zusammenfügen kann. Auch wenn der Sportler bereits im Moment des Gelingens der unerwarteten Leistung Handlungsfähigkeit zeigt, steigert er sein Tun wesentlich durch das erweiterte Verständnis. Dieses betrifft das funktionale Zusammenspiel von Körper und Material im Hinblick auf die spezifische neue Leistung.

In der weiteren Reflexion des Sportlers wird nochmals deutlich, inwiefern es sich im Fall der unerwarteten Leistung ebenfalls bereits um ein gekanntes und verständiges Tun handelt.

»Was ich dadurch dann checke ist, [...] dass man SO reaktiv geworden ist in dem Sport, dass du gar – Sachen die man nicht erlebt hat [...] und sich auch nicht vorstellt, trotzdem klappen, weil das motorisch und SO in dir, in deinem Kopf drin ist, dass das irgendwie Sinn macht, das genau so auszuführen, dass es klappt.« (VII, 1162–1167)

Die verständigen Sportler*innen sind auch in dem Moment handlungsfähig, in dem sie von einer unerwarteten Leistung überrascht werden, auch wenn sie noch keinen Handlungsplan für die Situation haben. Es gibt durch ihre Erfahrung in dem Sport ein inkorporiertes Wissen und Können, auf das sie in einer überraschenden Situation zurückgreifen. Der Sportler verweist bei seiner Erklärung neben der vorhandenen Motorik auf ein innenliegendes Verständnis, das »SO in dir, in deinem Kopf drin ist« (ebd.). Das betonte »SO in dir« (ebd.) deutet neben der konkreten Verortung in Motorik und Kopf etwas Unbestimmtes, aber Wichtiges. Der Sportler bekundet verwundert, dass er trotz des Unbekannt-Seins mit der Leistung auf etwas zurückgreifen kann, dass sich als Erfahrung beschreiben lässt. Für den Moment bleibt das Zustandekommen der unerwarteten Leistung für den Sportler unerklärlich und überraschend. Zugleich wird ihm in diesem Moment seine Leistungsfähigkeit bewusst und er kann schließlich wesentliche Ursachen des Zustandekommens der unerwarteten Leistung selbst benennen.

Das zunehmende Verständnis geht zudem mit seiner Identität als Brettsportler einher, weil der Sportler im Leisten immer auch sich selbst versteht und gestaltet. Durch sein Verständnis und die Fähigkeit zum Gestalten seiner Leistung kann er sich selbst ausdrücken und seine Identität gestalten. Zugleich ist hat sich in den vorangegangenen Kapiteln gezeigt, inwiefern er den Wert seines Tuns im materialen Erleben selbst sieht, welches nicht von der verstehenden und gestalterischen Komponente getrennt ist und sich in der Erfahrung vereinen. Zudem sind seine Identität und Leistungsfähigkeit stets von Vergänglichkeit und Bedeutungslosigkeit bedroht. Er erkennt und betont selbst, dass der Spaß an der Steigerung, am Verstehen und Gestalten Vorrang vor dem Ergebnis und der damit einhergehenden Identität hat (vgl. VII, 393–397).

Betrachtet man diesen Zusammenhang aus der Perspektive der ästhetischen Erfahrung, fällt auf, dass beide Leistungen, die Unerwartete und die Geplante Kriterien dieses komplexen Begriffes erfüllen (vgl. Fuchs 2015). Sowohl in den Beschreibungen der geplanten Leistung als auch in jener der unerwarteten spiegeln sich die Wahrnehmungsqualitäten des Tuns wider, es ist sinnlich und zugleich reflektiert. Beide Leistungen haben ihre je eigene Qualität und eine je eigene Bedeutung im Steigerungsprozess.

Die unerwarteten Leistungen werden direkt in den Zusammenhang damit gebracht, wie viel Steigerungs- und Innovationspotential im Kitesurfen noch immer besteht.

»Im Endeffekt, die unerwartete Leistung von Tricks, die man einfach nicht erwartet hat, dass die klappen, dass die funktionieren [...] beim Kiten sind noch so viele Möglichkeiten, die es gibt so irgendwelche Tricks zu machen, die noch nicht gemacht sind. Also beim Kiten werden immer wieder neue Tricks erfunden im Endeffekt und wenn man irgendwas macht, was man irgendwie noch nie gesehen hat und man ha- das hat trotzdem irgendwie voll gut funktioniert und man weiß eigentlich nicht genau warum. Und dann irgend- mit der Übung bis man wieder zu dem Punkt kommt, dass man das kontrolliert üben kann.« (VII, 1182–1191)

Dass es noch so viele Möglichkeiten für Innovation gibt, hat zum einen mit dem Entwicklungsstadium der Sportart zu tun und ist zum anderen in der Qualität des Trendsports begründet, der großen Spielraum für kreative Eigenleistungen bietet. Zudem kann es nur deshalb die Betrachtungsperspektive des Sports sein, weil er selbst an innovativen Leistungen arbeitet, auch wenn diese nur auf subjektiver Ebene Neuheitswert haben.

Es fällt auf, dass der Anspruch besteht, unerwartete Leistungen in geplante Leistungen zu überführen. Zwar eröffnet die unerwartete Leistung Möglichkeiten, die vorher nicht für möglich gehalten wurden, was ein enormes Steigerungspotential beinhaltet. Wenn diese Leistung, die zunächst noch nicht kontrollierbar ist, in ei-

ne planbare Leistung überführt wird bietet sie zudem Gestaltungsmöglichkeiten, weil sie erst dann geplant einsetzbar ist. Die innovative Gestaltung lebt wesentlich von der unerwarteten Leistung, weil auf diesem Weg Neues entsteht, das jedoch Wiederholbar gemacht werden muss. Der Moment des Erlebens einer unerwarteten Leistung enthält eine genuine ästhetische Qualität und damit einen ungeheuren Wert. Es ist abschließend zu betonen, dass sowohl die unerwartete Leistung als auch die geplante Leistung vom Sportler als Leistung benannt und anerkannt werden, auch wenn die eine die Vorstufe der anderen zu sein scheint.

Mit dem ungeplanten Trick lässt sich wiederum erst weitermachen, wenn er erschlossen und damit kontrollierbar wird. Der Weg von der unerwarteten zur geplanten Leistung ist aus dieser Sicht eine Steigerung, die zudem eine besondere Bedeutung hat, weil erst die geplante Leistung weiter gesteigert werden kann, auch wenn die unerwartete Leistung bereits eine Steigerung ist. Ohne den Transfer der unerwarteten Leistung in die planbare Leistung kann die Steigerung nicht weitergehen, ansonsten müssten sich Sportler*innen mit seltenen unerwarteten Leistungen begnügen, was weder dem Prinzip des Übens noch des Steigerns entspräche und zudem den Aspekt des Gestaltens unergründet ließe.

Der Beschreibung des Sportlers folgend, enthält die unerwartete Leistung in sich eine *Aufforderung* zur Überführung in das Planbare und das, obwohl es bereits eine Qualität in sich selbst hat. Wird diesem Imperativ nachgegangen, kann die dann planbare Leistung wiederum im Hinblick auf quantitative und qualitative Kriterien wie Höhe und Stil gesteigert werden. Nur durch den kontinuierlichen, spezifischen Übungsprozess können diese Steigerungen vollbracht werden, wobei Diskontinuität und Vielseitigkeit ebenfalls von zentraler Bedeutung für Verstehen, Gestalten und Steigern sind.

»Manchmal versucht man auch Sachen die man vielleicht noch nie gesehen hat. Und man denkt: ›Ah das geht vielleicht auch gar nicht.‹ Aber man versucht es einfach mal und dann am Anfang klappt es überhaupt nicht. Und ein Jahr später hat man sich in ganz vielen anderen Bereichen vielleicht erweitert und auf einmal versucht man diesen gleichen Trick wieder, weil man wieder IRGENDWIE auf diesen Trichter gekommen ist, dass man darüber mal nachgedacht hat und das vielleicht mal versucht hat und man tut es noch mal dann klappt es auf einmal.« (VII, 540–548)

Es werden unbekannte Dinge ausprobiert, von denen unklar ist, ob diese Leistung überhaupt möglich ist. Nach Misslingen, Diskontinuität, Weiterlernen an derer Stelle im Sinne der Vielseitigkeit und erneuter Reflexion, gelingt die neue Leistung. Die unerwartete Leistung wird daraufhin im kontinuierlichen und spezifischen Üben *entschlüsselt*. Beide Arten von Leistung, die unerwartete und die geplanten

te Leistung, tragen umgekehrt zur Kontinuität des Tuns, zum vielseitigen und spezifischen Üben und der Steigerung bei.

Betrachtet man den Übungsprozess, in dem der Sportler die unerwartete Leistung zu erschließen versucht, um zu verstehen, wie dies funktioniert, lässt sich danach fragen, inwiefern dieser Erkenntnisprozess als ästhetisches Erkennen verstanden werden kann (vgl. Brandstätter 2013/2012). Zwar geht es Brandstätter um die Kunst und ihre Erkenntnisfähigkeit, wobei sie zwei Bezugspunkte nennt, jenen des Werks selbst und jenen, der über es hinausgeht, lässt sich beides auf den Sport transferieren. Der vorliegende Fall der *Entschlüsselung der unerwarteten Leistung* lässt sich als ästhetische Erkenntnis beschreiben, weil sowohl über den Gegenstand der Erkenntnis als auch das Mittel der Erkenntnis, das im übertragenen Sinne Erkenntnis von Sport und Erkennen durch Sport heißt, sinnliche Erkenntnisse gemacht werden. Die Machart der Leistung, wie sie entstanden ist, wie sie funktioniert und was zu ihrer Wiederholung getan werden muss, erkennen die Sportler*innen durch üben, wobei das Mittel der Erkenntnis zugleich der Sport selbst ist, in dem der Körper, das Material und sein Zusammenwirken sinnlich erfahren und verstanden werden. Während des Tuns erfahren und verstehen die Sportler*innen nach und nach etwas über ihre Leistung, den Trick (das Werk) und darüber hinaus etwas über die Umwelt in und mit der sie diese/n vollführen. Sie erfahren die Eigenschaften und Funktionsweise des Materials (Kite und Brett), des Elements Wasser und die Wirkung des Windes und setzen dieses sinnlich vermittelte Verständnis in der Leistung um.

Die Erkenntnis, das Verstehen der Tricks oder sogar der Sportarten, ist ein sinnliches Erkennen, weil es auf der Ebene der eigenen sinnlichen Wahrnehmung stattfindet und stattfinden muss. Die Erklärung und das kognitive Verstehen allein befähigen nicht zum Tun. Trotzdem sind kognitive Reflexion und sonstige Aneignungshilfen wie Erklärungen oder Visualisierungen Teil des Geschehens. Sie gehören zur ästhetischen Erkenntnis wie zur ästhetischen Erfahrung dazu. Sie werden in den körperlichen Aneignungsprozess eingespeist und verschmelzen miteinander. Jedoch kann das ästhetische Erkennen nicht auf die sinnliche Erfahrung, das konkrete eigene Tun, verzichten. Die Ästhetik hat dieser durch sinnliches Wahrnehmen geprägten Erkenntnisform seit jeher einen eigenen Erkenntniswert zugesprochen, der sich von jener des wissenschaftlichen Erkennens unterscheidet (vgl. Brandstätter 2013/2012, S. 6). Diesen Überlegungen folgend wird der ästhetischen Erkenntnis zugesprochen, »ergänzend zum schlussfolgernden logischen Denken auch das vergleichende Denken in Ähnlichkeiten anzuregen.« (ebd.). Das Anliegen von »Artistic Research« ist es, die Erkenntnisformen von Wissenschaft und Kunst, und hier ist hinzufügen: des Sports, in einen »neuen produktiven Zusammenhang zu bringen« (ebd.). Aus der Perspektive dieser Arbeit ist der ästhetische Ansatz im Hinblick auf den Sport und seine Aneignung besonders gewinnbringend, weil er Lernen und Erfahren miteinander verbindet. Dass Wahrheit keine sinnhafte

Kategorie im Hinblick auf ästhetische Erfahrung sein kann, beruft den Sport ebenfalls auf seine Perspektivität im Sinne Ehnis und Kurz zurück (vgl. 1977). Sofern die ästhetische Erkenntnis als jene betrachtet wird, die Sportler*innen zur Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit befähigt, wird das Kriterium der Fähigkeit zur zentralen Kategorie. Sie beinhaltet dann die Erschließung und Aneignung der Leistung, wobei die kognitive und die leibliche Komponente des Erkennens mit bedacht sind. Im Ausführen sportlicher Leistungen ist das kognitive und das sinnliche Verstehen im ästhetischen Gestalten verbunden.

Das Gestalten hat zentrale Bedeutung für die Sportler*innen und in diesem Gestalten interagieren sie im Fall von Natursportarten mit sich im Tun verändernden Bedingungen, die wiederum Einfluss auf das Tun haben und die Leistung im Geschehen verändern können. Der Umgang und das Zusammenspiel mit den materialen Gegebenheiten und den materialen Veränderungen und Einflüssen stellt eine weitere zentrale Fähigkeit dar. Sie spricht für das gesteigerte Können durch Erfahrung, wobei diese Erfahrung an ästhetischer Qualität gewinnt, je variabler die materialen Umstände sind, mit denen die Sportler*innen leisten. Dementsprechend unterscheidet der Kiter noch einmal die geplante Leistung von jener, die durch die Naturbedingungen verändert und dadurch zu einer anderen als der geplanten Leistung wird.

»Das ist eine andere Leistung zwischen dem einen was man vorher denkt: ›Okay, das klappt jetzt.‹ Und das klappt, als die Leistung von wegen: ›Okay ich mache jetzt irgendwas.‹ Und ich will das eigentlich so machen, aber durch irgendeine Veränderung in Wind oder Körper oder irgendwas, was da gerade der Faktor war, hat das doch irgendwie noch daraus hinaus aufgebaut, dass es doch noch ein anderer Trick wurde.« (VII, 1192–1198)

Die Unterschiedlichkeit und den eigenen Stellenwert beider Leistungen abschließend betonend, ist hier angefügt, inwiefern unkontrollierbare und unkontrollierte Größen wie Wind und Körper die entsprechenden Variablen darstellen, die zu der unerwarteten Leistung führen. Sie sind die intervenierenden Bedingungen, die Steigerung verhindern oder ermöglichen. Die ästhetische Erfahrung der veränderten Naturbedingungen sowie die »reflection in action« führen zur Umsetzung des Erfahrenen in passende Bewegung. Körper und Material bleiben trotz der veränderten Bedingungen, des ungeplanten Einflusses von außen, unter Kontrolle, wodurch etwas Neues hervorgebracht werden kann. Während die Natur ohnehin nicht kontrollierbar ist, was gerade die Besonderheit von Sportarten ausmacht, die sich mit ihr auseinandersetzen, kann durch Erfahrung eine vergleichsweise umfassende Kontrolle über Körper und Material erübt werden. Die kompetenten Sportler*innen behalten trotz ungeplanter und ungewollter Veränderung die Kontrolle über die Situation oder gewinnen diese trotz der unkontrollierbaren Einflüsse zurück. Das

Leistungshandeln der Sportler*innen ist eines zwischen Kontrolle und Kontrollverlust, ebenso wie sich das Tun zwischen Verstehen und (noch) Nicht-Verstehen, Gekanntem und (noch) nicht Gekanntem, Möglichem und (noch) Unmöglich(em) abspielt.

Das »noch« ist hier insofern relevant, als die Steigernden dieses mitdenken. Es gibt Auskunft darüber, dass es als möglich erachtet wird, diese Steigerung zu vollbringen. Das »noch« spannt stets die vertikale Verbindung zwischen dem Status quo und der Absicht, es möglich zu machen, sowie dem Glauben daran, dass die Möglichkeit der Steigerung auch hier besteht, selbst wenn es unwahrscheinlich erscheint.

Betrachtet man die unerwartete Leistung und die geplante Leistung im Hinblick auf die Gestaltungsmöglichkeiten, so fällt auf, dass das Medium und die Präsentationsform, mit dem die Leistungen sichtbar gemacht werden, wesentlichen Einfluss haben. Während in Wettkampfsituationen insbesondere geplante Leistungen gezeigt werden, weil die Sportler*innen wissen, dass sie diese zuverlässig abrufen können, werden unerwartete Leistungen eher in Videos sichtbar. Gelingt Sportler*innen jedoch in einer Wettkampfsituation eine unerwartete Leistung, ist dies umso spektakulärer und löst besondere Leistungsfreude aus. In einer Wettkampfsituation, die immer ein gewisses Zeitlimit mitbringt, kann es im Sinne einer engen Leistungsorientierung jedoch taktisch unklug erscheinen, sich an einem Trick abzuarbeiten, dessen Gelingen höchst unsicher ist. Zudem setzen bestimmte Leistungen und Tricks sehr spezifische Naturbedingen voraus, die im kurzen Zeitfenster des Wettbewerbs unwahrscheinlicher sind. Bei der Gestaltung eines Videos haben die Sportler*innen hingegen die Möglichkeit, einen Trick so oft zu wiederholen, bis er klappt und festgehalten ist, und die Bedingungen dafür entsprechend selektiv auszuwählen. Videos sind daher als Präsentationsformat geeigneter, um unerwartete Leistungen abzubilden. Das macht ebenfalls verständlich, wieso Sportler*innen, die am Anfang ihres Übungsprozesses stehen und sich auf eine Leistung spezialisiert haben, bereits ein Video gestalten können, das für ein breites Publikum interessant ist und anerkannt wird (vgl. I, 381–400).

Das Umsetzen der eigenen Vorstellung in eine Leistung hat eine besondere Qualität, die sich am eigenen Anspruch abarbeitet und bemisst.

»Dann hat man halt einen Anspruch bekommen und wenn man das schafft, dann fühlt man sich voll erfüllt, in dem Moment, finde ich. Also wenn man GENAU diesen Trick genau so landet wie man wollte und es hat SO genau gepasst, dann ist man auf einmal SO euphorisch, dass es geklappt hat, weil dir im KOPF schon klar war, dass das genau klappen würde und dass das GEHT.« (VII, 529–539)

Egal ob unerwartete oder geplante Leistung – schließlich gibt es auch einen Übergangsbereich, bei dem es bereits eine Vorstellung im Kopf gibt und dann der Mo-

ment kommt, in dem der Trick das erste Mal vorstellungsgemäß gelingt – der Moment des ersten Gelingens kann als besondere ästhetische Erfahrung beschrieben werden, in dem die Vorstellung *Gestalt angenommen* hat, und diese ist für die Athlet*innen körperlich spürbar. Das Gestalten lässt sich nicht nur eindeutig in unerwartete und geplante Leistungen unterscheiden. Es gibt auch Mischformen.

»Weil man versucht ja manchmal auch Sachen, die man vielleicht noch nie gesehen hat. Und man denkt: ›Ah das geht vielleicht auch gar nicht.‹ Aber man versucht es einfach mal und dann am Anfang klappt es überhaupt nicht. Und ein Jahr später hat man sich in ganz vielen anderen Bereichen vielleicht erweitert und auf einmal versucht man diesen gleichen Trick wieder, weil man wieder IRGENDWIE auf diesen Trichter gekommen ist [...] dann klappt es auf einmal. Und das ist einfach so: ALLES hilft. Also in jeder Disziplin wo man sich erweitert, lernt man wieder neue Sachen mit dem Kite. Und sobald man wieder mehr weiß über den Kite, kann man auch wieder mehr mit dem Körper machen. Und das ist das Krasse beim Kiten, man kann sich halt KÖRPERlich verfeinern und mit der Kontrolle über den Kite und in den ganzen Disziplinen. Also du kannst dich in SO vielen Arten verbessern, dass einfach Kiten so vielfältig ist, dass es für mich NIE langweilig werden wird. Weil ich glaube nicht, dass ich irgendwann mal aufhören würde mit Kiten, weil mich das immer wieder interessiert, irgendwas zu üben so.« (VII, 542–558)

Das Gestalten geschieht diesem Zitat zufolge explizit im Hin- und Herbewegen zwischen Spezialisierung und Vielseitigkeit. Beides ermöglicht und unterstützt das Gestalten und Verstehen. In diesem Prozess erwirbt der Sportler eine Leistungsfähigkeit, die *Gestaltungskompetenz* bedeutet. In diesem kontinuierlichen Prozess nimmt das *Verständnis* durch die Tiefe und Breite, in welcher der Sportler den Sport erfasst, immer weiter zu; »irgendwie, wenn man so tief in dem Sport drin ist und das verSTEHT, also ich verstehe Brettsport richtig gut, wie das funktioniert.« (VII, 585–590). Hier spricht der Sportler explizit sein Verständnis von einer breiten Sportlandschaft an, die ihm die Funktionsweise der Sache erschließt und demnach sowohl aus der Tiefe als auch der Breite des Tuns hervorgeht.

Es wird deutlich, inwiefern das Gestalterische davon lebt, dass Elemente neuartig miteinander kombiniert werden können, was durch ein vielseitiges und spezifisches Tun als Bezugsrahmen ermöglicht wird. Beides bietet Elemente, die auf eine spezifische Leistung angewendet, beziehungsweise zu ihr zusammengeführt, werden können. Die Elemente des Neuen müssen als Kompetenzbestand vorliegen, damit sie auf neue Weise miteinander kombiniert und reorganisiert werden können. Dazu gibt eine neue Erfahrung Anlass, die unter anderem durch unerwartete Leistungen, neue Materialien oder veränderte Bedingungen zustande kommen können. Für die Gestaltung des Neuen werden ganz im Sinne von Pierces Konzept der Abduktion alte Verknüpfungen aufgebrochen und neue Anteile kreativ eingebracht und zusammengefügt (vgl. Strübing 2008b, S. 298–301, Kelle & Kluge 1999,

S. 23, Reichertz 2003, S. 49–52). Dabei muss nicht in jedem Fall ein willkürliches und bewusstes Verständnis über das Neue bestehen. Im Falle unerwarteter Leistungen geschieht die Kreation des Neuen »unwillkürlich, blitzartig und zwingend« (Reichertz 2003, S. 49).

Verstehen und Gestalten gehen auf diese Weise miteinander einher und bedingen sich gegenseitig. Im Unterschied zu einem alltäglichen Verständnis von Erfahrung und Ästhetik, das den Verstand mitunter weitestgehend ausklammert, dürfte in diesem Kapitel deutlich geworden sein, inwiefern das Leistungshandeln der Trendsportler*innen als ästhetische Erfahrung verstanden werden kann und dass diese Betrachtungsperspektive die sinnliche Wahrnehmung in den Vordergrund rückt ohne den reflexiven Anteil des Tuns auszusparen. Zugleich geht das Leistungshandeln nicht in ästhetischen Erfahrungen und Erkenntnissen auf. Es gibt rationale Anteile und vielfältige weitere Facetten, die mit dieser theoretischen Folie nicht hinreichend einzufangen sind. Daraus begründet sich der auch in theoretischer Hinsicht facettenreiche Zugang, der in der vorliegenden Arbeit verfolgt wird.

Zum Abschluss dieses Kapitels bleibt herauszustellen, dass das Verstehen und Gestalten von den befragten Sportler*innen immer wieder als besonders *erfüllend* beschreiben und entsprechend hervorgehoben wird. Dies wird nicht nur an den vorangegangenen Zitaten des Kitesurfers deutlich, die in diesem Kapitel bemüht wurden, um die Kategorien von verstehen und Gestalten vorzustellen. Es gibt weitere Beispiele wie die »eigene Erfindung«, welche die Vertikaltuchakrobatin gemacht hat und »Schlappvertikalseil genannt« (VI, 497–499) hat oder der *Stolz* der Tänzerin drauf, dass sie mit ihrer eignen Choreographie an der Casting-Show teilgenommen hat (vgl. 353–367).

»Wir haben das mit unserer eigenen Choreographie gemacht, das e- hat niemand anders für uns choreograPHIERT sondern die haben wir halt selber gemacht und das war glaube ich [...] ja vor zwei vor zwei Jahren war das und da waren wir dann ja halt auch zwölf und dann war es halt eher so – schon eine ziemlich große Nummer halt eine eigene Choreo zu machen und das hat auf jeden Fall auch – also es hat auf jeden Fall auch ERFAHRUNG gebracht die irgendwie wichtig waren.« (IV, 353–367).

In diese besonderen Momente reiht sich auch der *Wert* ein, welcher der Steigerung ins »Absolute« zugesprochen wird. Der Sportler wird mit derartigen Leistungen sichtbar, erhält Anerkennung und fügt etwas zu seinem Sport hinzu, er kreiert etwas Neues, setzt einen neuen Rekord. Dabei *hinterlässt* er etwas für die Nachwelt (vgl. VII, 303–317). Der Sportler kann etwas *Eigenes*, etwas von sich, für andere *sichtbar* zu machen und in die Welt bringen. Das Gestalten folgt dem eigenen Anspruch und jener Vorstellung, die sich der Sportler von einer bestimmten Leistung und ihrer Ausführung gemacht hat. Je näher sich der Akteur an seine Vorstellung

annähert, desto erfüllender. Die Bedeutung des gesteigerten Könnens und der daraus hervorgehenden Gestaltungsmacht verdeutlicht sich auch darin, dass der Kitesurfer, selbst dann, wenn er noch nicht im Stande ist, die gesteigerte Leistung zu vollführen, bereits an die Gestaltungsmöglichkeiten denkt, die aus dem gesteigerten Können hervorgehen werden: »Wenn ich den Trick könnte, dann würde ich vielleicht das und das noch dazu machen und dann sieht das NOCH nicer aus.« (VII, 576ff.). Er impliziert in seinen visualisierenden Gedanken bereits die weitere Steigerung der Steigerung. Seine Vorstellung enthält dementsprechend sowohl eine Steigerung des für ihn Bekannten und Gekonnten und impliziert darüber hinaus, was nach dem Erwerb dieses Könnens noch hinzugefügt werden könnte und enthält ebenfalls bereits die Vorstellung von der gesteigerten Außenwirkung dieser Kombination. Die Steigerungserfahrung, die in diesem Sinne eine *Gestaltungserfahrung* impliziert, betrifft demnach das Erfahren der inneren und äußeren Wirkung, weil diese stets miteinander verbunden sind. Die Erfahrung von Steigerung betrifft etwas, dass auf individueller Ebene neu und somit innovativ ist und erweitert sich zudem darin, etwas absolut Neues zu schaffen und zu gestalten, was besondere *Sichtbarkeitsmomente* ebenso wie besondere *Lern- und Entwicklungsgelegenheiten* und Aufgaben enthält, weil es nicht mehr um ein Nachmachen geht und dementsprechend der Weg zur Steigerung neu erschlossen werden muss. Die Steigerung ist in jedem Fall vom Individuum leistend selbst zu erproben, unabhängig davon, ob es bereits Vorbilder gibt oder nicht. Das *innovative Gestalten* äußert sich vor allem darin, dass es keine Wiederholung darstellt und damit immer Steigerung impliziert.

3.5 Leisten als Management von Gesundheit

3.5.1 Verletzung und Krankheit

Verletzung und Krankheit stellen für die Aktiven *Unterbrechungen* im kontinuierlichen Übungsprozess dar. Für Sportler*innen geht es in diesem Fall darum, möglichst zeitnah *weiterzumachen*. Die *Vielseitigkeit* des Tuns ist dafür eine zentrale Handlungsstrategie.

»Es gab Zeitpunkte, wo ich mich gefragt hab, ob ich das so richtig mache, was ich mache, weil ich doch eher in der riskanten Schiene unterwegs bin und da verletzt man sich halt hin und wieder mal und wenn ich mich dann- also jetzt gerade habe ich auch wieder eine Hackenprellung das ist – das ist einfach ärgerlich, weil man fragt sich dann danach: ›Ja, war es mir das wert zu riskieren zwei Monate nicht Skateboard fahren zu können nur dafür, dass ich jetzt diesen einen schweren Trick-«, oder da geht es dann oft um sowas wie Handgelenker oder größere Treppen – und dann ärger ich mich doch sehr und sag mir: ›Ja war doch jetzt echt voll unnö-

tig, aber – dann mache ich mir im selben Moment, also ich habe mir zum Beispiel einen Arm gebrochen und habe mir im selben Moment Gedanken gemacht wie lang- also als ich da noch lag mit einem schiefen Arm, habe ich mir gedacht: ›Ja aber – mit einem Gips kann ich ja zumindest wieder Miniramp fahren.‹ Und – also das- man macht sich eigentlich konstant dann eher Gedanken was man aus der aktuellen Situation dann am besten noch draus machen kann, also Miniramp, als Erklärung noch, ist – ganz wenig risikobehaftet.« (I, 634–658)

Die Konfrontation mit Verletzungen regt das kritische Hinterfragen des eigenen Tuns an. Diese Reflexionen des Leistungshandelns betreffen das Thema *Risiko*. Verletzungen gehören prinzipiell zum Steigerungsprozess dazu. Einerseits beschreibt der Sportler wie die Verletzung die Emotion *Wut* in ihm hervorruft, weil damit das Weitermachen in Frage gestellt ist. Er setzt sich rational mit dem Verhältnis von Steigerung und Verletzung auseinander, indem er den *Wert* der Steigerung im Verhältnis zur Verletzung abwägt, die eine Unterbrechung des spezifischen Tuns bedeutet. Weil die Freude des Sportlers im Tun liegt, hat die Vermeidung der Unterbrechung seines Tuns einen großen Stellenwert. Er riskiert seinen Sport für zwei Monate nicht ausüben zu können, was es zu vermeiden gilt, weil dieses Tun zentrale Bedeutung für ihn hat, es seine Freizeit ausfüllt und er sich damit identifiziert. Dementsprechend ist es nicht verwunderlich, dass die Verletzung Ärger auslöst, schließlich steht das Weitermachen in Frage. In der Retrospektive wird das Risiko von Verletzung der Bedeutung von Leistungssteigerung direkt gegenübergestellt, wobei die Verletzung als »unnötig« (ebd.) bezeichnet wird. Trotzdem scheint sie zum Leisten, das mit Risiko verbunden ist, dazuzugehören und der Sportler verharret nicht lange in seiner Ablehnung. Vielmehr überlegt er sich noch im selben Moment – und das ist entscheidend –, welche Variante des Sports er selbst mit Verletzung weiterhin ausüben kann. Diese Sichtweise zeichnet die Leistenden aus, sie fokussieren selbst im Fall von Verletzung auf das *Weitermachen*, das kontinuierliche Tun.

Trotz Verletzung – und diese ist mit einem gebrochenen Arm nicht unerheblich oder gar als Kleinigkeit zu bezeichnen – kann der Skater eine andere Teildisziplin seines Sports weiterhin ausüben. Diese wird von ihm als weniger riskant eingestuft. Es findet dementsprechend eine *Anpassung* des Tuns an die Verletzung statt. Das Risiko wird reduziert. Damit ermöglicht sich der Sportler die Heilung seiner Verletzung, ohne auf das Ausüben seiner Sportart verzichten zu müssen. Dafür hat er die Situation explizit und bereits im Moment der Verletzung aus der Perspektive des Weitermachens betrachtet, welche zum Leitsatz erhoben wird. Damit fokussiert er selbst im Fall von Verletzung, welche das Tun prinzipiell unterbricht, auf eine zentrale Größe des Leistungshandelns, die Kontinuität. Er widersetzt sich der Unterbrechung seines Tuns.

Die Möglichkeit des Weitermachens ergibt sich aufgrund der *Vielseitigkeit* des Sportlers und seines Sports. Würde der Sportler das Miniramp fahren nicht beherrschen, hätte er im Moment der Verletzung nicht die Möglichkeit mit dieser *Variante* weiterzumachen. Ihm kommt in dieser Situation zugute, dass sein Tun schon vorab breit angelegt ist. Dementsprechend bringt er bereits die notwendige *Leistungsfähigkeit* mit, um selbst im Fall von Verletzung mit einem gebrochenen Arm weiter zu skaten. Die Möglichkeit des Weitermachens ergibt sich demnach aus dem bereits erworbenen *vielfältigen Können* und einem *hohen Leistungsniveau*, welches das Weitermachen ermöglicht. Eingeschlossen ist darin ebenfalls die nötige *Einschätzungsfähigkeit*, mit der das Risiko und das eigene Können angemessen beurteilt werden können. Der Skater kommt zu dem Schluss, dass die Variante mit der er weitermacht »ganz wenig risikobehaftet« ist (ebd.).

Diese Strategie des Weitermachens trotz Verletzung wird in gleicher Weise vom Triathleten angewendet, der die Vielseitigkeit seines Tuns explizit als Vorteil und Beweggrund für sein Tun sieht. Es ermöglicht ihm *Kontinuität*. Er ist sich zudem bewusst, dass die Spezialisierung auf eine Disziplin einem kontinuierlichen Tun entgegensteht.

»Wenn man jetzt NUR LÄUFT, wie jetzt in den letzten Wochen, dann ist es auch – ja es sind schon viele Kilometer dann und dann denkt man, wenn man jetzt NUR Läufer wäre, dann ist man noch irgendwie verletzt oder verschlissen und so beim Radfahren finde ich eigentlich schon ganz cool- auch dann die Kombination ist schon gut.« (III, 95–100)

Diese bewusste Einordnung des vielseitigen Tuns in den Kontext von Leistung und Kontinuität im Sinne eines Gesundheitsmanagements, ist als Ergebnis eines Reflexionsprozesses zu begreifen, welcher auf der eigenen Lebensgeschichte beruht, in der Krankheit, Verletzung und Verschleiß erlebt wurden. Seine Erfahrung sagt ihm, wie bedeutend die Vielseitigkeit, die *Kombination* verschiedener Disziplinen für ein langfristiges Tun ist. Und gerade in diesem kontinuierlichen Tun besteht für ihn ein wesentlicher Reiz seines Engagements, was damit zusammenhängt, dass ihm die Bedeutung von Kontinuität für Leistung und Steigerung bewusst ist.

»Wenn man jetzt in irgendeiner Sache verletzt ist, dann ist das zum Beispiel ja als erstes, wissen wir ja, eher beim Laufen. Also ich hatte jetzt im Urlaub mal bekommen Schulterprobleme, aber irgendwie meistens geht nur eine Sportart. Wenn man jetzt halt nur eine macht – dann alternativ der – ist verletzt, der geht dann ungerne – setzt sich- fährt aufs Ergometer, weil er einfach einen Drang hat sich zu bewegen. Das ist das Schöne – beim Triathlon ist diese – ja das einfach drei Sportarten sind ne, das finde ich halt gut.« (III, 108–120)

Die Teildisziplinen des Triathlons sind das »Schöne« an der Sache (ebd.). Was entgegengesetzt dazu als Überforderung angesehen werden könnte, als Überanstrengung, ist für den Sportler ein »Ausgleich« (III, 94). Eine übermäßige Spezialisierung steht aus gesundheitlichen Gründen einem kontinuierlichen Tun im Weg. Umgekehrt formuliert: »Meistens geht nur eine Sportart« (III, 111), weil Verletzungen an der Tagesordnung sind und das spezifische Tun einschränken. Das vielseitige Tun ist nicht immer möglich, jedoch ermöglicht es das Weitermachen. Im Fall von Verletzung kann eine andere Teildisziplin ausgeübt werden, um dem Bewegungsdrang nachzugehen und das Training fortzusetzen. Die Perspektive dieses Sportlers kennzeichnet sich dadurch, dass die Betätigung in drei Teildisziplinen der Aufrechterhaltung des Tuns und der Leistungsfähigkeit dienen. Er hat die Erfahrung gemacht, dass aus gesundheitlichen Gründen immer wieder ein Wechsel zwischen den Teildisziplinen stattfinden muss, weshalb er die Vielseitigkeit explizit als Vorteil seines Sports sieht. Es lässt sich ein Zusammenhang mit der Intensivität seines Tuns sehen, die den Wechsel notwendig macht. »Wenn man jetzt NUR LÄUFT wie in den letzten Wochen, dann ist es auch – ja sind es halt schon viele Kilometer.« (95f.). Das intensive und spezialisierte Tun führt zu einer extremen Belastung des Körpers, die Vielseitigkeit notwendig macht. Es führt zu Verschleiß (vgl. III, 98, 2029). Das Laufen wird als anspruchsvollste Disziplin herausgestellt, es ist jene, die zuerst nicht mehr ausführbar ist (vgl. III, 109f.). Wenn er jedoch in »irgendeiner Sache verletzt ist« (III, 108), heißt das nicht, dass er auch die anderen Disziplinen nicht machen kann, vielmehr »geht« (III, 111) – ebenso wie beim Skater – zumindest eine weniger belastende Disziplin, wie in diesem Fall das Rad fahren. Wenn er »NUR Läufer wäre« (III, 97), würden Verletzungen Diskontinuität bedeuten, was es sowohl aus der Perspektive von Leistung als auch aus jener von Wohlbefinden zu vermeiden gilt, wobei diese Kategorien miteinander zusammenhängen. Er spricht, ebenso wie der Fitnesstrainer, von einem »Drang« (III, 118, vgl. II, 140) sich zu bewegen, dem er nachgehen muss. Und dies ist im Fall von Verletzung durch das Ausweichen auf andere Disziplinen möglich, die er ebenfalls im Sinne eines vielseitigen Tuns betreibt. Dass die Aufrechterhaltung des Tuns für sein Wohlbefinden bedeutungsvoll ist, zeigt sich an der »LUST« (III, 84) auf das Tun. Dementsprechend ist die Vielseitigkeit und die Kontinuität des Tuns sowohl für das Wohlbefinden als auch für die Aufrechterhaltung der Leistungsfähigkeit bedeutungsvoll. Seine Sichtweise auf seinen Sport ist wesentlich dadurch bedingt, dass er Gesundheit mit ein bedenkt und diese im Zusammenhang mit Leistung sieht. Er spricht der Kombination der Sportarten und Teildisziplinen – der Vielseitigkeit seines Tuns – demzufolge eine hohe Bedeutung zu. »Ja also ich denke mal die Sportarten zusAMMEN als Ausgleich.« (III, 94).

Der *Ausgleich* zwischen den Sportarten erscheint aufgrund der hohen Belastung notwendig. Ein noch stärker spezialisiertes Tun wäre gesundheitlich kaum zu managen. Die Kombination verschiedener – und doch verwandter – Teildiszipli-

nen sichert gegen ein diskontinuierliches Tun im Fall von Verletzung ab. Es beugt gleichzeitig Verschleiß und Verletzung vor. Der Ausgleich der Sportarten stellt damit ein Gesundheitsmanagement dar und ist konstitutiv für das Leistungshandeln. Auf dem hohen Niveau, um das es hier geht, ist die Kombination von Disziplinen eine zentrale Strategie, um Leistung und Gesundheit bestmöglich miteinander in Einklang zu bringen und somit die Möglichkeit für Steigerung zu erhalten.

Auf den Gesundheitssport und die Trends im Sport blickend hat Eichberg bereits 1984 danach gefragt, inwiefern die neuen Bewegungskulturen wie Yoga und Thai Chi, die sich vom modernen westlichen Leisten zu unterscheiden scheinen, tatsächlich einen Ausgleich oder eine Alternative zum Überbietungsprinzip darstellen oder selbst zum Zweck der »Aufrechterhaltung der Leistungskonfiguration« (ebd., S. 102ff.) betrieben werden. Es steht zur Disposition, inwieweit der Trendsport diesbezüglich eine neue Perspektive oder eine Fortsetzung der bisherigen Leistungskultur bereithält. Die Daten zeigen, dass die Frage Eichbergs weiterhin Bestand hat und eine zentrale Thematik des Leistungshandelns im gesundheitsbewussten Umgang mit dem Leisten, anstatt eines einseitig fokussierten Steigerns, besteht.

Betrachtet man die Aussagen des Triathleten – dessen Sport in diesem Sinne eines alternativen Trendsports keiner ist – fällt auf, dass sein Denken stark von der Aufrechterhaltung seines Leistens und seiner Gesundheit geprägt ist, weil ihm aufgrund seiner Lebensgeschichte die gegenseitige Abhängigkeit beider Komponenten klar geworden ist. Sein steigerungsfokussiertes, modern-westliches, Leistungshandeln ist demzufolge von Relativierungen des engen Wachstumsdenkens durchzogen. Er reflektiert die Absolution des Steigerns und die Grundlegung seines Tuns, indem er indirekt und kritisch die Frage aufwirft, inwiefern das Tun »Übererhrgeizig«, »toTAL verbissen« und »vielleicht auch eine Art Sucht« (III, 90–92) ist, wobei er über andere Sportler*innen spricht, nicht ohne zu bemerken »vielleicht war ich da selber – habe ich das selber mal so gemacht.« (III, 92f.). Die Ausgestaltung seines Leistungshandelns hat sich aus seiner Perspektive verändert, schließlich erscheint ein derartiges Tun weder gesund noch hilfreich zu sein. Vielmehr wirkt seine Beschreibung des Leistens belastend und gesundheitsschädlich. Es stellt eine Übertreibung dar und eine Abhängigkeit. Es ist ein ungesundes Leisten. Damit ist eine Form des Leistungshandelns beschrieben, die nicht nachhaltig ist. Es steht in Frage, inwiefern ein derartiges Tun kontinuierlich sein kann und inwiefern es Leistungsfähigkeit langfristig aufrechterhält. Der hier zitierte Sportler gibt damit ein Beispiel für eine reflexive Auseinandersetzung mit dem eigenen Leistungshandeln, das sich explizit an der Vereinbarkeit der Kategorien Gesundheit und Leistung abarbeitet.

Zwar bezieht sich der Ausgleich im Zitat des Triathleten direkt auf sein Sporttreiben und seine Sportarten und Teildisziplinen, jedoch ist die Ausgleichsfunktion auch in einem weiteren Sinne des Ausgleichs des sonstigen Lebensstils zu verstehen. Wenn jedoch insgesamt ein übertriebenes, gesundheitsschädliches Leisten und Steigern gelebt wird, kann sich dieses im Sport fortsetzen, womit er seine Aus-

gleichfunktion verliert. Damit würde er der Leistungskritik der 1970er und 80er entsprechen und eine Leistungskonfiguration aufrechterhalten, die dahingehend hinterfragt werden muss, wo sie ungesund wird und sich damit selbst aufhebt, weil sie sich ihrer eigenen Grundlage, der Leistungsfähigkeit, aufgrund von Übertreibung und Überbelastung entzieht (vgl. zu dieser Argumentation erneut Eichberg 1984). Die vorliegenden Daten zeigen hingegen, dass sich die Sportler*innen mit den Grenzen und Folgen ihres Tuns reflexiv auseinandersetzen, wobei Verletzung und Krankheit wesentliche Auslöser sind, die eine Anpassung des Tuns und Denkens erforderlich machen. Die Vielseitigkeit des Tuns ist dabei als zentrale Strategie und Perspektive auszumachen.

Die Sportler*innen beschreiben, wie sich durch die Ausübung vielfältiger verwandter Disziplinen im Hinblick auf Gesundheit und Kontinuität erhebliche Synergien ergeben, die für sie von großer Bedeutung sind. Diese ergeben sich jedoch nicht nur aufgrund einer starken Leistungsorientierung, sondern hängen genauso wesentlich mit der Freude am Tun zusammen. Durch das Unterbrechen des spezifischen Tuns und das Erproben neuer verwandter Disziplinen – die im Falle des Triathleten stark naturbetont sind – entsteht »wieder LUST« auf das spezifische Tun – den Triathlon (III, 84, vgl. 81–89). Das vielfältige Tun ist damit nicht nur mit Blick auf die Gesundheit im engen Sinne bedeutungsvoll, es ist zugleich für die Steigerung spezifischer Leistungen förderlich, was im Sinne eines weiten Verständnisses von Gesundheit einzubedenken ist, schließlich trägt das Steigern wesentlich zum Wohlbefinden bei. Im weiteren Sinne der von Eichberg aufgeworfenen gesellschaftlichen Frage nach der Leistungskonfiguration und insofern danach, inwiefern Gesundheit und Leistung miteinander vereinbar sind und sich das Leisten nicht selbst aufhebt, bleiben die Sportler*innen auf sich selbst zurückgeworfen. Nur sie können die wahrhaftigen Beweggründe, Absichten und Auswirkungen ihres Tuns erkennen, wobei diese Erkenntnis nicht per se zugänglich ist, sie kann verschleiert sein und einem längerfristigen Prozess der Reflektion bedürfen. Hierin scheint eine zentrale Entwicklungsaufgabe von Sportler*innen zu bestehen. Dies heißt jedoch nicht, dass die die Sportler*innen umgebenden Institutionen, Systeme und Akteur*innen von der Aufgabe eines nachhaltigen Leistens befreit wären. Vielmehr gilt es die Ambivalenz des Leistens anzuerkennen und die Sportler*innen in einem nachhaltigen leisten zu unterstützen, was bisweilen und insbesondere mit Blick auf den Hochleistungssport der Systemlogik entgegensteht. Ähnliches gilt für die Frage nach dem Sinn des Tuns, die von Leistungskritikern gestellt worden ist. Auch bei dieser Frage bleiben die Akteur*innen auf sich selbst zurückgeworfen, wobei die Gesellschaft kollektive Sinngebungen offeriert, die jedoch für sich selbst zu überprüfen bleiben. Derartige Auseinandersetzungen sind keinesfalls trivial oder selbstverständlich, sie erfordern ein aufrichtiges Hinschauen. Eine entsprechende Selbstreflexion erscheint im Hinblick auf das Wohlbefinden, das im Zusammenhang mit dem sportlichen Leisten eine zentrale Rolle spielt, bedeutungsvoll, wobei dabei wie-

derum nicht die Verantwortung der Systeme und der die Sportler*innen umgebenden Akteur*innen negiert werden soll. Im Hinblick auf den Trendsport sind dies vor allem Wirtschaftsunternehmen, die nach Wachstum streben, wohingegen es im etablierten Sport die Verbände, Vereine, und Trainer*innen sind.

Erfahrungen von Verletzung und Krankheit spielen in diesem Kontext eine zentrale Rolle, weil sie Anlass zur Reflexion des eigenen Tuns sind und damit zunehmende Bewusstheit über das Tun hervorbringen können. Besonders deutlich zeigt sich dies in den Daten anhand von »Extremfällen« wie dem herztransplantierten Triathleten und dem unterschenkelamputierten Kitesurfer. Sie haben einen *zweiten Nullpunkt* ihrer Leistungsfähigkeit aufgrund von Verletzung beziehungsweise Krankheit erfahren. Im Unterschied zum eben beschriebenen Weitermachen haben diese Sportler aufgrund des Ausmaßes ihrer Verletzung beziehungsweise Krankheit eine *Unterbrechung* ihres Tuns erlebt, die das Ausmaß einer fast völligen Bewegungslosigkeit für einen längeren Zeitraum mit sich gebracht hat. Beide haben derart lange im Krankenhausbett gelegen, dass sie im Anschluss basale Fertigkeiten wie das Laufen neu erlernen mussten. Klafki nutzt das Beispiel des Laufen Lernens des Kindes, um die ursprüngliche Lust am Leisten zu verdeutlichen. Der Mensch kann sich durch diesen Fertigkeitserwerb seine Welt erschließen und an ihr teilhaben (vgl. Klafki 1964, S. 39ff.). Damit ist die erhebliche Bedeutung des Laufens für den Menschen herausgestellt. Auf die Frage nach »einem Erlebnis in deinem Sporttreiben, was dir besonders in Erinnerung geblieben ist« (VIII, 993f.) antwortet der Kitesurfer mit Unterschenkelamputation:

»Das krassste Erlebnis in meinem Leben: Als ich das erste Mal wieder laufen konnte, aber das ist ja kein sportliches in dem Sinne. Also da kamen mir definitiv die Tränen, als ich das ERSTE Mal- lange war der Fuß kaputt und ich war in der Reha, ich kam mit meinem Physiotherapeuten super gut klar, der war auch mega ambitioniert, ich war auch recht ambitioniert in der Reha, weil ich laufen wollte. Ich WOLLTE es erreichen. Ich habe ihn amputieren lassen, weil ich alles wieder machen wollte. Und irgendwie nach vier Wochen Reha, konnte ich das erste Mal ohne Gehhilfen, komplett frei, ohne humpeln meine ersten Schritte machen. Mir kamen die Tränen, das war so der emotionale Moment. Ob man das als sportlich bezeichnen kann, weiß ich nicht. – Sonst muss ich sagen, wirklich hier als ich das erste Mal auf dem Brett stand.« (VIII, 997–1009)

Die Frage nach einem besonderen Erlebnis im Sporttreiben wird sofort mit einer grundlegenden Erfahrung des Laufen-Könnens in Verbindung gebracht, die sich aufgrund der Erfragung des Nicht-Könnens ergibt. Es fällt in der Beschreibung auf, dass dem Laufen zunächst seine Sportlichkeit abgesprochen wird, der Prozess des Laufen-Lernens wird daraufhin jedoch trotzdem mit sportlich assoziierten Begriffen charakterisiert. Er war »ambitioniert« und »WOLLTE es erreichen«. Das Laufen

ist derart bedeutungsvoll, weil es uns – Klafki weiter folgend – mit der Welt verbindet beziehungsweise uns Zugang verschafft. Auch wenn das Laufen nicht direkt als sportlich betrachtet wird, wird es als Voraussetzung dafür gesehen »alles wieder machen« (ebd.) zu können. Der Anreiz ist dementsprechend hoch. Dafür nimmt er die Amputation seines Unterschenkels in Kauf, er schlägt sie selbst vor und entscheidet sich dafür (vgl. VIII, 135–149). Die besondere Bedeutung des Erlebnisses des Wieder-Laufen-Könnens ergibt sich daraus, dass es sich aufgrund der langen Unfähigkeit, um das Gefühl eines *ersten Mals* handelt. Der Sportler beschreibt seinen starken Willen zum Können, der sich aus der Bedeutung des Laufen-Könnens und der Möglichkeiten, die das Laufen-Können bereithält, welche zugleich die erhebliche Investitionsbereitschaft in Form einer Amputation erklärt. Auch wenn der Sportler in Frage stellt, inwiefern es sich hierbei um eine sportliche Leistung handelt, taucht diese Erinnerung als derart bedeutsam auf, dass sie als erstes genannt wird, was aufgrund der basalen Bedeutung der Fertigkeit, der langfristigen Erfahrung des Nicht-Könnens und dem erheblichen Investment verständlich ist. Dieses Investment betrifft nicht nur die Amputation, sondern ebenfalls einen kontinuierlichen Übungsprozess. Dieser ist von einem »ambitioert[en]« (ebd.) Physiotherapeuten gleitet und unterstützt worden, die große Zielsetzung mit ihm verfolgt und den langen Prozess mit ihm durchlaufen ist. Die Qualität des Laufens »ohne Gehhilfen«, »komplett frei«, »ohne Humpeln« (ebd.), die nach vier Wochen erreicht wird, stellt eine erhebliche Steigerung zum Nicht-Können und den Einschränkungen des zuvor »kaputt[en]« und damit funktionsunfähigen Fußes dar (ebd.). Die Emotionalität dieses Augenblicks verdeutlicht seine Bedeutung. Auch wenn es sich an dieser Stelle um *erste Schritte* handelt, sind diese die Voraussetzung für »alles« (ebd.) und konkret das anschließend benannte und zweifelsfrei sportliche Erlebnis: Das erste Mal auf dem Kitebrett stehen.

Erste Male stellen eine deutliche Steigerung zum zuvor Erfahrenen dar und sind damit als *innovative Erfahrungen* zu betrachten. Die Sportler*innen erfahren sich und ihre Welt in diesem Moment auf neue Art und Weise und erleben sich als Könnende. Es erscheint zunächst irrelevant, ob es sich um absolute – im Sinne von Rekorden – oder individuelle erste Male handelt. Entscheidend ist wiederum die Perspektive der Aktiven. Ganz im Sinne Klafkis zeigen sich die Erfahrungen mit Verletzung und Krankheit als besondere Lernerfahrungen im Hinblick auf Leistung, Steigerung und das Könnensbewusstsein.

»Weil die Zeit vor der Amputation habe ich mir auch nicht den Kopf drum gemacht, muss ich sagen, da habe ich mir nicht den Kopf drum gemacht: ›Was kann ich?, Was kann ich nicht?‹ – Und jetzt irgendwie schon, weil jetzt ist es irgendwie offensichtlich, dass irgendwas vielleicht nicht klappen könnte.« (VIII, 1034–1048)

Nach einer Verletzung werden das eigene Können und das Ausmaß der Möglichkeiten bewusster wahrgenommen, ebenso wie mögliche Grenzen der eigenen Leistungsfähigkeit. Zuvor ist das Können derart selbstverständlich, dass es nicht in den Aufmerksamkeitshorizont gerät. Die *Einschätzungsfähigkeit* muss aufgrund der veränderten Körperbedingungen im Rahmen von Verletzung und Krankheit neu erlernt werden, wobei im Prozess der Rehabilitation eine entsprechende Wahrnehmung aufgrund der sich stetig verändernden Bedingungen relevant erscheint. Es entsteht ein Bewusstsein für das Nicht-Können und die eigenen Grenzen, die sich jedoch prozesshaft verschieben. Im Zusammenhang der Erfahrung von Verletzung und Krankheit entsteht ein *relativiertes Verständnis* der Begriffe Sport, Leistung und Erfolg. Im Prozess von Wiedereinstieg und Rehabilitation kann jede neue Leistung als Erfolg betrachtet werden, auch wenn es sich im Vergleich zu vorher nicht um absolute Steigerungen handelt. Die Begriffe und das Verständnis werden breiter angelegt. In dieser Weise berichtet auch der herztransplantierte Triathlet von seinen Leistungserfahrungen nach der Krankheit.

»Sind natürlich die ersten – ist ja jeder Schritt – zurück – in den Sport wieder ein Erfolgserlebnis gewesen, wo ich mich immer gef- es war alles besond- erste mal 400 Meter gehen war besonders, erste Zehnkilometerlauf, erste Halbmarathon – und dann nachher die größeren Sachen halt, aber natürlich ist es schon schön, wenn man irgendwo drauf hin arbeitet – und dann am Ende – ist man im Ziel, irgendwie das ist natürlich ein toller Moment, weil das natürlich viel- da vergießt man auch mal ein paar Tränen – wie jetzt beim Cape Epic, war brutal hart – wo man immer denkt: ›Gib- äh vielleicht gibt man auf, doch nicht.‹ Und SO naja ist natürlich schön dann mal so- ich denk mal früher war es halt eher so – beim Fußball ist natürlich dann schön wenn man geWINNT und dann ist man natürlich auch mit anderen – mit anderen Leuten irgendwie zusammen und freut sich darüber, aber das sind schon Momente – jetzt ist es eher so ich genieß halt mehr die Sachen – wie jetzt in der Natur.« (III, 251–265)

»Jeder Schritt« (ebd.) wird als Erfolg angesehen, wobei auch hier der Steigerungsimperativ immanent bleibt. Es geht von den ersten 400 Metern bis zu den »größeren Sachen« (ebd.), wobei ein Halbmarathon zu diesen noch nicht dazugehört. Verletzung und Krankheit sind als *Reflexionsanlass* des eigenen Tuns zu begreifen, in dem bisherige Sicht- und Handlungsweisen hinterfragt werden. Trotzdem bleibt der frühere Maßstab bestehen und es geht darum sich anschlussfähig zu machen. Zugleich resultiert aus der Erfahrung des Nicht-Könnens eine Wertschätzung des Könnens und es verändern sich die Bedeutungszuschreibungen. Hier beschreibt der Sportler wie es ihm nach der Krankheit stärker um den *Genuss* des Tuns geht, wohingegen früher das *Gewinnen* stärker im Vordergrund gestanden hat. Noch immer verfolgt er ambitionierte Ziele, bei denen er im Tun die Frage nach dem Aufgeben stellt, was die Wahl des Ziels in der Weise unterstreicht, dass er sich an der Grenze seines Kön-

nens bewegt und sich selbst im Tun überwindet. Steigerung bleibt demzufolge eine oder die zentrale Kategorie des Leistens. Die Betonung des Genusses muss diesem Anspruch nicht per se widersprechen. Der Sportler beschreibt einen Wandel seiner Perspektive, die als *Rückbesinnung* bezeichnet werden kann. Es geht darum, Steigerungsanspruch und Genuss wieder miteinander zu verbinden, anstatt den Genuss hinter dem Anspruch anzustellen. Die Fokussierung auf das Gewinnen ist aufgelöst oder zumindest aufgeweicht und ergänzt worden. Einhergehend mit dem Tun in der Natur beschreibt er eine Steigerung des Genusses seines Tuns. Keinesfalls löst die Genussmaximierung das Leistungsprinzip ab. Es geht weiterhin um Anstrengung (»brutal hart« (ebd.)) und Zielerreichung. Vielmehr hat er eine *Genussfähigkeit* entwickelt, die mit der Relativierung und der Erweiterung seines Leistungsverständnisses im Kontext seiner Erkrankung und mit dem erfahrenen Nicht-Können in direktem Zusammenhang steht. Er hat sein Leistungsverständnis vom Gewinnen abgelöst, ohne ihm den Steigerungsanspruch zu nehmen. Das Leisten und Steigern erhält damit eine breitere Perspektivierung, was die Möglichkeit zum Genuss des Tuns unterstützt.

Verletzung und Krankheit geben demnach Anlass das *Verständnis von Leistung, Steigerung* und *Sport* in Frage zu stellen, es zu verändern und zu erweitern, neue Bedeutungszuschreibungen vorzunehmen und Handlungsweisen zu verändern. Ebenso wie der verletzte Skater die Verhältnismäßigkeit seiner Verletzung zur Steigerung in Frage stellt, relativiert der erkrankte Triathlet beim Wiedereinstieg sein Erfolgsverständnis und der unterschenkelamputierte Kiter entwickelt ein zunehmendes Bewusstsein für sein Können. Aufgrund von Verletzung und Krankheit gerät die Relativität des Leistens im Verhältnis zu den individuellen Voraussetzungen wieder stärker in den Vordergrund, anstatt sich an einem absoluten Leistungs- und Steigerungsverständnis zu orientieren. Es ist zu erkennen, inwiefern Trendsportarten mit ihrer Nähe zur Natur, der Vielseitigkeit innerhalb ihrer Disziplinen, ihrer Stilorientierung und der relativierten Bedeutung von Gewinnen und Wettkampf zu einem erweiterten Leistungsverständnis einladen können. Zugleich implizieren die innovativen Sportpraktiken die Suche nach immer neuen Höhen und bieten damit ebenfalls die Fläche für Leistungs- und Steigerungsideologien und einen Extremismus, der sich nicht vom ständigen Überbieten des etablierten Sports unterscheidet und der Gesunderhaltung im Sport entgegensteht. Ebenso wie er mit seinen Eigenschaften und Merkmalen ein Potential für ein gesundheitsbewusstes Leisten mit sich bringt, kann er das Gegenteil unterstützen. Erneut kommt es auf die Ausgestaltung des Tuns an. Anstatt dem Trendsport im Allgemeinen etwas zu oder abzusprechen geht es demzufolge um differenzierte Betrachtungen und entsprechende Nutzungen und Umsetzungen seiner Qualitäten, insofern dieser zu einem gesundheitssensiblen Leisten beitragen soll.

3.5.2 Körper als Ressource

»Und in dem Moment wo es dann klappt weißt du schon in dem Moment wo du MERKST: ›Okay die Landung setze ich gerade ein, okay das passt ganz genau.‹ Und du landest butterweich und du weißt einfach so: ›Das war – super ausgeführt und super schonend für mich selbst, weil immer harte Landungen sind nicht das was man will, weil harte Landungen ist halt – du willst nicht hart landen, du willst deinem Körper ja eigentlich immer nur WOHL tun so im Endeffekt.« (VII, 178–188)

Diese Aussage mag vor dem Hintergrund verwundern, dass sich davon sprechen lässt, dass der zitierte Sportler seinen Sport als Extremsport ausführt und hier über Sprünge von über 30 Metern Höhe spricht, die »schonend« und »WOHL tue[n]ed« (ebd.) ausgeführt werden sollen. Leistung wird hier in Verbindung mit dem Stilkriterium der Perfektion im Hinblick auf die Ressource Körper beschrieben. Demnach hat die *Perfektionierung* zwar mit der Leistung selbst und der Erfahrung des Gelingens zu tun, sie steht jedoch zugleich im Zusammenhang mit der Kategorie Gesundheit und ist als Gesundheitsmanagement zu begreifen, welches sich darum bemüht, das Leisten so auszuführen, dass der *Körper als Ressource* erhalten bleibt.

Die Erfahrung des Gelingens, die ein genaues Verständnis für die Abfolge des Tuns beinhaltet und vorausschauend die Qualität der gerade ausgeführten Bewegung erkennt, geht mit dem Gefühl des »butterweichen« (ebd.) Landens einher. Dies ist gleichzeitig ein Qualitätskriterium für die Bewegungsausführung und für den Umgang mit dem Körper. Durch die gelungene Ausführung wird dieser *schonend* behandelt. Die gelungene Leistung ist demnach auch jene, die die Ressource Körper mit ein bedenkt. Es geht in diesem Fall nicht um einen irgendwie ausgeführten Stunt der schnell erlernt werden kann. Der Skater beschreibt unterschiedliche Herangehensweisen an das Leisten in einem ähnlichen Zusammenhang und kommt dabei auf die »körperliche Unversehrtheit« (I, 989) zu sprechen, die je nach individuellem Herangehen zur Disposition gestellt wird.

»Deswegen ist es auch individuell vom Charakter abhängig was man mehr – sich wünscht, ob man sich eher sagt: ›Ich will das schnell hinter mir haben und dann was Gutes gemacht haben.‹ Oder ob man sich sagt: ›Ja, ich will nicht meine körperliche Unversehrtheit riskieren und setz mich viel lieber länger an einen Trick der dann technischer wird.« (I, 985–990)

Hier wird ein Unterschied zwischen »schnell« erzielbaren Leistungen und jenen aufgemacht, deren Erlernen »länger« dauert, weil sie »technisch« anspruchsvoller sind (ebd.). Die letzteren sind im Hinblick auf die Ressource Körper weniger riskant, was als Argument für die Wahl des längeren Übungsprozesses genannt wird. Der interviewte Skater bedenkt bei seinem Leisten ebenso wie der Kiter die Auf-

rechterhaltung der Ressource Körper mit ein. In beiden Fällen ist es die Gekonnte Technik, die ein ressourcenschonendes Leisten möglich macht. Das weiche Landen ist ebenso wie der technisch anspruchsvolle Trick ein Stilkriterium, dass für den Könnler nach außen sichtbar ist. Leistung, Stil und Gesundheit gehen hier eine bemerkenswerte Verbindung ein. Entgegen der notwendigen Stürzen, ohne die Steigerung nicht zu haben ist, wird hier eine Perspektive gestärkt, die sehr wohl die Auswirkungen des Tuns auf die eigenen Ressourcen im Blick hat. Ein schonender Umgang mit dem Körper wird hier explizit zum Ziel erhoben. Dies ist nur auf der Grundlage des entsprechenden Könnens möglich. Leistungsfähigkeit umfasst dementsprechend auch die Kompetenz zum schonenden und damit nachhaltigen Leisten. Was im Hinblick auf die Extremität des Tuns als Widerspruch erscheinen mag, zeugt von einer ganzheitlichen und reflektierten Perspektive auf das eigene Tun. Der zitierte Kiter, der ebenfalls das Stürzen zur Leistung erhoben hat, bezeugt damit, dass er trotz seines extremen Steigerungsanspruches die Kategorien Gesundheit und Leistung miteinander zu vereinbaren versucht. Schließlich geht es bei der Kategorie Stürzen als Leistung, trotz unvermeidbarer Schmerzen, um Techniken des schonenden Stürzens. Diese ermöglichen das kontinuierliche und gesteigerte Tun. Der Sportler hat trotz und gerade wegen seines extremen und riskanten Tuns den Anspruch eines wohltuenden Leistens. Gerade dieses Tun zeigt ihm die Bedeutung eines schonenden und verantwortungsvollen Umgangs mit dem Körper. Gleichzeitig würde eine übertriebene Schonung das Ziel verfehlen, weil sie Steigerung und damit dem Wohlbefinden entgegenstehen würde. Der Sportler betreibt ein – wenn auch antinomisches – *Ressourcenmanagement*.

Zum schonenden Umgang mit der Ressource Körper, dient den Sportler*innen die Strategie eines *vielseitigen Tuns*. Wiederkehrende gesundheitliche Probleme durch Überbeanspruchung des Körpers sind Gründe für diskontinuierliches Tun. Insbesondere wird das spezifische Leisten davon in Frage gestellt. Anstatt die Ressource Körper durch ein Nicht-Tun zu schonen und damit das Leisten und Steigern aufzugeben und dadurch Unwohlsein hervorzurufen, werden die Ressourcen durch ein vielseitiges und damit weniger ressourcenbelastendes Tun gemanaged. Ganz im Sinne der Kontinuität des Tuns wird statt des spezifischen Tuns oder eines Nicht-Tuns eine weniger belastende Variante fortgeführt, die oft ein bemerkenswertes Verwandtschaftsverhältnis zur Ausgangsdisziplin aufweist.

»Ich habe das Gefühl, für meinen Körper ist eigentlich Acro-Yoga besser als so dieses akrobatische – Partnerakrobatik, weil man das immer, also ich glaub, durch das Tuch und Seil entsteht bei mir eine einseitige Belastung. Durch das Klettern benutze ich vor allem die rechte Seite und ich habe so ein Problem mit meinem oberen rechten Rücken und da verspanne ich mich schnell und da entstehen dann Verspannungen. Und das merke ich auch beim Unterrichten. Und ich glaube das

ist so ein Grund, warum ich das nicht so für mich privat mache, weil ich denke: »Möglichst nicht zu viel machen.« (VI, 212–228)

Die Sportlerin reflektiert hier vergleichend die gesundheitliche Wirkung ihrer sportlichen Betätigungen auf ihren Körper. Die Vertikaltuch- und Vertikalseilakrobatik stellt eine einseitige Belastung dar, die gesundheitsschädliche Folgen mit sich gebracht hat, die bei erneuter Belastung schnell zu Beschwerden führen. Im Hinblick auf den Körper wird die Variante Acro-Yoga an dieser Stelle im Vergleich zur Partnerakrobatik, die an anderer Stelle als kaum abgrenzbar beschrieben werden, anders eingeordnet. Ihr »Gefühl« sagt ihr, dass die Variante Acro-Yoga »besser« für ihren Körper ist (ebd.). Zwar stellt sie das Acro-Yoga der Partnerakrobatik gegenüber, bezieht jedoch die gesundheitlichen Beschwerden explizit auf die Vertikalakrobatik. Zu bedenken ist dabei der Kontext, dass das Vertikalseil ihre Spezialisierung auf der Artistenschule gewesen ist. Die Belastung ist daher als sehr hoch einzuordnen. Es hat in der Zeit der Ausbildung ein stark leistungsorientiertes Tun stattgefunden, das sogar zur Existenzgrundlage werden sollte. Das kontinuierliche intensive Tun hat nun gesundheitliche Folgen, denen mit Diskontinuität im Hinblick auf die spezifische Disziplin geantwortet wird. Auch wenn aus dem Interview herauszulesen ist, dass nicht nur die Beanspruchung der Ressource Körper zu dieser Entwicklung geführt hat, ist es doch bemerkenswert, inwiefern das Tun hier vor diesem Hintergrund eingeordnet wird. Die gesundheitlichen Probleme werden als Grund für die Reduzierung des Tuns auf den Zweck des Unterrichtens genannt. Das Prinzip: »Möglichst nicht zu viel machen.« (ebd.) ist die Schlussfolgerung aus den körperlichen Beschwerden und bezieht sich auf die spezifische Belastung durch die Luftakrobatik. Es geht darum, nicht zu viel von dem zu tun was die Ressource Körper ungünstig oder zu stark beansprucht. Die Ressource ist zu schonen. In der Zeit der intensiven spezifischen Beanspruchung ist der Körper »einseitig« belastet worden (ebd.). Dies führt zu wiederkehrenden Beschwerden bei Belastung, die nun zum Einteilen der Ressourcen führen. Das Gesundheitsmanagement im Sinne des »nicht zu viel« (ebd.), welches ein nicht zu intensiv und einseitig meint, geht aus den aufgetretenen Beschwerden hervor. Es fällt auf, dass die Abwägung zwischen Acro-Yoga und Partnerakrobatik und die Entscheidung für letztgenanntes explizit im Hinblick auf die Wirkung für die Ressource Körper begründet wird, »für meinen Körper ist [es] besser« (ebd.).

Aus der Gesamtbetrachtung des Interviews wird deutlich, worauf der Begriff »Yoga« im Sample Acro-Yoga im Unterschied zu Partnerakrobatik verweist: Die Partnerakrobatik wird von der Akteurin deutlich stärker in ein leistungs- und steigerungsbetontes Tun eingeordnet als dies beim Acro-Yoga der Fall ist. Dieses wird hingegen in den Kontext von Gemeinschaft und Miteinander, sowie in jenen von Gesundheit und Wohlbefinden eingeordnet. In die Partnerakrobatik ist die Interviewpartnerin im Kontext Zirkus eingestiegen, später hat sie sich

mit diesem Können für die Ausbildung zur Artistin beworben. Damit haben das Leistungsniveau und die Präsentation der Leistung im Zusammenhang mit der Partnerakrobatik eine bedeutende Rolle gespielt, was durch die Funktion des Sports als Beruf, welcher der Existenzsicherung dient, unterstrichen wurde. Die Leistung hat in diesem Kontext unter Druck gestanden, was eine entsprechende Beanspruchung des Körpers mit sich gebracht hat. Es liegt nahe, dass die Variante Acro-Yoga für die Akteurin einen deutlich anderen Kontext bietet. Dieser befreit sie vom Leistungsdruck, den sie an anderer Stelle insbesondere im Hinblick auf das Thema Sport als Beruf beschreibt (vgl. VI, 526–532). Im Acro-Yoga bekommt die Perspektive Leistung und Steigerung einen anderen Stellenwert zugesprochen, was ebenfalls damit einhergeht, dass hier von einer anders gelagerten Sozialisation – einer anderen Leistungskultur – gesprochen werden kann. Es geht nicht um absolute Leistungen oder die öffentliche Präsentation von Leistungen. Diese Art des Leistens wird dann ebenfalls als »besser« für den Körper eingeordnet (ebd.). Die Bedeutungszuschreibung und Sinngebung, die die Akteurin im Kontext Acro-Yoga vornimmt, ist eine wesentlich andere als jene in der Vertikal- und Partnerakrobatik. Die Sache ist ähnlich, der Kontext und die Ausgestaltung sind verschieden, was für die Ressource Körper den entscheidenden Unterschied macht. Das Prinzip »nicht zu viel« gilt aus dieser Perspektive betrachtet, um die Kontinuität des Tuns aufrecht erhalten zu können und auch dies ist eine Perspektive des Leistens. Die Steigerung ist hierbei fokussiert auf das Wohlbefinden und die Aufrechterhaltung der Ressource Körper, die für das Tun grundlegend ist.

Die gesundheitliche Dimension des Leistens reflektiert auch der Triathlet, der ebenfalls die Beanspruchung der Ressource Körper durch das extreme Tun erkennt.

»Generell ist das Große und Ganze das – ich glaube das schon – natürlich der Marathonlauf selber ist jetzt nicht total gesund, aber der Weg dahin, viele Trainingseinheiten, achtzig Prozent des Trainings ist bestimmt sehr, sehr gesund. Lässt man die langen Läufe und die ganz Schnellen mal weg, der Rest ist TOTAL, total gut, glaube ich.« (III, 1407–1419)

Obwohl der Sportler eine starke Belastung wahrnimmt und diese nicht als gesundheitsförderlich einstuft, kommt er in seinen Abwägungen zu dem Schluss, dass der Großteil seines Tuns, das Training, »total gut« ist (ebd.). Er unterscheidet zwischen dem »Weg«, den »Trainingseinheiten« (ebd.) und dem Marathon selbst, dem Wettkampf. Das Training ist jedoch mit dem Wettkampf verbunden, weil das Ziel das Training am Laufen hält. Es lässt sich damit die Frage stellen, ob das gesunde Tun überhaupt stattfinden würde, wenn nicht das – wenn auch weniger gesunde – Ziel angestrebt werden würde. Das Tun benötigt eine Richtung. Obwohl 20 % des Tuns »nicht total gesund« sind, trägt dieses jedoch seinen Anteil zu den 80 % des als »sehr gesund« wahrgenommenen Tuns bei. Es motiviert das Tun. In der Analyse dieses Zi-

tats fällt die häufige Verwendung des Begriffs »TOTAL« auf (ebd.), der die Absicht einer absoluten und eindeutigen Einordnung des Tuns suggeriert. In der Beschreibung des Akteurs fällt jedoch auf, dass die Zuschreibung von *gesund* und *ungesund*, nicht eindeutig oder einseitig sein kann. Vielmehr hat sein Tun beide Dimensionen. Der Triathlet stellt fest, dass die Extreme des Trainings, das lange und ganz schnelle Laufen, weggelassen werden müssten, um es »total gesund« nennen zu können. Sie gehören nicht zum gesunden Leisten. Jedoch gehören sie zu seinem Tun dazu. Dem »Rest« gibt er die Zuschreibung »TOTAL, total gut« (ebd.). Sein Fazit ist ein überwiegend gesundes Tun, worin ein Grund für die Aufrechterhaltung seines Tuns gesehen werden kann. Zugleich begründet sich sein Tun in der Steigerung und Wettkampfteilnahme, die das extreme Tun notwendig und damit die ohnehin gesteigerte Disziplin Marathon erst möglich machen. Erneut ist festzustellen, dass sein gesundes Tun mit seinem ungesunden Tun direkt zusammenhängt und das eine ohne das andere nicht zustande käme. Unter dem Strich wirkt sein Tun – so die Kalkulation – gesundheitsförderlich auf die Ressource Körper. Auf jeden Fall wird die Wirkung des Leistungshandelns auf die Gesundheit bedacht und reflektiert.

Die Wahrnehmung des Gesundheitsmanagements im Hinblick auf den Umgang mit der Ressource Körper beinhaltet auch bei diesem Sportler das Prinzip des »nicht zu viel«.

»Ich muss meine Ressourcen schon einteilen, dass es halt nicht zu viel wird und ich sehe auch so ein bisschen, auch orthopädisch, dass dieser Wechsel, aus mal wieder weniger laufen und nur Radfahren, ganz gut ist.« (III, 2016–2019)

Der reflektierte Umgang mit der Ressource Körper beinhaltet die Strategie des *Einteilens*, was durch ein *vielseitiges Tun* möglich wird. Die *Abwechslung* verändert die Belastung und ermöglicht die Umsetzung des »nicht zu viel«. Im Triathlon ist diese *Vielseitigkeit* aufgrund der Kombination der drei Teildisziplinen bereits impliziert, auch wenn die Spezialisierung auf Ausdauer bleibt und die Abwechslung in einem engen Spektrum stattfindet. Aus der Perspektive Gesundheit ermöglicht diese Tatsache trotz der Nähe der Teildisziplinen zueinander ein *Ressourcenmanagement* und damit zugleich die intensiven Leistungen. Würde der Sportler »nur« laufen (vgl. I, 95–100), wäre diese Möglichkeit nicht gegeben. Das »nicht zu viel« ermöglicht damit im Sinne einer nicht zu starken Spezialisierung zugleich das viele, das intensive und spezifische Tun und die damit verbundenen Leistungen und ihre Steigerung.

»Da muss man natürlich auch aufpassen, dass man da nicht in irgendeinen Wahn kommt. Die Zeit ist ja limitiert und auch vom Körper ist man limitiert. Kann man jetzt einfach mit wieder noch mehr Training- funktioniert bei ein paar Leuten, bei ein paar kommt man vielleicht an eine Grenze, dass man dann ja schneller verletzt ist oder krank wird oder so. Aber bei mir, ja ich habe das jetzt nie als Stress

gesehen, vielleicht war es sogar dann Stress, der Sport auch noch on top. Ich glaube einfach, dass so ein Ironman zu machen und eine richtige Position, in der man noch Verantwortung hat, das ist schon eine Challenge, vielleicht noch Familie. Da gibt es irgendwo Punkte wo man kollidiert, glaube ich so. Aber deshalb glaube ich nicht, dass ich damals- das war nicht der Grund für die Erkrankung, das glaube ich halt nicht, aber ich habe das schon verbissener gesehen.« (III, 425–449)

Der »*Leistungswahn*«, ein übertriebener Leistungs- und Steigerungsanspruch, welcher der Steigerung eine zu starke und absolute Bedeutung gibt, wird als Gefahr beschrieben, die gesundheitliche Folgen mit sich bringt. Der Sportler sieht den Körper als *begrenzte Ressource*, dessen Leistungsfähigkeit nicht unendlich gesteigert werden kann, ohne die Gesundheit zu riskieren. Das sportliche Leisten kann zum *Stressfaktor* werden. An anderer Stelle beschreibt er das Leisten anderer und dann ebenfalls sein eigenes als »toTAL verbissen« (III, 92) und reflektiert, dass er es früher »verbissener gesehen« (III, 449) hat. Interessant ist die Reflexion des Sportlers, laut welcher er den Sport zunächst »nie« als Stress empfunden habe (ebd.). Diese Aussage revidiert er jedoch und räumt ein, dass er den Sport insbesondere in der Kombination mit der zusätzlichen Rolle in Beruf und Familie als Stress wahrgenommen hat. Es ist nicht nur der sportliche Anspruch, sondern ebenfalls die »richtige Position« im Beruf zu erfüllen, die sich vor allem durch Verantwortung auszeichnet. Die Ansprüche in Sport, Beruf und Familie, oder bereiter gefasst dem Sozialleben zu erfüllen, wird als »Challenge« eingestuft, bei der es »Kollisionspunkte« gibt (ebd.). Es wird als herausfordernd wahrgenommen allen Ansprüchen zugleich gerecht zu werden. Aus der Außenperspektive betrachtet, ergibt sich die »Challenge« (ebd.) insbesondere aufgrund der eigenen *Zielsetzung* und der *Anspruchshaltung* an sich selbst, die der Interviewpartner im Hinblick auf Sport und Beruf hat. In der Doppelbelastung beziehungsweise der doppelten Anspruchshaltung sieht er jedoch nicht die Ursache für seine Erkrankung. Er bezweifelt das Steigerungskonzept von »noch mehr Training« (ebd.), sieht hingegen die *Grenzen* von Training und Steigerung und die zunehmende Gefahr von Verletzung und Krankheit. Er stellt fest, dass die Ressource Körper »limitiert« ist (ebd.), weshalb Ressourcengrenzen zu achten sind.

Das Wahrnehmen der Aufgabe des Gesundheits- und Ressourcenmanagements setzt voraus, dass die Notwendigkeit dieser Aufgabe in den Horizont der Sportler*innen gerät. Sie müssen erkennen, dass der gesunde Körper die Ressourcen für Leistung und Steigerung darstellt. Insbesondere dann, wenn die Begrenztheit der Ressource durch die Erfahrung von Verletzung und Krankheit sowie Verschleiß und Altern offensichtlich wird, beginnen die Sportler*innen ihr Leisten in den Zusammenhang eines Gesundheitsmanagements einzuordnen. Die Bedeutung eines *schonenden Umgangs* mit dem Körper, wie beim einleitend zitierten Kiter, wird erkannt.

»Die Perspektive ändert sich halt durch die Krankengeschichte – extrem.« (III, 328f.). Der Triathlet ordnet seine Perspektivenverschiebung hin zu einem gesundheitsbewussteren Leisten konkret in den Zusammenhang der Erfahrung von Krankheit ein. Er stellt einen Wandel seiner Perspektive hinsichtlich seines Leistungshandelns fest. Dazu gehört, dass er sein Tun »verbissener gesehen« hat, »auch im Training immer sehr fokussiert, wann piept die Uhr und macht dies und das« (III, 449f.). Heute sieht er es »gelassener« (III, 473), wenn er sich nicht steigert. Die neue Perspektive kennzeichnet sich durch eine veränderte Betrachtungsweise und Bedeutungszuschreibung. Sie äußert sich folgendermaßen:

»[...] wie GUT es ist, dass ich 40 Minuten wieder laufen KANN. Nicht wie schlecht es ist, dass ich nicht unter 40 gelaufen bin. Das ist ja auch eine Betrachtungsweise oder also find ICH. Und für VIELE ist 40 Minuten schon total schnell.« (III, 462–469).

Hier findet eine explizite Wertschätzung des Könnens anhand einer individuellen Bezugsnorm statt. Die soziale Bezugsnorm, nach der seine Zeit ebenfalls als »total schnell« (ebd.) betrachtet werden kann, wird weiterhin angefügt, jedoch mit Blick auf die Langsameren, anstatt auf die Schnelleren. Der Fokus wird bereits im ersten Satz darauf gerichtet, was er »wieder laufen KANN« (ebd.) und nicht auf das was noch darüber hinaus möglich wäre. Hier wird eine intraindividuelle Bezugsnorm eingezogen, die sein Können vor der Krankheit mit dem nach der Transplantation vergleicht. Es geht ihm darum, seine *Leistung zu halten*, was unter den veränderten körperlichen Voraussetzungen ebenfalls im Sinne einer Steigerung interpretiert werden kann. Schließlich kann er es nach der Transplantation noch immer oder wieder, obwohl seine Ressource geschwächt ist. Auch wenn er in diesem Vergleich bereits »GUT« (ebd.) abschneidet, bleibt der Vergleich mit anderen nicht aus, er scheint internalisiert und nicht abstellbar zu sein, obwohl er an anderer Stelle davon spricht, wie unvergleichbar die Leistungen mit Blick auf die Transplantierten-Wettbewerbe aufgrund der unterschiedlichen Voraussetzungen im Hinblick auf die Ressource Körper sind (vgl. III, 1120–1129). Bei der Betrachtung der »Transplantierten-Spiele« (ebd.) taucht die Kategorie der Gerechtigkeit und der Vergleichbarkeit auf, die aufgrund der unterschiedlichen Transplantationen nicht gegeben ist. Mit einem transplantierten Herzen steht er hier vergleichsweise »schlechter da« (III, 1128), was die Betrachtung und Einordnung seiner eigenen Leistung bedingt:

»Ich glaube bei den Transplantierten-Spielen wollte ich natürlich äh ge-GEWISSEN – Weisen- es ist halt [...] ja auch nicht geREICHT, weil man sich nur mit anderen Organen noch misst- wo man einfach als – mit einer Herztransplantation einfach schlechter da- habe ich natürlich dann – umso mehr gefreut, dass ich in irgendein zwei Sachen eine Medaille gewonnen hab.« (III, 1120–1129)

Trotz veränderter Perspektive bleibt der Anspruch dieses Sportlers hoch. Die geduldete Verschlechterung, über die berichtet wird, beläuft sich auf Sekunden. »Bin früher was gelaufen, (Name des Laufs) und wenn ich dann mal irgendwo langsamer bin oder jetzt wie beim Zehnkilometerlauf – paar Sekunden dann ist es nicht schlimm.« (III, 455ff.). Vor dem Hintergrund seiner Aussage, dass sich seine Perspektive durch die Krankheit »extrem« (III, 329) verändert habe, erscheint seine Toleranz im Hinblick auf seine Leistungsfähigkeit vor wie nach der Transplantation gering. Trotzdem hat sich für ihn eine subjektiv stark spürbare Veränderung seiner Perspektive ergeben.

Es geht für ihn weiterhin um Steigerung, jedoch in einem neuartigen Verständnis, welches die Kategorien Alter und Gesundheit einbezieht. »Natürlich werde ich jetzt normal älter und dann wird man auch nicht immer besser« (III, 486f.). Die Thematik des Alterns ist – wie bereits mehrfach thematisiert – im Hinblick auf die Ressource Körper relevant. Jedoch schreibt der Sportler Leistung und Steigerung deshalb nicht ab, vielmehr wandelt er seinen Anspruch unter Rückbesinnung auf diese sich verändernde Voraussetzung. »Wenn ich jetzt hier Glück habe, dann würde ich halt vielleicht in ZEHN Jahren auch noch – wenn ich Bock habe, noch mal so einen Transalpinrun machen und nicht dann da total fertig sein.« (III, 2030–2041). Er formuliert hier Zielsetzungen, die Leistung mit Gesundheit vereinen. Das »Glück« (ebd.) scheint sich darauf zu beziehen, dass er keinen absoluten Einfluss auf seine Gesundheit hat. Trotzdem beabsichtigt er, diese zusammen mit seiner Leistungsfähigkeit aufrecht zu erhalten und im fortgeschrittenen Alter, welches dann bei Anfang sechzig liegt, noch immer die Alpen laufend überqueren zu können und – und das zeichnet seinen Anspruch und sein Verständnis aus – dabei nicht »total fertig« (ebd.) zu sein. Es besteht demnach ein doppelter und zugleich verständiger Anspruch, wobei der erste Teil schon fast selbstverständlich zu sein scheint, geht es im zweiten Teil darum, dass er nicht nur mit Anfang sechzig noch immer die Leistungsfähigkeit haben möchte einen Transalpinrun zu machen, sondern diesen mit einer Qualität erleben zu können, die ihm seinen Wert gibt. Es geht darum, es nicht nur irgendwie noch tun zu können, sondern sich dabei fit anstatt »total fertig« (ebd.) zu fühlen. Es geht demnach nicht nur um das Schaffen, das Erreichen des Ziels, sondern ebenfalls um die Qualität des Erlebens. Und genau dies hat er im Laufe seines Sporttreibens erkannt. Weil er die Bedeutung erfahren hat, das Gegenteil erlebt hat, formuliert er nicht nur das Ziel, sondern gleichfalls das Gefühl, das er dabei erleben möchte und dem Ziel erst seinen Wert verleiht. Bei den altersangepassten Leistungszielen geht es demnach um ein kontinuierliches *Aufrechterhalten der Leistungsfähigkeit*, welche *Erlebnisqualität* ermöglicht.

Die Analyse zeigt, inwiefern der Triathlet die Ressource Körper anerkennt und wertschätzt. Im Unterschied dazu beschreibt er über seine Familienmitglieder: »dann MUSS erst irgendwas passIEREN, dass man dann anfängt mit Sport.« (III, 1302). Hier wird über Rückenprobleme gesprochen, die den Anlass zur körperlichen

Betätigung geben. Die *Nicht-Verfügbarkeit der Ressource* gibt damit erst den Anlass zum Sporttreiben.

Auch im Fall des unterschenkelamputierten Kitesurfers zeigen sich die Auswirkungen der Erfahrung von Verletzung auf den Umgang mit der Ressource Körper. Seine Sichtweise weist konkret auf die Dimension der *Bewusstheit* hin. »Ich lebe körperbewusster.« (VIII, 335). »Ich bin körperbewusster geworden.« (VIII, 357). Sie äußert sich auf der Handlungsebene darin, dass er auf seine Ernährung und die Regelmäßigkeit seiner sportlichen Betätigung achtet, wobei er ebenfalls die Notwendigkeit der *Vielseitigkeit* seines Übens betont und Ausdauertraining ebenso wie Krafttraining zusätzlich zu seinen sportlichen Aktivitäten wie Mountainbiken und Kiten betreibt (vgl. ebd., 343–347). Dabei wird das Training explizit als *zweckrational* ausgewiesen. Mit dem Training im Fitnessstudio beugt er Rückenproblemen vor, welche durch den aufgrund des Unfalls transplantierten und nun fehlenden Latissimus wahrscheinlich sind (vgl. VIII, 306ff.). Die Veränderung der Bedeutung von Sport, Bewegung und Training fasst er wie folgt zusammen: »Es ist mir mehr Wert geworden. Ich investiere liebend gerne jetzt darein Zeit.« (ebd., 330f.).

Bemerkenswert im Zusammenhang der veränderten Bedeutungszuschreibungen ist ebenfalls seine Perspektive auf die selbst entschiedene Amputation. »Ich wollte nicht behindert sein, weil mit dem Fuß wäre ich behindert gewesen.« (VIII, 175–180). Anstatt die Amputation als Behinderung wahrzunehmen – eine naheliegende Perspektive ohne die Erfahrung eines Unfalls – ist es der nicht funktionierende Fuß, mit dem er sich behindert und eingeschränkt fühlt. Die Entscheidung zur Amputation, welche einen erheblichen Eingriff an der Ressource Körper darstellt, hat ihm ermöglicht, sich nicht behindert zu fühlen (vgl. ebd., 180–185).

»Ich kann alles machen.« (VIII, 185). Die Wahrnehmung seines Könnens, sein Könnensbewusstsein, basiert auf der Erfahrung des Nicht-Könnens und stellt zugleich eine durch die Erfahrung erworbene Perspektive dar, schließlich könnte die Perspektive ebenso auf die Einschränkungen durch die Prothese gerichtet werden. Sein Können schätzt er dementsprechend wert. Demzufolge werden Investitionen in die Aufrechterhaltung der Funktion des Körpers getätigt, um dieses Können zu erhalten. Sein Könnensbewusstsein beinhaltet eine Einschätzungsfähigkeit, die ihn dazu veranlasst, vor seinem ersten Kitekurs »Trockenübungen« (VIII, 738) zu machen, um seine körperlichen Voraussetzungen zu *kompensieren*. Zu den Vorbereitungen zählt auch die Auseinandersetzung mit theoretischem Hintergrundwissen. Hinter den Leistungen des mit Verletzung und Krankheit umgehenden Sportlers steckt demzufolge ein Mehraufwand, der sich von jenem Nicht-Amputierter unterscheidet. Es werden Zusatzleistungen in Form von Training und gezielter Vorbereitung erbracht, um den Körper zu stärken und vorzubereiten. Es geht ihm darum, die Leistungen trotz erschwelter körperlicher Voraussetzungen möglich zu machen. Beim Einstieg in das Kitesurfen kann er trotz seiner intensiven Vorbereitung seine

eigenen Erwartungen nicht erfüllen, was er selbst mit seinem hohen Anspruch in Zusammenhang bringt. Die mangelnde Einschätzungsfähigkeit beim Erlernen einer neuen Sportart erscheint dabei ebenso eine Rolle zu spielen, was in seinem Fall durch die Einschätzung seiner Fähigkeiten mit der noch recht neuen körperlichen Verfassung zusätzlich erschwert ist (vgl. ebd., 734–755).

Nicht nur die Darstellung zweier Extremfälle zeigt, den gesundheitssensiblen Umgang mit der Ressource Körper nach Verletzung und Krankheit. Der Fall des einleitend zitierten Kitesurfers bestätigt, dass nicht nur extreme Verletzungen oder Krankheiten zu einem gesundheitsbewussten Leisten beitragen. Vielmehr bemüht sich auch der Extremsportler um einen schonenden und wohltuenden Umgang mit seinem Körper, obwohl er bisher lediglich kleine Verletzungen erlebt hat und diese nicht direkt in den Zusammenhang mit seinem jetzigen Handeln stellt. Das Leistungshandeln mit seinen spürbaren Belastungen für den Körper und der intensiven Auseinandersetzung mit diesem bietet grundsätzlich Lerngelegenheiten für einen bewussten Umgang mit der Ressource Körper. Der förderliche Beitrag des sportlichen Leistens zu einem gesundheitsbewussten Leisten wird wesentlich durch eigene Erfahrungen und deren Reflektion getragen.

Die vorliegende Analyse legt nahe, die Aufrechterhaltung von *Gesundheit als Leistung* zu betrachten, zu welcher Sportler*innen durch den Umgang mit der Ressource Körper beitragen oder gegenteiliges Tun. Die Sportler*innen können ihre Gesundheit und ihren Körper durch das Leistungshandeln stärken oder schwächen, wobei beides Gradwanderungen sind und nicht klar voneinander getrennt werden können. Insofern Gesundheit eine Leistung ist, in der man sich verbessern kann, ist Gesundheit ein Erfolg, der die Voraussetzung für Leistung darstellt.

»Ich glaube, dass viele Leute das wahrscheinlich nicht so wertschätzen, dass man überhaupt an den Start von irgendeinem Event kommt. Dafür muss man erst mal natürlich gesund sein und DA muss man erst mal sagen, hier ist man erst mal hingekommen.« (III, 337–345).

Der Triathlet spricht hier ebendiesen Zusammenhang von Gesundheit und Leistung an, wonach Gesundheit die erste Leistung ist, die alle weiteren ermöglicht. Insofern Gesundheit präsent ist, wird diese nicht als Leistung wahrgenommen. Die Wahrnehmung des Triathleten resultiert aus der Abwesenheit von Gesundheit und Leistungsfähigkeit. Für ihn, der einen langen Prozess der Krankheit erlebt hat, ist das Erreichen von Gesundheit etwas, dass er anerkennt, weil diese ihm die Möglichkeit der Teilnahme bietet. Er nimmt einen Unterschied im Hinblick auf die Wertschätzung der Möglichkeiten an, die zwischen ihm und anderen Menschen besteht, die eine derartige Krankheit nicht erlebt haben. Es lässt sich davon sprechen, dass er bereits das *an den Start Kommen* und das *Teilnehmen Können als Erfolg* ansieht.

Gesundheit und Leistung sind damit als Voraussetzungen für *Zugang und Teilhabe* anzuerkennen, was auch der Kitesurfer als zentrales Motiv seines Rehabilitationsprozesses beschreibt und damit *Rehabilitation* in einen größeren Bedeutungszusammenhang von *sozialer Zugehörigkeit* stellt, anstatt diesen auf bio-physische Dimensionen zu reduzieren. Der Körper und seine Leistungsfähigkeit werden damit erneut in ihrer Bedeutung für den Zugang zur Welt augenscheinlich.

»Ja und dann habe ich versucht – wieder vernünftig laufen zu lernen, alles machen zu können mich nicht einschränken, habe versucht mit allen Freunden was mitzumachen, wenn die was gemacht haben. – Ich wollte nicht behindert sein, weil mit dem Fuß wäre ich behindert gewesen.« (VIII, 173–180)

3.5.3 Wohlbefinden herstellen

Leisten als Gesundheitsmanagement beinhaltet, dass durch das Leistungshandeln ein Zustand des Wohlbefindens hergestellt wird. Die Bedeutung dieser Dimension wird in den Interviews an zahlreichen Stellen betont und sie zeigt sich daran, dass sie mehrfach als erster und zentraler Beweggrund des Tuns benannt wird. Demensprechend wird die Thematik an prominenter Stelle im Interview, mehrfach als erste oder wiederkehrende Thematik angesprochen. Im weitesten Sinne geht dieses Wohlbefinden mit einer allgemeinen *Zufriedenheit* einher, die mit dem Leistungshandeln im Zusammenhang steht.

Zuallererst kennzeichnet sich das Wohlbefinden durch ein Phänomen, welches mit dem Kode *Kopf-Aus* treffend betitelt und zusammengefasst ist. Es handelt sich um einen In-Vivo-Code, der in mehreren Interviews auftaucht (vgl. VII, 10, IV, 40–47, VI, 521f., V, 700–710). Die Sportler*innen nehmen diesen Zustand als zentrale Erfahrung und Beweggrund ihres Leistens wahr. Es dient zur *Bewältigung des Alltags* und steht zugleich für sich selbst, er stellt eine *Qualität* des Tuns dar, der sich durch Fokus und Präsenz auszeichnet. Der Sport erfüllt mit dem Zustand von Kopf-Aus im Wesentlichen zwei voneinander zu differenzierende Funktionen. Einerseits geht es im Sinne eines *Abschaltens* um *Stressbewältigung* und *Ausgleich* und andererseits hat der Sport mit dem sich dabei einstellenden Zustand des *Nicht-Denkens* einen *Wert für sich* selbst.

»Ja, also ich finde es gut, dass wenn man tanzt – einmal natürlich ALLES halt abschalten kann und auch muss, egal wie stressig gerade die Schule ist, woran man gerade denken muss, will, wie auch immer. Man muss halt abschalten, weil man sonst die Bewegung nicht reinkriegt oder bei Akro das ist halt auch gefährlich dann oder bei Artistik. Man muss sich halt so komplett darauf fokussieren, da kann man halt alles andere vergessen, was einen irgendwie gerade stresst oder so.« (IV, 40–47)

»Diesen ganzen Kram, der in der Schule dann abläuft, dass ich den dann auch irgendwie abschalten kann und vergessen kann. Und das war, es ist mir auch ziemlich wichtig, weil ich damit sonst nicht klarkomme oder nicht immer klar komme. Oder auch wenn man mal Streit hat mit irgendjemandem, dann hilft es auch weiter.« (IV, 768–774)

Hier benutzt die Interviewpartnerin den Ausdruck »*abschalten*«, was auf den Kopf und das Denken bezogen ist. Sie betont beim Tanzen »ALLES« abschalten zu Können und verdeutlicht damit, die vollständige Ruhe vom stressigen Alltag, der in diesem Tun abwesend ist (ebd.). Sie ist komplett im Moment anwesend. Alles andere ist ausgeschaltet und nicht mehr präsent. Der Alltag kann für diesen Moment vergessen werden. Stress und Verpflichtungen sind ausgeblendet, was entlastend wirkt. Hinzu kommt, dass dieses Abschalten sogar Notwendig ist und zur Pflicht wird, weil es das *Erlernen und Ausführen der Leistung* erst ermöglicht und zudem *Sicherheitsrelevant* für das Tun ist. Gerade weil die Tätigkeit die gesamte Aufmerksamkeit erfordert und die Sportlerin präsent sein muss, kann alles andere abgeschaltet werden. Der gegenwärtige Moment zählt und der Rest ist irrelevant. Dies ermöglicht die Leistung und gleichzeitig erfordert die Leistung diesen Zustand. Damit stellt das Abschalten, der Zustand von Kopf-Aus, sowohl eine Konsequenz des Sporttreibens als auch eine Strategie dar und ist somit als *Gesundheitsmanagement*, sowohl im Sinne eines *Stressmanagements* als auch im Sinne einer *Verletzungsprävention* zu begreifen. Der Zustand ist wohltuend und wird im Hinblick auf eine Aufgabe als bedeutungsvoll herausgestellt, die als *Selbstmanagement* bezeichnet werden kann. Es geht um ein »Klarkomme[n]« (ebd.) und somit um den Umgang mit Herausforderungen, die merkwürdigerweise durch das Leisten und den damit oder daraus einher- oder hervorgehenden Zustand von Kopf-Aus bewältigt oder erträglich werden. Der Sport leistet hier einen wesentlichen Beitrag, das Abschalten »hilft« (ebd.). Es dient zur *Bewältigung des Alltags*, selbst wenn dies kritisch als Form von Ablenkung betrachtet werden kann, wobei die Frage nach der Auseinandersetzung mit den Herausforderungen offenbleiben würde. Im Fall der Tänzerin gehört zu diesen konkret die Belastung durch Schule sowie soziale Herausforderungen wie Streit. Es fällt auf, dass die Tänzerin in diesem Zusammenhang die Emotionen anspricht, die sie beim Tanzen zeigen kann, was für sie einen besonderen Mehrwert hat (vgl. IV, 52), der das »FÜHLEN« (IV, 53) der Bewegungen beinhaltet, was einen weiteren starken Kontrast zum kopflastigen und denkenden Alltag sichtbar macht.

»Ja, auf jeden Fall kann ich sagen, dass – wenn ich aufs Wasser gehe, dass – erst mal der komplette Kopf erst mal aus geht. Man konzentriert sich auf einmal nur auf eine Sache.« (VII, 9ff.). Der Kitesurfer spricht das zentrale Phänomen von Kopf-Aus im ersten Satz seines Interviews an und stellt es dabei im Unterschied zur Tänzerin nicht in den Kontext des Abschaltens vom Alltag. Er fokussiert auf den Zustand

selbst, der sich dadurch kennzeichnet, dass genau eine Sache im Aufmerksamkeits-horizont steht. Damit unterscheidet sich dieser Zustand von alltäglichen Situationen, in denen sich die Aufmerksamkeit oft auf mehrere Sachen aufteilt, weil Gedanken und Ablenkungen auftauchen und die gegenwärtige Tätigkeit nicht per se die gesamte Aufmerksamkeit erfordert. Im Moment des sportlichen Tuns findet keine Aufweichung der Konzentration statt, der Fokus ist ganz auf eine Sache gerichtet. Damit handelt es sich um eine besondere Qualität des Erlebens, die selten oder zumindest nicht alltäglich ist. Hervorgerufen wird sie aufgrund der Notwendigkeit, diese Konzentration aufzubringen. Sie ist relevant für Gelingen, Gesundheit und Wohlbefinden.

In dieser Weise unterscheidet sich die *Erlebnisqualität* des sportlichen Tuns auch in seinem Fall von der des Alltags. Die *Präsenzerfahrung*, welche die Sportler*innen beschreiben, ist außeralltäglich und damit besonders wertvoll, weil sie kein Dauerzustand ist. »Auf einmal« (VII, 11) tritt der Sportler in den *Modus des Geschehens* ein. Der Eintritt geschieht *plötzlich*. Laut seiner Aussage, »auf jeden Fall« (ebd.), ist es für den Sportler erwartbar und üblich in diesen Zustand einzutreten, wenn er aufs Wasser geht, wobei damit nicht unbedingt gemeint sein muss, dass er bei jeder Session ausnahmslos in diesen Zustand kommt. Ganz im Sinne des »erst mal« ist das »auf jeden Fall« als Priorisierung seiner Aussage zu verstehen (ebd.). Es weist auf die Wichtigkeit des in ihr beschriebenen Sachverhalts hin und es wird hier ein Prinzip beschrieben, etwas das in der Regel auf diese Weise geschieht. Es ist das, was er im Interview als erstes thematisiert und das Erste was bei seinem Tun passiert und dieses folglich maßgeblich kennzeichnet. Sowohl die Positionierung als auch die Art und Weise der Aussage weisen auf die Bedeutung hin, die dieser Erfahrung vom Akteur geben wird. Der *erlebte Zustand* ist das was die Sache für ihn zuallererst ausmacht. Zudem ist seine Formulierung »der komplette Kopf« (ebd.) geht aus, was auf die Umfänglichkeit der Erfahrung hindeutet, die sich im Kontrast zum Alltag zeigt, bei dem der Kopf nie ganz ausgeschaltet werden kann. Es gibt hier kein halbes Ausschalten und das macht die Qualität der Erfahrung aus. Dementsprechend ist das Wort »komplett« (ebd.) ebenfalls als Betonung der Bedeutung und im Sinne der Präzisierung des erlebten Zustandes zu verstehen. Zudem wird eine *passive* Form, »geht aus« (ebd.), verwendet. Es geschieht und wird nicht als ein aktiver Herstellungsprozess beschrieben. Trotzdem ist es ein Zustand, der in der Regel eintritt, wenn er aufs Wasser geht und etwas tut. Mit der Erkenntnis dieses Zusammenhangs zwischen Aktivität und Zustand kann die Tätigkeit zum Abschalten nutzbar gemacht werden und dementsprechend bewusst für die Herstellung von Wohlbefinden eingesetzt werden.

Eine zentrale Belastung, die durch die sportliche Betätigung leistend bewältigt wird, ist demzufolge das *Denken* oder *Gedanken machen*, welches als sprunghaftes Beschäftigen mit verschiedenen Themen und Aufgaben oder das Nachdenken über ein Problem beschrieben wird. Die Interviewpartner*innen schätzen die sportlichen

Pausen vom Denken besonders wert. Der Zustand von *Kopfaus* erscheint deshalb besonders erstrebenswert, weil im Alltag das Gegenteil erlebt wird, eine Überaktivität des denkenden Kopfes im Vergleich zum überwiegend ruhiggestellten Körper – was insbesondere mit Blick auf die sitzenden und denkenden *Nicht-Tätigkeiten* der gebildeten westlichen Bevölkerung relevant erscheint. Im sportlichen Leisten findet hingegen eine *Aktivität des Körpers* statt. Hier kann eine ganzheitlich-sinnliche Auseinandersetzung mit der Welt erfolgen (vgl. zu dieser Argumentation Bette 1999). Im Unterschied zur Tänzerin und dem Kiter beschreibt die Yoga Praktizierende, wie das Abschalten für sie durchaus eines *aktiven Herstellungsprozesses* bedarf, bei dem ihre Yoga-Praxis unterstützend wirkt.

»Also wenn du zum Beispiel ganz, ganz viele Gedanken hast und denkst: ›Oha, dann muss ich das machen und dies.‹ Oder wenn du über irgendein Thema nachdenkst, über irgendein Problem und super viele Gedanken hast und wenn ich dann Yoga mache und wirklich ganz konzentriert auf meine Bewegung bin, dann werde ich irgendwann ganz ruhig und dann merke ich: ›Ok, puh, die Gedanken sind weg, ich bin wirklich nur noch auf meiner Matte. Die Gedanken sind danach wieder da, es ist egal, aber jetzt konzentriere ich mich nur auf meine Matte.‹ Es fällt mir manchmal schwierig diesen Fokus zu haben, aber wenn man es wirklich durchzieht, dann merkt man irgendwann wie man so richtig ruhig wird, wie der ganze Körper so richtig runterfährt und so ein tiefer Frieden einfach kommt. Und das ist ein total schönes Gefühl.« (V, 700–720)

Das Nicht-Denken erfordert *Konzentration* auf das Tun. Insofern die Art der Betätigung die Konzentration auf das hier und jetzt nicht voraussetzt, bedarf die Aufrechterhaltung des Fokus erheblicher *Anstrengungen* und wird als *herausfordernd* beschrieben. »Wenn man es wirklich durchzieht« (ebd.) stellt sich *Ruhe* ein. Die *Schwierigkeit* besteht darin, den *Fokus* trotz der Gedanken auf die Bewegung des Körpers zu richten, wodurch das Denken überwunden wird und die Sportlerin in der Gegenwart ankommt. Während zunächst eine überfordernde Menge an Gedanken präsent ist, die Probleme ebenso betreffen wie anstehende Aufgaben und Pflichten, was den *wahrgenommenen Stress* betrifft, kann die Praktizierende durch den Fokus auf ihr körperliches Tun gegenwärtig werden. Diese Gedankenlosigkeit wird als *erleichternd* beschrieben – »Ok, puh, die Gedanken sind weg, ich bin wirklich nur noch auf meiner Matte.« (ebd.). Das Erfahren der Präsenz setzt Fokus und Konzentration voraus, die aktiv und mit *Anstrengung* aufrechterhalten werden müssen und ist dementsprechend an einen *aktiven Herstellungsprozess* gekoppelt. Es gilt, die Aufmerksamkeit kontinuierlich zurück zum Körper und der Bewegung zu holen bis »man irgendwann«, wenn »man wirklich durchzieht« *Ruhe* erfährt. Es wird demnach eine *Investition* getätigt, eine Leistung erbracht, die sich durch Konstanz kennzeichnet, um den Zustand von Präsenz zu erfahren. Diese besteht neben dem körperlichen Tun

insbesondere in der *Konzentrationsleistung*. Trotz der ablenkenden Gedanken übt die Praktizierende weiter. Sie gibt nicht auf, bis sie in der *Gegenwärtigkeit ihres Körpers* angekommen ist. Dafür nutzt sie ihren Körper, den sie *hat* und *ist* leibhaftig anwesend.

Für das Abschalten wird hier explizit eine Fokussierung auf den Körper und die Bewegung geübt, anstatt den Gedanken nachzugehen. Körperübung und Geistesübung gehen miteinander einher. Es handelt sich um eine Übung der Konzentration, die sich dahingehend beschreiben lässt, dass sich Körper und Geist in der Gegenwart bewusst vereinen. Insofern bezieht sich das »Durchziehen« (ebd.) als kontinuierliches Tun auf Körper und Leib. Indem aufkommende Gedanken wahrgenommen werden und dadurch die Präsenz von Gedanken festgestellt wird, ist es der Akteurin durch die Konzentration auf den Körper möglich vom Denken zurück zum Fühlen zu kommen, wodurch sich Präsenz einstellt. Der Zustand von *Kopf-Aus* erfordert in ihrem Fall ein kontinuierliches Üben. Im Unterschied zum Beispiel des Kitesurfers und der Tänzerin beschreibt die Yogapraktizierende einen *aktiven Herstellungsprozess* des Zustandes von Kopf-Aus, während sich dieser bei den anderen *nebenbei* einstellt. Anders als beim Kiten oder Tanzen erscheint beim Yoga ein aktiver Konzentrationsaufbau notwendig, um den Kopf *abzuschalten* und beim *spürenden Leib* anzukommen – zu Sein. Zugleich erscheint der Unterschied darin zu bestehen, dass die Gedanken zunächst wahrgenommen werden, da sie nicht sofort weg sind. Die Art der Tätigkeit ruft diesen Zustand nicht automatisch hervor. »Irgendwann« (ebd.) – im kontinuierlichen Übungsprozess – stellt sich *Gegenwärtigkeit* ein. Im Fall der Yogalehrerin geht dies einher mit einem Gefühl von *Ruhe* und (*Zu*)*Frieden(heit)*, was als besonders wohltuend beschrieben wird.

Das Abschalten, der Zustand von Kopf-Aus, welcher als zentrale Qualität des Leistungshandelns herauszustellen ist, unterscheidet sich demzufolge im Hinblick darauf, wie sich dieser Zustand einstellt, von automatisch und plötzlich eintretend bis aktiv und sukzessiv hergestellt. Dabei kann das eine in das andere Übergehen, sodass ein aktives und sukzessives Herstellen plötzlich in ein automatisches Eintreten in den Zustand übergeht, was an den Beschreibungen der Yogalehrerin und der Tänzerin deutlich wird. Die Yogalehrerin arbeitet sich zunächst in den Zustand hinein, bis er plötzlich eintritt. Die Tänzerin betont die Notwendigkeit des Abschaltens und Fokussierens, was eine Herstellung des Zustandes implizieren kann.

Folgend unterscheidet sich die Wahrnehmung der Sport- und Bewegungspraktiken dahingehend, wie sie durch das Leistungshandeln einen Zustand von Kopf-Aus hervorrufen. Das dies eine Leistung ist oder Leistung hierfür ein zentraler Faktor ist, wird aus den Aussagen der Akteur*innen klar ersichtlich, wobei es einerseits als Automatismus und andererseits als Herstellungsprozess beschrieben wird. Die Bedeutung der Leistung für den Zustand der Gegenwärtigkeit betont auch das flow-Konzept, nach dem sich der flow-Zustand dann einstellt, wenn ein optimales Verhältnis von wahrgenommener Herausforderung und wahrgenommenem Können

eintritt (vgl. Csíkszentmihályi & Jackson 2000, S. 15). Das flow-Konzept sieht hierin den »Schlüssel zur optimalen Erfahrung und Leistung« (ebd.), die offensichtlich eng miteinander zusammenhängen.

In den Daten findet sich eine dritte Variante, die einen Kontrast zum Zustand von Kopf-Aus darstellt. Im Unterschied zu den bisherigen Perspektiven, welche die Bedeutung des Nicht-Denkens betont haben, beschreibt der Triathlet die Qualität des *Nachdenken-Könnens*, die aus seinem leistenden Tun hervorgeht beziehungsweise damit einhergeht.

»Man kann es schön langsam machen, man geht – und ist draußen, es hat irgendwie leicht geschneit und dann ist wie so eine Art [...] Entspannung auch also körperlich – ist man aktiv und trotzdem [...] ist man- kann man- kommt man zum Nachdenken so, das habe ich beim Laufen halt auch, aber ist halt schön.« (II, 176–180)

Eine Gemeinsamkeit beider Perspektiven ist die *Ruhe* in der Aktivität, die als Qualität mitschwingt. Trotz der körperlichen Anstrengung des Touren Gehens wird dieses als *entspannend* wahrgenommen. Er macht »langsam« (ebd.) und nimmt seine Umgebung wahr. Seine Gegenwärtigkeit eröffnet ihm die Möglichkeit zum Denken. Das körperliche Leisten führt zum Zustand von Entspannung und eröffnet damit Raum für eine besondere Qualität des Denkens, die der Gesamtsituation entsprechend ruhig und entspannt ist. Im Alltag scheint diese Art des Denkens nicht in gleicher Weise vorhanden oder zugänglich zu sein. »Man kommt zum Nachdenken.« (ebd.). Diese Aussage impliziert, dass in dieser spezifischen Situation mit Zeit, Natur und Ruhe die Bedingungen zum entspannten Nachdenken geschaffen sind, die sonst nicht vorhanden sind. Die Wertschätzung des Sportlers, »ist halt schön« (ebd.) betrifft die Wahrnehmungsqualität der *Natur* ebenso wie die des in Ruhe Nachdenkens. Gleiches wie beim Touren Gehen ist ihm ebenfalls beim Laufen möglich. Er beschreibt an anderer Stelle, dass dieser Zustand aus jenem Tun hervorgeht, dass er *alleine* ausführt. Er berichtet zunächst davon, warum er seine sportlichen Unternehmungen lieber gemeinsam mit anderen ausführt (vgl. III, 644). Im nächsten Moment reflektiert er, inwiefern das Tun ohne Andere seine eigene Qualität hat, die wesentlich mit dem in Ruhe Nachdenken-Können zu tun hat. Die Komponenten Natur, Bewegung und Alleine-Sein wirken dementsprechend unterstützend für sein Nachdenken. Obwohl der Sportler das gemeinschaftliche Tun zunächst als »besser« (III, 656) einstuft, wird im Folgenden klar, welche besondere Bedeutung sein Tun ohne Andere für sein Nachdenken hat. Es ermöglicht kreative Gedanken.

»[...] Aber – manchmal ist es auch gut, weil gute IDEEN kommen mir ja wirklich immer wenn ich alleine irgendwas mache.« (III, 661f.). Das Nachdenken im Sinne eines kreativen Denkens und Erschaffens ist eine Qualität des Tuns, die zum Wohlbefinden beiträgt. Der Sportler spricht mit dem gemeinsamen Tun und dem kreativen Tun zwei zentrale Bedürfnisse des Menschen an, die seinem sozialen und ex-

plorierenden Wesen entsprechen. Beim sportlichen Leisten kommen kreative Ideen zustande. Der Sportler beschreibt, wie er diese entwickelt, im Anschluss aufschreibt und umsetzt oder anwendet. Es geht hierbei um Geschäftsideen, Fragen der persönlichen Weiterentwicklung und des sozialen Engagements (Spendenläufe), Vorträge werden reflektiert und verbessert und Ideen zur Vermarktung seines eigenen Buches entwickelt (vgl. III, 671–679). Mit diesen gestalterischen Tätigkeiten tritt der Sportler in Beziehung zu seiner Umwelt. Er zeigt sich mit seiner sportlichen Leistung, macht seine Geschichte sichtbar und nutzt beides um einen Mehrwert für Andere zu schaffen, indem er seine Erfahrung und sein Wissen weitergibt. Er macht auf sein Thema, welches andere Menschen ebenso betrifft, aufmerksam und engagiert sich sozial, indem er Geld zur Unterstützung von Betroffenen generiert. Sein sportliches Leisten hat eine Botschaft, die sich aus seiner persönlichen Geschichte ergibt. Der Sport bekommt damit eine expressive Funktion, die über das Tun im engeren Sinne hinausgeht. Der Sportler *überträgt die Erkenntnisse* aus seinem Sport in die *Berufs- und Wirtschaftswelt* und leitet allgemeine Prinzipien des Leistens ab, die er in Vorträgern *vermittelt* (vgl. III, 1358–1391).

Dieser Fall zeigt das Gegenteil des von Gebauer im Anschluss an die Leistungskritik der 1960er Jahre diskutierten »sinnentleerten Leistens« (vgl. 1972, S. 195f.). Der interviewte Sportler verfügt über Ausdruckselemente und Ausdrucksfähigkeit, um seine Leistung mit seiner Identität zu verknüpfen. Er kann sich auszudrücken und auf diese Weise in Beziehung zu seiner sozialen Umwelt treten. Der Sportler stellt seine Aktionsleistungen selbstbestimmt durch Präsentationsleistungen dar und kann seine Identität entsprechend konstruieren. Es stehen ihm ausreichend vielfältige Möglichkeiten zur Verfügung mit denen er über seine Leistung in Kontakt treten und sich identitätsbildend in Beziehung begeben kann. Eine Voraussetzung dafür erscheint ebenfalls zu sein, dass sein Leisten nicht ausschließlich an das Prinzip des Überbietens gekoppelt ist. Vielmehr geht aus den bisherigen Analysen hervor, inwiefern das *Wiedergewinnen* und *Aufrechterhalten* seiner Leistungsfähigkeit sowie die *Steigerung* seiner Leistung im Hinblick auf frühere Leistungen und eine verstärkt *individuelle Bezugsnorm* sein Handeln leiten. Er hat sein Leistungshandeln trotz Krankheit fortgesetzt und reflektiert sein eigenes Leisten und seine Geschichte in seinen Vorträgen, was den Mehrwert ausmacht. Zwar vergleicht er sich weiterhin mit Anderen, zugleich sind für ihn Naturerfahrungen und Gemeinschaftserlebnisse, die durch sein Leisten möglich werden, von zentraler Bedeutung. Sie stellen einen wesentlichen Bestandteil und Anreiz zu seinem Tun dar.

Der Triathlet reflektiert verschiedene Teildisziplinen mit Blick auf die Unterscheide zwischen den Sportarten auf mentaler Ebene. Das Laufen geht für ihn mit dem Nachdenken-Können einher, das zu *Ideen* führt. Das *kreative Denken* während des Tuns, welches über das Tun hinausgeht und sich mit Anschluss-themen beschäftigt, ist beim Rad fahren aufgrund der notwendigen Konzentration auf das Geschehen kaum möglich. Es ist insbesondere beim Mountainbiken ausgeschlossen. Der

Unterschied zwischen den Sportarten im Hinblick auf den kognitiv-geistigen Zustand wird vom Triathleten, ähnlich wie bei den anderen Sportler*innen, im Hinblick auf die Kategorie *Konzentration* gesehen. Aufgrund der Auseinandersetzung mit der Natur beim Mountainbiken, dem Fahren in unebenem, unwegsamem und unbestimmtem Gelände, ist die Konzentration auf die *Außenwahrnehmung* gerichtet und es kann kein Nachdenken über andere Themen stattfinden.

»Und so fallen mir Sachen ein. Das kommt immer so – eigentlich, wenn ich LAUFE beim RAD ist man schon mehr konzentriert gerade beim Mountainbike und so aber – beim Laufen habe ich das oft, dass mir irgendetwas – einfällt und dann schreib ich das – nachher auch auf.« (III, 679–690)

Die kreativen Schaffensprozesse, welche in die *Gestaltung* anderer Lebensbereiche übergehen und Verwendung und Anwendung finden, erscheinen für ihn ebenso bedeutungsvoll zu sein wie die Präsenzerfahrungen, die Gemeinschaft und die Naturerlebnisse. Im Sinne eines vielseitigen Tuns ermöglichen unterschiedliche Teildisziplinen unterschiedliche Qualitäten und ergeben zusammen eine Gesamtkomposition, die zum Wohlbefinden beiträgt. Die Teildisziplinen tragen auf unterschiedliche Weise zur Selbst- und Welterfahrung im und durch Sport bei. Das Tun hat einen Selbstzweck und einen außenliegenden Zweck, wobei beides selten eindeutig voneinander zu trennen ist. Erst die Vielfalt dieser Möglichkeiten macht den Mehrwert des sportlichen Leistens aus. Der Sport bietet auf der Ebene von Wohlbefinden spezifische und vielseitige Möglichkeiten, die von den Aktiven wertgeschätzt und genutzt werden, »[...] das ist dann auch so schön« (III, 630). Es ist nicht nur eine Art und Weise oder eine Dimension, um die es in ihrem Tun geht. Jeder der befragten Sportler*innen setzt vielfältige Perspektiven an sein Tun an. Es scheinen gerade die vielseitigen Möglichkeiten und Perspektiven zu sein die die Sache der sportlichen Leistung für die Sportler*innen besonders attraktiv machen. Je nach Bedarf können spezifische Facetten und Handlungsweisen in den Fokus gerückt werden und die Vielfalt macht die Sache aus und erhält das Leisten aufrecht. Dem Sport Sinn gegeben und entnommen und es wird sich – wenn auch teilweise mit zeitlichem Abstand – reflexiv mit dem von außen auferlegten, beziehungsweise durch Sozialisation eingprägten Sinn und Zweck des Sports auseinandergesetzt. Die kritische Auseinandersetzung mit der Bedeutung des eigenen Tuns ist als Bestandteil des sportlichen Leistens zu begreifen und erscheint für die gesundheitliche Wirkung zentral.

Entgegen eines Leistens zur Generierung sozialer Anerkennung setzt die Perspektive der Herstellung von Wohlbefinden bei einer Orientierung an sich selbst an. »Das [ist] halt ganz gut, das ist für mich so ein bisschen.« (III, 695). »Ich mache das jetzt, weil mir das gut tut.« (III, 1101). Bei den befragten Sportler*innen ist diesbezüglich tendenziell eine Entwicklung zu beobachten, die eine zunehmende Orientierung an sich selbst und am eigenen Wohlbefinden zeigt. Zugleich ist da-

mit nicht gesagt, dass beides nicht miteinander Hand in Hand gehen kann, weil die Leistungspräsentation, zugleich zur Erreichung von Zielen beiträgt und damit das kontinuierliche Tun aufrechterhält. Durch die Sichtbarkeit und den Bezug zu anderen entsteht Verbindlichkeit, die das Individuum bei seinem Tun unterstützt. Die Verpflichtung zur Leistung, die als Druck und Last empfunden werden kann, kann ebenso unterstützend und wohltuend wirken. »Wenn man mal kein Bock hat, geht man hin und irgendwie kommt man so in Bewegung ne? Man kommt so- ja hier noch viel Tanzunterricht und – und das – und das tut mir sowieso immer gut so in Bewegung zu kommen und nicht so viel nachzudenken.« (VI, 518–522).

Das Leisten ist keinesfalls einseitig als *Belastung* zu verstehen. Vielmehr zeigt sich, inwiefern die befragten Akteur*innen durch ihr leistungsbetontes Tun ebenso Wohlbefinden erfahren. Ihre Investitionen und Anstrengungen, die oftmals ganzheitlich angelegt sind und den Bereich von Ernährung und Lebensführung betreffen (vgl. VIII, 343–346), lohnen sich auf vielfältige Weise. Sie gehen in eine leistende Lebensphilosophie über. Das leistende Sich-Überwinden hat aus Sicht der Interviewpartner*innen zentrale Bedeutung für das Wohlbefinden: »Man fühlt sich einfach besser.« (VIII, 346f.).

4 Fazit

Die vorliegende Arbeit hat gezeigt, dass Leistung nicht eindimensional verstanden werden kann. Vielmehr wird das sportliche Leisten erst aus unterschiedlichen Perspektiven verständlich. Der Ansatz der Forschungsarbeit war es, den *Facettenreichtum des Leistungsprinzips* zu verdeutlichen. Dementsprechend ist das Prinzip nicht aus *einer* theoretischen Perspektive betrachtet worden. Hingegen ist zunächst aus verschiedenen theoretischen Perspektiven auf das Leisten im Sport und die Besonderheiten des Trendsports geschaut worden. Vor allem war es das zentrale Anliegen mittels der empirischen Forschungsarbeit die Perspektive der Sportler*innen zu betrachten und hieraus die Bedeutung des Leistens zu rekonstruieren. Dementsprechend zeigt sich in den empirischen Analysen, die auf *Zusammenhänge* fokussieren, ein vielfältiges Bild von Leistung im Sport.

Leistung ist insofern als facettenreiches Prinzip dargestellt worden, als dass der Zusammenhang von Leistung mit zentralen Kategorien des Sporttreibens deutlich herausgearbeitet worden ist. Diese sind die *Präsentation*, die *Gemeinschaft*, das *materiale Erleben* und *ästhetische Erfahren* und die *Gesundheit*. Erst im Zusammenhang mit diesen Perspektiven wird die Bedeutung des Leistens deutlich. Das haben die empirischen Analysen anschaulich gezeigt.

Als zentrale Kategorien des Leistungshandelns haben sich *Spezialisierung* und *Vielseitigkeit*, sowie die *Kontinuität des Tuns* gezeigt. Im Wechselspiel zwischen diesen Eigenschaften und Dimensionen des Leistens findet *Steigerung* statt, welche die Kernkategorie des Leistens im (Trend-)Sport darstellt. Dabei ist Steigerung ebenso wenig eindimensional zu verstehen wie Leistung. Vielmehr hat sich gezeigt, dass Steigerung vielfältige Bedeutungszuschreibungen erhält, die sich im Zusammenhang mit den benannten Perspektiven des Sporttreibens ergeben. Zwar geht es zum einen um die Steigerung von Leistungsfähigkeit im engeren Sinne, zum anderen ergeben sich aus der Steigerung vielfältige Zugänge zu anderen Perspektiven des Tuns und umgekehrt ergibt sich aus der Bedeutung anderer Perspektiven die Steigerung von Leistung beziehungsweise sie bedingt sich durch die Bedeutung der anderen Perspektiven.

Leistung ist demzufolge erst unter Einbezug der vielfältigen Perspektiven zu verstehen, die untereinander zahlreiche Wechselwirkungen und Verflechtungen

aufweisen. Sie sind eng miteinander verbunden. Es geht demnach nicht um eine einzelne Perspektive auf das Sporttreiben, wie Sport als Leistungshandeln zu verstehen oder es einseitig mit Blick auf die Gesunderhaltung auszulegen. Alle genannten Perspektiven gehören zusammen und kommen nicht ohne einander aus. Leistung stellt dabei eine grundlegende und zugleich vielfältige Kategorie dar. Dies hat sich mit der Grounded Theory Methodologie, welche die Pole des Geschehens erkenntnistheoretisch nutzt, anhand der erhobenen Daten zeigen lassen. Entsprechend verlief die Darstellung anhand kontroverser Fragen, die darauf verweisen, dass eine einseitige Bestimmung des Leistens das Prinzip verfehlt.

Es ist dementsprechend danach gefragt worden, inwiefern Leisten ein *rationales Erproben und Steigern* sein kann. Hierbei ist auf den Entwicklungsprozess fokussiert worden, als welcher sich das Leisten und Steigern kennzeichnet. Er ist durch biographische und sozialisatorische Faktoren bedingt und kann folglich, trotz planvoller und zielgerichteter Anteile, nur zur Hälfte aus dieser Blickrichtung begriffen werden. Vielmehr spielen pfadbedingte Einflüsse, das dadurch bedingte Interesse und der Wechsel zwischen Spezialisierung und Vielseitigkeit eine zentrale Rolle. Dementsprechend ergeben sich Phasen von Diskontinuität, die jedoch ebenso als zum Leistungsprozess zugehörig zu begreifen sind. Zudem zeigt sich die Bedeutung des Gefühls der Sportler*innen als erfahrungs- und selbstwahrnehmungsbasierte Kategorie für die Gestaltung dieses Prozesses.

Ebenso wenig ist das Leisten als *Präsentation von Perfektion* zu verstehen. Durch die Sichtbarkeit der Leistung und das dadurch zustande kommende Feedback stellt die Präsentation eine zentrale Kategorie des Leistens und Steigerns dar. Sie generiert soziale Anerkennung und dient zugleich dazu, persönliche Erinnerungen festzuhalten, wobei Messwerte, Medien und Stil eine ambivalente Rolle einnehmen. Sie können der Steigerung dienen, jedoch ebenfalls den Wert des Tuns verschleiern. An dieser Stelle hat sich mit dem *Stürzen als Leistung* eine kontrastierende und zugleich aufschlussreiche Perspektive auf das Leisten gezeigt, die für das Steigern elementare Bedeutung besitzt. Sie kennzeichnet die sportliche Haltung und stellt verständlich den Lernprozess in den Mittelpunkt des Tuns. Es kann nicht nur darum gehen, mit perfekten Ergebnissen sichtbar zu werden, es gehört dazu, sich im Prozess zu zeigen.

Auch in der Kategorie der *sozialen Vergemeinschaftung* zeigt sich die Polarität des Leistungshandelns. Im Leistungsprozess erfahren die Sportler*innen Zugehörigkeit ebenso wie Einsamkeit und eine Auseinandersetzung mit sich selbst. Die Gemeinschaft und das Miteinander haben eine zentrale Funktion für die Steigerung, jedoch kann insbesondere der Vergleich neben seiner steigernden Wirkung ebenso zu Frustration führen. Durch Leistung erhalten die Sportler*innen Zugang zu Gemeinschaftserfahrungen und zugleich findet hierüber Abgrenzung statt und es wird Exklusivität erzeugt. Leistung und ihre Steigerung sind nicht nur als Akt der Verge-

meinschaftung, sondern ebenfalls als Prozess der Selbstbegegnung und Selbsterfahrung zu begreifen.

Gleiches zeigt sich auch in der Perspektive des *materialen Erlebens und ästhetischen Erfahrens*. Das Leisten ermöglicht besondere Natur-, Raum- und Materialerfahrungen, die sich durch Verbundenheit mit den Elementen und der Natur ebenso wie mit dem Sportgerät kennzeichnen. Zugleich werden Material und Körper verständig angeeignet. Es wird Vertrauen in Körper, Material und Können aufgebaut. Hierin zeigt sich, dass die Sportler*innen nicht nur nach Erlebnissen streben, sondern diese in Form ästhetischer Erfahrungen zugleich dazu dienen, den weiteren Aneignungsprozess verständig zu gestalten. Einen Höhepunkt in der Erfahrung von Leistung und Steigerung stellen demzufolge die Momente des Verstehens und Gestaltens dar, die zugleich Ausdrucksmöglichkeit und Identität schaffen.

Das Leistungs- und Steigerungshandeln ist abschließend als *Gesundheitsmanagement* betrachtet worden, welches den Umgang mit Verletzung und Krankheit einschließt und es beinhaltet, den Körper als Ressource zu verstehen. Mitunter bedeutet Leistungssteigerung das Eingehen von Risiken und den Umgang mit dem Verschleiß des Körpers. Sehr deutlich zeigt sich an dieser Stelle noch einmal, inwiefern eine Perspektive – Leistung – nicht ohne die andere – Gesundheit – auskommt. Leistung und Gesundheit gehören zusammen und sind zugleich antinomische Kategorien, die es bestmöglich miteinander zu verbinden gilt. In den Daten fällt auf, dass die Sportler*innen diesen Zusammenhang immer schon mit bearbeiten und reflektieren. Abschließend ist die Bedeutung des Leistens und Steigerns für die Herstellung von Wohlbefinden deutlich geworden. Die Sportler*innen bearbeiten mit ihrem sportlichen Leistungshandeln Herausforderungen ihres Alltags, weil es ihnen ermöglicht, ihren Kopf abzuschalten oder in Ruhe nachzudenken. Es wird nicht nur auf körperlicher Ebene Wohlbefinden hergestellt, das sportliche Leisten ist für die Sportler*innen sinnstiftend und über den Sport hinaus bedeutungsvoll. Leistungssteigerung erscheint aus der Perspektive von Gesundheit lose an ein Maß an Selbstfürsorge und Selbstmanagement gebunden zu sein.

Mit den Interviewdaten konnten die hier zusammenfassend dargestellten Perspektivierungen veranschaulicht werden und tiefgehende Einblicke in die Bedeutungszuschreibungen der Sportler*innen gewonnen werden, welche umfassenden Aufschluss über die Wirkweise und den Facettenreichtum des Leistungsprinzips gegeben haben.

Die theoretische Hinwendung zur Leistung im Sport hat zuvor einen vielfältigen Blick auf das Prinzip gegeben. Die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung hat die Merkmale des modernen Leistens verdeutlicht, bei dem es wesentlich um *Steigerung* geht (vgl. Eichberg 1984). Zugleich hat das Steigern als Gesellschaftsprinzip in einem eindimensionalen Verständnis, mitunter im Sinne des olympischen »höher, schneller, weiter/stärker« seine Grenzen und Schattenseiten gezeigt und ist deshalb bereits in den 1970er Jahren in den Fokus von Kritik geraten, die zugleich

eine tiefergehende Auseinandersetzung mit dem Sinn des Leistungsprinzips und die Frage nach seiner Ausgestaltung mit sich brachte. Der Blick auf die Bedeutung von Aktions- und Präsentationsleistung (vgl. Gebauer 1972) sowie auf die Leistung als freudiges Können und Könnensbewusstsein (vgl. Klafki 1964 & 1974) konnte die gesellschaftliche und pädagogische Dimension dieser Kategorie aufzeigen. Aus zivilisationstheoretischer Sicht ist eine Entwicklung von Fremd- zum Selbstzwang festgestellt worden (vgl. Elias & Dunning 2003), was einen reflektierten Umgang mit dem Leistungsprinzip noch bedeutungsvoller erscheinen lässt. Durch Globalisierung, Mobilität und Medialisierung ist eine verstärkte Wettkampforientierung des Leistens und ein zunehmendes Rekordstreben im Sport unterstützt worden (vgl. Elias & Dunning 2003). Das sportliche Leisten hat sich entsprechend der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Orientierung an Fortschritt, Gewinnmaximierung und Erfolg entwickelt. Dunning (2003) konstatiert im Vergleich zum ursprünglich rein »spaßorientierten« Sport und der Orientierung an »Muße« eine zunehmende Ernsthaftigkeit des Sports. Leistung hat eine große Nähe zum Wettkämpfen erhalten und ist mitunter mit diesem gleichgesetzt worden, was eine Einengung des Prinzips Leistung bedeutet (vgl. ebd.).

Der *Trendsport* ist aus zwei Perspektiven betrachtet worden. Schwier sieht ihn als einen den »konventionellen Sieges- und Wettkampfcode überschreitenden« Sport mit »Erlebnis- und Spaßorientierung« und betont ein »alternatives Sportverständnis« (Schwier 2008, S. 12), während Lamprecht, Murer und Stamm das frühe Entwicklungsstadium der Trendsportarten betonen und von einer Angleichung der Trendsportarten an das bestehende Sportsystem ausgehen. Sie sehen anstatt von Freiheit als Lebensgefühl der Sportler*innen vielmehr die Gefahr der Vereinnahmung des Sports durch wirtschaftliche Interessen (vgl. 2003, S. 34). Aus der von dieser Arbeit eingenommenen Perspektive des Leistens wird deutlich, dass für ein Verständnis des Handlungsfeldes Trendsport beide Perspektiven notwendig sind. Sie ergänzen sich gegenseitig, weil beide Blickwinkel unterschiedliche Besonderheiten des Feldes erfassen. Sie widersprechen sich nicht, vielmehr kennzeichnen sie das Spektrum, in dem sich das Leisten der Sportler*innen bewegt.

Aus der Perspektive des Leistens zeigt der Trendsport ebenfalls zwei parallel verlaufende Linien oder Pole des Handlungsgeschehens. Zum einen ist eine *Öffnung der Perspektive* auf ein breiteres Spektrum an Leistungsmomenten zu sehen. Leistung ist nicht gleichbedeutend mit Wettkämpfen oder Gewinnen. Es sind unterschiedliche Ausrichtungen des Steigerns zu finden, von denen die Präsentation der Leistung nur eine Perspektive neben jener von Gemeinschaft, materialem Erleben und ästhetischem Erfahren sowie Gesundheit und Wohlbefinden ist. Zum anderen ist im Trendsport eine zunehmende Forcierung, sogar ein weiterer *Höhepunkt des Steigerns* im engeren Sinne, zu sehen. Es geht entsprechend des modernen Leistungsprinzips um Innovation und Rekorde. Mit der Suche nach Extremen, der Beschleunigung und der Betonung von Virtuosität (vgl. Schwier 2008) kann neuartigen Sport- und

Bewegungsformen eine besondere Nähe und Betonung des Steigerungsmoments zugesprochen werden. Auf den Punkt gebracht: Der Trendsport steigert das Steigern.

Durch ihre informelle Struktur, ihre Nähe zur Natur und den urbanen Räumen, ihre selbstgestaltete Übungspraxis und die erfahrungs- und stilorientierten Selbstaneignungsprozesse sowie durch besondere Material- und Körpererfahrungen eröffnen trendsportliche Kontexte vielfältige Möglichkeiten für eine Öffnung und breitere Ausgestaltung des Leistens. Der Charakter des Trendsports legt ein weites Verständnis von Leistung nahe, in dem vielfältige Bedeutungszuschreibungen im Hinblick darauf, was gesteigert werden soll, vorgenommen werden können. Es können beispielsweise auch Natur- und Körpererfahrung oder Gesundheit und Wohlbefinden gesteigert werden und die zentrale Perspektive von Sportler*innen darstellen, wobei Leistung stets eine grundlegende Kategorie bleibt. Mit der Steigerung von Leistung geht der Zugang zu anderen Perspektiven einher oder sie werden durch die Steigerung ermöglicht. Der Trendsport lädt durch seine Machart zu vielfältigen Perspektiven und einer facettenreichen Ausgestaltung des Leistungsprinzips ein. Durch seinen Fokus auf Innovation sind das Erproben und Explorieren zentrale Handlungsperspektiven. Der Trendsport betont das kreative Steigern.

Neben dieser Einladung zu einem weiten Leistungsverständnis bedient der Trendsport gleichzeitig die Variante eines engen Leistens, das auf Rekorde und Gewinnen fokussiert. Die in Trendsportarten etablierten Wettkampfformate unterscheiden ebenfalls Siegende und Verlierende, auch wenn mitunter eine geringere Relevanz, versinnbildlicht durch die Abwesenheit bei Sieger*innenehrungen oder andere Bedeutungszuschreibungen und Inszenierungen, beobachtet werden können. Vielmehr als eine klare Abgrenzungslinie des Trendsports zeigen sich hier unterschiedliche Facetten des Sports und des Leistens.

Unabhängig von »trendsportlichen« Ausgestaltungen – sofern diese auch im Sinne eines weiten Leistungsverständnisses verstanden werden – stellen Kontinuität, Spezialisierung und Vielseitigkeit zentrale Achsen des Leistungsprinzips dar, welche die Steigerung bedingen. Ein weites Leistungsverständnis schließt das Wettkämpfen keineswegs aus, es berücksichtigt dieses als Perspektive des Tuns neben anderen. Dementsprechend muss diese Perspektive ebenfalls im Leisten des Trendsports Berücksichtigung finden können, ohne daran direkt eine Angleichung an das bestehende System des Sports zu sehen. Die Daten haben zudem unabhängig von Sportarten und deren Nähe zum Trendsport gezeigt, dass dem Handeln der Sportler*innen bereits ein weites Verständnis von Leistung zugrunde liegt oder daran gearbeitet wird, obwohl der Begriff »Leistung« mitunter eng ausgelegt wird.

Eichbergs (1984) Frage, inwiefern die neuen Sport- und Bewegungsformen, wie Yoga, Thai Chi, Body Building, asiatische Kampfkunst und afroamerikanische Tänze eine »Alternative« zum »industriegesellschaftlichen« Leisten darstellen (ebd.,

S. 105), ist folglich zweischneidig zu beantworten. Sie können eine Alternative darstellen oder in das Format des industriegesellschaftlichen Leistens überführt werden. Mit dem Ausklingen der westlichen Industriegesellschaft ist noch kein Ende der entsprechenden Leistungskultur zu verzeichnen. Weitet man die Frage auf den Trendsport aus, ist bei der Integration der neuen Bewegungsformen ebenfalls beides zu erkennen. Es findet einerseits weiterhin ein enges Steigern, orientiert an Rekorden und Wettkampfplatzierungen, statt, es wird gemessen und festgehalten und die neuen Bewegungspraktiken können ebenfalls für die Reproduktion und Wiederherstellung von Leistungsfähigkeit genutzt werden. Zum anderen vermag der Trendsport, der neue Formen des Bewegens in seinen Samplings integriert, das enge »industrielle« Leisten aufzubrechen. Es ist weniger festzustellen, dass dieser Sport die vorherige Leistungskultur ablöst, als vielmehr, dass er diese erweitert und ergänzt. Nicht nur weil sich Trendsportarten noch in einem frühen Entwicklungsstadium befinden, werden Exploration, Kreativität und Innovation als Facetten des Leistens hervorgehoben. Sie werden als »neue« Werte betont. Dieser Innovationsanspruch berührt das Leisten, welches vielfältigere Ausgestaltungen und Deutungen erhält.

Eichberg spricht von »Nicht-Leistungs-Übungen«, die zu einer neuen Form von Sport und Bewegung und einem neuen Reproduktionsverhalten werden könnten, womit er dem Gesundheitssport eine kompensatorische Funktion für die Aufrechterhaltung der Leistungskonfiguration zuspricht (vgl. ebd., S. 102–105). Aus der Perspektive der vorliegenden Forschungsarbeit, die Leisten als grundlegende Form menschlichen Seins und Handelns versteht, sind diese Übungen nicht als »Nicht-Leistungs-Übungen« zu betrachten. Sie betonen vielmehr andere Facetten des Leistens, darunter auch eine auf sich selbst gerichtete Facette, die ebenfalls eine leistende Auseinandersetzung darstellt. Im Sinne Sloterdijks (2009) sind es Übungspraktiken mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung. Sie sind als Gegenpol und Ergänzung zu einem engen und äußerlich orientierten Leistensverständnis zu verstehen, das auf die Produktion von Ergebnissen und das Gewinnen fokussiert. Der Trendsport integriert damit einerseits grundlegende Merkmale des industriellen Leistens und entwickelt zugleich weitere Zugänge, er versucht sich zu distanzieren und kommt nicht umhin zu bemerken, aus welcher Leistungskultur er stammt und beeinflusst wird. Die Bearbeitung und Weiterentwicklung der Leistungskonfiguration stellt eine zentrale Aufgabe des Trendsports dar. Die Frage bleibt, inwiefern das Bestehende um etwas Neues ergänzt wird oder inwiefern das Neue im Sinne des Neo-Antiken an etwas Grundlegendes, etwas bereits Dagewesenes erinnert.

Abschließend bleibt demzufolge ebenfalls festzuhalten, dass der Facettenreichtum des Leistens, den diese Arbeit mit Blick auf den Trendsport hervorhebt, unabhängig von Sportarten und ihrer Zugehörigkeit zum Feld des Trendsports zu finden ist. Der Trendsport kann diesen Facettenreichtum – wie beschrieben – betonen,

ebenso wie hier ebenfalls ein eindimensionales Steigern forciert werden kann. Die Ausgestaltung des Leistungsprinzips ist demzufolge nicht unterkomplex anhand von Sportarten auszumachen, sie findet ebenso wenig autonom auf Ebene von Einzelpersonen statt. Vielmehr ist in den vorliegenden Daten zu beobachten, wie sich die Handelnden zwischen verschiedenen Facetten des Leistens sowie Ausgestaltungen des Prinzips hin und her navigieren, wobei sie vom Kontext ihrer Sportarten, ihrer Sportsozialisation und Biographie beeinflusst sind, sich jedoch immer wieder von den Polen des Leistungsprinzips, von einer einseitigen Ausrichtung wegzubewegen versuchen. Sie vermitteln verschiedene Perspektiven miteinander und integrieren enge und weite Auslegungen des Leistens. Mitunter gilt es – auch aus ihrer Perspektive, der Drift in Richtung eines engen Leistungsdenkens entgegenzuwirken und sich auf das Wesentliche zurückzubedenken, um einem sinnentleerten Leisten vorzubeugen und die Freude, den Spaß am Leisten zu erhalten. Der Umgang mit dem Leisten ist als Aufgabe der Sportler*innen zu verstehen, die sie im Verlauf ihres sportlichen Handelns bearbeiten – was dementsprechend zugleich zur Aufgabe von Trainer*innen und Lehrpersonen des Sports wird.

Zusammengefasst geht aus der vorliegenden Forschungsarbeit hervor, dass das Leistungsprinzip als *dialektisches Verhältnis* zwischen Leistung und anderen Perspektiven des Sporttreibens wie Gesundheit, materiales Erleben und ästhetisches Erfahren, Miteinander und Präsentieren zu verstehen ist. Wird Leistung auf Gewinnen und Rekorde reduziert – auf die Unterscheidung von Sieg und Niederlage –, findet eine Einengung des Prinzips und seines Verständnisses statt, das dem Handeln und den Bedeutungszuschreibungen der Sportler*innen nicht entspricht. Leistung erhält ihre Bedeutung durch ihr dialektisches Verhältnis zu anderen Perspektiven, die es miteinander zu vermitteln gilt. Der Trendsport vermag durch seinen Charakter an dieses Verhältnis, die *Vielfalt der Perspektiven* und den *Facettenreichtum des Leistens* zu erinnern.

Literaturverzeichnis

- Abraham, A. (2002). *Der Körper im biographischen Kontext. Ein wissenssoziologischer Beitrag*. Westdeutscher Verlag.
- Alkemeyer, T., Boschert, B., Schmidt, R. & Gebauer, G. (2003). *Aufs Spiel gesetzte Körper. Aufführungen des Sozialen in Sport und populärer Kultur*. UVK.
- Balz, F. (1964). Eröffnung. In Ausschluß Deutscher Leibeserzieher (Hg.), *Die Leistung* (S. 9–10). Hofmann.
- Bausinger, H. (2006). Wie Leistung zu Leistung wurde. Anmerkungen zur Bedeutungsgeschichte. In H. Bausinger (Hg.), *Sportkultur* (S. 121–136). Attempo.
- Bette, K.-H. (1999). *Systemtheorie und Sport*. Suhrkamp.
- Bette, K.-H. (2003). Volles Risiko. Extremsport und Abenteuersuche als Lebenselixier. *Psychologie heute* (05/2003), 42–47.
- Bette, K.-H. (2004). *X-treme. Zur Soziologie des Abenteuer- und Risikosports*. transcript.
- Bette, K.-H. (2011). *Sportsoziologische Aufklärung. Studien zum Sport der modernen Gesellschaft*. transcript.
- Blumer, H. (1973). Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus. In Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, Bd. 1 (S. 80–146). Rowohlt.
- Bockrath, F., Boschert, B. & Franke, E. (Hg.). (2008). *Körperliche Erkenntnis. Formen reflexiver Erfahrung*. transcript.
- Brandstätter, U. (2013/2012). Ästhetische Erfahrung. *Kulturelle Bildung Online*. Abgerufen von <https://www.kubi-online.de/artikel/aesthetische-erfahrung> (letzter Zugriff am 19.12.2021)
- Breuer, C. & Michels, H. (2003). Trendsport. Modelle, Orientierungen und Konsequenzen. (Einführung). In C. Breuer & H. Michels (Hg.), *Trendsport. Modelle, Orientierungen und Konsequenzen* (S. 11–17). Meyer & Meyer.
- Charmaz, K. (2006). *Constructing Grounded Theory. A Practical Guide Through Qualitative Analyses*. SAGE Publications.
- Csikszentmihályi, M. & Jackson, S. (2000). *Flow im Sport. Der Schlüssel zur optimalen Erfahrung und Leistung*. BLV Verlagsgesellschaft.
- Csikszentmihályi, M. (2010). *Das flow-Erlebnis. Jenseits von Angst und Langeweile: im Tun aufgehen* (11. Aufl.). Klett-Cotta.

- Degele, N. & Dries, C. (2005). *Modernisierungstheorie*. Fink.
- Der Spiegel (2011). Snowboard. »Sie sind Wölfe«. *Der Spiegel* 43/2011, 115.
- Dittmar, N. (2009). *Transkription. Ein Leitfaden mit Aufgaben für Studenten, Forscher und Laien*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Duden (2023, 2. August). *Krass*. Abgerufen von <https://www.duden.de/rechtschreibung/krass>
- Dunning, E. (2003). Die Dynamik des modernen Sports: Anmerkungen zum Leistungsstreben und zur sozialen Bedeutung des Sports. In N. Elias & E. Dunning (Hg.), *Sport und Spannung im Prozeß der Zivilisation* (S. 363–397). Nomos.
- Ehni, H. (1977). *Sport und Schulsport. Didaktische Analysen und Beispiele aus der schulischen Praxis*. Hofmann.
- Ehni, H. (1979). Handlungsorientierte Sportdidaktik. In S. Größing (Hg.), *Spektrum der Sportdidaktik* (S. 173–206). Limpert.
- Ehni, H. (2000). Vom Sinn des Schulsports. In P. Wolters, H. Ehni, J. Kretschmer, J. Scherler & W. Weichert (Hg.), *Didaktik des Schulsports* (S. 9–35). Hofmann.
- Eichberg, H. (1984). Sozialgeschichtliche Aspekte des Leistungsbegriffs im Sport. In H. Raetzer & B. Tripp (Hg.), *Gesellschaftliche Funktionen des Sports. Beiträge einer Fachtagung* (S. 85–106). DVG.
- Elias, N. (2006). *Was ist Soziologie?* Nomos.
- Elias, N. & Dunning, E. (2003). Freizeit und Muße. In N. Elias & E. Dunning (Hg.), *Sport und Spannung im Prozeß der Zivilisation* (S. 169 – 229). Nomos.
- Erdmann, R. (2004). Sportliche Leistung und pädagogische Implikationen. In R. Prohl & H. Lange (Hg.), *Pädagogik des Leistungssports: Grundlagen und Facetten* (S. 73–91). Hofmann.
- Flick, U. (2007). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Frei, P., Lüsebrink, I., Rottländer, D. & Thiele, J. (2000). *Belastungen und Risiken im weiblichen Kunstturnen. Teil 2: Innensichten, pädagogische Deutungen und Konsequenzen*. Hofmann.
- Frei, F. & Wolff, D. (2023). Die Selbstverständigung über den Analyserahmen – erlebte Grounded Theory. In B. Zander et al. (Hg.), *Qualitatives Forschen in der Sportpädagogik, Beiträge zu einer reflexiven Methodologie* (S. 191–215). Springer.
- Fuchs, M. (2015): *Ästhetische Erfahrungen – Hinweise für den Umgang mit einem komplexen Begriff*. Kulturelle Bildung Online. Abgerufen von <https://www.kubi-online.de/artikel/aesthetische-erfahrungen-hinweise-den-umgang-einem-komplexen-begriff> (letzter Zugriff am 24.06.2019)
- Gebauer, G. (1972). »Leistung« als Aktion und Präsentation. In *Sportwissenschaft*, 2, 182–203.
- Gebauer, G (2003). Der Körper als Medium von Erkenntnis. In T. Alkemeyer, B. Boshert, R. Schmidt & G. Gebauer (Hg.), *Auf's Spiel gesetzte Körper. Aufführungen des Sozialen in Sport und populärer Kultur* (S. 229–233). UVK.

- Gebauer, G., Alkemeyer, T., Boschert, B., Flick, U. & Schmidt, R. (2004). *Treue zum Stil. Die aufgeführte Gesellschaft*. transcript.
- Gertenbach, L., Kahlert, H., Kaufmann, S., Rosa, H. & Weinbach, C. (2009). *Soziologische Theorien*. Fink.
- Glaser, B. G. & Strauss, A. L. (1998). *Grounded Theory: Strategien qualitativer Forschung*. Huber.
- Glaser, B. G. & Strauss, A. L. (2010). *Grounded Theory: Strategien qualitativer Forschung*. (3., unveränderte Auflage). Huber.
- Grupe, O. (1974). Leistung und Leistungsprinzip im Sport. Zu Problem und Kritik leistungsorientierten Handelns in Sport und Leibeserziehung. In M. Müller (Hg.), *Sinn und Unsinn des Leistungsprinzips. Ein Symposium* (S. 111–137). dtv.
- Grupe, O. & Krüger, M. (1997). *Einführung in die Sportpädagogik*. Hofmann.
- Gugutzer, R. (2004). Trendsport im Schnittfeld von Körper, Selbst und Gesellschaft. Leib- und körpersociologische Überlegungen. *Sport und Gesellschaft*, 1 (3), 219–243.
- Gugutzer, R. (2012). *Verkörperungen des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen*. transcript.
- Hapke, J. (2018). Pädagogische Perspektivierung differenzanalytisch betrachtet: die Perspektive Miteinander und Leistung im Sportunterricht. In B. Fischer, S. Ruin, A. Poweleit, S. Meier (Hg.), *Empirische Schulsportforschung im Dialog* (S. 29–43). Logos.
- Hartmann, M. (2023). Ästhetisches Erkennen im Forschungsprozess – Selbst- und leibensensible ›Anhalt-Punkte‹. In B. Zander et al. (Hg.), *Qualitatives Forschen in der Sportpädagogik, Beiträge zu einer reflexiven Methodologie* (S. 243–262). Springer.
- Heinemann, K. (1989). Der »nicht-sportliche« Sport. In K. Dietrich & K. Heinemann (Hg.), *Der nicht-sportliche Sport. Beiträge zum Wandel im Sport* (S. 11–28). Hofmann.
- Hitzler, R. & Niederbacher, A. (2010). *Leben in Szenen. Formen juveniler Vergemeinschaftung heute* (3., vollständig überarbeitete Auflage). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kelle, U. (1994). *Empirisch begründete Theoriebildung: Zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung*. Dt. Studien-Verlag.
- Kelle, U. & Kluge, S. (1999). *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kelle, U. (2008a). *Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung. Theoretische Grundlagen und methodische Konzepte* (2. Auflage). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kelle, U. (2008b). Strukturen begrenzter Reichweite und empirisch begründete Theoriebildung. Überlegungen zum Theoriebezug qualitativer Methodologie. In H. Kalthoff, S. Hirschauer & G. Lindemann (Hg.), *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung* (S. 312–337). Suhrkamp.

- Kelle, U. (2011). »Emergence« vs. »Forcing« of Empirical Data? A Crucial Problem of »Grounded Theory« Reconsidered. In G. Mey & K. Mruck (Hg.), *Grounded Theory Reader* (2., aktualisierte und erweiterte Auflage) (S. 133–156). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Klafki, W. (1964). Das pädagogische Problem der Leistung und der Leibeserziehung. In Ausschuss deutscher Leibeserzieher (Hg.), *Die Leistung* (S. 33–58). Hofmann.
- Klafki, W. (1974). Sinn und Unsinn des Leistungsprinzips in der Erziehung. In M. Müller (Hg.), *Sinn und Unsinn des Leistungsprinzips. Ein Symposium* (S. 73–110). dtv.
- Kompetenzzentrum – Trier Center for Digital Humanities (2023, 02 August). *Wörterbuchnetz. Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*. Krass. Abgerufen von <https://woerterbuchnetz.de/?sigle=DWB&lemma=krass#0>
- Koob, D. (2007). Lorient als Symbolischer Interaktionist. Oder: Warum man selbst in der Badewanne gelegentlich soziale Ordnung aushandeln muss [49 Absätze]. *Forum qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 8(1), Art. 27, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:0114-fqs0701279>
- Krüger, M. F. & Hummel, A. (2015). Leistung und Wettkampf: zur pädagogischen Legitimation eines Bildungsmotives des Sports. In *sportunterricht*, 2015 (2), 355–362.
- Kurz, D. (1977). *Elemente des Schulsports. Grundlagen einer pragmatischen Fachdidaktik*. 1. Auf. 1977, 3. Auf. 1990 mit einem Nachwort (S. 239–244). Hofmann.
- Lamnek, S. (2005). *Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch* (4., vollständig überarbeitete Auflage). Beltz.
- Lamprecht, M., Murer, K. & Stamm, H. (2003). Die Genese von Trendsportarten – zur Wirkung von Institutionalisierungs- und Kommerzialisierungsprozessen. In C. Breuer & H. Michels (Hg.), *Trendsport. Modelle, Orientierungen und Konsequenzen* (S. 33–50). Meyer & Meyer.
- Lenk, H. (1973). »Manipulation« oder »Emanzipation« im Leistungssport? Die Entfremdungsthese und das Selbst des Athleten. In H. Lenk, S. Moser & E. Beyer (Hg.). *Philosophie des Sports* (S. 67–108). Hofmann.
- Lenk, H., Moser, S. & Beyer, E. (1973). *Philosophie des Sports*. Hofmann.
- Lenk, H. (2010). *Das flexible Vielfachwesen. Einführung in die moderne philosophische Anthropologie zwischen Bio-, Techno- und Kulturwissenschaften*. Velbrück Wissenschaft.
- Lindemann, G. (2008). Theoriekonstruktion und empirische Forschung. In H. Kalthoff, S. Hirschauer & G. Lindemann (Hg.), *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung* (S. 107–128). Suhrkamp.
- Loret, A. (1996). *Génération Glisse. Dans l'eau, l'air, la neige...La révolution du sport des »années fun«*. Autrement.
- Meier, S. (2023). Leisten, Leistung und Leistungsbewertung – Auslegungen in pädagogischem Interesse. In G. Stibbe & S. Ruin (Hg.), *Sportdidaktik und Schulsport: Zentrale Themen einer diversitätssensiblen Fachdidaktik* (S. 171–186). Hofmann.

- Meinberg, E. (2009). *Leistung und Moral. Zur Genealogie einer modernen Leistungsethik*. Lit.
- Merleau-Ponty, M. (1966). *Phänomenologie der Wahrnehmung*. De Gruyter.
- Michels, S. (2017, 12. Mai). *Die GeSoLei in Düsseldorf*. Abgerufen von <https://www.geschichte.hhu.de/lehrstuehle/europaeische-expansion-im-19-und-20-jahrhundert/duesseldorfer-globalgeschichte/die-gesolei-in-duesseldorf.html>
- Mullen, R. (2015, 02. Februar). *Pop an ollie and innovate!* Zugriff am 02.02.2023 unter <https://www.youtube.com/watch?v=3GVO-Mfll1Q>
- Müller, M. (1974). *Sinn und Unsinn des Leistungsprinzips. Ein Symposium*. Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Parry, O. (1998). Inter-corporeality and reflexivity: researching naturism. In J. Richardson, A. Shaw (Hg.), *The Body in Qualitative Research* (S. 173–184). Ashgate.
- Plessner, H. (1975). *Die Stufen des Organischen und der Mensch*. de Gruyter.
- Reichertz, J. (2003). *Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung*. Leske + Budrich, Opladen.
- Reichertz, J. (2013). *Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung. Über die Entdeckung des Neuen* (2., aktualisierte und erweiterte Auflage). Springer VS.
- Rosa, H., Strecker, D. & Kottmann, A. (2013). *Soziologische Theorien* (2. Aufl.). UVK.
- Ruin, S. (2015). *Körperbilder in Schulsportkonzepten. Eine körpersoziologische Untersuchung*. Logos.
- Schimank, U. (1988). Die Entwicklung des Sports zum gesellschaftlichen Teilsystem. In R. Mayntz, B. Rosewitz, U. Schimank & R. Stichweh (Hg.). *Differenzierung und Verselbstständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme* (S. 181–232). Campus.
- Schimank, U. (1995). Die Autonomie des Sports in der modernen Gesellschaft. Eine differenzierungstheoretische Problemperspektive. In J. Winkler & K. Weis (Hg.). *Soziologie des Sports* (S. 59–71). Opladen.
- Schimank, U. (2013). *Gesellschaft*. transcript.
- Schulze, G. (1992). *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Campus Verlag.
- Schulze, G. (2005). *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart* (2. Auflage). Campus Verlag.
- Schwier, J. (2003). Was ist Trendsport? In C. Breuer & H. Michels (Hg.), *Trendsport. Modelle, Orientierungen und Konsequenzen* (S. 18–32). Meyer & Meyer.
- Schwier, J. (2008). Trendsportarten – Entwicklung, Inszenierung und mediale Verwertung. In T. Schauerte & J. Schwier (Hg.), *Die Ökonomie des Sports in den Medien* (S. 11–38). Herbert von Halem.
- Schwier, J. (2008a). Trendsportarten und ihre mediale Inszenierung. In W. Schmidt, I. Hartmann-Tews & W.-D. Brettschneider (Hg.), *Erster deutscher Kinder- und Jugendsportbericht* (S. 189–209). Hofmann.

- Selting, M. (2009). Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion*, 10, S. 353–402. Zugriff am 17. August 2010 unter <https://www.gespraechsforschungozs.de/heft2009/p-x-gat2.pdf>
- Sloterdijk, P. (2009). *Du mußt dein Leben ändern. Über Anthropotechnik*. Suhrkamp.
- Steinke, I. (1999). *Kriterien qualitativer Forschung. Ansätze zur Bewertung qualitativ-empirischer Sozialforschung*. Juventa.
- Stichweh, R. (1990). Sport – Ausdifferenzierung, Funktion, Code. *Sportwissenschaft*, 20(4), 373–389.
- Strauss, A. L., Schatzmann, L., Bucher, R., Ehrlich, D., Sabshin, M. (1964). *Psychiatric Ideologies and Institutions*. Free Press of Glencoe.
- Strauss, A. L. & Corbin, J. (1996). *Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Psychologie Verlags Union.
- Strübing, J. (2008a). *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatistischen Forschungsstils* (2. Auflage). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Strübing, J. (2008b). Pragmatismus als epistemische Praxis. Der Beitrag der Grounded Theory zur Empirie-Theorie-Frage. In H. Kalthoff, S. Hirschauer & G. Lindemann (Hg.), *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung* (S. 279–311). Suhrkamp.
- Strübing, J. (2014). *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatistischen Forschungsstils* (3., überarbeitete und erweiterte Auflage). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- TED Conference (2012, Juni). *Rodney Mullen*. TEDxUSC. Pop an ollie and innovate! [Video] https://www.ted.com/talks/rodney_mullen_pop_an_ollie_and_innovate
- TED Conference (2019, 20. November). *Our Organization*. Abgerufen von <https://www.ted.com/about/our-organization>
- Volkman, V. & Tessmer, L. (2023). Biographische Forschung und Grounded Theory Methodologie – Exemplarische Reflexion zum Prozess der Konstruktion von Forschungsgegenständen und der Folgen für method(olog)ische Entscheidungen anhand zweier Forschungsarbeiten. In B. Zander et al. (Hg.), *Qualitative Forschungen in der Sportpädagogik, Beiträge zu einer reflexiven Methodologie* (S. 99–120). Springer.
- Wagner, C. T. (1974). Lassen sich die gegenläufigen Forderungen nach Leistungssteigerung und Selbstverwirklichung erfüllen? In M. Müller (Hg.), *Sinn und Unsinn des Leistungsprinzips. Ein Symposium* (S. 138–168). dtv.
- Wolff, S. (2008). Wie kommt die Praxis zu ihrer Theorie? Über einige Merkmale praxissensibler Sozialforschung. In H. Kalthoff, S. Hirschauer & G. Lindemann (Hg.), *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung* (S. 234–259). Suhrkamp.

- Woo Sports (2023, 20. Juli). *Leaderboards*. Abgerufen von <https://leaderboards.woosports.com/kite/bigair?mt=height&sd=1357002000&ed=1689897600&co=&cy=&sp=&ge=>
- Zander, B., Rode, D., Schiller, D. & Wolff, D. (Hg.). (2023). *Qualitatives Forschen in der Sportpädagogik. Beiträge zu einer reflexiven Methodologie*. Springer.